



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.















Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

---

German-American Historical Review

(Published with the co-operation of the Germanistic Society of America)

---

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen  
Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

**Julius Goebel**

Jahrgang 1929

(VOL. XXIX)

Im Auftrage der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois  
German-American Historical Society of Illinois

Ashland Block, 155 N. Clark St., Room 809,  
CHICAGO, ILL.

---

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
CHICAGO, ILLINOIS

1929



# Inhalt

---

	Seite
Vorwort .....	5
Ungedrucktes aus der Jugendzeit von Karl Schurz.....	7
1. Jugendgedichte .....	11
2. Richard Wanderer, Ein episch-lyrisches Gedicht.....	14
Karl Schurz als Deutsch-Amerikaner.....Von <i>Julius Goebel</i>	102
Festrede zum Deutschen Tag.....Von <i>Karl Schurz</i>	122
Die deutsche Muttersprache.....Von <i>Karl Schurz</i>	133
Rede auf Bismarck.....Von <i>Karl Schurz</i>	137
Karl Schurz, der Mensch.....Von <i>Ernst Jockers</i>	150
Baron von Steuben's Appeal to Washington for Justice.....	168
Memoir of the Baron von Steuben.....By <i>William North</i>	188
Waterloo, Tagebuch vom Jahre 1815.....Von <i>Franz Lieber</i>	207
Rauch und Horne, Ein Abschnitt aus der Kulturgeschichte des pennsylvanisch-deutschen Volkes.....Von <i>Heinz Kloss</i>	221
Zur Geschichte der Ansiedelung Hermann, Mo., von <i>B. A. Uhlendorf</i>	243
Biographisches: Percy Shelley, Aneke, Max Klee, Louis Oscar Kohtz, Francis Lackner, George A. Schmidt, Louis Schring, John M. Wuelfing.....	250
Jahresbericht .....	262

24 1920  
Am. Hist. Soc. of N.Y.

F856  
H 111

E  
184  
63  
24  
v. 29-31

**Dem Andenken**  
von  
**Karl Schurz**





C. Schuy.





## Vorwort.

---

Das vorliegende Jahrbuch ist dem Andenken unseres großen Landesmannes, Karl Schurz, gewidmet, dessen hundertjähriger Geburtstag am 2. März hier, wie im alten Vaterlande, gefeiert ward. Während die meisten Veröffentlichungen und Festreden bei dieser Gelegenheit sein politisches und staatsmännisches Wirken in Amerika würdigten, schien es angebracht, daß unser Jahrbuch, als Organ deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung, die Verdienste des Deutsch-Amerikaners Schurz um sein Volkstum in diesem Lande besonders betone.

Zu diesem Zweck ward uns auf Anregung von Frä. Marianne Schurz, seiner noch lebenden Tochter, durch Herrn George McAneny, den Verwalter von Schurz's literarischem Nachlaß, eine Sammlung meist un veröffentlichter Dokumente (Aufsätze, Briefe usw.) in deutscher Sprache zur Verfügung gestellt. Aus dieser Sammlung wählte der Herausgeber die für die geistige Entwicklung von Schurz so hochinteressanten Schriftstücke aus, die hier als „Unge drucktes aus der Jugendzeit von Karl Schurz“ erscheinen. Die in derselben Sammlung enthaltenen Briefe von Schurz sind inzwischen unter dem Titel „Intimate Letters of Carl Schurz“ in englischer Übersetzung von der State Historical Society of Wisconsin durch Professor Joseph Schafer herausgegeben worden.

Der Text der drei hier wiedergegebenen Reden von Karl Schurz, in denen er wichtige, unser Volkstum angehende Fragen behandelt, ist gleichzeitigen Zeitungsberichten entnommen.

Auch die feinsinnige Studie von Professor Ernst Joders findet in der ausgesprochenen Deutschheit von Karl Schurz die letzte Quelle seines außerordentlichen Erfolges.

Die Mitteilungen über die beiden anderen, um Amerika hochverdienten Deutsch-Amerikaner, Baron von Steuben und Franz Lieber, bringen ebenfalls Neues oder Unge drucktes und werden dem Leser wie dem Forscher willkommen sein.

In der Einführung der ausgezeichneten „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte“ von Oswald Seidensticker sprach Schurz die Hoffnung aus auf „die Mitwirkung derjenigen, denen bisher noch nicht veröffentlichtes Material über den Gegenstand zur Verfügung stehe“. Eine teilweise Erfüllung dieses Wunsches bietet der Aufsatz über die beiden Deutsch-Pennsylvanier Rauch und Horne von Heinz Moß am Ende dieses Bandes.

J. G.



## Ungedrucktes aus der Jugendzeit von Karl Schurz.

### Einleitung.

Von jeher haben Jugendbriefe und literarische Erstlinge bedeutender Männer, nicht nur der Dichter, sondern auch der zukünftigen Musiker, Künstler und Gelehrten die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen. Geben sie uns doch, neben dem immer reizvollen Einblick in das Ringen und Werden des jugendlichen Geistes, nicht selten auch den Schlüssel zu einem tieferen Verständnis des Charakters und der späteren Leistungen der Mannesjahre, mögen diese Leistungen auch auf ganz anderem Gebiete als dem der Literatur liegen.

Daß sich auch Karl Schurz, wie so mancher hochbegabte Jüngling in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, als junger Gymnasiast und Student, ehe die Ereignisse des Jahres 1848 ihn in ihre Wirbel zogen, sich mit dem Traum zukünftiger Dichtergröße trug, hat er uns in seinen ausgezeichneten „Lebenserinnerungen“ (Band 1, S. 75 ff.) selbst erzählt. Hier berichtet er, wie sein literarischer Schaffenstrieb den kaum Achtzehnjährigen, nicht wenig von dem gelegentlichen Beifall seiner vertrautesten Freunde angespornt, ihn in beständiger Tätigkeit hielt und fährt dann fort: „Ich schrieb lyrische Gedichte in Menge und auch mehrere Tragödien geschichtlichen Inhalts. Von diesen Jugendsünden ist keine erhalten geblieben, um mir durch ihren Anblick mein späteres Alter zu verbittern — oder vielleicht auch zu belustigen. Leicht schämt man sich ja des gar zu Unvollkommenen, das man hervorgebracht, oder der Selbstüberhebung, die dazu gehörte, es zu unternehmen. Aber ich kann doch nicht ohne eine gewisse Nüchternheit in jene Zeit zurückdenken, als ich mit so tiefem Ernst mich dem dichterischen Triebe hingab, und mit der Hoffnung — sicherlich mit dem Wunsche — im Laufe der Zeit einmal dem Vaterlande wertvolle Schöpfungen zu schenken und in die Reihe seiner namhaften Schriftsteller zu treten.“



Durch Zufall sind, von Schurz wohl übersehen, eine Anzahl seiner Jugendgedichte in seinem Nachlaß erhalten geblieben, von denen hier einige mitgeteilt seien. Trotz mancher Unbeholfenheiten in Sprache und Rhythmus wird man den Einfluß Heines, der damals der Lieblingsdichter von Schurz war, leicht erkennen. Der Groll gegen die sozialen Verhältnisse, der sich in den „Niedern eines armen Jungen“ ausdrückt, deutet schon den zukünftigen Revolutionär an. Vielleicht gehen diese Verse auf das erschütternde Erlebnis zurück, als er seinen eigenen Vater im Schuldgefängnis besuchte, wohin ihn dessen Gläubiger hatten bringen lassen, um die Zahlung einer Schuld von ihm zu erzwingen, in die er durch die Gemissenlosigkeit eines Anderen geraten war. Damals war, ganz anders wie heute, Gefängnishaft noch ein kaum auszulöschender Schimpf für den Betroffenen wie für die ganze Familie.

Weit tieferen Einblick in das innere Leben des Jünglings als die Gedichte gewährt uns die Novelle „Richard Wanderer“, die er selbst ein „episch-Iyrisches Gedicht“ nennt. Obwohl Schurz diese Arbeit in seinen Lebenserinnerungen nicht erwähnt, so wissen wir doch aus seinem Brief an seinen Jugendfreund Petrasch, daß er den Plan dazu als siebzehnjähriger Gymnasiast faßte. Er schreibt darüber (27. Januar 1846): „Ich habe mir vorgenommen, so etwas von Novelle zu schreiben, und den Stoff soll bieten der Kontrast der idealen Welt in der Phantasie eines jungen Poeten und der trassen Prosa des wirklichen Alltagslebens. Wie gefällt dir?“

Wie sehr der Gegenstand ihn ergriffen hatte, an den er eine Zeitlang seine ganze Kraft setzte, zeigt ein Brief an Petrasch vom 3. April 1847. „Es mag dir vielleicht sonderbar vorkommen,“ so schreibt er, „aber ich habe meinen „Richard Wanderer“ wieder vorgenommen, und arbeite daran mit mehr Liebe als jemals. Ich bin bei der neuen, von der früheren ganz und gar verschiedenen Bearbeitung ganz voll von meinem Stoffe, lebe mich hinein und reproduziere, daß es eine Freude ist. Aber oft stehe ich vom Papier auf und es will mir fast scheinen, als ob das Ding von der Anlage her ganz verbohrt wäre; aber sehr liebenswürdig kommt mir der Stoff doch vor, und so erhole ich mich schnell wieder,

um weiterzuarbeiten. Aber einige Unbehaglichkeit will mich nach solch einem Bedenken dennoch nicht ganz verlassen, und ich habe leider auch gar kein Kriterium, an welches ich mich wenden könnte, selbst an Dich nicht, da bis auf den Schluß die Arbeit eine total andere geworden ist. Es tut mir leid, Dir keine Ansicht von dem Ganzen geben zu können, weil dies ohne ungeheure Weitläufigkeit nicht hergehen würde. Aber dennoch möchte ich Dich bitten, mir über den Kern, die Idee der Bearbeitung, wie Du sie gelesen hast, abgesehen von allen Mängeln der Form und Einkleidung ein Urteil so genau wie möglich zuzustellen. Du wirst dich wahrscheinlich der Sache dazu noch genügend erinnern. Das Ding interessiert mich zum toll werden, und ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt, daß es entweder ein ganz verrücktes oder geniales Nachwerk werden müsse. Ich sehe Dich lachen, aber das tut nichts. Übrigens habe ich wenig geschrieben, da ich mich gar zu sehr in diese Anschauungen hineingearbeitet habe, und der Stoff einen ungeheuren geistigen Umfang für mich genommen hat.“

Leider besitzen wir Petrasch's Antwort auf diesen Brief nicht, denn es wäre für uns höchst interessant gewesen zu hören, was ein Freund und Zeitgenosse über den dichterischen Versuch zu sagen hatte. Daß dieser Versuch keine Novelle im heutigen Sinne ist, liegt auf der Hand, dazu fehlt die klare, feste Zeichnung der Charaktere und der bedeutungsvolle Konflikt in den sie geworfen werden. Mit kluger Einsicht hat Schurz daher seine Arbeit ein „episch-lyrisches Gedicht“ und nicht eine Novelle genannt. Lyrisch ist denn auch der ganze Charakter dieses Jugendwerkes, und mit Bewunderung wird man lesen, welchen Nachdruck Schurz, der spätere, politische Denker und klare Beobachter der Wirklichkeit, als Jüngling auf das Herz und die Bedeutung des Gefühles legt. Nicht weniger wird man über die meisterhafte Beherrschung der Sprache erstaunt sein, die dieser dichterische Versuch des Achtzehnjährigen bezeugt. Die Nachwirkung der Romantik zeigt sich überall, nicht zum geringsten daran, daß der Held der Geschichte als totkranker Spielmann an gebrochenem Herzen stirbt, und zwar aus eingebildeter Liebe zu einem Mädchen, das anzureden er nicht einmal den Mut hatte. Es ist bedeutsam zu gewahren, wie selbst ein geborener Latensch wie Schurz sich in der dumpfen, lebensmüden

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Zeit des Vormärz in ein krankhaft gesteigertes Innenleben verbohren konnte, ehe die Stürme der Revolution reinigend ins deutsche Leben fuhren und ihm den Weg zum Handeln und Wirken frei machten. Als Zeugnis seines ernstesten Jugendstrebens wird das Werkchen jedoch vielen seiner Verehrer gewiß willkommen sein.

S. G.

## I.

### Jugendgedichte von Karl Schurz.

#### Ballade.

Mel.: Es war ein König im Lule.

Auf weiter öder Heide  
Da liegt ein kleines Grab,  
Drauf weht nicht Laub noch Kränzlein  
Vom Totenkreuz herab.  
Drin ruht in ewigem Schlummer  
Eine arme sündige Maid,  
Die hat ihr Kind getödet  
Vor lauter Liebe und Leid.

Ein Jüngling kam gegangen  
Und trat ans Grab hinau:  
„Du hast mich treu geliebet  
Wie ich nicht lieben kann.  
Du bist für mich gestorben  
Nun ruhst du auf öder Heid —  
Im Grab will ich dir treu sein  
In lauter Liebe und Leid.“

Er zog ein scharfes Messer,  
Sank auf den blutigen Grund,  
Es flüstert sterbende Worte  
Sein todessteifer Mund. —  
Nun ward es totenstille,  
Auf weiter öder Heid —  
Der Mond schien bleich und traurig  
Wie lauter Liebe und Leid.

#### Genrebildchen aus dem Stilleben.

Lieder eines armen Jungen.

#### 1.

Mein Vater steht im Schuldturm,  
Meine Mutter, die arme Frau,  
Sitzt jammernd auf kalter Kammer,  
Ihre Haare werden schon grau.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Meine Schwestern, die armen Würmlein,  
Sie ranken sich an ihr auf,  
Dann lassen die drei laut schluchzend  
Den Thränen den heißen Lauf.

Ich beiße die Zähne zusammen,  
Necht ingrimmig tu ich das,  
Durchschreite laut die Stube  
Und mache kein Auge naß.

Und ich beiße die Zähne zusammen,  
Meine Augen flammen darein,  
Und ich trete an ein Fenster  
Und seh in die Welt hinein.

Und ich beiße die Zähne zusammen  
Und seh' durch die Wolken hin,  
Und sah' ich Gott selbst im Himmel,  
Mein Blick durchbohrte ihn.

### 2.

#### Ein Besuch.

Ich klopfte an, das Thor ging auf  
Als wie ein Höllekrater.  
Man führte mich zum Inspekteur,  
Ich fragte nach meinem Vater.

„Man führ' ihn vor!“ Der Diener ging,  
Weit hört' ich seine Tritte.  
Die Thür sprang auf, ein Häfcher trat  
Herein mit barschem Schritte.

Und mit ihm kam, o Gott, o Gott!  
Mein eigener Vater gegangen.  
Er drückte mir die Hand, und schwieg,  
Der Arme war gefangen.

So standen wir denn Hand in Hand,  
Ward lange nichts gesprochen —  
Als er mir so in's Auge sah,  
Fast wär mir's Herz gebrochen.

„Zur Sache!“ rief der Inspektor!  
Da gab's nicht viele Worte.  
Wald öffnete der Häfcher mir  
Die schwere Ausgangspforte.

Mein Vater sah auf mich, und sprach  
Mit thränenstropher Zunge,  
Und lächelt seinen Häfcher an:  
„Ein hoffnungsvoller Junge!“

Stumm ging ich fort; ich weinte nicht,  
Fast war's mir wild und hitzig, —  
Gefällt die Mähr? Schön ist sie nicht,  
Doch ist sie nicht recht witzig?

3.

Ich habe in meiner Jugend  
So viel von Liebe gehört,  
Und nie hab' ich's verstanden,  
Und Niemand hat mich's gelehrt.

Und seh ich jetzt in mein Herze,  
So ist da alles grün —  
Doch seh ich an einem Orte  
Nichts grünen und nichts blühn.

Und seh ich in diese Leere,  
So ist mir alles vergällt —  
O dieser Ort, den füllte  
Auch nicht die ganze Welt.

Ich habe in meiner Jugend  
So viel von Liebe gehört,  
Jetzt hab ich's wohl verstanden,  
Doch Niemand hat mich's gelehrt.

**Sonnenblume.**

Und die Sonne, sie war gestiegen  
In ihr purpurnes Grab.  
Und es schaute die Sonnenblume  
Trüb sinnend zur Erde hinab.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Und es sprach zu ihr die Lilie,  
Was sinnest Du, Schwester mein?  
Was stehst Du da so traurig  
Und siehst in die Erde hinein?

Ich schaute der lieben Sonne  
In's Auge den ganzen Tag,  
Und sehne mich bis sie morgen  
Mir wieder erscheinen mag  
Und träume und träume.

Und die Tage sind verschwunden,  
Und der schöne Sommer verging,  
Bis an der letzten Blüte  
Das letzte Blättchen hing.

Noch einmal folgt sie der Sonne  
Bis in ihr purpurnes Grab,  
Dann sinkt sie betrübt und welkend  
Und sehrend zur Erde hinab —  
Und träumet und träumet.

II.

Richard Wanderer.

Ein episch-lyrisches Gedicht. Aus Richard Wanderers Tagebuch.

Von Karl Schurz.

2. Juni.

Das waren zwei blaue Augen!  
Sie glänzten so sanft und so sehr,  
Ich habe hinein gesehen,  
Ich tue es nimmermehr.  
Mir ward dabei so seltsam,  
Mir ward dabei so schwer,  
Sie waren so tief wie der Himmel,  
So tief wie das blaue Meer,  
Und mein armes sehnendes Herze,  
Das klopft in der Brust mir so sehr.  
Fast wäre es ganz versunken  
In dem tiefen blauen Meer.  
Das waren zwei blaue Augen!  
Wie ist mein Kopf mir so schwer —  
O könnte hinein ich schauen —  
Was sagt ich? — Nimmermehr. —

3. Juni.

Der Himmel ist so trübe, der Sturm jagt die Wolken herauf — ich kann heute nicht hinaus. Doch wohin wollt ich auch eigentlich? Lächerlich. Lächerlich, daß der Kopf so unschuldig fragen kann, als ob er nichts von den Regungen des Herzens wüßte! Und die Schritte folgen so gern meinem Herzen, und es ist nur ein Ort, wohin mich mein Herz zieht, nur ein armer kleiner Raum, und doch ruht die Ewigkeit im kleinen Raume. Wo könnte das anders sein, als an einem Herzen? Ja, es muß göttlich sein. Wie könnte solch' ein Auge trügen? Die Blut im Auge ist doch nur der Widerschein der Flamme im Herzen. Solch ein Auge kann nicht trügen.

Und wenn ich mich wieder so hineindenke in diese Szene, wo ich zum ersten Male seit langer Zeit meinen Glauben an Engel wieder erwachen fühlte, so möchte ich all die Gefühle wieder heraufbeschwören in meiner Brust, mit all ihrer jagenden Kraft, ihrem himmlischen Feuer. Und was fühlt ich denn? Eigensinniger Gedanke, kindischer Gedanke, wissen zu wollen, was man gefühlt hat, der Augenblick ist geschwunden, mit dem Augenblick der Blitz des Augenblicks, aber die Ahnung des Blitzes und seine Folgen bleiben noch, denn er hat ja gezündet. Hundertmal hab' ich versucht, ihre Worte in meinen trägen Geist zurückzurufen, aber umsonst. Ich wollte sie schreiben in jedes Buch, wollte sie tief in die Scheiben meines Fensters graben, damit jeder Blick der Sonne in meine Wohnung durch das Denkmal ihrer Worte fiel. Aber sie sind verloren, diese Worte, denn ihr Auge redete eine Sprache, die wie ein Engelsglöcklein aus tiefem Walde an mein einsames Herz schlug. O dieser Blick, in dem ein tiefes himmlisches Morgenrot glühte. Dieser Seufzer, der aus tiefer Brust in die beneidenswerten Rüste stieg, und ich, ach, ich stand in stiller Anbetung verloren — ja, hier hab' ich ein Wesen gefunden, daß ich so ganz, so ganz umfassen könnte, und dieser Anblick ließ keine Lücke in meiner wunden Seele. Ich muß dennoch hinaus.

A b e n d s.

Daß die Menschen steinkalt sind und steinhart, das ist kein

Zweifel. Wann wird der doch verstanden werden, der die Sprache des Herzens redet. Doch wer redet sie auch, die Sprache des Herzens? Nur ja die Zunge nicht. Sie deutet nur an, was eine höhere Sprache aussprechen könnte. Aber sie soll auch nur andeuten, denn wenn sie alles sagte — Gott, es wäre auch zu viel für diese steinkalte und steinharte Menschheit, denn sie würde dann auch nicht verstanden werden. Und wie kann ich nicht auch so kalt sein, so dumm und gleichgültig äußerlich, und meine es doch von Herzen gut. Da hab' ich einen Menschen, dessen Freundschaft ich sehnlich suche, mit dem ich so gerne immer zusammen sein möchte und doch nicht gut kann. Und da schleichen die Worte so langsam und das Herz möchte sich öffnen und kann doch nicht. Und das sieht sich mit kühlen Augen an — und es bleibt nach wie vor, und am Ende bin ich durch meine Gleichgültigkeit das ganze Verhältnis schuld, und kann doch im Grunde nichts dafür, aber ein guter Genius mag mich vielleicht gewarnt haben, denn da stehen sie und lächeln, wenn ein herzlich Wort uns über die Lippe schlüpft, und zucken die Achseln, wenn wir unsere Arme öffnen und auf einen Menschen warten, der sich hineinwerfe. O, was will ich denn mehr, als einen Menschen? Aber diesen Menschen, den ich will, ich hab' ihn noch nimmer gefunden und werde vielleicht auch nicht. — Gewiß werd' ich, denn sollte sie dieser Mensch nicht sein? Mensch, ich fange an zu fühlen, daß dieser Name doch unzureichend ist, denn in diesem Auge lag mehr als ein Mensch, oder sollte sie auch — ich wag' es nicht zu denken. —

Da zeichne ich und zeichne ich — aber kein Gesicht, wie das ihre. O, wenn ich einen Ton singen könnte, der Klänge wie ihre Stimme. Aber da sitz' ich und träume, und fühle, daß ich ein Träumer werden kann, aber mein Herz schlägt nach Offenbarung, und alle meine Worte verkünden schüchtern das süße Geheimnis. Wenn sie dies läsen, diese Zeilen, vielleicht würden sie wieder lächeln. Aber der Gedanke an ihren Spott vermag diese holde Flamme nicht zu löschen, denn ich suche einen Menschen — und lass' die Menschen lachen, wenn ich ihn gefunden habe. —

Brief.

Richard Wanderer an Carl Strahl.

Du fragst mich, wie es mir gehe? — Siehst Du, glücklich bin ich nicht, doch wer wär' es auch jemals gewesen? Ich sage Dir, man muß sehr bescheiden sein mit seinen Ansprüchen, wenn man eine Ahnung von Glück haben will. Du weißt, daß ich nicht zu viel fordere, aber ich muß noch weniger fordern, besonders von den Menschen. —

Ich setze mich so oft hin, um Dir zu schreiben, und mein Herz ist so voll, so voll, daß ich noch nicht weiß, was ich Dir schreiben soll. Du kennst das ja, und wovon mein Herz oft so voll ist, das ist kein Gedanke, keine Idee, es ist etwas Weites, Unendliches — die Worte reichen nicht aus dafür. Ich kann Dir's nicht sagen, und mag's auch nicht, denn wer bürgt mir dafür, daß Du nicht auch lachen wirst. Aber das ist gerade das schlimme, daß Alles, was so unbemäntelt aus dem Herzen vor das Auge tritt, belächelt wird. Ich liebe die Menschen herzlich, aber sie wollen nicht geliebt sein, sie spotten derer, die sie lieben. Ich liebe die Menschen so, daß ich nahe daran bin, ein Menschenfeind zu werden. Paradox, sehr paradox, würden sie rufen und wieder lächeln. Aber ich sage Dir, dies, dieses gerade ist die reine tiefe Wahrheit, die sich über mein Herz gelagert hat. Glaubst Du wohl, daß sie mich glücklich mache? Ich könnte Dir noch mehr dergleichen schreiben — aber was interessieren Dich die Bewegungen meiner Seele? Mich drängt's, Dir ein Abenteuer zu erzählen — Abenteuer ist doch eigentlich ein abscheuliches Wort. —

Du weißt, daß vor unserem Universitätsgebäude eine Menge kleiner Laubgänge liegen, in welchen wir Studenten sehr häufig zu spazieren pflegen. Ich wandelte dort vorgestern in duftiger Morgenfrühe, noch stille war's in den Laubgängen, und nie verstand ich die Melodie der Nachtigall besser, als in dieser heiligen Frühe. Ihre Seufzer zogen so sanft und so schwellend auch durch das flüsternde Grün, daß die Blumen zu horchen schienen und die ganze Natur das herrliche Bild zu stören fürchtete. Ich lehnte an einem Baum, gedankenlos oder gedankenvoll den Tönen der

Sängerin horchend. Plötzlich hör' ich Schritte hinter mir, leicht und leise, ein Gewand rauscht, und halb unwillig dreh' ich mich um, damit ich den Störer der Einsamkeit erblicke. Aber ein Mädchen seh' ich, hold wie der jungfräuliche Morgen. Ihre Wange war rot, wie die halbgeöffnete Rose, die ihrer Hand entfiel, ich hob sie auf und bot sie ihr, uns're Blicke trafen uns — O Carl, dieser Blick, dieser Engelsblick! Eine Welt lag in diesem Auge, eine Welt voll Wonne, voll paradiesischer Freuden. Verwirrt blieb ich vor ihr stehen, und wechselnd sah ich sie an — sie schlug die Augen nieder. Da kam ich halb zur Besinnung — ich sprach verwirrte Worte — Gott weiß welche, sie lächelte engelmild, und ich wandelte an ihrer Seite. O, wüßte ich noch, was ich gesprochen — es muß göttlich gewesen sein, es hauchte mich an, wie ein Frühlingshauch, und all meine Sinne waren befangen von dem holdseligen Anblick. Wie ich mich benommen haben muß! Das fiel mir nachher ein, und ich wurde vor mir selbst rot über und über. Ich begleitete sie — sie versagte es nicht — und wenn ich recht gelesen habe in diesem Engelsblick, Carl, Carl, ich sage Dir, lache nicht, denn ein einziger kleiner Spott würde mich zu Deinem Todfeinde machen. Dürft' ich hoffen, einen Menschen gefunden zu haben, der meine hohe schöne Idee, die in meinem Herzen wohnt, so ganz erfüllte? Seine Existenz würde mich glücklich machen. Eigentlich ist mir's jetzt leid, daß ich Dir's geschrieben habe, doch weil es so dasteht, nun so mag es bleiben. — T a g e b u c h. 5. Juni. Abends.

Die Sehnsucht tut doch manchen verlor'nen Schritt, und doch muß sie so viele tun, obgleich sie weiß, daß so viele vergeblich sind. Meilenweit könnte ich geh'n, um meiner Seele aus solch einem Blick, solch einem Wort neues Leben zu schöpfen, und so nahe ist sie, die Solde, und ich sehe sie nicht. Hundertmal wende ich um zu der Stelle im Laubgang, wo ich sie sah von Morgen bis Abend, aber ich finde sie nicht wieder. — Natur und Liebe. — Liebe? Ist es das, was mein Inneres und Innerstes so gewaltsam bewegt und so gewaltsam beruhigt? Ist das der tiefe See, in welchem meine Seele ferne Himmelsbilder sieht? Was zaudere ich, es mir zu gestehen? Ich gesteh' es mir und mein Herz hüpfet auf, und doch seufze ich dazu. — Natur

und Liebe — wie sich die ineinander finden. O, wie ich stand; und mein träumendes Auge folgte dem majestätischen Strom in die blauen Berge und der duftige Nebel schwebte über den ruhigen Wassern — und die Ruinen sahen mit ihren narbenvollen Säulptern ernst in das blühende Land — und die Auen, die hinter diesen Bergen liegen müssen, und unter all dieser Wonne mein schlagendes Herz, das die weichen, süßen Lieder der Nachtigall nachfühlte, die sich aus dem blühenden Busch über die Fluren ergossen — diese sehnsuchtsvollen Töne, die ahnten und suchten und nicht finden konnten. Ja, die Natur öffnet dem fühlenden Herzen die zärtlichen Mutterarme, damit es sich hineinwerfe, und ausweine seinen Schmerz und ausklage sein Leid und ausfühle seine Wonne. In der Natur ist die Heimat seiner Freude, leider ach, bei den Menschen nicht — und doch? — In diesen Bergen liegt ein schönes Land, und in diesem Lande schlägt ein Herz wie meines, und sie schlagen sich Lodernd entgegen, und finden sich nicht. Das muß die Nachtigall gesungen haben. Ich habe mir vorphantasiert, wenn ich sie sähe allein in einem weiten öden Walde, und ein reizendes Tier fiele die Hilflose an, oder ein raubgieriger Mörder, und ich spränge hinzu, und befreie sie aus der Gefahr im entscheidenden Augenblick mit Gefahr meines Lebens, und ich erlegte das reizende Tier oder den Mörder, und dann stände ich mit diesem Siegerblick vor ihr, der ihr sagte — o, dies tat ich für Dich, und sie sank mir in die Arme und nannte mich Retter — oder ich fiele zu Boden in dem Kampf, erschöpft von den Wunden, und sie würde meine Pflegerin — und mein Blut entflamte in ihrem Herzen eine ewige Flamme — Liebe. Gott!

Dort sinkt die Sonn in die Wolken,  
 Mir ist so wonnig und weh —  
 Und Ruhe ist rings um mich,  
 Und Friede wohin ich seh.  
 Und es möchte mein glühendes Herze  
 In die weite Welt hinaus,  
 Und ein dunkles Drängen und Schnen,  
 Das breitet die Arme mir aus.  
 Und ich möchte die Welt umfassen,  
 Ich möcht' ach — und kann es nicht' —



Doch es kühlet ein freundliches Lüftchen  
Mein glühendes Angeſicht.  
Ich möchte die Menſchheit umfangen,  
Und bin doch ſo allein —  
Da lächelt die ſterbende Sonne  
Behmütig in's Herz mir hinein.

6. Juni.

Nichts geſteht ſich doch der Menſch weniger gern, als ſeine Liebe, denn oft möchte er lieben, wo er nicht kann, und oft liebt er, wo er nicht will, Thorheit zu ſagen, ich liebe Dieſes oder Jenes. Denn für die Liebe liegt in dem Einen das All, aber in dem All auch nur dieſe Eine. Wer ſich ſelbſt allein liebt, der haßt niemanden mehr, als ſich ſelbſt. Liebe und Haß ſind gleich, wenn ſie in der Dunkelheit der eignen Bruſt egoiſtiſch verſchloſſen ſind; denn für Dich ſelbſt iſt Dein Herz finſter und unkenntlich, biß Du es in das Licht des zweiten Herzens ſtehlſt. Du ſiehlſt Dich ſelbſt nur im Spiegel wieder; und wenn auch Dein Herz in ſich ſelbſt ſehen will oder Dein Geiſt in Dein Herz, ſo zeigen ſich nur wirre Geſtalten, oder Du ſiehlſt hinein, wie in ein leeres Zimmer. Was haben wir, als uns ſelbſt? Gewiß nichts Körperliches. Doch was wären wir, wenn wir nichts ſuchten, als uns ſelbſt? Du haſt nie ein Herz gehabt, wenn Du nicht zwei hatteſt, und nie zwei wahrhaft gehabt, wenn Du nicht eins gegeben hätteſt. Erſt dann fängt Dein Eigentum auf Dein Herz an, wenn Du es verſchenkt haſt. Ich will Dir ſagen, was die Liebe iſt. Die Liebe iſt ein Wucher, womit Sehnen gehandelt oder mit Wonne oder Tränen bezahlt wird. Die Liebe iſt die Poeſie des Lebens und das Leben der Poeſie. Sie iſt das Leben des Lebens.

Guter Gott, da ſteht es nun ſo plan und nett, was die Liebe iſt; und ich leſ' es und leſ' es wieder, und lache über die Worte, und ärgere mich über mich; habe ich denn nie geliebet? Aber wie denn kann ein Liebender ſagen, was die Liebe iſt? Aber der Menſch geht aus ſich heraus, verläßt den Himmel ſeines Herzens und läßt den Geiſt ſpielen um die glühende Maſſe, an der er verpufft wie ein Tropfen Waſſer im Feuer.

Abend 3.

Sehen, und nichts als sehen. Sehen dies Eine im All, und dies All in dem Einen und nicht reden dürfen, sich nicht hinwerfen dürfen vor diesem Himmel. Trägt Du das All, mein krankes Herz. Aber da steh ich, wenn sie vorüber geht, und schaue hin, erröte und schlage die Augen nieder. Aber sie war doch nicht allein. Ja, wenn sie allein gewesen wäre! Da wogt es vor lauter Sehnen und Drängen in der engen Brust, und es vergehn die gefunden Sinne in der allgemeinen Wallung. Und all dies Gefühl vor keinem ausschütten zu dürfen, keinen zu haben, dessen Arme geöffnet sind, ein krankes Herz zu empfangen, keinen — das ist ein Unglück. Wo ist ein Freund? Ich habe keinen. Wo ist nur ein Mensch? Ich kenne nur einen, doch dieser ist ja mehr als Mensch. Ich konnte schreiben, aber nichts als Monologe — ach, sie würden auch lächerlich scheinen.

7. Juni.

Morgens 4.

Es ist gewiß, daß die Nacht die schönere Hälfte des Lebens ist. Nie ist man doch allein, nie fühl' ich mich einsam. Aber im Lichte des mühsam arbeitenden Tages unter Menschen sich allein finden, das ist es, was die Seele trübe macht. Gäb es im Herzen keine Einsamkeit, so würde es kein volles Unglück geben. Aber sehen, was man haben könnte, und nicht haben — wenn das in den Bereich des Gemütes tritt, so ist der Friede und die Luft dahin.

O, diese Träume, diese süßen melodischen Träume! Und sie verwirklicht seh'n, was müßte das erst sein! Und so geh' ich denn hin, höre im gefüllten Saal all das herzlose Zeug und schreibe und schreibe, als gälte es den Frieden meiner Seele; und kein Gesicht, keines, dem ich verwandt wäre. — Wenn ich nur meinen Studien darüber nicht Feind werde. Was brauch ich's zu gestehn — sie gefallen mir nicht mehr. Da schreibt ein Cicero über die Freundschaft, und hat nie, nie das große Wort erfaßt. Dieser Philister, wenn er nur noch das Herz in Ruhe ließe und sich um die Prozesse oder die großmäuligen Redner bekümmerte, wohin

er gehört. Und solch ein Horaz! Lieber Gott, was das ein Mensch ist! Doch ja, er ist ein Römer, ist ein praktischer Poet, und wußte wohl, daß es ihm etwas eintrug; da geht er durch seine Felder und sieht nur den Acker — da geht er ans Meer und sieht nur die Handelsstraße, aber das Wogen des Mehrenfeldes, aber die blauen Cyane, aber die tiefe Unendlichkeit der wogenden See, das ist ihm alles verloren. Er sitzt mit seinen Philistern hinter dem alten Weinkrug, lüsterne Blicke auf die dorisch frisierte Sängerin werfend — o, er ist so ein rechter Platzregen, der uns in poetischer Stimmung überrascht und uns tüchtig durchweicht. Auch all die Wege weicht er durch, die neckisch sich schlängelnd sich im duftigen, flüsternden Grün verlieren, all die Quellen schwellt er an, daß sie die Moosbänke an ihrem Rande umreißen, und die heilige Stelle in einen stehenden Sumpf verwandeln. Wer dieses Zeug doch gelobt haben mag. — Und wenn ich nun so aufblicke von dem dürrer Papier, und dann hineinsehe in mein quellendes Herz, und ich den duftigen Laubgang in heiliger Frühe erblicke, und ich stehe an den Baum gelehnt lauschend den Tönen der Nachtigall, und dann — o, wie oft könnte ich diese Geschichte erzählen, und erzählte sie doch nimmer genug. Heut muß ich sie sehen, es ist noch frühe, bald ist die Stunde da. Ich kann nicht mehr schlafen des Morgens, wenn mich die zagende treibende Ahnung ihrer Nähe weckt.

10 U h r.

O, die Unleidlichen! Hätte doch niemand ein Recht, in dieser geweihten Stunde im Laubgang zu wandeln, als ich und sie. Aber da läuft es und schwächt es an allen Ecken, und das macht Bemerkungen über das Wetter und feziert die Töne der Nachtigall — und nun dieser unleidliche Mensch von Mediziner. Ich habe die Entdeckung gemacht, sagte er, daß die Nachtigall über eine Oktave im Stimmumfang hat. Daß Dich nie mehr ihr Lied erquickte, unleidlicher Störer. Und so steh' ich und seh' mir den Kerl an, wie er horcht und lächelt und horcht und schwächt, ich hätte ihm eine Ohrfeige geben können — aber diese Menschen müssen ja auch sein. Und Eugenie ging vorüber. Nicht einen Blick? Guter Gott, dieser einzige Blick würde mich zurückge-

zaubert haben in das Reich der Träume, aber mir ward auch dieser eine nicht. Fassest Du das? Ich wandelte auf ihren Spuren, folgte ihr die geschlängelten Pfade hindurch — sie war nicht lebhaft — sie ging schweigend neben der Begleiterin; ich folgte ihr, und fürchtete, ihr nachzukommen — aber mir ward auch dieses eine nicht! — —

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht einmal seufzend gefragt: Was ist das Leben des Menschen? Und da vergleicht es denn der eine mit einem Schauspiel, der andere mit einem Schachspiel, der eine zieht alle Leute am Ende aus, der andere wirft sie alle in einen dunklen Sack, als ob sie sich alle gleich wären und gleichgültig. Daß der Mensch sich doch nie selbst denkt, ohne die Seele als eine zufällige Bewohnerin des Körpers zu betrachten. Warum betrachtet er den Körper nicht als eine zufällige Umgebung der Seele? Und so verwechseln sie das Haus mit dem Bewohner und philosophieren in den Tag hinein gegen ihre tiefinnerste Ueberzeugung. Wenn aller Menschen Häuser niedergerissen werden, sind darum alle Menschen gleich? Wenn aller Seelen Körper vernichtet werden, sind darum alle Seelen gleich? Es gibt nicht allein eine Seele des Körpers, sondern auch eine Seele der Seele. Es gibt auch einen Seelenadel, der sich weder auf Herkunft noch auf Verdienste gründet, und dieser Adel ist die Liebe. Was ist die Liebe? O, daß sich diese Frage dem Denkenden so oft in den Weg wirft, diese Frage, die der Denkende nicht versteht, die der Liebende nicht beantworten kann. Und doch liegt in dieser Frage die höchste Frage der Philosophie, die höchste Frage der Menschheit, denn die Liebe ist die Religion des Herzens. Wären alle Philosophen Liebende gewesen — Gott, welch ein Gedanke!

## 9. Juni.

Was man nicht alles leiden muß. Welche Titel man nicht tragen muß. Wenn ich sie sehe, all die herzlosen Kerls, deren Geist hinter ihren Folianten verdorrt ist, deren letztes Feuer aufdampfte in eine griechische Partikel, die in einem lateinischen Dichter aufzrischen wollen, was sie selbst zu fühlen sich nicht erkönnen — wie sie die Nase rümpfen über ein herzlich Wort, und

die Liebe etymologisch herleiten wollen, wie sie dem Herzen ihre Logik vorschreiben wollen und die Gefühle, wenn es noch welche in ihrer Brust gibt, in anapestisches Metrum schrauben, wie sie so lächeln, wenn einer sich untersteht anders zu fühlen und zu dichten, als Horaz, so habe ich satt an diesem ganzen Kram und möchte mich in einen Winkel der Erde verkriechen, in eine Schlucht unter einen Wasserfall möcht ich mich verbergen, wo ich die donnernden Worte der ewigen Natur höre, und mein eigen Herz zum Wörterbuch gebrauche, wenn ich eines nicht verstehe. Da dürft ich frei sprechen in das duftige Wallen, und die Natur würde klagen, wenn ich klagte, weinen, wenn ich weinte, jauchzen, wenn ich jauchzte. Nur unter Menschen muß man verschlossen sein. Da nennen sie mich einen verliebten Träumer, wenn ich einem warm die Hand drücke, und meine, der Winter würde mich vernünftiger machen. Ja, das ist das rechte Volk.

Verliebter Träumer. Verliebt! Was das wieder für ein Wort ist. Ein Wort, das ein alter Hagestolz erfunden, um die Brunstzeit seiner Jugend zu bezeichnen. Abscheulich! Ich soll ein Träumer sein! Ja träumen, was bleibt uns anders übrig? Sollte die Seele weniger Wärme nötig haben als der Körper? Nur innen ist's warm; da draußen bei den Menschen ist ein ewiger Wintertag. Da draußen gibts nur kalte Kost, aber der wahre Feuerwein der fließet aus dem Herzen in die Natur, aus der Natur in's Herz. Und doch soll man nicht träumen und die Seele in den Pelzmantel der Vernunft hüllen, die alle Schneeflocken geduldig abhält. Mag's tun, wer will. Ueberhaupt widern mich die gewöhnlichen Namen für so ein Verhältnis an. Verhältnis — auch dies, es klingt so arm, so prosaisch, wenn von einer solchen Liebe die Rede ist.

10. Juni.

Da schreibt mir mein Vater, seine Geschäftsverhältnisse stehen schlecht. Wie er dazu gekommen sein mag. Sonst macht er nie derartige Geständnisse. Ja, mein Vater ist ein schwacher Mann, aber auch ein guter Mann, und würde tausendmal besser sein, wenn meine Stiefmutter nicht wäre. Doch da geht ihr kümmerliches Leben so leise dahin, fristet sich langsam von Tag

zu Tag und sie spüren keine Veränderung in der Zeit, als wenn sich mit Sommer und Winter die Zahlung im kleinen Laden mehrt oder mindert, oder wenn die Gläubiger mehr drängen oder weniger — aber das schleicht und schleicht. Gott, welch ein Leben. Ein Leben ohne Liebe, ohne Schmerz. Ohne Schmerz? Nicht ganz, doch ist ihr Schmerz höchstens der derbe, materielle, und der setzt sich krallend fest und löst sich nicht duftig auf. Brot-sorge. Das ist der Wurm, der an dem Keim des gesunden vollkräftigen Lebens nagt, und der strebenden Seele plötzlich mit Gewalt die schlagenden Flügel schneidet. Bisher kannte ich das Ding nicht, welches Armut heißt, aber ein schwarzer Dämon raunt mir giftig lächelnd ins Ohr: Wird schon kommen. Freilich, wird schon kommen nach dieser Jugendzeit; aber jetzt soll man genießen. Die Jugend ist kurz. Man soll arbeiten. Die Jugend ist kurz. Gott helfe mir aus diesem Wirrwarr.

11. Juni.

Ich habe wieder einen solcher Augenblicke gehabt, die ich meine seligsten und meine traurigsten nennen möchte. Ich denke nichts, und doch ist mein Kopf zum Wirbeln voll, ich laufe hinaus und weiß nicht wohin, mein Herz hüpfst auf oder weint und weiß nicht warum. Dann möcht' ich zu den Kindern mich gesellen, die ruhig im Sande spielen, oder ich möchte graben oder ziehen, schnell, sehr schnell, mit den Arbeitern, die ich auf dem Felde sehe, oder mich hineinwerfen in den wallenden Strom, um einen Fisch zu suchen, der mich begleitete. Lauter tolles Zeug und unfählich summt es mir nachher in meinem armen Gehirn. —

11. Juni.

Ich kenne das Gefühl kaum noch, wie es mich heute erfüllt und doch ist's so heimatlich warm. Es geht doch nichts darüber, an so einem Abend, im heimatlichen Stübchen zu sitzen mit einem vertrauten Freund, und wenn man's auch nur glaubt für den Augenblick, und die Rede so hinfließen zu lassen über das Gewesene und Kommende, über Hoffnung und Erinnerung, und all dies gegeneinander abzuwägen und zu erzählen von Heimat und all dem Teuren, was unserm Herz so auf der Erde blüht. Und

wieder schweben all die holden Bilder aus der vergangenen Zeit um mich, und nickten mir zu, und ich kann mich nicht von ihnen trennen, und sehe mich wieder, wie ich als munterer Knabe grub und pflanzte, wenn ich aus der Schule kam und sang mit meinem Bruder, den ich lieb hatte, wie meine eigene Seele; und das Glück, als ich der Erste geworden war in der Schule und mit großer Gelehrsamkeit meinem Bruder all das beizubringen suchte, was ich mehr wußte als er. Und wie ich meinem Vater zuhörte mit großer Wichtigkeit, wenn er mit dem Bürgermeister sprach von Amerika und der Revolution und den Felzügen von 13, 14 und 15. Und nun endlich faßte mein Vater den Entschluß, mich aufs Gymnasium zu schicken meiner guten Anlagen wegen, und die Sehnsucht, die ich hatte im ersten Quartal nach meiner Heimat, denn das zimperliche, kränkliche Volk war mir zuwider von Anfang an. Und da zog ich denn Weihnachten mit Stolz in mein Vaterhaus, wunders viel Wissens auskramend von Declination und Konjugation und vom lateinischen Pensum und dem Deutschen Aufsatz; und mein Vater in seinem Stolz ließ mir einen Sammtrock machen und ich paradierte darin wie der erste Student. Und so bekam ich dann zu Ostern Nr. 1 auf's Zeugnis, hatte gewaltigen Respekt vor mir selbst und wurde hochmütig über und über. Und nun die Zeit, wo ich die ersten Verse machte und aus Drucken dachte, eh' ich wußte, was ein Reim ist, und wo ich ein Trauerspiel verfaßte, ein recht ritterliches, womit ich meinen Vater am Namenstag zu überraschen gedachte, und so schrieb ich's hübsch säuberlich ab in ein nettes Büchlein, und träumte von Ehr' und Ruhm, und wie mich die Leute anseh'n werden, wenn ich über die Straße ginge, und zweifelte nicht im geringsten, daß es werde aufgeführt werden, hörte mich heraussufen, hoch den Vorhang aufgeh'n und mich hervortreten unter stürmischem Beifall. — Auch die Worte wußte ich schon ganz genau, die ich sagen würde, und hörte den ganzen unendlichen Applaus; und an die Rede dacht' ich schon, die ich halten würde bei dem Souper nach der Vorstellung. Aber da fand ich plötzlich mein eben vollendetes Büchlein, das ich immer gut verwahrt hatte unter Schloß und Riegel, im geöffneten Kasten, und böse Duben hatten mir eine gräßliche Verwüstung angerichtet, denn wohl drei Szenen waren

ganz unbarmherzig ausgerissen. Meine Mut war grauenvoll, aber ich setzte mich dennoch von neuem dran und mein Werk wurde vollendet und dem Vater überschickt, der's mit stillem Jubel herumtrug, und die Leute verwunderten sich höchlich, wie der Junge das all habe schreiben können. Und so vergingen drei Jahre während meines Gymnasialbesuchs, und ich lebte hin ohne Schmerz und ohne Bedürfnisse für meine Seele, die ich nicht hätte befriedigen können. Da erkrankte mein Bruder; eben als ich Streit mit ihm gehabt, weil er meine Autorität nicht anerkennen wollte — mein einziger teuerster Bruder; weinend stand ich an seinem Krankenbett, denn ich hatte ihn lieb bis zum Wahnsinn. Hörst Du, sagte plötzlich der Junge, an ein altes Versprechen sich erinnernd, — wenn ich sterbe, ich erscheine Dir gewiß und sage Dir alles. Ein Wort ein Mann, rief ich leidenschaftlich und ein kräftiger Handschlag besiegelte den Bund. Meine Mutter weinte dabei, und es vergingen noch einige Tage, da war er schon tot. Das war denn der erste Schlag, der mein armes Herz traf, und von da an bin ich nicht mehr zur Ruhe gekommen. Ein paar Monate drauf bekam ich einen schwarz gesiegelten Brief in meiner Gynasialstadt — meine Mutter war tot. Mein Vater bekam einen Anfall von Wahnsinn. Die Zeit hat ihn wieder geheilt. Bei mir hielt der wirre Zustand länger, und ein heftiges Nervenfieber warf mich auf's Krankenlager. Mein Vater wachte bei mir Tag und Nacht, bis ich genesen war. Ach — ich genas, aber alles Glück, aller Friede war verschwunden. Wie ist es so anders, so unendlich anders geworden mit mir. Wie ist mein Kopf so wirr oft und so dunkel, und mein Herz so schwer. Meine Freunde erkannten mich nicht wieder, ich war und blieb ihnen fremd. Und ich ging von da an schon so einsam und verlassen durch's Leben wie jetzt, und nach und nach fing ich an es zu fühlen. Wär' ich im müsten Meer allein, oder im tiefen Walde, ich würd' mir eine Wohnung schaffen in mir, und verlassen wär' ich nicht; aber in dem Geräusch der Welt geht das nicht, und allein steh'n unter so viel Menschen, das nenn' ich verlassen sein. — Ich habe Euch wieder vorübergeführt an meiner kranken Seele, ihr schönen Tage, wo es anders mit mir war, und die Augen wollen mir übergeh'n in dem schönen Gedanken.



13. Juni.

Ein Bedürfnis fühlte ich in mir, welches ich niemals schmerzlicher empfunden habe wie jetzt. Wenn ich so zurückdenke, wie ich einsam mit einem Freunde saß und über Glauben sprach und Hoffnung und Liebe und sich unsere Herzen ergossen in schönen Gedanken und wir glaubten, das sei die Philosophie. Und wir schwärmten für das Gute des Guten wegen und all die romantischen Ideen, wie sie nur so eine junge Brust füllen können — o, so will's mir so leer erscheinen in mir selbst und Gott weiß, was mir fehlt. —

Denke ich mir Gott so groß und erhaben, als es in meinen Kräften steht, was kann er mir mehr geben als seine Liebe? Und was kann er mehr verlangen, als ein Menschenherz? Was kann er mir mehr zu meiner Pflicht machen, als seine Geschöpfe zu lieben? O Gott, wenn ich aufsehe zu Dir, und sehe in das reine, stille Antlitz des Himmels, so mein' ich, eine Wolke müßte stürmisch heranbrausen, den Blitz der Vernichtung zu schleudern in jedes Herz, das die Herzen nicht liebt. — Ich bin heute in der Kirche gewesen. Da lagen sie auf den Knien, Gebete, flüsternde, seufzende Wünsche strömten von ihren Lippen, und der andere Teil stand da, wie's eben hergebracht ist. Und da dacht' ich, werden all' die, welche hier in heißem Gebete liegen, würden sie vor Gott einander die Hände reichen und jeder zum anderen sagen können: Ich könnte sterben für dich. O, ich habe es wieder so recht empfunden — es muß eine Seligkeit sein, so recht aus vollem Herzen beten und glauben zu können. Aber mein Gebet ist hin, ich kann nur denken an Gott und könnte nur weinen zu ihm. Mein Glaube ist hin, und doch möcht' ich ihn umfassen mit der tiefsten, kindlichsten innigsten Liebe, diesen Retter der Menschheit, der mit dem brennenden Todeschmerz in der Brust seine giftigen Feinde an sein schwellendes Herz drückte. Und ich suchte nur sie in der Kirche; und doch war's mir lieb, daß ich sie nicht fand; denn wenn ich die da gesehen hätte, hingegossen in heißem Gebet vor dem Bilde des Gekreuzigten oder vor dem Altare, würden nicht da meine festesten Überzeugungen wankend geworden sein und ein blindes Feuer mich Gott weiß wohin gerissen haben?

14. Juni.

Da saß ich bei meinen Genossen,  
 Da wurde geschwaßt und gelacht,  
 Manch armes Lieblein gesungen,  
 Manch dürftig Bislein gemacht.  
 Und ich dachte an grüne Auen  
 Und an heimatliche Lust,  
 Und seufzte nach einer Thräne,  
 Nach einer treulichen Brust.  
 Was Teufel, bist du so stille?  
 Trint! Fort mit der Kopfhängerei!  
 Und ich hob den Becher und lachte —  
 Mir ward so weh dabei.

Erbaulich, sehr erbaulich. Auch solche Menschen gibt's. Doch warum nicht? Gibt's nicht noch schlimmere? Aber anzutasten mein tiefinnerstes Gefühl mit der Brutalität eines trunkenen Tiermenschen. Worte, Worte, daß mir mit Blut die Augen unterliefen, und ich einen Mord hätte begehen können. Ach Gott, sagt mir mein armes Herz, und ich seufze dazu — das war ja das Schlimmste nicht. Ruhig! Ruhig! — —

Brief.

Richard Wanderer an Carl Strahl.

15. Juni.

Ich werde Dich nicht mehr mit den Schicksalen meines Herzens belästigen, um auch Dich sagen zu machen, was meine Umgebung zu sagen schon gewohnt ist, was mir sie so sehr verleidet. Geschichte, das ist es, was ich Dir Stück für Stück exponieren will, daß Du Deine Freude daran haben sollst. Doch vielleicht auch nicht, denn ich habe ja eine Bitte an Dich. Laß mich zuerst Deine Fragen beantworten. Wie sie heißt, die Angebetete? O Du unleidlicher Frager, der da auch hören will, wo andere nur fühlen. Als ob ich je eines Namens bedurft hätte,, wo meine Seele Wesen liebte. Die Angebetete, sagst Du? Ja, denn was ist beten, als ein schöner Streich, den das Herz dem Verstande spielt, um ihn im Laufe aufzuhalten und ihm vorzueilen? Angebetete? Das dürfte das rechte Wort sein, aber es ist doch

so alltäglich. Warum sagst Du nicht — doch Du bist ja auch so ein Alltagsmensch, wenn das Herz redet und nicht der blasse Verstand. Verzeih' mir, aber Du bist auch so einer. Du fragst — Gott, ja. Doch Deine Frage will ich beantworten. Sie heißt Eugenie. Nicht genug? Für mich genug, warum nicht so für Dich? Doch der eine fordert mehr als der andere, und ich bin genügsam. Siehst Du nicht, was die Zeit für Gedanken in mir ausgebrütet hat? Es wird Dir lieb sein, wenn ich zu den Tatsachen übergehe. Ich ging in den Alleen umher und suchte — doch erwartete nicht, eine Idylle zu hören, wie ich sie Dir neulich erzählte. Ich habe das Leben von zwei Seiten kennen lernen und geseh'n, daß, wie höher der Eine über dem Gewöhnlichen steht, so tief steht der Andere darunter. Ich ging in den Alleen am Arme eines guten Bekannten; Du kennst ihn vielleicht, es war Eduard Wind. Ein guter Bekannter, sag' ich, — obgleich ich früher den Menschen geliebt habe. Freunde, sag' ich Dir, gibt's kaum, und man muß mit dem Namen nicht zu verschwenderisch sein. Wind wurde mir lästig, und sein Geschwätz entweichte die süße Stunde des Tages, die ich sonst zu den schöneren meines Lebens zu zählen pflege. Er neckte mich, und ich würde mir wenig daraus gemacht haben, weil ich es schon gewohnt bin, aber ich ahnte eine heilige Nähe, in der ich hätte allein sein mögen, oder gar nicht, und besonders nicht in so lauter Gesellschaft. Ich suchte meines Begleiters gemüthliche Seite aufzudecken und glaubte wirklich etwas gefunden zu haben. Ich war froh, sag ich Dir, ein herzlich Wort zu hören, und mein Herz eilte meinem Verstande voraus und schloß sich voreilig auf in unvorsichtigen Bekenntnissen. Ich sprach von Allem was mir heilig war — aber — nun weißt Du, daß mich nichts so sehr schmerzt, als eine getäuschte Hoffnung, die ich auf ein Herz gesetzt hatte. Kenn ich denn die Menschen zu wenig, um sie nicht alle für schlecht zu halten, für schlechter als sie scheinen? Wie, rief Wind, Du bist verliebt? — Nun, fuhr er laut fort in der ersten Freude, einen Witz gefunden zu haben, da Du mit Deinem Herzen eine Konjunktur gemacht hast, und diese mit dem Worte Liebe interpretierst, so will ich trotz der Korrektheit der Ausgabe deines eigenen Geständnisses doch eine kleine Interpolation machen mit der Interlinialversion,

daß in dem sauber geschriebenen Rodeg deines Herzens, in welchem nicht über die Inkorrektheit eines Abschreibers zu klagen ist, das Wort Liebe, das erste und letzte Vokabulum ist, und sich dazwischen nur einige Varianten in der Interpretation exponiert finden, ohne daß der gute Sinn des Textes irgend in Lesarten zersplittert wäre. Trotz des ungeheuren Unsinnns lachte er in größter Zufriedenheit laut auf, und so ging's fort, und wurden Geschichten vorgebracht mit erhobener Stimme, die mich rot machten über und über, wenn ich dachte, welches Ohr sie vielleicht zur ungünstigen Stunde auffaugen könnte; denn war sie nicht zugegen? Ich könnte Dir noch mehr dergleichen erzählen, doch habe ich Dir das Unsinnigste ausgesucht, obgleich sich dergleichen ziemlich tief in meine Seele einzuprägen pflegt. Glaubst Du, das schon wäre schlimm? Die Menschen begnügten sich, die heiligsten Gefühle nur zu verspotten? Spott ist eigentlich noch nichts, oder das gegenseitige Verhältnis der Menschen ist Spott über den fühlenden Teil.

Siehst Du, ich suchte nun, den Menschen los zu werden, oder mich doch wenigstens mit ihm aus den Räumen zu entfernen, wo ich ihn nimmer wissen wollte. Und so führ' ich ihn auf die Bude der Obsthändlerin los, wo wir Studenten zuweilen etwas zu nehmen pflegen. Vor der Bude saß ein alter Studiosos, Schrot und Korn, gemächlich aus seinem Körbchen Obst schmausend, den grünen Hut fest auf die langen Locken gedrückt, Mund und Kinn in dunkeln buschigen Barte begraben. Ein gewichtiger Rohrstock, den er zwischen den Beinen hielt, gab seinem Anblick etwas martialisches, das noch durch den großen Bullenbeißer, auf dessen Rücken er nachlässig das eine Bein schaukelte, beträchtlich vermehrt wurde. Und nun weißt Du, daß alle derartige Menomistereien mir so ziemlich zuwider sind; auch wenn sie von einem solchen Studiosos herrühren. Dieser machte nun etliche schlechte Späße, und verleidete mir bald das Mittel, welches ich unvorsichtiger Weise gebraucht hatte, mich der Wischeleien meines Begleiters zu entledigen. Und doch war alles ganz gut hergegangen, denn Du weißt, ich bin der sanftmütigste Mensch von der Welt gegen jeden Hund, wenn er mich nicht beißt. Überhöre weiter.

Plötzlich sah ich zwei Damen aus der Stadt kommen, welche an unserer Obstbude vorbei durch die Allee nach den entfernter liegenden Häusern wollten. Ich sah sie, und die eine war's, sie, die ich gesucht, für die ich gelitten an der Seite meines unleidlichen Wiglings. Sie schritten gerade auf uns zu, — o dieser Schliphidenschritt! Vor ihrem Angesichte flatterte ein Schleier, aber ich hatte sie doch erkannt; o, wie stand ich vor meiner Obstbude, ich erröthete stark, ich fühlte es genau, und ich hätte mich meilenweit hinausgewünscht von ihr, deren beseligende Nähe ich mir sonst so sehnsüchtig wünschte. Max Stumpf, so hieß der Altbursche, drehte sich gemächlich auf seinem Stühlchen um und schaute kauend mit zudringlichen Blicken den Vorübergehenden ins Angesicht. Ich schlug die Augen nieder, vergaß sie zu grüßen und geriet in endlose Verwirrung. Wenn doch die Schönen das Fliegengarn von der Bisage wegließen, rief Max Stumpf ungezogen. Man könnte sie sonst für häßlich halten. Kein übler Wesen, die rechts, setzte er behaglich hinzu. Das endete meine Verwirrung, ich konnte nicht mehr an mir halten, und wies derb den frechen Wicht zurecht über eine Gemeinheit, die doch als solche so einleuchtend war. Er blieb höchst kaltblütig, lachte und spottete. Wind, der mich immer mehr auffahren sah, legte sich darein, aber seine Wiße brachten mich nur noch mehr auf, und ich ging hinweg nach heftigem Wortwechsel. Begreifst Du das, Carl? O, diese Brutalität, die sich in den gemeinen Spöttereien Stumpfs kund gab — was wäre sie für mich gewesen? Aber wenn ich sie auf diesen Engel fallen sah, von dem ich Jahrhunderte träumen konnte, dessen Dasein ich ersehnt hatte — konnte mich das kalt und gleichmütig lassen? Du kennst mich, Carl, daß ich kein Wort ausspreche, das einem Menschen das Leben mutwillig verbittern könnte, aber — noch mehr.

Ich traf zufällig einige Bekannte, die mich zur Kneipe zogen. Lieber Gott — Du kennst das ja, was man für ein Zecher ist, wenn das Herz verwundet ist an einer Stelle, wo es die leiseste feindliche Berührung nicht ertragen kann. Ich sagte das der Gesellschaft, aber das polterte und lärnte und spaßte und lachte, unter sich, in die Ohren wispernd — Gott weiß worüber — ich wurde verliebt genannt, aufgezogen — kurz, mir wurde das Ding

zu toll und ich ging. Soll ich darüber klagen, wenn die Menschen nicht mitfühlend sind? Siehst Du, mein Teurer, ich würde nichts tun als klagen, doch ich verschlucke meinen Schmerz und zehre daran, wie es mir gefällt. —

So ging ich fort, und begegnete in meiner Straße einem Haufen Betrunkener. Ich will ausweichen, renne aber gegen den taumelnden Anführer der polternden Rotte und erkenne darin Mag Stumpf. Gegenseitiges Erkennen. Er hält mich fest, und bricht in eine Rede voll der gemeinsten Schimpfworte aus, arbeitet sich lange in seinem Thema herum, bis er endlich auf das beliebte Kapitel vom Duell kommt. Dies setzt er mir mit viel Eloquenz auseinander, wie bange ich, wie mutig er sei, droht, den dummen Zungen in der Gasse zu ersaufen, akkompagniert von dem Gelächter und Geschrei der ganzen besoffenen Bande. Was sollt' ich tun, ich gegen so viele? Stumpf fing an, handgreiflich zu werden, die andern unterstützten ihn, und ich sah mich zu einem altverbrauchten Mittel gezwungen, ich forderte ihn, da wurde übergestürzt, alles mögliche, bis ich zuletzt die Rotte durchbrechen konnte. Es ist unvermeidlich, es muß geschlagen werden, und ich bitte Dich auf den . . . ten, wenn's Deine Studien erlauben, hinzukommen, um mir zu sekundieren. Was soll ich mich hier an einen der Kerls wenden, die mir so zuwider sind? Du wirst doch nicht ausbleiben?

## 16. Juni.

Mag's immer sein, daß der Mensch besser sein kann, als er scheint; aber es ist nur allzuwahr, daß die Mehrzahl besser scheint als sie ist. Aber das ist das Elend, keinen, keinen, zu haben, dem man sich öffnen kann, dessen Herzlichkeit man vertrauen dürfte, und keinen Spott zu fürchten hätte. Was sagte G. mir heute? Tröstete Dich, mein Junge, es wird schon besser geh'n, und lächelte die andern spöttisch an, und die andern — Gott ja. Was sollte das anders heißen als: Du bist ein Narr, die Zeit wird Dich heilen. O wäre ich's, wäre ich wahnsinnig, um über all das hinwegsehen zu können, um Liebe zu seh'n in ihrem Spott, Wärme in jedem Händedruck, Treue in jedem Lächeln. Und doch graut mir vor dem Gedanken, Glauben und doch nicht haben,

Liebe zu seh'n, wo keine ist, ein Spott werden all denen, welchen man arglos vertraut — es ist doch gräßlich. Und Eugenie? Kein Wort von ihr zu hören, keine Silbe, und nur einen Blick zu erhaschen, wenn ich im dunkeln Laubgang an ihr vorbei wandle und das lästige Heer der Störer kein Wort erlaubt. Ihr nahe sein, das Herz gedrückt von Sehnen und Drängen, dem einzigen Menschen entgegen, der der Liebe wert ist — und doch.

17. Juni.

Carl kommt nicht? Auch gut. Laß fahren, was nicht bleiben will. Wie ich doch sprechen kann. Eine neue Wunde meiner Seele. Wenn ich Caesar wäre, ich würde sagen, auch Du mein Sohn? O Carl, Du warst der einzige Mensch, auf den ich hoffte, außer ihr, der einzige, dem ich von Lieb und Treue sprechen zu können glaubte, und auch da getäuscht. Nun mag's sein. „Du wirst entschuldigen, daß ich nicht Zeit habe, Deiner Bitte zu folgen“. Gut, Carl studiert zu viel. Nicht Zeit für einen Freund? Sonst hatt' er nie einen Augenblick, den er nicht für mich geopfert hätte. Ich soll entschuldigen? Warum nicht. „Doch dachte ich, Du hättest eine solche Angelegenheit mit einem solchen Menschen wegen so geringfügiger Ursache auf eine andere Weise vernünftig beilegen können und sollen.“ Sehr weise gesprochen. O, Carl, siehst Du denn nicht, daß ich mit Freuden der Sache mich unterziehe, daß ich mir Lust daraus machen würde, mit dem Degen dem Beleidiger der Seele meiner Seele auf den Leib zu geh'n, wenn er nicht gerade ein solcher wäre? Geringfügiger Ursache nennt er dies? Ob er nicht mehr die unverschämten Beleidigungen, die nicht mich, aber mehr als mich angingen, vor Augen hat? O, auch dieser versteht ein Herz nicht mehr, wenn es sich Lust macht und wie es sich Lust macht. Und nun diese Kälte — dieses Eis. Woher dieses? Auf eine vernünftige Weise? Gott auch dieser. —

A b e n d.

Es ist gesorgt. M. wird kommen. Ich bin nichts weniger als blutdürstig, aber dieser Säbelskampf reizt mich. Morgen frühe sei's dann. Wieder und wieder les' ich Carl's Brief. Sollte

er ganz für mich verloren sein? Ich soll ihm den Hergang der Sache schreiben, wenn es mir nicht gelingt, sie auf eine „vernünftige Weise“ beizulegen. Ein bloßes Compliment? Eine bloße Höflichkeitsform? Es sollte mir leid tun, doch soll's an mir nicht fehlen. Ich habe ihn lieb gehabt, sehr lieb, es soll an mir nicht fehlen! —

Ich bin umhergewandelt, wo ich sie jemals hoffen konnte, in der duftigen Abendkühle, in des Grün's heiligem Dunkel, bin die Allee hinauf, hinabgewandelt, habe alle Pfade des Wäldchens durchstrichen, vor ihrem Hause, aber keine Eugenie! Doch wie konnte ich sie auch dort vermuten? Und doch trieb es mich, ich mußte hin; o ich möchte fort, in's ungewisse Weite, auf einen Berg, wo ich mein Herz, mein Sehnen ausshauchen könnte, über das weite Land — es ist mir so weit in der Brust, und doch so eng! Es ist so voll hier, und doch seh' ich keinen Gedanken in diesem unfruchtbaren Hirn. Gedanken? Ach, da fällt mir all das unleidliche Zeug ein, was ich denken soll, klar und durchsichtig wie Wasser. Ja, klar und durchsichtig! Wie könnte ich doch noch jetzt, wo mein Kopf nur denken kann, um mein Herz zu verwunden. Ich kann's ja nicht denken, was ich fühle, und schreiben kann ich's nicht, sonst würde ich ein Bild von mir selber machen, und es der Welt vor die Augen legen, und Welt — doch was ist daran gelegen, — die Welt würde lachen. —

Es ist mir eine eigentümliche Lust, mir die morgige Szene recht ritterlich auszumalen. Wie ich sehe und fechte, fechte für Frauenehre, ohne Furcht und Tadel. Siegen, das ist gewiß. Ich werde malitiös sein, und keinen Hieb meinem Gegner schenken — wenn nur nicht mein weiches Herz mir in die Hand führt und ich ihm sein Blut lasse.

18. Juni.

Richard Wanderer an Carl Strahl.

Du batest mich, Dir den Hergang der Sache zu erzählen. Was war diese Bitte, mein Carl? War sie wirklich nur eine bloße Höflichkeitsform? Wie bist Du so kalt geworden, mein Leurer? So kalt gegen die, welche Dich lieb haben? O ich sage Dir, es sind nur wenige auf der Erde, die noch Freunde sein können, ver-



scherze die nicht, verrate sie nicht an Menschen, die es nicht sein können. Es tat mir wehe, auch Dich unter die Zahl meiner Spötter rechnen zu müssen, aber mußte ich nicht? Und kennst Du auch die Gefühle nicht, die meine Seele bewohnen, Du hättest mein Herz zarter behandeln sollen, denn Du wußtest, daß es verwundet sei. Doch laß Dich nicht irre machen, mein Carl, glaube nicht, ich wollte Dich bereden, mir eine kleine Lüge zu sagen, um mich zu beruhigen. Sie sind Dir vielleicht wohlfeil, vielleicht gibst Du sie weg, wie ein armes Geldstück einem Bettler. Aber gegen mich sei wahr, ich kann eine Härte verzeihen, ich habe deren so viele ertragen — eine Falschheit kann ich nicht verzeihen. Sei ehrlich gegen mich. Bist Du mein Freund? Du schreibst, ich hätte eine Sache von so geringfügigen Ursachen vernünftiger beilegen können. War die Ursache wirklich so geringfügig? Ja, wenn die Beleidigung mir geolten hätte, ich kann's ertragen, ertragen und beiße die Zähne zusammen und ertrag es doch. Weißt Du nicht, daß i h r die Beleidigung galt, welche die Ursache des ganzen Streit'es war? Das kann ich nicht ertragen, Carl. Vernünftiger hätte ich die Sache beilegen können? Wenn ich vernünftiger gewesen wäre, willst Du sagen. Nun, das sagt Du ja nicht allein. Doch ich will Deine Bitte erfüllen. Ich hatte mir ohne Dich zu helfen gewußt und auf den bestimmten Tag zogen wir nach dem Plaze im Walde, wo man gewöhnlich schlägt. Es gingen einige Duelle vor dem meinigen her, und eben hatte Max Stumpf und ich Distanze genommen und den ersten Säbelgang gemacht, als zwei Bedells plötzlich auf dem Kampfplatz erschienen und der Sache in aller Gemütlichkeit ein Ende machten. Max Stumpf war anfangs wütend, weniger wegen des ihm bevorstehenden Schicksals, als weil er mir, auf den er's besonders abgesehen zu haben schien, keinen Schmiß durch's Gesicht gegeben hatte. Später versuchte er auf dem Heimwege Wike zu machen; aber seine Umgebung war nicht eben aufgelegt, sie entsprechend zu belachen, ein Umstand der ihn später singen machte. Das sind Persönlichkeiten. Hat sie Gott zu Affen auf die Welt gesetzt, daß man sich an ihnen belustige, oder zu Quälgeistern, daß man sich über sie ärgere? Ich habe Erkundigungen über ihn eingezogen. Max Stumpf ist ein großer Schläger, ein größerer Trinker, ein noch

größerer Prahlhans und diese Steigerung könnte ich noch etwas fortsetzen — leider, daß es solchen Menschen gibt; aber die vegetieren ebensogut als andere und haben Dir einen Respekt — siehst Du, das ist ein Jammer.

Was unser Schicksal sein wird, das weiß ich noch nicht, doch macht mich die Sache einigermaßen besorgt, denn ich hörte, daß vor einiger Zeit verschärfte Gesetze gegen das Duellwesen angenommen sind. Ich bin sehr schlimm in dieser Beziehung gestellt, denn es ließe auf eine Relegation hinaus und ich verlöre meine Benefizien, so möchte es mit meiner Herrlichkeit aus sein — und graben kann ich nicht, und zu betteln schäm ich mich. Das sind Träume, Hoffnungen, Illusionen der Jugend. So verschieden stellt sich das Leben. Mir lacht kein Leben voller Freuden, voll Ehre und Glanz entgegen, ich bin mit meiner Gegenwart so allein, und in meiner Gegenwart wird meine Zukunft zerstört. Das ist traurig, wirst Du sagen, und dann nicht mehr. —

Wenn ich unglücklich bin, Carl, so entlasse ich meine Freunde; ich will nicht so hart gegen sie sein, sie zu Teilnehmern meines Unglückes zu machen; Freundschaft tut wohl im Unglück, sagt man, ich sage Freundschaft tut weh im Unglück, denn die Freundschaft will erheitern und man ist so gerne mit seinem Unglück allein; denn der Mensch ist glücklich, so lange er nicht auf den unglückseligen Gedanken gekommen ist, Menschen zu suchen. Glücklich, sagte ich? Ruhig. Aber die Ruhe ist ein Teil des Glücks, selbst die Ruhe des Kirchhofs. Glaubst Du das nicht? Ich glaub' es selbst kaum, und doch konnt' ich nicht umhin, es zu schreiben. Es ist ein süßer Gedanke, ruhig zu sein, hinblicken zu können, wie ein Gott über all' dies irdische Treiben, über Wonne und Schmerz — süß nicht, aber erhaben. Aber es ist nicht für Menschen, sag' ich Dir. Sie ist für Gott und den Teufel. Der eine sieht die Welt von oben an, der andere von unten, das ist der ganze Unterschied. Eins würde mich entschädigen für all' das Elend, all' den sittlichen Jammer, den ich so sehr auf der Erde; ein Blick in i h r e Seele würde mich dafür entschädigen. Das muß sein — doch zu wem sag' ich das? Hast Du je geliebt, Carl?

19. Juni.

Tagebuch.

Wir sind zitiert, ich bin unschuldiger Weise ein Renomist geworden. Wer sollt' es gedacht haben! Ja, aber das Schicksal schleicht tückisch hinter unserm Rücken herum und versetzt uns seine giftigen Streiche. Lass' es immer. Nur die Menschen machen unglücklich, das Schicksal nicht; aber verbünden sich die beiden und rücken im Einverständnis an, so mag Gott den armen Kopf aufrecht halten. Was ich machen soll, wenn ich aus meiner Karriere geworfen bin, weiß ich nicht. Karriere. Was ist das für ein dummes Wort? Was ist meine Karriere? Mir ein stiller einfaches Leben zu gründen, umgeben von einem Kreise von lieben und vertrauensvollen Menschen, so leise den Traum des Wissens und des Lebens dahinzuträumen — ach, wie ist diese Illusion so bescheiden gegen die frühere, wo ich mich in den Strom des Lebens hineinwerfen wollte, um siegend die Strudel zu überwinden und die andrängenden Wogen zu teilen. Wie einfach ist es, was ich mir jetzt wünsche, und ist doch — vielleicht — ja vielleicht unmöglich. An ihrer Seite — eh' —. Wie mag es sein — ich lese meine Blätter und lese sie wieder, und finde so wenig Eugenie's Namen. Und fühle doch so viel, so unendlich viel. Aber wie ließe sich dies sagen, wie ließe es sich schreiben? Ich wandle neben ihr hin, gehe neben dem Lichte die Bahn des Lebens im Dunkeln, und nur die Ahnung bleibt mir, nur dies einzige. O, ich habe viel Glück von der Welt zu fordern, wann werd' ich glücklich sein? Glücklich ist nur ein Herz, das alle Herzen hat, oder alle in einem. Wann werd' ich dies?

Was ich doch selbst für ein Mensch bin! Wenn ich's denke. Da geh' ich hin und träume von Glück, das ich nicht besitze, und such' es nicht, erob're es nicht; da verachte ich die Menschen, weil sie vermehrt haben das göttliche Urbild, verachte sie, und liebe sie doch; verachte sie, und doch schmerzt es mich, sie nicht alle an dies volle Herz drücken zu können; o gewiß, an diesem Herzen würden sie erwärmen, würden ahnen ein höheres tieferes Leben der Seele. So wandle ich durch's Leben, mache mir Hoffnungen, von denen ich fest weiß, daß sie nicht erfüllt werden und

mache sie doch, seufze nach Menschen, die niemals sind — ach, sie könnten doch sein. Fast möchte ich wünschen, ich hätte kein Herz — und hinweg wäre aller Schmerz, alle Niedergeschlagenheit über verlorene Wünsche, verlorene Pläne, alles Leiden einer getäuschten betrogenen Herzlichkeit, ich Schritte frei und kühn und sicher durch dies Leben, und unter meinen Füßen wäre mein Vaterland frei, kühn, sicher, ruhig — aber kalt — nein, nein, ich könnte nicht mehr seufzen und mich nicht mehr sehnen.

20. Juni.

Träume, verlorene Träume, Liebe, verlorene Liebe! Verloren, unglücklich. Dies Wort hat einen tiefen Sinn, und einen wahren Sinn. Ich fühl' es, ich hege eine verlorn'ne Liebe. Ist sie stolz, Eugenie? Verachtet sie mich? Da wandelt sie einher an der Seite der schwagenden Begleiterin, wandelt und sieht mich nicht, oder schickt sie einen lieben Blick dem schmachtenden Jüngling nach? Oder weiß sie nicht, daß der Strahl ihres Auges, der Strahl des Lichtes für das Herz dieses Jünglings ist? Oder glänzte dies Auge im kalten Glanze, wie die Sonne auf dem Spiegel des Stromes? Jetzt erst fühl' ich, wie arm ich bin, wie arm, wie klein meine Seele ist, einem Wesen gegenüber, vor dem sie niedersinkt. Oder sollte vielleicht mein törichtes Herz sich einer Unwürdigen geopfert haben? Sie ist reich — weiß sie, wer ich bin? Ja, jamm're ich in meine Seele hinein, ja, ich bin so arm, so doppelt arm einem solchen Wesen gegenüber — o, unwürdig? Welcher Teufel sagt mir das? Wer will mir den letzten Glauben an die Menschheit rauben? Torheit! Als ob ein Mensch die Menschheit retten könnte. Wenn ein Mensch gut ist, ist darum die Menschheit gut? Ebenso wenig, als sie schlecht wäre, wenn nur ein Mensch schlecht wäre. Es ist ein Jammer.

Es ist gewiß, daß es schlecht für uns ablaufen wird — für Max Stumpf und mich. Welche Ironie des Schicksals, das mich und diesen in ein Unglück stürzt, mich weil diesen, und diesen weil mich. Professor Brunner hör' ich, ist aufgebracht gegen mich. Warum? Es will jemand gesehen haben und ist ihm gesteckt worden, ich ließe seiner Tochter nach. Lieber Gott, welche Menschen! Nachlaufen! Ist dies meine Liebe zu Eugenie?

O, daß die Menschen so wenig versteh'n, so wenig des Herzens sanfteste, wehmütigste Offenbarung zu deuten wissen. Aber das treibt und stößt den gefühlvollen Menschen aus der Menschheit — und bald wird die volle Menschheit ganz leer sein. Und nun einen Menschen in der Menschheit zu wissen, der versteht, was ein Menschenherz ist — nur einen, und diesen einen verachten hören, und die Liebe zu diesem einen verspotten hören, zu diesem einen, der weiß, was ein Menschenherz ist. Bist Du dessen so gewiß? Ja, gewiß.

21. S u n i.

Heute wird es sich entscheiden. Mag's denn sein, wenn es mir meine Benefizien nicht raubt und meine Existenz nicht ruiniert wird — ja, das ist das rechte Wort, um dem schnellen Rade des Geistes einen Hemmschuh anzulegen. Und wenn es schlimm ginge — mein Vater, meine Geschwister — es wäre bitter. Geld! Geld! Welcher Menschenfeind diese unglückselige Erfindung gemacht haben mag? Die eine Hälfte der Menschheit zu erheben, daß sie mit der ganzen Wucht ihrer Schwere die andere erdrücke. Würde ich anders denken, wenn ich reich wäre? Seitere Luft, ich muß sie sehen, bevor ich mein Urteil vernehme. Hier hören die eigenen geordneten Notizen in Richard Wanderer's Tagebuch auf, und es folgen nur noch abgerissene Sätze mit großen Unterbrechungen, aus denen sich der Lauf der Tatsachen nicht ergänzen ließe, außer einem Briefe an den Vater Richard Wanderer's, der unten folgen soll.

Der Jüngling verließ das Haus und eilte mit leichtem Schritte durch das Thor den Alleen zu. Sein Äußeres entsprach seinem Innern. Er war eine schöne schlanke Gestalt, und sein Gesicht trug den sanften melancholischen Charakter, der seinen Geist um seine Klarheit und seine Schärfe brachte. Sein Antlitz war schön, und unter der locken-umflossenen, weißen Stirn glänzten zwei Augen hervor — nicht im selbstbewußten Funkeln des sichern sieggewohnten Geistes, nicht auch wie die Fülle üppiger Jugenkraft, sie glänzten im klagenden Glanz und ließen tief in die Tiefe des Herzens hinabschaun. Bald nahmen ihn die düstigen Schattengänge auf, er schritt spähend hindurch, und sein

Herz klopfte lauter, wie einem entscheidenden Augenblick entgegen. Es war noch sehr stille, und Richard Wanderer schien eilfertig und doch jagend den Gegenstand seiner Sehnsucht zu suchen, bevor die Menge der Lustwandelnden die heilige Stille unterbrach. Er fand sich einsam. Es wurde lauter in den weiten Gängen, fröhliche Studenten zogen schwägend und lachend daher, bald den züchtig hinschreitenden Damen mit den Augen folgend, bald sich an lautem fröhlichen Gespräche ergözend. Richard Wanderer ging einsam, obgleich ihm häufig Bekannte ihre Gesellschaft anzubieten schienen. Er suchte Menschen — bald trat Eugenie mit einer Begleiterin in die Alleen. Richard Wanderer sah sie von ferne, errötete, als einige Studenten an ihm vorüberstritten und ihn lächelnd ansah'n, und schritt mit niedergehenkem Blick an Eugenie vorüber. Eugenie — doch was soll ich eine Jungfrau beschreiben, die der Liebende schon beschrieben hat? Eugenie schlug die Augen nieder, obgleich die Gesellschafterin mit neugierigem Blick dem träumenden, sich verstoßen umwendenden Jüngling folgte.

Der junge Mann sieht oft um nach uns, begann sie.

Bei Gott, ein hübscher Wuchs, leichter Gang interessantes Gesicht. Ich habe ihn schon oft hier bemerkt, fuhr die Gesellschafterin fort. Und wie er langsam dahingeht, und begegnet uns alle Augenblicke, und sieht, und errötet, glaub' ich, wenn ich ihn anieh'.

Wenn Du ihn ansiehst? fragte Eugenie schnell. Ja, aber um Gottes willen — fuhr die Jose fort — ich bitte, da nicht gleich ein Gesicht zu machen, und allerlei zu denken. Ich kenne ja die Studenten gar nicht. Aber ich versichere Ihnen, Fräulein, ich sehe ihn gar nicht mehr an, seit ich bemerkt, daß er rot wird, wenn ich ihn ansehe. Aber hübsch ist er doch und geht immer so allein, und sieht so außerordentlich, als wenn er, Gott weiß, was für Gedanken hätte.

Richard Wanderer schreitet zum zweitenmale vorüber. Eugenie blickte auf, ihre Blicke trafen sich.

Haben Sie nicht gemerkt, — fuhr nach einer Weile die Jose fort — haben Sie nicht gemerkt, was ich Ihnen sagte? Aber

ich habe wirklich nicht aufgeseh'n, doch Sie reden ja gar nichts, Fräulein?

Wovon soll ich reden? fragte Eugenie, um die Jose zu befriedigen.

Seh'n Sie, Fräulein, — begann diese — wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über; ich sage gerade alles heraus, was ich denke, aber ist Ihnen denn das Herz von garnichts voll? Da seh'n Sie aber alle diese jungen Herrn. Aber betrachten Sie jene Mantille da, pfui, welch' ein verrücktes Ding, betrachten Sie diese Garnitur, wie die Dame sich damit aufgepuzt hat. Doch da kommt er ja wieder! Aber geben Sie doch einmal acht, Fräulein! Ich wollte, Du schwieg'st, sagte Eugenie kurz, aber ein vielsagender Blick flog über den engen Raum der Trennung und fand sein Echo in Richard Wanderer's Auge. Nicht wahr, Fräulein? sagte die aufmerksame Jose. Aber warum soll ich denn nichts mehr sagen? Worüber haben Sie nicht gern plaudern? Fräulein? Über Mantillen oder über Jünglinge? Plaudere über das, was Dir am liebsten ist, sagte Eugenie. Was mir am liebsten ist? antwortete die Jose. Das ist eine heikliche Frage. Ein Student oder eine Mantille? Das ist schwer zu sagen. Aber so viel weiß ich, eine schöne Mantille ist mir lieber als ein häßlicher Student, und ein schöner Student lieber als eine Mantille, als eine schöne Mantille, häßliche Mantille, wollt' ich sagen. Aber dort sehe ich ja auch jenen jungen Herrn wieder. Seh'n Sie, was das eine Taille ist, und der Rock sitzt, und die Locken! Welche Locken? Aber er sieht auch nur immer stier vor sich hin, und ist in Gedanken versunken, pfui, das ist nicht hübsch.

Schwägerin, sagte Eugenie. Weißt Du, woran er denkt? Woran mag er denken, entgegnete die unermüdlische Jose. Aber seh'n Sie, er begegnet uns nicht mehr. Das ist schade, ist gut, wollt' ich sagen. Aber seh'n Sie, wie oft er umquakt. Aber gleich wieder umgekehrt und auf die Erde geschaut. Das ist nicht hübsch. Woran er denken mag, fragten Sie eben? Der denkt, zum Exempel — ja, woran kann er denken? Au sein Mädchen denkt er? Glauben Sie nicht, Fräulein?

Au sein Mädchen denkt er? fragte Eugenie zerstreut. Woher weißt Du das? Woher sollt ich das wissen? fragte das plauder-

hafte Mädchen. Aber es wäre doch ganz hübsch von ihm. Nicht wahr, Fräulein? Ja, mein liebes Kind, antwortete Eugenie. Der junge Herr sieht sehr verliebt aus; fuhr die Begleiterin munter fort. Er muß sein Mädchen wohl sehr gern haben. Glaubst Du? fragte Eugenie sehr lebhaft. Ich wollte darauf schwören, warf die andere ein. O, Fräulein, das sieht man dem jungen Herrn gleich an den Augen an. Aber warum er so oft an uns vorbeigeh'n mag? Und wie er schaut? Er sieht Sie auch an, Fräulein. Ei, welches Musselinkleid dort. Neues Dessin. Seh'n Sie nicht, Fräulein? Aber ich sage Ihnen, er sieht Sie auch an. Richard schritt wieder vorüber; fast schien es, als ob er steh'n bleiben wollte, aber dennoch schritt er vorüber. Ich sag't es ja, fuhr Sophie, die Jose fort. Nicht wahr? Aber dieser Musselin gefällt mir. Aber er errötete gewiß nicht, als ich ihn ansah. Hast Du Dir die Kleider aus meinem Schranke ausgesucht? fragte Eugenie nach einer Weile. Du darfst auch mein Musselinkleid vom vorigen Sommer zulegen. Hörst Du, Sophienchen? Schönen Dank, sagte Sophie lächelnd. Aber ich glaube, Fräulein, Sie haben einen Anbeter gewonnen, setzte sie hinzu und sah Richard Wanderer nach. Glauben Sie nicht? Eugenie errötete und wandte ihr Gesicht nach der Seite hin, als ob sie die Frage überhört hätte. Nach einiger Zeit verschwanden sie aus den Laubgängen. Richard Wanderer kehrte zu dem Orte zurück, wo er ihr so oft begegnet, ging dann, als er sie nicht sah, dem Ende der Anlagen zu, wo er ihr lange nachblickte, bis sie verschwand fern im Wäldchen vor dem Hause ihres Vaters, das außer Stadt auf einem Hügel lag, aber durch eine lange Allee mit dieser verbunden war. Dann schritt er nochmals durch die grünen Gänge und sah traurig vor sich hin. Wieder eine verlorene Stunde, sagte er zu sich selbst. Er war unzufrieden mit sich und begriff kaum, wie er Eugenie so oft habe sehen und nicht anreden können. Ihre herrliche Erscheinung stand fest in seiner Seele als der Urtypus alles Schönen, als das einzig Idealische, was die Welt umschließt. Und neben dieser Göttin, dieser einzig geliebten, und — er hoffte darauf — einzig Liebenden zu wandeln, und ihr fremd sein? Doch wie, dachte er, kann ich ihr fremd sein? Zwei Seelen, für einander geschaffen im All, fliegen einander zu wie



die Pole des Magnets und es gibt nichts, was den gewaltigen geheimnißvollen Zug vernichten könnte. Wer könnte für diese Seele anders sein als sie? Er träumte und träumte, aber seine Träume wurden oft unterbrochen durch eine bittere Erinnerung an die Wirklichkeit, in die er sich nimmer fügen konnte. Bald wurde der Spaziergang stiller und Richard wandte seine Schritte der Stadt zu.

Richard Wanderer an seinen Vater. 19. Juni.

Nichts Fröhliches habe ich zu melden, nicht einmal etwas Gewöhnliches. Nicht meine Schuld ist es, wenn Eure Hoffnungen auf eine so einfältige Art getäuscht sind, wenn Euer Richard von nun an ein armer Mensch ist. Ich bin unglücklich, Vater; bedarf das einer Verzeihung? Hier kann ich nicht mehr bleiben, denn mein inneres Unglück stürzte mich in ein recht derbes äußerliches. Meine Benefizien sind verloren, ich bin von der Universität verwiesen. Laßt Euch das nicht schrecken, Vater, Ihr werdet mich wieder haben, ich werde mich an Eure Brust werfen, ich glaube, mir wird's dort wohl werden. Hier ist meines Weibens nicht mehr; die Menschen sind hier so kalt, so eifrig kalt und kennen kein Herz mehr. Sie sind frech und verachten, verspotten das Heilige — ich habe mit dem Degen in der Hand für das Heilige gekämpft, darum darf ich nicht bleiben. Bedarf das einer Verzeihung? Ich hab' es nie über mich vermocht, meine tiefinnersten Gefühle in mir zu verschließen, nie kalt geschienen, wenn ich warm war, oder warm, wenn ich kalt war, aber ich sehe, Vater, das Leben fordert auch dies, aber dies Leben, Vater, ist kein Leben für mich. Sie nennen's die große Welt, sie sollen's die Hölle nennen. Einst bin ich ein brausender Knabe gewesen, und hätte mich mit Lust hineingeworfen in diesen Strudel, aber es ist anders geworden mit mir, mein Vater. Ich habe die verwerflichen Wünsche aufgegeben, mir einen Platz im Leben mit dem Glück meiner Seele zu erkaufen, wo es viel zu scheinen und viel zu heucheln gibt. Ich mag keinen Standpunkt, und wäre er noch so hoch, wo ich scheinen muß, was ich nicht bin, und etwas bin, was ich nicht scheinen darf. Ich bin unglücklich hier, mein Vater — ist es überall so? Gibt es keinen Platz auf der Erde,

wo man sich selbst lebt? Wo man Vertrauen erwidert und nicht nach jedem herzlichen Wort zurückschrecken braucht? Ich weiß, Vater, Ihr leidet mit mir, aber Ihr leidet nicht so wie ich. Aber nur bei den Leidenden kann jener Platz auf der Erde sein, denn die Fröhlichkeit, die Lust hat kein Herz. Vater, Ihr habt eins, Ihr werdet Euren Richard verstehen. Es hat auch seinen Reiz, unglücklich zu sein. Warum sollen wir diesen nicht empfinden, da uns das Glück versagt ist? Die süßeste Wonne braucht Tränen, wie der tiefste Schmerz, und Tränen, sind es nicht Tränen? Lebt wohl, mein Vater, bald, bald werden wir uns wiederseh'n.

Richard Wanderer las den Brief durch und las ihn wieder. Ja, er dachte so, aber sollte er auch so denken? Wollte sein Vater, daß er so denke? Doch er war zu voll Schmerz, als daß sich diese weichmütige Resignation zu neuer Tatkraft hätte emporzuschwingen können. Er eilte in's Freie und sann seinem Unglück nach, lange, lange. Er dachte an seinen guten, schwachen Vater, seine hoshafte Stiefmutter, an verlor'ne Hoffnungen — verloren — dies Wort brachte seinen Geist in eine and're Region, verloren, alles um sie. Es hob sich seine Brust — aber alles verloren — mit ihr. Und die ganze fürchterliche Wirklichkeit donnerte ihn an, als er sich sagen mußte — und auch aus ihrer Nähe mußt Du weichen. O, du hast umsonst geseufzt, umsonst gekämpft, bist umsonst unglücklich. Verlor'ne Liebe Bei dem Sturme dieser Gedanken blieb er unwillkürlich steh'n und starrte vor sich hin. Die Vorübergehenden sahen ihm verwundert in's Gesicht. Auf seine Züge hatte sich der Ausdruck der Verzweiflung gelagert. Er stand unbeweglich, einer Bildsäule gleich. Ein leises Klopfen auf die Schulter weckte ihn. Eduard Wind, der eben von einer kleinen Landreise zurückkam, stand vor ihm. Aber, um Gottes willen, sagte dieser, was betrachtest Du so Deine Stiefel? Stellst Du Mediationen an über den feinen Flicker in der Gegend des dicken Geh's? Richard blickte auf und sah ihn starr in's Gesicht. Ich sage, Du träumst von einer unglücklichen Liebe, fuhr Wind fort, aber ich möchte die Interjektionen und Partikel seh'n, womit Du sie subtil machst. Bei Gott, fuhr Richard Wanderer plötzlich auf. Unglücklich sein ist hart, aber gehöhnt werden — gehöhnt werden im tiefsten Unglück — pfui, Elender.

Er drehte ihm schnell den Rücken und ging. Wind sah ihm erstaunt nach, Richard Wanderer eilte mit schnellen Schritten hinweg; plötzlich stutzte er, denn er sah Eugiene aus der Allee nach dem Stadttore zu geh'n. Bald wendeten sich seine Gedanken völlig Eugenie zu, und es war sein höchster Schmerz, von ihr scheiden zu müssen, ohne ihr seine Liebe entdeckt zu haben. Zu müssen? O, sollte sie ihn nimmer kennen? Sollte ihn nie wieder die volle liebe Menschennatur anhauchen aus dem himmlischen Wesen? Auch umsonst gelebt haben, das ist schrecklich. Und hatte er nicht umsonst gelebt, wenn er unter so vielen gelebt und einen Menschen nur gesehen, nicht gekannt hatte? Wenn ihn dieser Mensch nimmer gekannt hätte? Es war ihm schrecklich. Er mußte, mußte zu ihr hin, mußte dem geahnten himmlischen Wilde gesteh'n, was er fühle, was er ewig gefühlt. Denn diese Liebe warf einen rosigen Schein der Hoffnung und Ahnung auf sein ganzes früheres Leben; es war ihm, als ob er immer geliebt hätte und niemals aufhören würde. Und auch sie mußte das fühlen, denn war sie nicht das Wesen, für ihn geschaffen im All? Eine himmlische Ewigkeit lag in dem Gedanken daß es so wäre, eine Ewigkeit der Hölle, wenn es nicht so gewesen wäre. Er wollte sie sprechen, noch heute, wollte in ihr Herz ausschütten all' seine Liebe, all' sein Unglück, all' seine Hoffnung. Es begann Abend zu werden. Richard Wanderer hatte einen Entschluß gefaßt und wandelte langsam die Allee hinauf nach dem Wäldchen, welches um Eugenie's Haus lag. Unmöglich konnte er die Qual seines Herzens länger ertragen, er wollte, mußte sich ihr entdecken. Aber wie? Neue, tausendfältige Zweifel stiegen in seiner Brust auf. Hier gilt's Mut und Entschlossenheit, sagte er halb laut zu sich selbst. Aber was soll ich tun? Soll ich so vor sie hintreten, um mein Schicksal von ihren Lippen zu vernehmen? Ob sie meine Gefühle erwiedert? Ob sie spöttisch über mich lächeln wird? Gott, was denkst Du? Doch, wer weiß es? O, wenn sie es täte. Doch ich will, ich muß, es kann nicht so bleiben. Er schritt langsam weiter. Sein Herz schlug stärker, als er dem lieben Wäldchen nahe kam, wo er das süße Bekenntnis tun wollte. Es stand fest, er wollte sich ihr zu Füßen werfen, und sein Schicksal von ihren Lippen vernehmen. Doch sollte er

sich nicht hinlegen, als ob er schlief, um so zu sehen, ob sie Anteil an ihm nähme? Tausend Pläne gingen ihm durch den Kopf. Das wollte er denn tun, aber er hörte Schritte und unwillkürlich verbarg er sich im Gebüsch. Die Schritte kamen näher, er glaubte, ein Gewand rauschen zu hören und wollte hervortreten — doch es war eine Arbeiterin, die nach dem Hause ging. O, wäre sie's gewesen, sagte er halblaut zu sich selbst — jetzt hätt' ich's gewagt. Er ging aus seinem Versteck heraus, wandelte auf dem Pfade nach dem Eingange zu, wo er stehen blieb. Da harrete er nun lange, in tiefe, tiefe Gedanken versunken. Endlich kam sie aus dem Tore die Allee herab. Er zuckte zusammen, sein Herz schlug hörbar, er wandte sich wieder in's Wäldchen und ging nachdenkend den Pfad auf und ab. Plötzlich, eher als er vermutete, hört er Tritte hinter sich, er wagt nicht umzusehen, zitternd beschleunigt er seine Schritte, beugt in einen Seitenpfad — nach einer Weile sieht er um — ja, sie war's — Eugenie wandelt nach dem Hause zu und verschwindet in einer Biegung des Weges. Hatte sie umgeschaut? O, ich Feigling, rief Richard Wanderer, als er tiefer in das Wäldchen hineingelangt war. Verschwunden! Verschwunden! O, hätt' ich's gewagt. Mit tiefer schmerzlicher Klage warf er sich unter einen Baum, um seine Qual zu verzeuſzen. Aber sie konnte ja noch im Wäldchen sein. Dieser Gedanke erhob ihn schnell und von neuem durchschritt er die dunkeln Pfade. Er konnte ihr vielleicht noch boreilen — er schritt lebhafter — aber das war doch nicht gut möglich.

Plötzlich hörte er wieder Schritte — ein unbeschreibliches, unwiderstehliches Jagen überfiel ihn, und er floh abermals. Es war nur ein Landmädchen gewesen, welches bald, ein lustig Liedchen trällernd, vorbeischnitt. Jetzt fühlte er sich in seiner Unmacht, dumpfer Unwille über sich selbst ergriff ihn, er stand sinnend vor einem Baume und bemerkte kaum, wie er Eugeniens Namen in die Rinde einritzte. Unwillkürlich schnitt er seinen Namen dazu, schnitt beide tiefer ein und sagte halblaut, die Ewigkeit soll Euch nicht verwischen! Dann zeichnete er noch leise ein Fragezeichen darunter und sagte: Wird die Zeit es wohl verwischen? Er lächelte über sich selbst und ritzte dies wieder aus, aber der ganze Gedanke fiel von neuem über ihn und laut rief er sein

Bekanntnis in die Lüfte hinaus, sein banges, jagendes Bekenntnis: Eugenie! Eugenie! Aber wie auf Kirchenraub ergriffen, floh er von dem Fall seiner eignen Tritte und gelangte bald an den Saum des Wäldchens, wo er den obern Teil des Hauses bequem übersehen konnte. Langsam schritt er weiter auf seinem Pfade ohne Acht, wohin er ihn führen würde. Plötzlich schaute er auf und befand sich an der Ecke des Gartens, der sich von Eugeniens Haus am Hügel mit mannigfaltiger Abwechslung herumzog. Er starrte lang hinein ohne sich des Ortes zu besinnen, wo er stand. Plötzlich hörte er leise Schritte in einem Laubgange und sah Eugenie hervortreten, die einem Gitterhäuschen zuing, dessen oberes Stockwerk von Vögeln aller Art gefüllt war, während auf dem Boden schneeweiße Kaninchen ihr mutwilliges Spiel trieben. Eugenie schritt nachdenkend weiter und bemerkte Sophie nicht, welche sich mit den Tieren im Drahthäuschen sehr viel zu tun machte. Eugenie hatte Richard Wanderer wirklich bemerkt, aber nicht jetzt erst, sondern sein Bild hatte längst in ihrer Seele festgestanden; sie sah ihn, wenn sie an ein einsam süßes heimisches Glück dachte, er trat ihr als Engel entgegen, wenn sie von einem Himmel träumte. Jetzt stiegen alle Erinnerungen, welche sich an ihn knüpften, wieder in ihrer Brust auf, und ihr Geist flog nochmals all' die Augenblicke durch, wo sie ihn gesehen, diesen Jüngling, der ihr einst so hold errötend die gefallene Blume geboten, dessen sanftes sehnsüchtiges Auge so tief in ihre Seele gedrungen, in dessen Nähe sie sich magisch hingezogen fühlte, er war ihr nie ganz fremd gewesen und seine Erscheinung war ihr wie ein Abklang aus einem anderen Leben. Mit diesem Gedanken beschäftigt, trat sie zu ihren Tieren, die seit langem ihre Lieblinge gewesen waren, obgleich ihrem Vater derartige Beschäftigungen unpassend und zu sehr zerstreuennd erschienen hatten. Sophie trat ihr entgegen. Das Tierchen ist noch nicht wieder ganz munter, begann sie, indem sie eines der Kaninchen aufhob und sanft streichelte. Es will noch nicht laufen, und mag den frischesten Klee nicht essen. Das arme Kind, auch die Vögelchen sind ihm ganz trübe geworden. Eugenie schien zerstreut und merkte noch nicht recht auf, bis Sophie zu ihr trat, damit sie dem Tierchen in die Augen sehe. Wirklich, sagte Eugenie,

aber wie lang ist es schon so? Na, antwortete Sophie lächelnd. Gaben Sie doch gestern die Tierchen noch gefüttert. Wie sind Sie vergeßlich geworden. Gott ja! sagte Eugenie, leicht errötend. Aber hast Du ihm auch frisches Wasser vorgesetzt? Und ganz frischen Klee? Um Gottes Willen, warf Sophie ein, da hab' ich das Wasser vergessen. Aber das Ding könnte auch wohl mit den ander'n trinken. Es ist ja krank, entgegnete Eugenie. Und so wollen wir's ihm nicht übel nehmen. Wart' ich will holen. Aber bleiben Sie nur, Fräulein, rief Sophie forteilend. Bring Milch, rief ihr Eugenie nach. Eugenie nahm das Tierlein auf den Arm, streichelte es sanft, blickte ihm mitleidig in die traurigen roten Äuglein und konnte nicht umhin, ihm einige Trostesworte in's Herz zu legen. Wie blickst Du so traurig, klein Dinglein, begann sie. Ich weiß wohl, man wartet dein schlecht, und dein Wasser ist nicht frisch und dein Klee nicht — und auch ist dein Bettchen so schlecht und hart — wahrhaftig, ganz alt Heu und Gras — und daran trag' ich eigentlich die Schuld, ich hätte dich sollen warten und pflegen, anstatt hinter einem trockenen dummen Buch zu sitzen. Aber Geduld, Kindchen, ich will mich bessern, will dich besuchen und streicheln. Sophie kam und brachte Milch. Eugenie machte sich gar viel zu tun um das kranke Tier, während Sophie ihr Stadtgeschichten erzählte, die sie theils aus erster, theils aus zweiter oder dritter Hand hatte. Es wurde übel losgezogen über manche Persönlichkeiten, denn der hatte gestohlen, jene betrogen, eine andere geschimpft, ein vierter, usw.

Ach, sagte Eugenie am Ende. Das sieht ja wieder grausig aus. Und ihr macht die Leute all' noch schlechter als sie sind. Die Menschen meinen's so schlecht nicht; und wenn mancher mir eine Grobheit machte, so würde ich glauben, daß er mich noch eins so lieb hätte. Ja, sagte Sophie, aber alles mit Unterschied. Und da fing sie an von einem Eifersüchtigen zu erzählen, wie der seine Frau quälte, usw. Das ist wieder so eine Geschichte, fing Eugenie an. Der Mann quält die Frau, weil er sie gar zu lieb hat, und die Frau quält und ängstigt den Mann, weil sie an so viel Liebe nicht glauben kann. Und seh'n sie nun beide ein, wie sie's miteinander meinten, so würden sie sich freilich besser vertragen. Die Menschen quälen sich gewöhnlich nur, weil sie sich

nicht kennen, oder weil sie zueinander nicht offen sind, denn wenn sie sich gegenseitig so sähen, wie sie sind, so müßten sie einander lieb haben. Ja, das sagen sie so, Fräulein, warf Sophie ein. Als ob Sie selbst noch niemanden etwas verargt hätten. Die Menschen sind doch nicht alle so gut. So gut sind sie aber, daß man sie alle lieb haben kann, entgegnete Eugenie. Du fragst, ob ich noch niemanden etwas verargt hätte? Gewiß, Sophienchen, ich bin schon recht böse gewesen und habe bei mir tüchtig geschmäht. Aber wenn ich die Sache so recht kaltblütig bedachte, so hatte ich entweder etwas übersehen, oder mißverstanden, oder den guten Willen nicht bemerkt und schämte mich nachher um so mehr. Und da hab' ich mir denn vorgenommen, das Zeug all von der besten Seite anzuseh'n und hab's nicht mehr übertreten und will's auch nicht. Ja, wenn man's so kann, Fräulein, warf das Mädchen ein, da sind Sie glücklich. Ei, freilich, antwortete Eugenie, es ist doch schöner so, als ob ich sie alle hasse. Sie haben aber doch einen lieber als den andern, sagte Sophie aufmerksamer. Und warum soll man's denn nicht können? sagte Eugenie. Man kann, wenn man will. Wenn man einmal versucht, alle Mißgunst oder Neid aus seinem Innern zu entfernen, und den Menschen mit dem besten Herzen gönnt, daß sie recht gut sein sollen, und sieht dann zu, so findet man sie leicht anders und sehr zu ihrem Vortheil verändert. Dann siehst Du die Menschen erst für recht schlecht an, wenn Du ihnen ihre Tugend nicht gönnt. Sie haben also die Menschen alle lieb? fragte das Kammermädchen zerstreut. Welche Frage, entgegnete Eugenie ernster werdend. Den einen zum Prüegeln, den andern zum Küssen. Ach, Sophie, das ist ein eigenes Kapitel, über das sich viel fragen aber wenig antworten läßt. Aber ich weiß — sagte das Mädchen geheimnisvoll lächelnd. Nun, was weißt Du? fragte Eugenie sanft erröthend. Ach weiß, wen Sie gar sehr zum Küssen lieb haben, antwortete Sophie. Eugenie hätte gerne weiter gefragt, und von ihm reden hören, aber sie schämte sich doch etwas. Zehnmal wollte sie fragen: Nun, wen denn? Aber es wollte nicht recht heraus. Sie nahm nun aus einem Kasten eine Handvoll Weizenkörner, um ihre Täubchen zu füttern, die sie säuselnd umflatterten. Sie flogen auf ihren Arm und ihre Schultern und pickten lieblich

girrend aus ihrer Hand. Dann ging sie um das Häuschen herum, um die Gläser ihrer Kanarienvögel zu untersuchen, guckte sorgfältig in jedes Nestchen und ihre Hände hörten nicht auf zu schaffen und zu ordnen. Aber jetzt müssen wir geh'n, Sophienchen, sagte sie plötzlich. Sogleich wird der Vater vom Spaziergang zurückkommen, und er hofft, mich jedenfalls hinter einem gelehrten Buch, aber nicht an dem Vogelhause zu finden. Was treiben Sie denn jetzt für gelehrtes Zeug, Fräulein, fragte Sophie. Ach Gott, antwortete Eugenie, ich muß Griechisch lernen. Eben trat der Professor, Eugeniens Vater, hinter einem kleinen Gebüsch hervor. Er war ungefähr ein Fünfziger, doch noch von gar stattlichem Anseh'n. Unter seinen breitkrämpigen Hut fiel sein langes sehr schwarzes Haar auf den Rocktragen herab und sein Kopf hatte ein nicht minder originelles Ausseh'n, als seine ganze Erscheinung. Sein Schritt war fest und männlich und in allen Bewegungen beobachtete er eine gewisse Gemessenheit. Eugenie ging ihm entgegen und ihr Vater begrüßte sie mit größtmöglichstem Anstande. Der Spaziergang hat mir wohlgetan, begann der Professor mit Pathos. Und wohl darf ich behaupten, daß er nicht ohne Nutzen für uns gewesen ist, denn Du warst mein Gedanke, meine Tochter, um Dich beschäftigte sich mein sorgender Geist, um Dich und Deine Zukunft. Du weißt, daß ich mit Liebe Dir Deinen Weg bereite, und nun habe ich all' die alten Pläne für Deine Zukunft wieder durchdacht, und von neuem beschlossen, daß Du über Dein Geschlecht hervortragen sollst. Ich soll wohl, wenn ich nur kann, sagte Eugenie leichtfertig. Können? entgegenete der Professor, das ist keine Frage. Der Mensch kann, was er will, und besonders, wenn es sich darum handelt, dem Staube sich zu entheben. Doch ich habe Dir sehr viel zu sagen, und spare es mir für einen andern Augenblick. Du aber wirfst mir jetzt die Bitte gewähren, die unvernünftigen Tiere zu verlassen, damit Du, bis ich Dich rufe, von Deinem Zimmer aus das herrliche Rot des sinkenden Abends genießt. Der Professor rief darauf seinen Gärtner herbei, damit er ihm sogleich jene Rose bringe, die soeben den ersten Jugendhauch von dem Schmelz ihrer halbgeöffneten Lippen atme. Dann entfernte er sich nach dem linken



Flügel des Hauses. Eugenie verschwand bald mit ihrem Mädchen in einer andern Lüre.

Dies alles hatte Richard Wanderer wie im Traume mit angehört. Langsamem Schritte entfernte er sich. Sein Kopf war so voller Gedanken, so voller Empfindung, seine Brust so voll Seligkeit, daß er sich nur weniger Worte erinnern konnte, die sie gesprochen. Sie hat die Menschen alle lieb. Also auch mich. Den einen zum Prügeln, den andern zum Küssen. Und wen, wen? Mich? Ja, wo wär' er anders möglich. Um diesen Punkt drehte sich die ganze Tätigkeit seiner Seele, und er setzte sich auf einen Stein am Wege, wo er bequem das Haus des Professors übersehen konnte. Von dort sah er lange hinüber. Nur wenige Fenster beleuchteten sich allmählich, langsame Schatten gingen an den Vorhängen vorbei — zuweilen starrte er, dumpfe Worte murmelnd, vor sich nieder, zuweilen wollte er jählings aufspringen, aber er saß noch lange dort bis der Mond schon hoch heraufgezogen war. — Eugenie hatte ihn wirklich bemerkt und angeschaut. Sie war leicht den Hügel hinaufgeschritten, um ihn in den Gängen des Wäldchens wo möglich noch wahrzunehmen, aber sie sah ihn nicht mehr. Alle Erinnerungen, die sich um ihn beschäftigten, stiegen in ihrer Brust auf, und ihr Geist flog all' die Augenblicke durch, wo sie ihn geseh'n. Diesen Züngling, der ihr einst so hold errötend die gefallene Blume geboten, dessen sanftes sehnsüchtiges Auge so tief in ihre Seele gedrungen, in dessen Nähe sie sich magisch hingezogen fühlte — er war ihr nie ganz fremd gewesen, und seine Erscheinung war ihr wie ein Abklang aus einem andern Leben. Dieser war's, der ihr begegnete, wenn sie an ein einsam süßes heimisches Glück dachte, der ihr als Engel entgegentrat, wenn sie vom Himmel phantasierte, und durch die ganze geahnte Seligkeit eines geahnten Liebeslebens flog die tiefe Melancholie, die unendliche Sehnsucht seines Blickes. Eugenie ging aus dem Wäldchen auf ihr Zimmer, wo sie lange nachdenkend am Fenster stand. Die Gegend schien ihr anders, als sie früher dieselbe geseh'n, denn sie fing an, sich eines Gefühles bewußt zu werden. In diesen Gedanken versunken stand sie da, bis ihr Mädchen zu ihr trat, um ihr das Hauskleid zu reichen. Bald nachher kam der Diener ihres Vaters, um sie auf dessen

Zimmer zu führen. Eugenie ging. Der Professor, ihr Vater, saß in seinem Studierzimmer auf einem gothisch verzierten Sessel, saß in die Hand gestützt, vor seinem Schreibtisch. Er besaß sich jederzeit einer möglichst malerischen Stellung. Sein dunkler Sammtschlafrock wallte in großen Falten bis auf die reichgestickten Pantoffeln hinab, die weitausgehenden Ärmel ließen sehr weite krause Manschetten wahrnehmen, und ein schwarzes Sammtbarett war leicht in die breite Stirn gedrückt. Als er Eugenie kommen hörte, schob er den Sessel weiter vom Schreibtisch zurück, legte seine Hand mit der großen Feder auf das vorliegende Papier und wandte das Haupt gravitatisch nach der Seite, um die Eintretende zu begrüßen. Seine Haltung verlor er selbst nicht seinem einzigen Kinde gegenüber, nur sein Kammerdiener wollte ihn in unbewachten Augenblicken belauscht haben, doch erzählte er dies als eine Seltenheit. Es freut mich jederzeit — begann der Professor mit gewöhnlichem Pathos — wenn ich Dich meinen Wünschen so schleunig und gern nachkommen sehe; denn abgesehen davon, daß dieser schöne Gehorsam der Sorgfalt der Erziehung, die Du genossen, und vorzüglich von mir genossen, ein Lob spendet, so sehe ich außerdem in Deinem Leben einem glücklichen Zeitraume entgegen, wie Du ihn Dir durch Deine stille Willfährigkeit — eine ergebene Modestie, und vor allem — möchtest Du die Bedeutung dieses Wortes ganz empfinden — durch Deine Liebe Dir bereitet hast. Ich verstehe das nicht so ganz, sagte Eugenie, die in ihrer aufgeregten Stimmung so gerne ihren Gedanken hätte nachhängen mögen. Ich ehre diese liebe Bescheidenheit, — fuhr der Professor in seinem Tone fort — ehre sie in der Voraussetzung, daß sich hinter ihr die schönste Wahrheit verberge. Setze Dich zu mir, meine Tochter, damit ich in Deiner Gegenwart der einförmigen Geschäfte des Tages vergesse, nicht der Wissenschaft vergesse, denn die Wissenschaft heut dem schaffenden und sondernden Geiste ewige Nahrung, und läßt ihn nie leer, nie trocken werden. Aber das Herz verlangt auch das feine. Warum soll es nicht eben so gut seine Rechte erfüllt sehen, wie der Geist? Du siehst diese Venus, meine Tochter, man nennt sie die Mediceische. Die Vereinigung der Natur mit dem Menschengenisse schuf diese edeln, schwellenden Formen, diese zar-

ten weichen Züge, die Poesie dieser ganzen Erscheinung — die Vereinigung der Natur mit dem Menschengeiße, sagte ich. Muß es nicht göttlich sein, meine Tochter, die Gesetze dieser unendlichen Natur zu erkennen, und die ganze volle Macht, das Treiben und die Errungenschaft des Geistes zu durchforschen? Sage, meine Eugenie, muß das nicht göttlich sein? Ja, mein Vater, antwortete Eugenie zerstreut. Und ein solcher Mann, fuhr der Vater fort, der die Gesetze erkannt, der den vielgegliederten Mechanismus der Menschenseele und ihre ganze Kraft erforscht hat, ist er nicht eine wohlthuende, beruhigende Erscheinung? Sein Blick geht klar über die Welt und ihre Taten dahin, und sicher wandelt er den Pfad seiner Lebens, da er in dem Neuen das Alte sich nur wiederholen sieht. Eugenie glaubte, ihr Vater spielte auf seinen Zustand an, dachte aber zugleich an ihn, den sie nicht zu nennen wußte, und sie stimmte aus vollem Herzen mit ein. Ja, Vater, sagte sie, nur er lebt sein Leben ganz und glücklich, wenn er ein guter Mensch ist. Der Vater ließ sie nicht weiter reden, sondern nahm von neuem das Wort. Des Lebens schönster Genuß aber ist, des schönsten Lebens Erzeugnisse zu genießen, ich meine die Erzeugnisse der Vereinigung der Natur mit dem Menschengeiße im körperlichen Schaffen. Das aber ist die Kunst. Ich weiß, meine Tochter, Du liebst sie, die Kunst, und wünschst Dir einen Führer, der Dich durch die Zaubergerilde leite und Dich sie recht genießen lehre. Solche Reden des Professors waren Eugenie nichts Ungewöhnliches und sie sah in diesen einleitenden Worten nur ein Proemium zu einer weiteren Erklärung. Gewiß, sagte sie, indem sie ihren Vater zu willfahren meinte, gewiß möchte sie erkennen und genießen lernen, und wo könnte ich das besser, als an Deiner Hand? Der Vater lächelte, sah sie scharf an, und sagte in ungewöhnlich freundlichem Tone: Nun, liebes Kind, zwar muß ich Deine schamhaft jungfräuliche Verstellung ehren, und lobend erkenne ich sie an, doch dürftest sie billig vor Deinem Vater wegfallen. Ich weiß, Du wünschst Dir einen solchen Führer, Du liebst einen solchen Führer — und warum hast Du mir das nicht früher gesagt, meine Eugenie? Eugenie erschraf sichtlich und ehe sie antworten konnte fuhr der Professor ungestört fort: Schon längst, meine Tochter, hat mich das Verlangen

erfaßt, den zu sehen, der einst meine Eugenie durch's Leben geleiten wird. Ich weiß, daß Du ihn schon länger gekannt, aber mir verhehlt hast. Rede jetzt ohne Scheu, denn ich bin Dein Vater. Liebst Du nicht den Privatdozenten B.? Eugenie erröthete. Aber um Gottes willen, Vater, begann sie, wie kommst Du auf diese Vermutung? Kein Mann hat mein Herz, aber am allerwenigsten dieser. Am allerwenigsten? fragte der Professor verwundert. Aber warum am wenigsten? Doch, ich durchschaue Dein Wort, wie das helle Glas dieser Uhr, und keine Bewegung des feinen Zeigers entgeht meinem Blick. Glaube mir, meine Tochter, auch ich habe einst geliebt und bin geliebt worden, ich kenne dies holde Erröthen, und gewahre mit Freuden Deine jungfräuliche Sittsamkeit. Aber sei's genug, meine Eugenie, warum verbirgst Du mir so Deines Herzens tiefinnerste Wünsche, diese zarte Sehnsucht, dies süße Hoffen? Hab' ich dies Mißtrauen verdient? Sprich', meine Tochter. Was soll ich Dir vertrauen, mein Vater, wo nichts zu vertrauen ist? sagte Eugenie. Willst Du mich nötigen, eine Lüge zu sagen, eine so bitt're Lüge? Ich liebe niemanden, aber diesen verschmähe ich. Ich habe Dich nie belogen, und sollt' ich so tief gesunken sein? Nichts zu vertrauen? sagte der Professor noch verwunderter. So sollte es dennoch wahr sein? setzte er ernst hinzu. Was, mein Vater? fragte Eugenie. Kennst Du Richard Wanderer? antwortete der Professor. Wie sollt' ich? Nein, sagte Eugenie fest. Ach, sie ahnte nicht. Doch kennst Du den Privatdozenten B., fuhr der Professor unbefriedigt fort. Sage mir, warum Du ihn verschmähest. Ich kenne ihn nicht mehr, antwortete Eugenie — als ich Menschen seiner Art kennen sollte; denn die Erde war mir früher schöner, sie blühte und duftete mir entgegen, bevor ich sah, daß auch solche Menschen sie bewohnen, die ihr Herz keinem Frühlingshauch mehr zu öffnen wissen. Warum liebe ich nicht mehr alle Menschen wie früher? Weil nicht alle Menschen lieben können, wie ich früher glaubte. Du sollst Dich von keinem schmachttenden Blick, keinem Lockenhaar betrügen lassen, antwortete der Professor. Eugenie errötete leicht. Des Menschen innerster Kern ist sein Wert, und es gibt eine Liebe, die der zarten Floskeln der Schwärmerei nicht bedarf, um tiefe, echte Liebe zu sein. Eugenie schwieg. Eder

kennst Du eine andere, die besser wäre? fuhr der Professor fort. Ich kenne keine, sagte Eugenie. — Bald nachher verließ Eugenie ihren Vater. Der Professor stützte eine Weile den Kopf in die Hand und murmelte zuweilen vor sich. Sollte es dennoch wahr sein? Ein Student? Nicht möglich. Dann rückte er näher an den Tisch, legte die Falten seines Schlafrockes zierlicher und malerischer auseinander und setzte die Feder weit aussholend auf's Papier um weiter zu schreiben. — Eugeniens Busen war heller geworden. Liebe? Sie kannte sie nur dem Namen nach, aber eine Gestalt, ein Blick hatte sich in ihre Seele eingeprägt, und prägte sich um so deutlicher und tiefer ein, je länger ihr Herz mit Wohlgefallen daran hing. O, dieser Unbekannte, er war nicht ein solcher Mensch, in dessen Herz kein warmer Frühlingsstrahl mehr drang, sein Anblick drang wie ein Frühlingshauch aus der trockenen dumpfen Umgebung in Eugeniens Seele. Warum? Gott, wie wußte sie das? — Als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, setzte sie sich nieder, stützte ihr schönes Antlitz in die Hand und versank in weite trübe Gedanken, die sich vielfach um den lieben Jüngling zu tun machten. Wer er wohl sei? Wie er wohl heißen möchte? O, sie würde hundertfach seinen Namen geschrieben haben, um auf jeden Blick an ihn erinnert sein. Die Schritte ihres Vaters, den sie in seinem Studierzimmer auf und abgehen hörte, weckten sie aus ihren Sinnen. Sie trat ans Fenster, der Mond war eben aufgegangen. Der breite mächtige Strom glänzte ihr in zauberischem Lichte entgegen, die nahen Hügel ragten aus blauem schwebenden Duft hervor. Warum bin ich nicht glücklich in diesem Paradiese? seufzte sie vor sich hin; sie fühlte es jetzt zum ersten Male so ganz. Ach die Natur reicht doch allein nicht hin, das Paradies zum Paradiese zu machen. Schließen nicht Herzen hier — plötzlich fuhr sie zusammen, denn sie sah einen Menschen am Wäldchen auf dem Wegesteine sitzen. Er ist's sagte sie halblaut. O, wenn er's wäre. Lange stand sie am Fenster und schaute hinüber, ahnte sein Sehnen und sandte ihm so manchen verlor'nen Seufzer. Ob er sie sah? Er schaute starr hinüber, als ob er sie sähe. Sie nahm ihre Laute, um ihn aufmerksam zu machen, aber keinen Ton vermochte sie zu singen. Doch, war er's auch? Die Gedanken wechselten tausenfältig und

ihre Herzen flogen sich über den engen Raum der Trennung. Sie fühlte das, und doch war's eine Trennung. So standen sie einander gegenüber. Eine Dienerin rief sie zum Abendtisch. Sie ging. O, welche Vorwürfe machte sie sich, Vorwürfe, die sie selbst wiederlegte, um sie immer wiederkehren zu lassen. Ihr Vater plagte sie bei Tische nicht wenig mit seinen wohlgefügten Worten, erzählte ihr viel von neuen Definitionen, die er aufgefunden und gab ihr nach Tische einige Manuskripte, welche sie zu ihrer Privatbildung aufmerksam durchlesen sollte. Eugenie sprach wenig, denn ihre Gedanken waren weit weg von dem, was sie hätte sagen können. Der Professor machte Auspielungen, sie war ernst; ein weites Sehnen nahm alle Kräfte ihrer Seele in Anspruch — denn des Liebenden Leben ist nur die Liebe. —

Richard Wanderer war unterdessen der Stadt zugewandelt. Tausend Gefühle durchkreuzten sein zerrissenes Herz, es war ein Zagen der Gedanken in seiner Brust, das ihn ganz schwer und dunkel machte. Zweifel und Gewißheit, Pläne und Verzweiflung, Hoffnung und Furcht folgten einander in unordentlichem Wechsel und hatten zuletzt seine geängstigte Seele in eine drückende Mattigkeit versetzt. Auf seinem Zimmer angekommen griff er mechanisch nach seinem Buche. Er starrte hinein, lang, sehr lange auf dieselbe Seite — seine Gedanken aber waren weit weg, und nur die Augen ruhten auf den Buchstaben. Plötzlich schlug er das Buch zu und rief: O, wie leer, wie schrecklich trocken und leer. Er warf das Buch aus der Hand und drückte den Kopf auf das Kissen des Sopha's. Er seufzte laut, richtete sich auf und setzte sich wieder, nahm ein Buch, starrte hinein und warf es weg, schritt dann laut durch das Zimmer, stand still und redete mit sich selbst. Endlich hatte er seine Beschäftigung gefunden; er ergriff eine Feder und zeichnete auf ein großes weißes Blatt Profil an Profil, strich sie aus und zeichnete von neuem. Sie genügten nicht. Dann versank er in tiefe Gedanken, malte Herzen, schrieb Namen hinein, zerriß das Blatt und begann ein neues zu beschreiben. Eugenie — das war sein höchster Gedanke; was hätte er anders schreiben können? Zuweilen sah er lächelnd auf und schrieb nur Eugenie. Endlich machte ein Bekannter diesem Unwesen ein Ende. Richard sprach die ungereimtesten Dinge,

und der Bekannte versicherte am andern Tage bei der gewöhnlichen Zusammenkunft, der Richard Wanderer sei gestern Abend gelungen gewesen. Am andern Tage wollte Richard Wanderer abreisen. Noch war die Hoffnung in seinem Busen nicht erloschen, daß er etwas Entscheidendes tun werde, daß er Eugenien nahe komme, und ihre Herzen sich aus der Ferne zuhauchten Trost und Linderung. Sollte er ihr schreiben? Sollte er sie um eine Zusammenkunft bitten? Ach — er war ja ihrer Neigung gar zu ungewiß, als daß er solches hätte wagen dürfen. Und doch — wär' es möglich, daß sie ihn nicht liebte? Seine Pläne gingen ins Abenteuerliche und wechselten tausendfältig. Er wollte sich jemandem entdecken — doch wem? Er hatte ja keinen — keinen auf der weiten Erde, dem er sich hätte an die Brust werfen können, um aus vollem Herzen zu weinen. Sie waren alle so kühl, und sein Herz, sein armes vergeblich sehndes Herz so voll! Er war so allein in dem ganzen weiten Weltall. Er weinte nicht, aber ein tiefer herber Schmerz wühlte in seinem zarten Gemüthe, als all' diese Gedanken mit ihrer furchtbaren Gewalt auf ihn einstürmten. Es war nicht mehr Wehmut, was so bodenlos in seinem Innern brütete, die zarten, sanften Saiten waren längst verklungen — es war ein bitterer Grimm über die Welt, was sich in sein stummes Herz lagerte, über die Welt, die ihn so sehr getäuscht, so sehr betrogen, ihn den Liebenden, den herzlich vertrauenden. Und auch von ihr sollte er lassen, von ihr, die seine einzige Hoffnung, sein einziger Glauben war? Er eilte nochmals den Hügel hinauf in das Wäldchen, es war ein trüber Tag — sie sah ihn am fernen Fenster, sie hatte lange hinausgeblickt, er aber bemerkte sie nicht. Richard Wanderer schritt lange in dem Wäldchen düster auf und ab; endlich biß er die Zähne zusammen und eilte in die Stadt. Alles war zu seiner Abreise bereit, er ließ seine Sachen fortbringen und ging an den Strom, wo er das Dampfboot erwartete. Er hatte früher so oft von seinem Scheiden geträumt, wie er sich aus der Mitte liebender Freunde risse, wie sie dem traurigen Freund zu letzten Mal mit aller Glut der Jugend an ihre Brust drückten, und noch lange sich des lieben Jünglings erinnerten — doch das alles war alles so ganz — ganz anders! Keine Schar vertrauter Freunde begleitete ihn,

er drückte seinen Mund nicht auf eine teure Lippe — er zog allein hinweg aus der Stadt, die ihn in seiner Blüte, in der Vollkraft seiner Jugend, ausgerüstet mit all den herrlichen Hoffnungen gefeh'n hatte, die ihn in seinem Elend sehen sollte. Als er auf dem Flusse stand und traurig hinabblatte in die ruhigen Wellen, stumm wie seine Klage, tief wie sein Unglück, da hörte er plötzlich Max Stumpf's Stimme dicht hinter sich. Er sah nicht um, damit er des Betrunknen Aufmerksamkeit nicht auf sich zöge. Der aber hatte ihn nur zu wohl gemerkt, und trat zu ihm mit einigen andern Studenten, die seine Geistesverwandten zu sein schienen. Willst Du abreisen, Brüderchen? fragte er Richard Wanderer. Ich dünkte nach allen diesen Leiden wollten wir eins ausstechen. Es wird wohl noch einiges dauern, bis das Schiff kommt. Ich bin aber nicht dazu aufgelegt, sagte Richard Wanderer. Bist Du betrübt, mein Junge? erwiderte der andere — aber ich sage Dir, wenn wir den holden Gerstensaft nicht hätten — juchhei, aber wir haben ihn. Geh mit, Junge, oder ich sage Dir, Du fürchtest Dich vor einem Krüge! Dort oben kommt das Schiff, antwortete Richard Wanderer und wandte sich von ihnen ab. Nun, sagte Stumpf, wenn Du nicht willst, so will ich, zu guterletzt wird 's herrlich schmecken. Aber wenn Du noch böse bist, den Säbelgang dürfen wir noch ausfechten. Richard Wanderer antwortete nicht. Eben legte das Schiff an und der Scheidende ging über die Landungsbrücke. Er ist zu bange, rief Stumpf. Zu bange, zu bange, rief die ganze Gesellschaft, und schlug ein lautes Gelächter an. Das war Richard Wanderers Abschied. Er war der traurigste Gast des Schiffes.

Eben war Richard Wanderes Brief zuhause angekommen. Sein Vater lief mißmutig durch den gutbestellten Gemüsegarten, den offenen Brief in der Hand. Die Stiehmutter arbeitete kaltblütig neben der Hofthür des kleinen Hauses. Sie war eine arbeitsame, heftige Frau, und sonst eben wie die Stiehmütter sind. Ein paar Kinder liefen um sie und hinderten sie an der Arbeit. Sei ruhig, Jakob, sagte sie zu einem kleinen schmutzigen Duden, der ihr um die Hüfte kroch. Sei ruhig. Der Richard kommt bald wieder und wird Dir etwas mitbringen. Der Alte war eben nahe gekommen und hörte es. Er stand stille und sah eine Weile



zerstreut vor sich auf einen Punkt hin. Aber sich doch nur, Vater, begann die Frau, die eine gewisse heitere Laune nicht verbergen konnte — sieh doch nur den Jakob, was der Junge für starke Glieder hat für sein Alter. Nicht, Vater? Was? sagte der Alte zerstreut aufsehend. Ja, aber Richard! Ach ja, unser Richard, seufzte die Frau. Ich sagte ja immer, das nimmt kein gutes Ende. Da geht der Junge, setzt sich den Kopf voll Zeug, das ihm nicht viel nützen wird, und bild't sich wunders was ein. Ach was, sagt der Vater mürrisch, Richard war für die Wissenschaften gemacht, und war ein tüchtiger Junge. Aber, warf die Mutter ein — wenn die Kinder einmal störrisch gegen ihre Eltern werden, da ist der Segen aus dem Hause. Da ist das Unglück vor der Thür. Hab' ich ihm doch Kleider gekauft, hab' ihm Wäsche geschickt, hab' ihn rein gehalten und regiert, und was für Augen hat er immer gemacht, wenn ich ihm das geringste sagte. Und wie viel Geld der Junge gekostet hat! Lieber Gott — O, ihr armen Würmchen, fuhr sie fort, indem sie eins der Kinder aufhob, Euer Bruder hat euer Geld verbraucht, und es ist doch umsonst. Ihr armen Würmchen. Der Vater seufzte. Es ärgerte ihn tief, daß er darauf nichts sagen konnte. Er hatte seine ganze Hoffnung auf seinen Richard gesetzt, war so stolz, so stolz auf ihn, erzählte von Niemandem lieber, als von ihm — und noch gestern Abend in der Schenke, wie hatte er sich dem Bürgermeister gegenüber gerühmt, der auch einen Sohn studieren ließ. Und nun? Was sollte das werden? Die Benefizien und Stipendien waren verloren, das Geschäft stand schlecht und Richard war ohne Unterstützung, war verloren. Der Alte machte sich, indem er durch den Garten auf- und abging, die bittersten Vorwürfe. Er hatte die Buchhaltung seines kleinen Ladens vernachlässigt, konnte sich keine Rechenschaft über seine Schulden und sein Vermögen geben, und durch seine Fahrlässigkeit ohne Zweifel bedeutende Verluste erlitten. Auch so hatte er sich der Mittel beraubt, den Unfall Richards wieder gut zu machen. Der Gedanke drückte ihn doppelt nieder. Er ging hinein, setzte sich an den Tisch und stützte mißmutig den Kopf in die Hand, während die Mutter sich draußen damit beschäftigte, den Kindern die Untugend Richards recht vernehmlich zu erzählen. Jeder Laut der davon zum Vater

drang, verwundete diesen in der tiefsten Seele. Er konnte unmöglich glauben, daß sein Richard eines kleinen Streiches wegen diese Strafe erleiden müsse, es mußte jedenfalls etwas großartiges gewesen sein, was seinen Richard äußerlich erniedrigen konnte. Es war weniger das Geld, was den Alten schmerzte, als der Verlust seiner Ehre und der seines Sohnes, dessen Ruhm und Größe er nicht allein im Geiste voraus gesehen, sondern auch voraus gepredigt hatte. Mit welcher Stirne konnte er nächstens vor dem Bürgermeister stehen, den er gestern noch so beschämt hatte. Eben trat ein Mann herein, der eine Rechnung bezahlen und einen Schuldschein einlösen wollte. Der Vater klappte ein Pult auf, dessen Inneres eine ungeheure Verwirrung zeigte: Da lagen Rechnungen, Quittungen, Schuldscheine, Wechsel, halb zerrissen, zerknittert, Briefe, erbrochene und unerbrochene, Rechnungsbücher, von einem umgefallenen Tintenfaß überschüttet, darunter einige Bände Schiller, Zeitungen, Bilder, sogar etwas Voltaire, Rousseau, Broschüren, ein Gebetbuch, eine Pfeife in größtmöglichstem Durcheinander, ein wahres Bild von dem Kopfe des schwachen guten Alten. Dieser kramte viel unter den Papieren, warf sie noch mehr durcheinander und fand den Schuldschein nicht, worauf dem schlauen Schuldner plötzlich ein Licht aufging, indem er sich erinnern wollte, daß der Schuldschein schon eingelöst sei. Der Alte bedachte sich nicht lange und sagte, es könne wohl möglich sein, worauf der Mann sich empfahl. Der Alte schob die Papiere recht wirr mit der Hand ineinander und klappte das Pult zu. Dies war nicht seine Lieblingsbeschäftigung, er hatte andere Ideen, denen er lieber nachging, die aber über diesen Unfall ins Schwanken gerieten. Lange saß er noch in seinen Gedanken versunken. Die Stiefmutter trat zu ihm, nahm eine sehr mitleidige Miene an und sagte: Was fehlt Dir, Vaterchen? Was mir fehlt? Du magst noch fragen, sagte der Alte kurz. Nicht mehr, fiel die Frau ein — das ist schrecklich, das ist abscheulich, das ist undankbar. So seiner armen Eltern zu vergessen und in Saus und Braus zu leben. Was Saus und Braus, sagte der Alte. Davon kommt's nicht. Vom fleißigen Studieren aber auch nicht, sagte die Stiefmutter. Laß Dir nichts weiß machen. All' die schönen Worte, das ist nichts. Wenn man sieht was dahinter-

steckt, so ist es die Aufführung gewesen und nichts anders. Kommt, Kinder, rief sie in den Hausflur, kommt Kaffee trinken. Sind das die Lehren, die er mit von Hause genommen hat? Aber das ist all' schnell vergessen, wenn man unter die wilden Gesellen kommt. Ich hab's ja immer gesagt. Da geht's an ein Saufen, an ein Laufen und Nachtschwärmen. Da sitzen sie, statt in Schul' und Kirch', auf der Bierbank und schlendern den Dirnen nach, und nachts — Gott weiß. Aber so den Schweiß seines armen braven Vaters zu verachten. Wenn ich Dich sehe, tut's mir noch einmal so leid. Soll ich Dir eine Butterbrezel holen lassen, Vaterchen? Ich esse und trinke nichts, sagte der Alte. Ja, fuhr die Stiefmutter fort — es ist zum Sterben, den Vater so zu kränken. Eines der kleinen Kinder wollte sich dem Vater auf den Schoß setzen, er wies es stumm von sich. O, laß es doch, Vaterchen, sagte die Mutter schmeichelnd. Es hat Dich ja lieb. Geh' noch einmal zu ihm, Annchen, und sag' ihm, sei munter, Vater, stoß mich nicht weg, habe Dich lieb. Bin nicht wie Richard. Das Kind wollte eben anfangen, als der Vater aufstand und zur Thür hinausging. Er konnte sich unmöglich lieblos lassen, sein Herz war zu voll von seinem Richard. Er ging in den Garten und trat auf die Pflanzen, die er eben hatte einstecken wollen — sonst war dies eine seiner Lieblingsbeschäftigungen — jetzt stieß er sie gleichgiltig mit dem Fuße weg. Er hatte sich eine Taube angezogen, sie flog ihm auf die Schulter, er schüttelte sie ab. Wie anders wandelte er durch den Garten als sonst, wo er hier seinen Lieblingsideen nachzuhängen pflegte, wo er sich aus all' dem, was er zusammengelesen, und häufig nicht verdaut hatte, so eine verworrene Philosophie mit großer Wichtigkeit zusammenkomponierte. Jetzt dachte er nur an seinen unglücklichen Richard, wandelte noch oft auf und ab, hörte noch oft die Jeremiade der Stiefmutter, bis es endlich dunkel wurde. Und eben, als er aus dem Garten ins Haus zurückkehren wollte, stieß er auf seinen Richard. Dieser war um die Gärten des Dorfes gegangen, weil er sich, um alles Gerede zu vermeiden, nicht auf der Straße des Dorfes seh'n lassen wollte. Man würde ja sonst so viel von Wanderer's Richard zu erzählen gewußt haben. Der Vater sah ihn stumm an. Richard konnte das nicht ertragen, er warf sich an seine Brust und

rief: O, Vater, Ihr habt noch nicht alles gehört, Ihr werdet mich versteh'n. Der Alte sah ihn eine Weile an. Aber was nun? sagte er dann. Alles verloren. Nichts werden, Schimpf und Schande Dein Los. Nicht? O, Deine dummen Streiche. Geh' jetzt hinein, isz und trink und lege Dich schlafen, daß ich Dich nicht wiedersehe diesen Abend. Das hatte Richard nicht erwartet. Hier hoffte er, eine Brust zu finden, an der er sein volles Herz ausschütten könnte. Und auch dieser wies ihn von sich, stumm vor Schmerz wandte er sich nach dem Hause zu, — aber seine Mutter? Er trat in die Haustür hinein, es war noch dunkel; er ging an seine Mutter vorbei; die sagte ihm frostig guten Abend, er dankte sehr leise, dann schritt er die enge Treppe hinauf in seine kleine Schlafstube. Bald kam der Vater unten ins Wohnzimmer. Er setzte sich stumm an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Er war noch trauriger geworden, und es schwebte durch all' seine dumpfen Gedanken eine schmerzliche Erinnerung an eitle, verlorene Träume. Die Stiefmutter brachte Licht herein, eins der Kinder kam mit. Da sitzt Du wieder, fing sie an. Du wirst noch krank werden vor Gram. Ach, was man doch nicht alles um ein Kind leiden muß. Aber ich sagt es ja immer, ein Kind, das seine Eltern nicht ästimmert — das ist verloren. Da haben wir's ja. Hätte der Richard seines armen besorgten Vaters gedacht, hätte er ihn jemals lieb gehabt, er hätte die Streiche nicht anfangen können. Aber ihm ist nichts daran gelegen; darum bringt er seine armen Eltern vor der Zeit ins Grab. Von Dir hat er gewiß diese Gleichgültigkeit nicht, vielleicht ist seine Mutter auch so gewesen. Mutterföhnchen. Da läuft er trotzig an mir vorbei, dankt kaum, wenn ich ihn grüße, und denkt sich am Ende noch wunders viel. Aber tröste Dich, Vaterchen, Du hast der Kinder ja mehr. Sieh' nur hier den kleinen Jakob. Der stürbe für Dich, wenn er sähe, daß Dir ein Haar gekrümmt werde. Ja — aber Richard, seufzte der Alte. Bald deckte die Mutter den Tisch. Für Richard war nicht mitgedeckt. Wo bleibt Richard? fragte nach einer Weile der Vater. Geh, Jakobchen, zum Richard, und sag' ihm, er soll essen kommen, sagte die Frau. Der kleine sprang hinaus; er fand Richard auf dem Bett sitzend. Du sollst essen kommen, Richard, lieber Richard, rief der Kleine.

Richard nahm ihn bei der Hand und zog ihn zu sich. Mein, rief er aus, Du bist gut, Du bist nicht falsch. Nicht wahr, mein Junge? Er besann sich plötzlich und fragte, wer ihn habe rufen lassen. Die liebe Mutter, sagte das Kind freundlich. Ich danke, sagte Richard; ich habe keinen Hunger und bin müde. Der Knabe sprang hinaus. Ist der Vater traurig? fragte Richard ihm nach; der Kleine hörte es nicht, und erzählte unten, sein Bruder habe ihn gefragt, wer ihn habe rufen lassen und könne nicht essen. Die Mutter herbiß ihren Zorn und bot dem Vater einen Teller frischen Salads, den sie ihm eigens zubereitet hatte. Der Vater wies ihn zurück, er habe keinen Hunger. Das kleinste Mädchen unter den Kindern fragte, ob Richard noch hier sei. Ja, antwortete die Mutter. Und er wird auch hier bleiben. Man hat ihn von der Universität fortgeschickt, weil er, weiß Gott, was für Streiche gemacht hat. O, das ich gut, daß er hier bleibt, der gute Richard, sagte das Kind. Aber warum kommt er nicht essen? Er darf uns nicht in die Augen sehen, sagte die Mutter spiz. Warum denn nicht? fragte die Kleine. Ruhig, rief der Alte finster. Ei, laß die guten Kinder fragen, versetzte die Mutter. Die guten werden wieder besser machen, was die bösen verdorben haben. — Weil er Streiche gemacht hat, fuhr sie zum Kinde gewendet fort. Er hat ein böses Gewissen. Der Alte fuhr auf und ging hinaus in die Dunkelheit. Das war Richard Wanderer's Empfang in seinem Vaterhause. Und durch all diese dunkle Dual, die wie eine Wolke nächtig seine Seele umlagerte, schien der Gedanke an Eugenie wie ein milder Stern. Sein Herz war voll von den widerstrebenden Elementen, und die Mattigkeit seines Geistes ließ ihn nicht zu der geringsten Klarheit kommen. In Eugenie hatte er sich nicht geirrt. Auch diese war nicht ganz glücklich. Der Anblick dieses Jünglings hatte in der Brust des lieben Mädchens tiefschlummernde Gedanken und Gefühle geweckt, Gedanken, die der ganzen sonderbaren Lebensweise, in welche der Vater ihren naturfrischen Geist eingezwängt hatte, so sehr widersprachen. Ihr Vater, der Professor, ließ nicht ab, ihr täglich mit seinen wohlgesetzten Worten lange Kunstpredigten zu halten, denn er glaubte, daß seine Tochter, die durch einen solchen, nur wissenschaftlichen und hohen Umgang, jedenfalls ein über ihr Geschlecht an studier-

ter Bildung hervorragendes Wesen werden müsse, ihm vielleicht den schmerzlichen Mangel eines Sohnes ersetzen könne, an dem er seine Erziehungswut hätte auslassen und vervollkommen können. Dazu sollte ein gewisses Selbststudium der Tochter ein Bedeutendes nachhelfen, was er um so mehr hoffen zu können glaubte, als er sie von früher Jugend an seit dem Tode ihrer Mutter, seiner Gemahlin, von gewöhnlichen weiblichen Arbeiten abgehalten und in seinen Ideenkreis, der freilich für ein Mädchen unverhältnismäßig genug war, hereingezogen hatte. Eugeniens gesunde frische Natur widerstrebte zwar gleich von Anfang an diesem studierten geschraubten Treiben, doch da sie sich für diese Abneigung eben keine Gründe anzugeben wußte, so führte sie der kindliche Gehorsam und die Macht der Gewohnheit nach und nach dahin, daß sie sich in den künstlichen Ton und das Wesen ihres Vaters mehr oder minder fügte, obgleich die Grundlage der Erziehung, wie sie ihre leider früh verstorbene liebe Mutter in ihrem Herzen festgesetzt hatte, dadurch garnicht zerstört wurde. Eben die Zeit, wo mit der Erscheinung Richard Wanderers ihren Gefühlen eine nie gesehene Welt voll Sehnen und Ahnung aufgeschlossen worden, faßte ihr Vater den traurigen Gedanken, dem jungen Geiste des Mädchens durch ein gründlicheres Sprachstudium das klassische Altertum zugänglicher zu machen. Er hatte sich in die Idee, in Eugenie den Mangel eines Sohnes ersetzt zu haben, so sehr verloren, daß nun, vermöge seines hochmütigen Erziehungsbewußtseins, seine Pläne sich ins Korrupte vertiegen, ohne daß seinem Geiste einmal die Möglichkeit der Ausführung zweifelhaft erschienen wäre. Ueberdies glaubte er, in dem stilleren Wesen, welches sich durch die vielfachen eigentümlichen Gemütsbewegungen in der Folge bei Eugenie einstellte, ein wachsendes Interesse an den Studien und einen größeren Tiefinn zu entdecken, welches ihn um so mehr zur konsequenten Verfolgung seiner Pläne anspornte, als ihm seine Hoffnung ohne Zweifel nach und nach glänzend in Erfüllung zu gehen schien. Kurz, er legte alles zum besten aus, selbst wenn Eugenie während der häufigen Gespräche, welche ihr Vater mit einem Privatdozenten W. pflegte, ganz ohne Interesse in ihre Gedanken versunken darsaß. Diesen W., einen trockenen Menschen, hatte er sei-

ner wissenschaftlichen Fähigkeiten wegen, welche ihm in die Augen stachen, zu seinem künftigen Schwiegersohne bestimmt, und seiner Tochter den Umgang mit demselben erlaubt, was freilich in Eugeniens Seele ihr Ideal durch den Gegensatz mit B. noch um so höher heben mußte. Eugenie aber, der durch diese Ahnung der Liebe, der bunte Schmuck, mit welchem ihr Vater sein eigenfinniges Erziehungstreiben umhängt hatte, von den Augen gefallen war, wandte sich von diesem um so mehr ab, als ihre Seele von einer unbekanntem Regung in ihrer lebendigen Gefühlswelt mehr in Anspruch genommen war. Ihr ganzes Wesen war anders, und der Vater führte von jetzt an über ihr Benehmen und Beschäftigungen eine genauere Kritik und verbesserte sie mit größter, eindringlichster Sorgfalt, wenn sie so unvorsichtig gewesen war, im Laufe des Gespräches einen Sprachfehler zu machen. Unglücklicherweise wurde Eugenie eben in dem Maße, als die Bedürfnisse ihres Herzens stiegen, auch von außen mehr in Anspruch genommen; denn bald fiel es ihrem Vater ein, Parade mit ihr zu machen. Er führte sie also in die höheren Kreise der Gesellschaft ein, wo natürlich B., der Erwählte des Vaters ihr beständiger Begleiter war. Anfangs ließ sie sich dies gerne gefallen, da sie, sie wußte nicht wie, zu der Hoffnung gekommen war, Richard Wanderer, den lieben Unbekannten, dort wiederzusehn. Da aber diese getäuschte Erwartung sie zur stillen traurigen Gesellschafterin machte, und ihr überhaupt der ganze Ton sehr fade schien, so sehnte sie sich um so mehr hinweg, als sie die Hoffnung ihres Vaters bemerkte, daß sie durch ihren wissenschaftlich gebildeten Geist bald die Augen auf sich ziehe, imponieren und eine bedeutende Rolle spielen könne. Ihr Vater aber hielt ihr stillen Wesen für Schüchternheit, die er par force vertreiben zu können glaubte, weshalb er also Eugenie, die so sehr der Einsamkeit bedurfte, keinen Augenblick in Ruhe ließ. Der Eindruck, den all diese Verhältnisse auf die Seele des armen Mädchens machten, konnte natürlich kein erheitender sein, besonders da sie niemanden um sich hatte, dem sie so ganz und gar vertrauen durfte. Sie büßte dabei nach und nach einen großen Teil ihrer früheren Munterkeit ein, und eine gewisse Schwärmerei, die sie vorher nicht gekannt hatte, nahm zuweilen ihre Seele ein, der sie dann auf

dem Papiere in unzusammenhängenden Absätzen Luft machte, deren wir einige hier anführen wollen.

Aus Eugeniens Tagebuch.

5. September.

Uebertriebene gar zu besorgte Liebe quält doch oft fast ebenso wie Neid und Selbstsucht. Leider, daß ich die Erfahrung machen muß. Es wird mir schaurig zumute, wenn ich in meinen Kopf sehe. Wie schnell geht's da, wie schnell hinein und schnell hinaus. Und wahrhaftig muß ich den Leuten recht geben, die sagen, es gäbe auf der Welt nichts Verrückteres als meinen Toilettentisch. Da liegt ein Band Gedichte. Hübsch, sehr hübsch. Eine griechische Grammatik! Ein Döschen Zahnpulver. Ein Roman Ein großer Haarkamm. Ein Fremdwörterbuch. Eine Nagelbürste. Ein Band von Sulzer's Theorie der schönen Künste. Eine Pomadenbüchse. Ein großes Manuskript über antike Bildsäulen, usw., usw.

Und nun erst mein Kopf. Da kommen noch meine Kaninchen und meine Täubchen hinzu, die mein Vater mir auch verbieten will und — dann schwärmen meine Gedanken noch weit — Gott weiß wo. Ach, sie werden mich traurig machen, und ich muß wirklich bei heiterem Humor sein, darüber schreiben zu können, wie heute. Weiß Gott, was mir all das Zeug jetzt doppel zuwider macht. Träumen. Träumen. Das ist es. Ich seh ihn nicht mehr, den interessanten Fremden, und kann ihn doch nicht vergessen. Und wie dumm ich ihn genannt habe. Interessant. Pfui. Ach, mit jedem Gedanken glaub' ich an sein Herz zu klopfen, ich hör' in jedem Wald, von dem ich träume, seine Stimme, sehe seine Gestalt, und bei jedem Tanz, an den ich denke, seh' ich mich in seinem Arm. Wie trocken, wie hohl ist nun all dieser Kram, mit dem ich mein armes Gehirn füllen soll, seit mein Herz etwas anders hat, woran es denken kann. Und doch soll ich eine Gebildete, eine Gelehrte werden, will mein Vater, soll reden über Literatur, Kunst und Altertum, über Kant, Spinoza und Aristoteles — und, nur ja nicht mehr an meine Kaninchen und Täubchen denken. Ja, wenn ich vergesse, so ist's wahrhaftig nicht aus



Gesehrsamkeit und der griechischen Vokabeln wegen. Aber, sagt mein Vater, es ist all zu meinem Besten, und drum will ich's glauben und will's tragen.

8. September.

Mein Vater hat ein examinierendes Gespräch mit mir geführt. Guter Gott, wie mir die Sachen im Kopf herum gingen. Wenn ich denke, wie ich mich früher fügen konnte in all das Getriebe, und setzte mich hin und dachte eben an nichts als mein Buch. Und nie ist mir ein Bedenken im Kopf aufgestiegen, nie habe ich gefragt, wozu all das? Jetzt verzweifle ich an dem dummen Zeug, und meine Gedanken haben eine andre, liebere Beschäftigung, während meine Augen in ein totes Buch starren. Und doch soll ich, und doch muß ich. Leid tut's mir um meinen Vater, der mit eigensinniger Konsequenz seinen Weg verfolgt, und die Sonne nicht ahnt, gegen die all seine Gesehrsamkeit eitel aufdampft wie ein Tropfen Wasser.

Abend 8.

Ich kann ihn nicht wieder finden. Sein Blick dringt nicht mehr mit jener weichen lindernden Kraft in meine Seele, und ich fühle mich einsam zum ersten Male in meinem Leben. Als ich ihn nicht suchte, fand ich ihn immer wieder, und jetzt, wo mein Blick ungeduldig die Gegend durchirrt, wo ich hinter jeden Baum spähe, damit ich ihn finde, wo ich mich glühend an die einzige Brust werfen könnte, die mir voll entgegenschlägt in der Natur — jetzt ist er verschwunden. Törichtes Kind — weißt Du es denn so gewiß? Kennst Du ihn so sicher? Ach! Mir ist so schwer um's Herz, und ich habe mir eingebildet, wenn ich einen Freund hätte, oder eine Freundin, der ich alles, alles aus vollem Herzen schreiben könnte, was ich denke, was ich fühle, was mir fehlt — wie das ist, das ich liebe — ach das, ich glaube, mir würde leichter werden. Und wenn ich dann so die ganze Reihe meiner Bekannten mustere, so huschen sie mir pfeilschnell vor dem ängstlichen Blick vorbei — und nur eine Gestalt bleibt — und, guter Gott, seh' ich recht zu, so ist er's.

15. September.

Mein Vater hat mir Gedichte aus seinem Horaz vorgelesen, die ich schön finden soll. Lieber Gott, was die Leute nicht alle erst gedacht und dann gesungen haben. Und wenn ich's erst halte gegen mein Buch der Lieder, so will's mir ganz dumm werden, wenn ich an den ganz verständigen Horaz denke.

Ein Fichtenbaum steht einsam  
Im Norden auf kahler Höh' —

Und das träum' ich und summ ich wo ich geh' und steh' — und es geht mir nichts darüber, und ich fliege weit hinweg. Weit, und ich weiß mein Ziel, aber meinen Weg nicht, aber fort geht's über Berg und Meer an ein Herz, von dem ich nur weiß, daß es ein Herz ist. Dies ist die Wahrheit. Aber dieser leidige W., der mich täglich belästigt und dem ich täglich sagen möchte, daß er doch da bliebe. Dieser Mensch, zusammengesetzt aus Fleisch und Blut und Kunstausdrücken. Jetzt zum ersten Male fühl ich, wie unheimlich ein Mensch sein kann, ach er mag gut sein — warum stört er auch meine Träume?

16. September.

So, jetzt ist mir wohl. W. ist weg, und ich hoffe, er soll nicht wieder kommen. Ich hab' ihm gesagt, wie ich nicht zu jeder Stunde des Tages aufgelegt bin, ein herzloses Geschwätz, eine trockene Explikation anzuhören — daß mir zuweilen gar sehr die Einsamkeit lieb sei, und ich wenigstens in etwas Herr über meine Stunden sein möchte — und das all sagt ich ganz im Vertrauen, ohne Bezug auf ihn — aber er merkt's wohl und empfahl sich. Das ist schön. O, hätt' ich doch jetzt eine Hand hier, die ich recht warm, recht liebevoll drücken könnte da ich mich frei fühle. Und welche Hand?

20. September.

Mein Vater ist nicht recht zufrieden mit mir. Daß W. nicht mehr kommt, will ihm nicht recht zu Kopfe, und meinen geringeren Eifer schreibt er meinen Kaninchen und Täubchen zu. Also

auch diese armen Geschöpfe soll ich lassen, auch sie sollen unglücklich werden. Und so schmollt mein Vater zuweilen in sich hinein, und das kann mir alle Lust verderben, und ich möchte wieder hübsch Lektionen lernen wie früher. Und oft nehme ich mir vor: jetzt denkst Du nicht an ihn. Und einen Augenblick nachher geht's auch — aber da fällt mir die verwelkte ganz gelb gewordene Rose, die er mir reichte, in die Augen — und ich küsse sie und schelte mich selber über meinen verrückten Vorsatz — und alle meine Sinne schwärmen um ihn. Gott, ja, und tausendmal bitt' ich ihn um Verzeihung. Die Rose aber soll bewahrt werden — heiliger wie eine Relique.

26. September.

Heute war ich bei meiner Nichte Amalie zu Besuch, und fand, daß die beiden Mädchen Streit hatten über Amaliens baldiges Brautkränzchen; und die eine wollt's größer, die andre kleiner, es hatte Worte gegeben, und die hitzige Gretchen war gar schmolli- g geworden. Das Ding dauerte mich und ich habe den Friedens- stifter gemacht, nahm die Kinder beide bei der Hand und führte sie gegeneinander: Seht euch doch einmal an, sagte ich. Da lachte denn die eine und küßte die andere, und wir haben eine munt're Stunde gehabt. Und da zeigt mir denn Malchen allerlei Schönes, das sie früher ihrem Bräutigam gestickt hatte, und hatte noch einiges in Arbeit — all' recht hübsch. Und das fährt mir denn den Abend im Kopf herum, und ist mir's doch als ob ich den Stichtrahmen herunter nehmen müßte, und darunter überleg' ich eifrig, was wohl am passendsten sei? Eine Zigarrentasche? Nein, ich mag nicht gern, daß er rauchen soll. Eine Briesttasche? Ja — da kommt auch so allerlei Zeug's hinein und ist auch so ge- wöhnlich. Pantoffel? Ja — aber ich habe das Maß vom Fuße nicht. Aber da fällt mir's endlich ein — ein Gitarrenband will ich ihm sticken, und frisch daran. Aber wem? Ja, wer das sagen dürfte. Närrisches Kind. Mir selbst, und denke dabei an — nun ja.

28. September.

Ich habe gedacht, ob er vielleicht krank wäre, der liebe Na-

menlose. Und das ängstigt mich, und doch kann ich mich mit dem Gedanken nicht ganz einigen. Und wenn er's wäre, und ich stände an seinem Lager, mein Ohr horchte begierig auf jedes leise Wort von der lieben Lippe, und ich zitterte bei jedem Seufzer, und er schlug dann die Augen auf, wenn ich den Schweiß von seiner Stirn trocknete, und faßte meine Hand, und all der Himmel glänzte und hauchte mich an aus seinem tiefen, tiefen Blick, und dann ein Wort — Gott, wie ich träumen kann, so kindisch und doch so lieb.

Dieser Denk- und Empfindungsweise ergab sich das tiefühlende Mädchen immer mehr, je weiter sie sich in ihren Neigungen von dem Treiben, an welches sie früher gewohnt war, entfernte. Ihre Umgebung wurde ihr dadurch noch mehr verleidet, daß B., den sie so oft aus ihrer Nähe gewünscht, nicht allein bald zurückkehrte, sondern auch Pläne bilden ließ, die in der Zukunft Eugeniens Schicksal mit dem seinigen zu verflechten drohten. Eugenie ward in sich gefehrter, und ihre still aufkeimende Schwärmerei fand in der wunderbaren Korrespondenz der Seelen, die sie beide ahnten aber nicht erkannten, eben damals einen besonderen Schwung, als sie zufällig die von Richard an jenem traurigen Abend in den Baum eingegrabenen Namen entdeckte. Ihr Ideal, welches die ihr mißfallende Außenwelt, die sich aus dem Leben ihrer Gefühle nach und nach sehr entfernte, bildete und schmückte sie sich immer schöner, und ihre Gedanken wußten aus dem trockenen Alltagsleben nur diesen einen Weg zur Erfrischung. Da die Vernachlässigung ihrer unverhältnismäßigen Studien ihr endlich von ihrem in seinen Hoffnungen mehr oder minder getäuschten Vater Verdrießlichkeiten zuzogen, so fing sie an traurig zu werden und bei Richard Wanderers Bild wie früher die höchste Erquickung, so jetzt die einzige Ruhe zu finden. Dies Bild aber stand fest in ihrer Seele, denn es war ihr, wie ein Abklang aus einem andern Leben. Sie wußte und ahnte nicht im mindesten, daß sie einen Unglücklichen liebte, obgleich sie sich ihn auch nie auf einer hohen Stufe materiellen Glückes vorstellen konnte. Doch gestalteten sich Richard Wanderers äußere und innere Verhältnisse mit jedem Tage immer bedenklicher. Da sein schwacher Vater in dieser Hinsicht beständig unter dem Einflusse einer böswilligen

Stiefmutter stand, die alles hervorjuchte, um ihm, wenn nicht zu Schaden, doch kränkende Erinnerungen zurückzurufen und ihm nicht einmal eine unschuldige Ergözung an den Freuden der Kinder gönnte, so wurde ihm nach und nach das Leben in seinem Vaterhause unerträglich, daß er jede Gelegenheit, seine Heimat auf eine nur etwas vorteilhafte Weise zu verlassen, begierig ergriffen haben würde, wenn sie sich nur jemals geboten hätte. Sein eigenes Schamgefühl sowohl als seine Befürchtungen wegen der Mutter verboten ihm, seinem Vater davon zu sprechen, daß er zur Fortsetzung seiner Studien eine andre Universität beziehen wolle, denn seine Mittel von Hause aus waren so klein, daß auch bei der größten Sparsamkeit neue Ausgaben, welche sich durch den Verlust der Benefizien vergrößern mußten, das sehr beschränkte und ohnedies schon zerrüttete Geschäft des Vaters vernichtet haben würden. So vergingen Tage, Wochen, und Monate, ohne daß Richard Wanderer sich einer bestimmten Tätigkeit hingeeben hätte — und wirklich fühlte er auch nicht wie sonst ein durchreisendes Bedürfnis dazu, sein Geist war ermattet unter den tiefen innerlichen Kämpfen, welche die Kräfte seiner Seele aufreiben mußten. Der unaufhörliche, oft gar zu nahgehende störende Einfluß der Außenwelt auf seine Seele ließ diese nicht wieder zu einer Reproduktion von innen nach außen kommen, und so war hier ebenso das geistige regelmäßige Vegetieren gestört, wie anderswo der Blutumlauf gehindert und zu nachteiligen Einflüssen auf die ganze Konstitution gebracht werden kann. Richard Wanderers Seele war tief krank; der arme Junge litt unaussprechlich, und gewöhnte sich nach und nach dergestalt an den innern Anblick seines Elends mit dumpfer Resignation, daß selbst auf Augenblicke seine so tief eingewurzelten Ideale in all ihrer Schönheit und unerreichbaren Ferne sein Gemüt noch tiefer kränken konnten. Und doch liebte er sie so, doch ließ er noch den schwachen einsamen Hoffnungsschimmer, der seine dürstende Seele als einzige Erquickung schlürfte, nie außer Augen und noch klang ihm in Eugeniens Namen so voll und duftig alle Seligkeit entgegen, von der er so weit entfernt war. Eugenie — wie oft flüsterte er ängstlich diesen holden Ton in das stumme Rissen, wenn er Nächte lang schlaflos lag im einsamen Kämmerlein — und seufzte wieder in dem Ge-

danke an sein ungeheures Elend. Sein Vater war fortwährend sehr mißmutig und ergriff zuletzt, um seinen Unmut zu ver-  
 geßen, das allerschlimmste Mittel: er berauschte sich oft und  
 brachte nun in einem häufigen so aufgeregten Zustande oft durch  
 spitze Bemerkungen der Stiefmutter zu heftigem Schmähem ge-  
 reizt, seinen armen Sohn bald zur Verzweiflung. Er pflegte  
 bei solchen Gelegenheiten allerlei verwirrtes Zeug zu schwätzen, und  
 Richard Wanderer hatte außer seiner peinlichen Lage noch den  
 Schmerz, einen Mann mißachten zu lernen, den er früher für einen  
 der achtungswertesten gehalten hatte. Er zog daraus seine ge-  
 wöhnlichen Konsequenzen und fand sein unselbiges Vorurteil gegen  
 die Menschen in so traurigem Maße gerechtfertigt, daß sich ihm  
 noch die Ueberzeugung aufzudrängen drohte, alle Menschen seien  
 so von Grund aus schlecht, daß der gute Schein, den sie boten,  
 auch bis zur letzten Spur bei näherer Besichtigung und Kenntnis  
 wegfallen werde. Die Mutter ließ dies traurige störende Miß-  
 verhältnis zwischen Vater und Sohn, das sich durch andere Um-  
 stände noch immer bedeutend steigerte, zu keiner Ausgleichung  
 kommen, obgleich sie sich bei ihrem Treiben keines bestimmt vor-  
 gesetzten Zweckes bewußt war und doch in ihrem Interesse zu  
 arbeiten glaubte. Bald war Richard Wanderers Unglück mit  
 einigen außerordentlichen Entstellungen, wie sie aus der gänzlichen  
 Unkenntnis von eigentümlichen Verhältnissen zu entspringen pflie-  
 gen, unter den Leuten des Dorfes kund geworden, und die im-  
 merwährende Erinnerung an die getäuschten Hoffnungen und den  
 gebeugten Stolz kränkte den schwachen Vater mit jedem Tage tiefer,  
 besonders da der Bürgermeister jetzt von seinem Jungen ihm  
 gegenüber nicht genug Rühmens zu machen wußte. Sein Rausch,  
 mit dem er den drückenden Unwillen übertäuben wollte, wurde  
 häufiger, seine Zornanfälle gegen Richard hitziger und ungemes-  
 sener und es war nicht zu verwundern, daß dieser arme Junge  
 eine solche fortwährende Qual nicht länger ertragen konnte. Doch  
 bald war der Tag für das Ende dieses Leidens da, aber nur um  
 einem größeren Elend Platz zu machen. Es war eben Zeit des  
 Mittagessens. Der Vater, welcher sich beim Frühstück etwas stark  
 übernommen hatte, lief heftig durch den Garten, die Mutter stand  
 mit den Kindern in der Stube, beschäftigt, den Kleinen Tisch zu

decken. Richard Wanderer stand am Fenster, atmete auf die Scheiben und betrachtete gedankenlos oder gedankenvoll die wunderbaren Figuren, welche der Hauch auf dem Glase bildete. Bald trat der Vater auf den wiederholten Ruf der Mutter ein. Seine Augen waren rot angelaufen, und mit wirrem Blick sah er stillstehend auf Richard, welcher ihn nicht bemerkt hatte. Muß ich auch das noch von Dir leiden — sagte plötzlich der Alte, rot werdend — daß Du mich mit dem Rücken ansiehst? Was soll das heißen? Haben wir des Leides noch nicht genug mit Dir? Richard Wanderer antwortete nicht, drehte sich um und setzte sich. Ein Entschluß war in seiner Seele gereift. Er wollte seinen Vater nur um so viel Geld bitten, daß er sich einrichten könne, und eine andere Univerſität beziehen, wo er sich wie immer möglich durchhelfen wollte. Zwar hatte er, so lange es vermeidlich war, sich noch nicht dazu verstehen können, auf irgend eine Weise jemanden um des Lohn's willen zu dienen, doch hätte er sich jetzt gern eine ruhige Familie aufgesucht, um gegen ein hinreichendes Unterkommen ihre Kinder zu erziehen. Der eben jetzt stattfindende Auftritt machte ihm die Sache nur noch wünschenswerter. Doch hoffte er von der gewohnten Güte und dem vormaligen Stolze des guten schwachen Mannes wohl die Gewährung seiner Bitte. Er beschloß, sein Anliegen so bald als möglich vorzubringen. Man rückte näher an den Tisch; der Alte schien besonders aufgeregter; Richard Wanderer bemerkte es kaum und beobachtete wie gewöhnlich ein tiefes Stillschweigen. Eins der Kinder wurde unartig, und die Mutter wies es zurecht: Ruhig, Jakobchen, begann sie. Du mußt der Mutter hübsch folgen. Du siehst ja die Beispiele davon, wie böse Kinder gestraft werden — sonst müssen wir Dich auch fortjagen.

Derartige und spitzere Anspielungen und Äußerungen hörte Richard Wanderer alle Tage einige Mal und konnte leicht darüber hinwegsehen. Er schwieg fortwährend. Aber diesmal wollte der Alte in seiner Aufregung gesprochen haben. Warum sprichst Du nicht, Richard? rief er heftig. Ist das Trost? Nein, antwortete Richard. Ich bedachte eben das, was ich sagen wollte. Ich habe eine Bitte an Euch, Vater.

Bitten, warf die Mutter ein. Nun das wär noch eben recht. Bitten. Mit wie viel hundert Talern kann man dem Herrn aufwarten? Mutter, sagte Richard Wanderer, in seinem guten Bewußtsein etwas gereizt. Mein Unglück ist so groß, daß es des Spottes nicht bedarf, um es noch größer zu machen. Es war eine bescheidene Bitte, die ich tun wollte, eine Bitte, die mein und der Familie Wohl betraf. Warum unterbricht Ihr mich mit Spott? Junge, rief die heftige Frau zornig — muß ich auch so noch von Dir belohnt werden? Wir haben genug Jammer an Dir gehabt. Das Geld, das schöne verlorene Geld. Willst Du uns auch noch durch Deine Frechheit unter die Erde bringen? Der Alte legte die Gabel nieder. Ja, fing er an. Die Mutter hat recht. Was hast Du zu bitten? Du hast den Bissen nicht verdient, den wir Dir geben. Auch noch bitten? Auch die, welche Du unglücklich gemacht hast, noch schönöde behandeln? Nichts tun — Geld verzehren — nichts werden — unsern Schweiß vergeuden — mit Undank vergelten, schönöde und frech sein. Junge, wenn ichs betrachte. Und so fuhr er noch eine Weile fort, während des Sprechens immer hitziger werdend, da ihm der Geist des Getränkes jetzt erst recht zu Kopfe stieg. Willst Du uns auch jetzt noch um unser bißchen Armut betrügen, rief er laut. Um unsern Schweiß hast Du uns betrogen und um uns're Hoffnungen. Hast Du noch nicht genug? Da, nimm den letzten Pfennig und verzehr ihn — sieh uns im Elend und lache dann noch — hast Du noch nicht genug? Unser Glück hast Du uns gestohlen, stiehl uns auch unser Leben noch. Du bist der Dieb uns'res Glückes. Vater, sagte Richard, etwas lauter als gewöhnlich. Vater, es ist genug. Was? rief der Alte noch heftiger. Willst Du mir Vorschriften machen? Weißt Du nicht, daß Du mein Kind bist? Weißt Du nicht, daß ich Dich züchtigen darf, wenn ich will? Junge — Du bist nicht wert, daß Du das Licht siehst. Wäßiget Euch, Vater, sagte Richard ernst. Was? schrie der Alte. Das ist nicht auszuhalten. Richard wich seinem Schlage kaum aus, indem er seinen Stuhl zurückstieß und nach der Türe zuging. Es ward ihm dumpf und sonderbar im Kopfe. An der Türe drehte er sich um und sagte ruhig, beinahe weich und wehmütig, Vater, lebt wohl. Ihr habt mich sehr unglücklich gemacht, und meinen guten Willen



nicht erkannt, der mich würde gerettet haben. Ich will so unglücklich werden, als Ihr mich gewünscht habt; vielleicht werdet Ihr mich einst wiederseh'n. Mein Wille war gut. Er ging zur Türe hinaus, die Treppe hinauf. Der Vater stuzte und wollte ihm nachgehen. Laß den eigensinnigen Trozkopf, rief die Mutter. Willst Du ihm jetzt gut Wort geben? Der Alte blieb. Vielleicht hat er doch etwas Gutes vor, sagte er unruhig. Ach, was kann er vorhaben, warf schnell die Mutter ein. Eine halbe Stunde nachher sah man Richard Wanderer, ein kleines Bündel unter dem Arm, das Dorf verlassen. Er hat es nie wieder gesch'n. Was wollte der arme Junge, als er eine so ungewisse Wanderung antrat? Die plötzliche Aufregung, die schändliche Behandlung, die er in seinem Vaterhause erfahren, waren für seinen armen Kopf ein neuer Schlag; es war ihm nicht klar geworden, was er wollte, doch sagte ihm eine dunkle Ahnung wieder, er wollte und sollte unglücklich sein, und klarer schien ihm dies zu werden und immer klarer, je länger er dem Gedanken nachging. Er schritt fort, zuweilen mit Hast, zuweilen langsam, aber es war nicht mehr der leichte elastische Schritt, der ihn in früheren Tagen oft so jugendlich frisch durch diese Fluren getragen, er schlich gebückt dahin, wie ein Mensch, der eben müde werden will. Wie hatte er sich geändert seit er zuletzt, um den Wissenschaften obzuliegen, dies Dorf verlassen hatte. Wo war das jugendliche Rot der Wangen? Wo die lodrende Glut des Auges? Wo der kräftige und dennoch leicht zierliche Schwung des Körpers? Sein Gesicht war eingefallen, bleich, leidend, seine Augen blickten hohl, matt, die Ränder angegriffen, die Glieder hingen schlaff an dem kraftlosen Leibe, und in seinem ganzen Ausseh'n zeigte sich der Keim seines körperlichen Leidens, das sich bei dem unstätten leidenvollen Leben, wie es jetzt begann, nur zu schnell entwickeln konnte und mußte. Er dachte nach über sein Loß, aber es waren nur nichtsdenkende Gedanken; sein sanftes Herz hatte der Menschheit fluchen gelernt, was es denn mit einem matten Anlauf tat, um es ihr weich darauf wieder abzubitten. Er dachte an Eugénien, und dieser Gedanke, der ihn sein Leiden bald vergessen machte, bald ihm auch sein ganzes Elend vor Augen hielt, richtete eine endlose Verwirrung in dem verwüsteten Kopfe an, die sich endlich in heißen

lindernden Tränen auslöste. Der Gedanke an Eugeniën war sein einziger Trost; sie war ihm ein Ideal geworden, das er kaum noch unter feste Formen zu bringen mußte; er seufzte, betete zu ihr. Verlor'ne Liebe, verlor'ne Liebe. Das dachte er, rief er, und dies Wort tötete all seine Hoffnung, weckte sie wieder, um sie von neuem sterben zu lassen. Er wollte unglücklich sein. Dies eine noch stand fest; sein eigener Vater hatte es ja gewollt. So wanderte er weiter. In seinem Kopfe ward's nicht Tag mehr. Die Nacht über blieb er in einem kleinen Dorfstrug.

Aus Eugeniens Tagebuch.

20. Dezember.

Ich muß schreiben und reden, und wär's auch nur mit dem Papier und mir selber. Briefe will ich schreiben, gleichgültig an wen, und wenn sie auch ewig liegen blieben, gleichgültig, ob ich einst über meine kindische Einfalt lächeln werde, die kein ander's Mittel gewußt hat, das schwere Herz zu entladen. Aber ich muß ja wohl. Wie es mir geht, mein Freund oder meine Freundin, ich kann's Dir unmöglich beschreiben. Ich habe endlos viel zu tun und lauter unliebe Arbeit. Ich habe alle Lust verloren an dem ganzen Leben und Treiben hier, und wenn's auch noch so lustig wäre. Früher hab' ich so gerne getanzt, aber alle Bälle wollen mir zum Ekel werden. Das ist ein Geflatter und ein Geschwätz, ein Geängel und all dies. Die ganze Gesellschaft ist mir zu gefallen, aber sie gefällt mir nicht; und denke Dir nur erst, wenn mein Vater dasitz, und spricht über Gott weiß was, Kunst und Altertum und sucht mich in das Gespräch zu zieh'n, wo ich glänzen soll, und ich schweige dann still vor Unlust und Mügk, ihn mit meiner Unwissenheit in grimmige Verlegenheit zu setzen, wenn ich nicht weiß wohinein und wohinaus. Aber der gute Mann quält sich und mich endlos und weiß kein Ende von Lehren und Examinieren. Und doch mag ich's ihm nicht sagen, daß er mich um Gotteswillen verschonen soll mit allem dergleichen — es würde ihm unendlich weh tun. Und nun kommt mir auch der unleidliche D. wieder täglich auf den Hals mit seinem glatten süßen Gewäsch, und ist kein Funke, nicht die Ahnung von Blut in dem

Menschen, der sich mit Herzensangst abmüht, Gefühle zu zeigen, die ihm ewig fremd sind. Ich merk' es wohl, wo das hinaus will. Früher ergökt' ich mich so sehr an meinen Kaninchen und Tauben, aber nun ist mir wieder eins von meinen Tierchen gestorben, und mein Vater möcht ihnen allen den Tod wünschen. Ich denke so oft an Dich, und bald ist das Guitarrenband fertig; ich habe es schon drei-, viermal fertig gehabt, aber dann trennte ich wieder ein Stück davon auf, und hatte wieder etwas für Dich zu tun. Ich arbeite immer mit Wonne daran und träume von Dir — über weite Berge; aber dann kommt das herzlose Volk wieder, dessen Geschwätz und Höflichkeit mir den Atem versetzt, oder so ein Brief kommt, der von wässerigen Floskeln überfließt und mich glauben machen will, daß alles Gold sei was glänzt. Aber bei Gott! Alle ins Feuer, alle. Was soll ich mit dem Zeuge machen? Meine Gedanken sind ja doch bei Dir. Was mir fehlt, höre ich Dich fragen. Ach, was kann mir fehlen? Du weißt's ja, und wenn Du's nicht wüßtest, ich würde Dir's nimmer sagen können.

1. Januar.

Du denkst gar, ich habe Dich vergessen, weil ich so lange nicht geschrieben? Ach, ich träume ja von Dir so oft, so oft — und möchte gerne dann schreiben und kann nicht. Aber heut' muß es sein, und tausend Wünsche fliegen Dir zu für's neue Jahr. Ich weiß nicht, wo Du sie empfängst, und ob Du an mich denkst; aber, wie könnt' es anders sein? Heute ist's gerade sieben Jahr, daß meine Mutter starb, die herrliche Frau. Sieben Jahre, vergangen wie ein Tag, aber kein Tag in diesen sieben Jahren, wo ich Dir nicht schmerzlich nachgesehenzt, Verklärte, daß Du nicht bei mir sein konntest und ich nicht bei Dir. O, daß Du noch lebtest, daß Du noch tröstest und heben könntest dies arme Herz, das unter seinem eigenen Druck vergeh'n will. O, sähest Du mich jetzt, Engel im Himmel, Du würdest weinen, Tränen der bittersten Wehmut der Heiterkeit meiner bedrückten Seele nach. O, daß ich noch zurückgehn könnte in die Tage meiner Kindheit, wo unbeschränktes Frohsinn himmlisch rein in meiner heitern Seele wohnte und mein Herz die Armut dieser Welt nicht kannte. Sie sind vorüber, die

seligen Tage, und nur ihr nimmer schweigendes Denkmal blieb in meiner traurigen, sehnenden Seele zurück. Hätte ich Dich nicht, süßes frommes Himmelsbild, teurer Gedanke, woran sollte ich so oft meine bange Seele klammern? Ein Brief von D. ist da. Verzeih's dem Schicksal, Engel meiner Träume. Ich mag die kalten Worte nicht lesen, die mich heuchlerisch anseh'n, wie die tiefen Bücklinge eines kalten, schlauen Hofmanns. Ich mag die häßlichen Seufzer nicht hören, die nicht ein warmes Gefühl, sondern die kalte Gelegenheit künstlich heraufschraubt. Dank Dir, Gott im Himmel, daß mein Herz von einem andern Wesen bewohnt ist, einem engelsgleichen, und wär's auch nur Phantasie. Aber, eigensinniger, kindischer Gedanke — die ist's nicht.

2. J a n u a r.

Mit Schnee bedeckt sich rings unabsehbar die Gegend und es wird so wunderbar still auf dem weiten Gefild — und doch ist's mir nur wenig einsamer geworden. Zwar kann ich nicht mehr das Wäldchen durchwandeln, auf alle Schritte lauschend, die ich kommen und gehen höre, zwar kann ich nicht mehr vor dem Baum stehen, der ewig unsere Namen trägt harmonisch verschlungen; aber all dies will in meiner Brust so lebendig, so heimatlich werden, und ich sehne mich nur noch nach stillem, einsamen Dunkel. Siehst Du, Herz in der Ferne, das sind so meine schönsten Augenblicke, wo meine Gedanken frei und lustig schweifen und ich meine Umgebung wohl etwas vergessen kann. Ach, da fällt mir so vieles ein und so schönes, und ich träume mich hin und her, bis ich durch meine Umgebung oft nur zu früh an die Wirklichkeit erinnert werde. Aber was ich mir verträumt, das trag' ich doch so immer mit mir, gleichviel ob mein Vater mir viel gelehrte Dinge vorträgt, oder der lästige D. mir Bücklinge und Komplimente macht. Ich träume mir jeden Schritt und Tritt von Dir, und ich glaube, es kann wohl anders sein, wie ich träume. — —

Richard Wanderer irrte unterdessen ohne Plan und Ziel im Lande umher. Seine Mittel waren längst ausgegangen, er lebte nur kümmerlich und war, er wußte kaum wie, sehr haushälterisch geworden. Seine Wangen waren hohler, sein Blick wirrer ge-

worden, doch war sein Gesicht nicht abschreckend, es war still melancholisch, und wer hineinschaute, wurde von weichem Mitleid ergriffen über die tiefe sonderbare Trauer, die sich in diesen Zügen offenbarte. Sein Geist war noch unklarer geworden, und Gedanke drängte sich an Gedanke, Bild an Bild in ununterbrochenem Wirbeltanz. Aber der eine Gedanke hatte ihn noch immer nicht verlassen; er wollte unglücklich werden. Er wandelte immer weiter ohne zu wissen, wohin; er kannte den Namen der Landschaft nicht einmal, die er betrat. Er ging in ein Dorf und wollte, um seinen Hunger zu stillen, eben ein Wirtshaus betreten, als er sich erinnerte, daß sein Geld alle sei. Ein rauhes Schneegestöber begann, ein kalter Wind wehte, und Richard Wanderer, der noch immer auf der Straße stand, fing an sehr stark zu frieren. Aus dem Fenster eines benachbarten Häuschens schaute ihm ein alter Mann lange zu, wie er tiefsinnig da stand und die wirren Schneeflocken geduldig auf sich hängen ließ. Richard Wanderer bemerkte das freundliche, wohlwollende Gesicht des Greises und näherte sich ihm mit der bescheidenen Frage: Wollt Ihr mich wohl für ein Paar Augenblicke beherbergen, guter Mann? Der Greis sah ihn an von Kopf bis zu Füßen, und da er ihn für einen nicht gar dürftigen Fremden hielt, so antwortete er lächelnd: Drüben ist ein Wirtshaus. Richard Wanderer wandte sich hastig ab und ging mit eiligem Schritt die Straße hinauf. Nicht einen Platz am Herde? rief er bald voll Unmut aus. Was hab ich ihm getan, daß er mir diesen verweigert? Und er lachte dabei — hämisches Menschengeschlecht. Und lachte und ließ den armen Fremdling frieren, und war sein Feind und kannte ihn doch nicht. Sind denn alle Menschen meine Feinde? Holder Stern des Himmels, nur Du nicht, Eugenie. Er schritt weiter, ein lustiges Lachen schallte ihm aus einem andern Wirtshause entgegen, wo die Wanderer behaglich am warmen Kamin saßen; er kehrte sich nicht dran und sah finster; ihn trieb es fort durch Schnee und Sturm, den Armen, er wollte und sollte ja elend sein. Bald hatte er das Dorf hinter sich, und nun ging ins offene Feld. Eine Strohütte, die an einem großen Bleichplatze zur Bequemlichkeit des Wächters errichtet worden, gewährte ihm ein willkommenes Obdach. Sein Körper war jetzt zur Ruhe gekommen und auch sein Gesicht begann

sich ruhiger über sein Schicksal auszubreiten, ruhiger aber nicht klarer, sondern mit der Ruhe einer Gewitterwolke, die mit drückender Stille über der Landschaft hängt, und sich um die leichten Windstöße wenig kümmert, die unter ihr durch das matte Laub der Bäume verrauschen. Sein volles bodenloses Glend stand ihm dumpf, schweigend vor Augen; er starrte es besinnungslos an, aber es fiel ihm nicht ein, auf den Ursprung seines Glendes und auf Mittel zu denken, die es heben könnten. Seine fixe Idee hielt schon all seine Geisteskräfte zu sehr gefangen, als daß ein plötzliches Besinnen möglich gewesen wäre. Glend, Glend, brumnte es ihm durch den Kopf. Feinde sind sie für mich, murmelte er vor sich hin. Alle, Alle. Nichts Liebes für mich auf der ganzen Erde, als Eugenie. Und jetzt begann er zu schwärmen, versenkte sich in eine namenlose Seligkeit, die er nicht kannte, und er fand einen Himmel hinter diesem Namen, indem er fast das Wesen dahinter vergaß. Dann warf ihn ein unglücklicher Gedanke wieder zurück in sein jammervolles Dasein, sein Leben stand wieder grauenvoll vor ihm, oder er begann in seinen Erinnerungen umherzuschweifen, die seine trübe Seele umschwärmten, wie lang ausgeträumte Träume; seine wissenschaftliche Vergangenheit stieß dann wieder mächtig gegen seine Seele, aber es war, wie wenn ein plötzlicher Windstoß sich in einem Baume fängt. Nach und nach begann es, ihm zu schwindeln, eine drückende Mattigkeit umfing seine müden Glieder und senkte bald seine Seele in einen ruhigen Schlummer.

Aus Eugenie's Tagebuch.

10. Januar.

Gar wohl merke ich wie mein Vater aufgebracht ist über die schlechten Triumpfe, die ich ihm bereitet habe. Aber was soll ich auch? Ich kann es nicht anders bezeichnen, als wenn ich das ganze Tun und Treiben mit dem Aussehen eines Kindes vergleiche, wie es wohl in alten Zeiten geschah. Da saß das arme Wesen, preisgegeben dem rauhen Wind und dem Regenguß, dem Frost und der Hitze, oder ein wildes Tier machte bald dem traurigsten elendesten Dasein ein Ende. Und so wird auch mein armes Herz, das die Welt mit Feuer umfassen könnte, wenn es nicht fürchten

müßte den bessern Kern in der eisigen Schale nicht zu finden, da wird auch dies hinausgeführt, wie ein armes Schlachtopfer, das man martert ohne ihm weh tun zu wollen. Da will jeder glänzen, der es nur irgendwie kann, jeder übertüncht seine Außenseite so vorteilhaft als möglich, und wenige wissen, daß sie tausendmal mehr wert sein würden, wenn sie sich nur offen zu zeigen das Herz hätten, daß sie tausendmal besser gefallen würden, wenn sie nur weniger gefallen wollten, und daß sie mehr Reigung erwecken würden, wenn sie nicht so sehr bemüht wären, sie so süßlich als möglich zu offenbaren. Es lebt keine Sonne in dem Volk, und meine Seele ist ein unschuldig Kind, das in die Hände klatscht, wenn es die Sonne sieht. Und nun diese Gefälligkeiten alle diese Verbindlichkeiten. Ach das Leben ist doch nie weniger schön, als wenn man sieht, wie so mancher auf verkehrtem Wege sich abmüht, es schön zu machen. Du liebes Herz in der Ferne, erscheinst Du mir nimmermehr? Mit einem Seufzer schreibe ich Dir dies, mit einem tiefen Seufzer. Der Tag ist seitdem verblichen in meiner Seele, doch halte ich die große Hoffnung, da die Natur im Menschen wiederzufinden, wo ich sie ahnte, meine Seele mächtig aufrecht. O kenntest Du diese Gefühle, Du würdest mitleidig trauern über ein armes Mädchen, das seine Jugend verlor, weil ihm die Welt fehlte, in welcher es sie hätte genießen können. Wie eine Wasserrose bin ich aufgewachsen, liebe Seele, einsam im einsamen Strom, und es war keine Blume, die sich flüsternd zu mir geneigt, kaum ein Schmetterling, der mich umflattert hätte. Und da hab ich die Einsamkeit in mich gezogen und mir eine Welt gebildet, die mir teuer wurde. Von fern sah ich am Ufer das lustige blumenreiche Grün, aber um mich floß ein stilles zufriedenes Element, und da war keine Hand die mich zu pflücken, kein Fuß der mich zu zertreten drohte. Ich sehnte mich zwar damals in das üppige lustige Grün, aber ich war ein törichtes Ding; der Gärtner hat mich hervorholen lassen aus meinem stillen Element und so setzt er mich mitten in das blühende Leben, aber die Blume, die mir besonders aus der Ferne gefallen, war doch schon gebrochen oder verpflanzt, als ich mich freuen wollte, ihr nahe zu kommen. Aber all das üppige Grün wollt er von mir scheiden, wollt meine Blätter wenden und zwingen in künstliche Figuren, wie die andern

Blumen, die ich verunziert um mich sah — aber ich ertrag es nimmer und bald wird mein duftiges Leben verhaucht sein. Ich schreibe Dir das in einer Dämmerstunde, und wundere mich darüber, wie wahr das ist, was ich nur mit halbem Bewußtsein gesagt. Ach, Du kennst die Augenblicke auch, worin man solches schreiben kann; denn es ist unmöglich — Du kannst nicht Dein flüchtig Leben in stetem Freudenrausch dahinbrausen, Du bist auch nicht glücklich, Du kannst es nicht sein — ich ahne das. Und warum? Ja, wer weiß das, aber ich les' es in meinem Herzen und in Deinem Blick, und das ist mir so gut, als läs ich es in den Sternen. —

15. Januar.

Jetzt merk ich plötzlich, daß mein Vater mich für tief sinnig hält, daß er glaubt, ich grüble allerlei Fragen der Wissenschaft durch und wolle ihn plötzlich mit unerwarteten Resultaten überraschen. Und so wird er ungeduldig, und fragt mich plötzlich: Nun, so sage mir endlich die Resultate Deines Denkens. Wer weiß, ob Dein Geist nicht einen langen Weg einschlägt, wo ein kürzerer zum Ziele führt, oder ob Du Dich nicht in unauf lösbar labyrinthische Irrgänge verwickelst usw. Heiliger Gott, was konnte ich anders als rot werden und schweigen? Mein Vater schwieg auch darauf und ich fürchte nur, daß dies seine Erwartungen noch gespannter gemacht hat. Und nun dieser leidige B., der mich mit tausenderlei Fragen quält, auf die es keine Antwort gibt oder die keine verdienen. Aber zu meiner Fortbildung gibt er sich die größte Mühe, das muß ihm der Reid lassen, und gar zu lächerlich ist es, wenn er nach einer weitläufigen Auseinandersetzung, in der er jeden Punkt benutzt, um sein Wissen glänzen zu lassen, mit einer treuherzigen Anspielung hinzusetzt. Aber das Herz hat auch seine Forderungen und seine Rechte. Wenn's nur hier glücklich ist — und das sind Sie ja doch? Ach, es ist ein Jammer, sich von einem solchen Menschen docieren zu lassen, daß das Herz auch seine Rechte habe, und daß man glücklich sei. Ach, da ist's mir immer, als ob mir kaltes Wasser gegossen würde auf die heiße Stirn, wenn ich von dem langweiligen Geschwätz so hinübergelauscht habe über



die Berge, und so eine überfluge Anmerkung fällt mir wie ein Hagelschlag in meine Träume.

Meine liebe Seele über den Bergen. Das Gitarrenband ist wieder fertig geworden, schön mit Gold und Silberperlen gestickt und hellblauer Seide. Und wie Thränen sehen sie oft mich an, die Perlen, oder wie Sterne zuweilen, und ich träume dann von Traurigkeit oder von Glück, wie mir die Sinne stehen. Ich bin doch ein launenhaft Ding, wenn ich mich so betrachte. Oft hüpf ich und spring ich vor Mutwillen, und möchte mir einen Schlitten anspannen lassen, um selbst die wilden Pferde durch den Schnee zu jagen, oft sitze ich und sehe vor mich hin, und traure wie eine verspätete Herbstblume, und da ist nichts, was mich aus meinem Sinnen herausreißen möchte, und ich versinke in einem tiefen, tiefen Meer von Trauer und wonniger Ahnung; oft möcht ich den ganzen Bücherquark, wie er hier um mich steht und liegt zum Fenster hinaus werfen, alle Federn zerschneiden oder zerknicken und dem unvermeidlichen B. die Haustür vor der Nase zuschlagen. Aber, siehst Du, liebe Seele, daran bist Du ja halb schuld, ich merk es wohl in mir, und Du leugne es nicht. Glück-lich, daß Du es bist, und jetzt will ich wieder träumen von Glück und Trauer mit Dir und um Dich — Lebe wohl. Die Sonne will eben untergehen und es dunkelt so heimlich.

Eugenie träumte in sich hinein, aber all ihre ahnungsvollen Träume berührten doch den Zustand nicht, in dem der arme Richard Wanderer einsam und elend in jener Hütte lag. Er schlummerte nur kurz und unruhig, und der Schlaf hatte seinen Geist nicht gestärkt, sondern in eine schwere drückende Mattigkeit versetzt. Sein Elend stand ihm nicht klar, aber bodenlos vor Augen, aber das Gefühl der Verlassenheit lagerte sich mit dumpfem Schmerz über sein armes krankes Herz. Ach, er hatte ja keine Brust an die er sich lehnen, und weinen, keine, keine Seele, der er es klagen konnte. Klagen? Ja dachte er, klagen muß ich's. Sind die Menschen denn Eisklumpen, sind sie wilde Tiere? Und wenn sie es sind, in die Rüste will ich es klagen, in das Echo des Wald-berges, und von da her soll's an die Menschenherzen schlagen wie eine höhere Mahnung. Ja, sie sollen, sie müssen's hören, die Grausamen, wie unglücklich ein fühlendes Herz ist. Wirre Ge-

danke durchflog von Neuem seine trübe Seele. Endlich hatte er's gefunden; in Töne wollte er's kleiden, eine Erinnerung ging ihm auf, die Poesie seiner Jugend; in Töne wollte er's kleiden, wollte rühren die Herzen der Menschen durch ein tiefempfunden einfach Lied. Mit diesen Gedanken beschäftigt, wandelte er weiter in das stille Thal und besann sich auf ein Lied. Aber sein sonst so gesangkundiger Geist konnte auch nicht eines aufweisen, und doch eines; es hieß: „Das waren zwei blaue Augen.“ Träumend ging er weiter und an der ersten Bauernhütte die er fand, sang es dies Lied, mit einer Melodie so einfach, so ergreifend sanft und so klagend. Er wußte nicht, wo er sie gelernt hatte, und doch war es ihm, als ob er sie gesungen seit den Tagen seiner Kindheit. So stand er da, verlassen, bleich, elend vor der niedern Thür der Bauernhütte und bemerkte kaum, wie aus einem leise geöffneten Fenster eine freundliche Mädchengestalt hervorguckte und immer ernster und trauriger ward, indem sie ihn ansah, und endlich glitt vielleicht gar eine Thräne über die runde Wange herab. Das Fenster schloß sich, aber die Thür ward leise geöffnet. Das Mädchen schaute aus dem obern Schlage heraus und fragte: Wollt Ihr nicht hereinkommen und Euch am Herde wärmen? Ihr seht so kalt aus. Richard Wanderer setzte sich ans Feuer. Geld kann ich Euch aber nicht geben, sagte nach einer Weile das Mädchen. Vater ist mit Korn in die Stadt und Mutter hat den Schlüssel mitgenommen; ich selbst habe kein Kleingeld. Wenn Ihr aber etwas Kaffee trinken wollt — ich habe ihn der Mutter zurecht gemacht, und die trinkt doch nur eine Tasse. Er ist noch recht heiß. Damit reichte sie ihm einen dampfenden Topf hin und holte etin Brod hervor, um den Hungrigen zu sättigen. Richard Wanderer trank, denn er war sehr kalt geworden und die dargebotene Speise erquickte ihn. Das Mädchen betrachtete ihn lange traurig. Wo kommt Ihr heute schon her? fragte sie plötzlich schüchtern. Aus der Kälte und von meinen Feinden, antwortete Richard Wanderer kurz. Die Frage quälte ihn und seine Seele war sehr reizbar geworden. Überdem kam die Mutter des Mädchens herein; sie sah verwundert den blauen fremden Menschen an ihrem Herde, grüßte ihn mit sonderbarer Miene und bald gewahrte Richard Wanderer, wie sie hinter seinem Rücken mit der

guten Tochter schmollte. Traurig richtete er sich auf und ging. Bald begann das Wetter lau zu werden. Es war wenig Kälte, viel Regen. Richard Wanderer blieb in der stillen Gegend zwei Monate lang. Gute Leute nährten ihn. Er ging von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf und machte seinem wunderbar gepreßten Herzen oft in dem traurigen Liede Luft. Oft gedachte er des freundlichen Mädchens und der schmollenden Mutter und jaug nur um so wehmütiger. Er wanderte und sang, sang vor keinem Palast, nur vor dem niedrigen Bauernhause im kleinen Dorfe, wo die Landleute ihn stumm anhörten, behaglich gelehnt auf das niedrige Gatter der Haustür, wo die Kinder ihn staunend umstanden und schweigend den klangreichen Mund des bleichen Sängers betrachteten. Er sang nur dies eine Lied, nicht hell und prächtig, aber aus voller trüber Seele, wie es ihm aus voller Seele geflossen war. Die Melodie war fast nie ganz dieselbe; wie die Eindrücke wechselnd auf seine Seele eingewirkt hatten, so änderte sich auch die ergreifende Weise. Und gar manchem liebenden jungen Kinde stahl sich eine Thräne aus dem Auge, wenn es den jungen, bleichen, kranken Sänger hörte, wie er die einfachen rührenden Töne schwer aus tiefer Brust hervorholte — wenn es ihm ins Auge sah — in diesem Blick lag der tiefste menschlichste Jammer, stilles schweigendes Elend der Seele; nur zuweilen war er wie ein sanfter lauer Sommerabend, den abwechselnd ein fernes Wetterleuchten durchzuckt; und die Männer erzählten oft von dem blassen Sänger abends am knatternden Herde und stellten Vermutungen auf über seine Herkunft und seine Heimat; einige meinten, er sei ein verstoßener Sohn vornehmer Eltern, andere glaubten, er sei Mitglied einer plötzlich verarmten Familie aber niederer Herkunft schätzte ihn keiner; die der Wahrheit am nächsten kommende Meinung aber ward gewöhnlich von der Mehrzahl verworfen. Die Frauen aber schüttelten häufig die Köpfe, wenn sie ihn sahen, und flüsternten untereinander: Der macht nicht lange mehr, oder: Mit dem ist's nicht richtig, und noch vieles andere mehr. Bald ward er bekannt im stillen Thal, und wer ihn nicht aufnahm des rührenden Gesanges wegen, der bot sonst aus Mitleid dem Kranken einen Platz am Herde oder ein warmes Lager für die Nacht auf der Ofenbank und tat manches weiche Kissen hinzu. Man behandelte

ihn nicht wie einen Bettler — es war eine Art von Gastfreundschaft; aber selten wurde ihm eine Wohlthat erwiesen, die für ihn in seiner tiefen innerlichen Reizbarkeit nicht einen bitteren Beigeschmack gehabt hätte. Er lebte wie im Traum, er dachte nicht viel, wenigstens nicht weit vorwärts und nicht so weit zurück; sein Gesicht war von einer gewissen schwülen Sommerruhe befangen, und er fing an, nicht klar mehr zu wissen, daß er unglücklich sein wollte. Aber offener, heiterer wurde er doch nicht, er brütete still vor sich hin, wenn er da saß, und nur selten gelang es dem Schulmeister des Dorfes, der ihn ziemlich oft beherbergte, ihm aus seinem dumpfen Schweigen eine Bemerkung zu entlocken, die den Schulmeister, da sie zuweilen entfernt nach Gelehrsamkeit klang, oft in Erstaunen setzte. Derartige Dinge konnten Richard Wanderer sehr schnell vertreiben, doch hatte er unbenutzt den Schulmeister sich so gewogen gemacht, daß er nicht allein allen Kindern in der Schule verbot, den kranken Fremden auf irgend eine Weise zu kränken, sondern ihm auch eine alte Gitarre schenkte, die ihm zwar ein teures Erbstück von Vater und Großvater war; aber da er selbst nicht spielte, und auch keine Kinder hatte, die es hätten lernen können, so trug er wenig Bedenken sie wegzuschicken, obgleich er von der außerordentlichen Güte des Instruments von Kindesbeinen an überzeugt war; doch konnte er sich nicht versagen, dem armen Richard in Betreff des Dinges einige gute Lehren mit auf den Weg zu geben, die zu befolgen ihm dieser fest versprechen mußte. Unterdessen war man auch anderweitig sehr besorgt um ihn. Richard Wanderer's Vater war von Anfang an über die Abreise seines Sohnes sehr betroffen und unruhig geworden, aber die Stiefmutter wußte ihn von Tag zu Tag zu beschwichtigen und von jeder Nachforschung abgehalten. Wir brauchen ihn nicht zu suchen, wenn es ihm gut geht, sagte sie; und wenn es ihm schlecht geht, so wird er schon zurückkommen. Da man in dem Hause überhaupt nicht an Richard Wanderer's Anwesenheit gewöhnt war, und man gar nichts von Unglücksfällen und dergleichen hörte, die ein trauriges Ende des unglücklichen Jünglings hätten vermuten lassen, so gelang es der Frau leicht, den schwachen Vater auf einige Zeit so halb und halb zu beruhigen; aber als fast der ganze Winter vergangen war, ohne daß

auch nur die mindeste Kunde von dem Verbleiben des Sohnes zu seinen Ohren gedrungen wäre, so überfiel ihn plötzlich eine ungestüme Sehnsucht nach seinem noch immer geliebten Kinde, er begann es hoch zu bereuen, daß er den empfindlichen Jungen so schlecht behandelt hatte, und bald vermochte kein Mittel mehr zu verhindern, daß er Alles an den Nagel hing, um seinen Sohn, wohin er auch immer gegangen sein mochte, zu suchen. Früher hatte er sich etwas geschämt, nach dem Verbleiben seines Richard zu fragen, mit dessen Lob er von jeher das ganze Dorf erfüllt hatte, und wenn ihn jemand darnach fragte, oder Andeutungen darüber fallen ließ, so begann er sehr empfindlich zu werden und brach das Gespräch möglichst schnell ab. Jetzt fing er an, jeden auszufragen, ohne jedoch dabei etwas auf seinen Sohn kommen zu lassen; aber er erreichte sehr wenig durch seine Erkundigungen, da ihm die widersprechendsten Gerüchte zu Ohren kamen; und dies war ganz natürlich, denn Richard Wanderer war durch seine inmerwährende Abwesenheit außerhalb des Dorfes so wenig bekannt, daß ihn wohl mancher gesehen haben mochte, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß dieser der Sohn jenes bekannten Vaters sei. Fast niemand wußte seinen Namen in der Gegend, in welcher er lebte und von dort aus konnten nur schwer Nachrichten über ihn zu seinem Vaterhause gelangen, da ohnedies die Entfernung ziemlich beträchtlich war. Er trat jetzt manche Wanderung in das umliegende Gebirg an von den verschiedensten Gerüchten geleitet, alles ohne Erfolg, bis er endlich die richtige Spur unbewußt verfolgte. Er hörte zwar auf dem Wege, den er jetzt einschlug, zuweilen, und je weiter er kam immer öfter von dem jungen armen Sängler, aber obgleich er gar nicht daran denken wollte, daß dieser sein ausgezeichnete Sohn sein könne, so zog ihn doch eine trübe unbegreifliche Regung des Gemüthes dieser Spur nach, die ihn endlich, aber zu spät zum Ziele führte. Richard Wanderer nämlich begann bald seine wohlgesinnte Umgebung in der friedlichen Landschaft so lästig und quälend zu werden, mancher kleine Umstand, den er mißverstand, kränkte ihn oft so tief, daß er sich seiner unglücklichen Idee über die Härte und Verdorbenheit der Menschennatur bis zum Extrem hingab und seine Sehnsucht nach dem himmlischen, herrlichen Ideale, das

unter dem Namen Eugenie in seinem Herzen oft unter den herbsten eingebildeten Schmerzen eine unendliche Seligkeit verbreitete, immer stärker und stärker erwachte. Da ihn seine Krankheit etwas eigensinnig machte, so bereitete er sich oft Unangenehmes, was er leicht hätte vermeiden können; als aber nun vollends bei einem längeren Zusammensein die Leute begannen ihn genauer und nachdrücklicher über seine Vergangenheit auszuforschen, und ihn gar Einer, der von den immerwährenden Umherstreifen und Suchen seines Vaters gehört hatte, ihn fragte, ob er vielleicht dieser Richard Wanderer sei, (eine Frage, auf die er hartnäckig die Antwort schuldig blieb), so vermochte ihn nichts mehr in der Gegend zu halten, und er wollte eilig, eilig hin, zu ihr — zu Eugenie.

Aus Eugenie's Tagebuch.

3. März.

Soeben hab ich müd und matt die Gesellschaft verlassen, und mein Herz ist ausgetrocknet wie ein dürres Ackerfeld. Und immer, immer dieser unleidliche, unvermeidliche B. Und jetzt fängt man gar an — ich merke er wohl — von einer Verlobung zu munkeln oder so etwas Ähnlichem, — aber Gott sei bei uns. Und wenn ich so etwas in irgend einem Blatte lese, oder gar eine Anspielung auf ein solches Verhältnis fällt in meiner Nähe — so möcht ich aus der Haut fahren, möcht diesem Volke Wahrheiten ins Gesicht sagen, über die es die Augen aufsperrn sollte; seid ihr denn alle blind, die ihr so mit Argusaugen jedes Wesen behütet, auf das ihr eine Meinung geworfen habt? O, weh, wie weit ist's mit uns gekommen. Und das macht mir denn die ekle Gesellschaft noch mehr zuwider mit all ihren Blasiertheiten und dem schlaffen aufgedunsenen Ton. Da kommt denn die übergnädige Frau von M. mit zuckersüßem Lächeln zu mir, ist unendlich erfreut mich in einer Gesellschaft genießen zu können, ist verwundert mich nicht heiterer zu sehen, und findet dann schlaulächelnd meine nachdenkliche Stimmung dennoch sehr begreiflich; oder der blasse Herr von N. mit den hängenden Zügen und Wasser Augen würde sich glücklich schätzen, wenn er meine Hand küssen dürfte, oder der superfluge Herr W. rühmt mir meine Gelehrsamkeit ins Gesicht. Ruh!

Nach, und dann überschleicht mich immer ein wehmütiges Gefühl, wenn ich so bedenke, wie fern und wie einfältig fern oft der Mensch von dem ist, was er lieb hat, und wie elend und kümmerlich er sich behelfen muß. Siehst Du, liebes Herz in der Ferne, das ist ein monniges Gefühl, wenn ich mir so herzlich bewußt bin, drüben über den Bergen, da schlägt noch lebenswarm ein Herz, da lebt noch eine Sonne in einer Brust, da ist noch eine andere Welt. Aber wir, die wir so unendlich glücklich sein würden, wenn wir uns hätten, wir sind fern, fern, und nur aus der Ferne begegnen sich unsere Seufzer. Das ist Schicksal. — Träumerin! Träumerin! Gute Nacht!

7. März.

Es ist nichts Rührenderes zu sehen als die armen Kinder, die jetzt schon an den Hecken herunkriechen, um Beilchen zu suchen, die sie zum Verkauf anbieten wollen. Eine armselige Existenz, wirklich. Und wie selten finden sie eins. Und wenn sie nun erst eifrig beschäftigt sind und ein plötzlicher Regenschauer oder ein Schloffenwetter überrascht sie in ihrer dürftigen dünnen Kleidung. Das ist denn ganz jammervoll. So einen Anblick hatt' ich heute, und rief also das arme kleine Würmchen dort vom Gartenzaun herein. Es war schüchtern, das arme Mädchen, aber hungrig auch und kalt. Aber allmählich taute es auf, und sprach so einfältig, so natürlich und so klug, daß es eine Freude war, und erzählte mir von Vater und Mutter, und vom Brüderchen das man vorgestern aus dem hohlen Baum geholt, und es heiße Johannchen und könne noch nicht allein essen und trinken. Und das all mit so unverstellter Freude, das es fast aufjauchzen wollte, als ich ihm den Brei gab, die sollt's dem Kleinen aus dem hohlen Baum bringen, und wenn er's noch nicht essen könnte, sollte sie's selbst behalten. Ich könnte mich tagelang freuen an solch unschuldigen kleinen Wesen, und will jede Gelegenheit benutzen, mit ihnen zusammen zu kommen. Und sollte nicht vielleicht in der untern Volksklasse ein reiner natürlicherer Sinn wohnen? Ach, mein Vater überraschte mich mit V. bei dem Kinde, und gab mir in irgend einem gewöhnlichen Gemeinplatz die Weisung die Kleine

wegzuschiden, welchen Wunsch denn W. getreulich in ein zudernes Compliment eingewickelt wiederholte. Und nichts bringt mich mehr auf, als so ein nichts sagendes Wort gegen eine Menschenmasse verächtlich angewendet, die freilich die zuderne Verbildung der höheren Stände nicht hat, aber dafür um so mehr Kernsinn. Der Winter war lau gewesen und der Frühling begann schon sehr frühzeitig die Flur zu beleben. Eben um diese Zeit war's, als Richard Wanderer sich anschickte das stille Thal zu verlassen. Sehr belebt war die Landstraße und Leute aller Art strömten in Menge zu einem nahen Kirchweihdorf jenseits des Flusses, wo in dortiger Gegend der erste Jahrmart gehalten wurde. Und unter all den muntern Gesichtern, die in bunter Verwirrung die Straße dahin zogen, erschien Richard Wanderer wie eine geknickte verblühte Blume, die ein schwerer Fuß tölpelhaft zu Boden getreten. Seine Gestalt war immer elender geworden, seine Glieder schlaffer, sein Gang mühseliger. Raun 2—3 Stunden vermochte er im Tage abzumachen und obschon er oft mit Windeseile seinem Ziele hatte zufliegen mögen, so vermochte es doch der kräftigere Wille nicht, seine schwanfenden Glieder aufrecht zu erhalten. Er war totkrank, und sein Auge sprach sonderbarer als jemals, wenn er sich matt hinsetzen mußte, um Kräfte zu sammeln für die nächsten Schritte. Plötzlich aber wurde sein Blick auch wieder lebendig, dann wieder so sanft, dann so ruhig wieder und doch so wirr — er sprach nicht die Sprache des Landes; seine Kleidung war dürftig, doch konnte er sich noch zeigen, seine Guitarre trug er als steten Begleiter unter dem Arm. Mancher Wanderer überholte ihn eilend, sah ihm neugierig in's Gesicht und schüttelte den Kopf in dem Gedanken, wie ein so trauriger Spielmann zu einem so lustigen Feste gehen könne. Aber der arme Junge wußte nichts von dem Feste; und schwerlich würde ihn dies auch hingezogen haben. Er zog mit vollem Herzen und siechen Körper der Stadt zu, in der er sein höchstes Glück zu finden wähnte. In seinem Gemüte war der mannigfaltige Wechsel der Gefühle, wie sein Körper entweder von Mattigkeit überwältigt wurde, oder von kurzer Ruhe gestärkt das ersehnte Ziel zu erreichen strebte. Nie fühlte er sich so verlassen, so elend, so von aller Menschheit angefeindet, als wenn er an der Landstraße saß, und die Menge der



Wanderer fröhlich und mutwillig an sich vorüberziehen sah, ohne daß er mitkommen konnte; neue Hoffnung erwachte, der Name Eugenien's schuf einen neuen Himmel in seiner Brust, wenn er sich zu erheben Kraft genug fühlte, und sie in einem Sprunge erreichen zu können glaubte. Doch überwältigte ihn bald seine Müdigkeit, und er beschloß in dem Wirtshause des kleinen Dorfes, welches vor ihm lag, zu übernachten. Schon von Ferne scholl ihm munterer Klang entgegen, und bald gewahrte er in der Mitte der Straße ein lebhaftes Gedränge, welches zwei Bänkelsänger umgab. Der eine drehte unter schallendem Gesang oder lautem Anpreisen der neuen Lieder in raschem Schwung die Drehorgel, während der andere ein schallendes Tambourin bald mit der flachen Hand schlug, bald mit größter Gewandtheit abwechselnd auf der Spitze eines Fingers wirbelte. Richard Wanderer schlich teilnahmslos vorüber, doch drehte er sich plötzlich nach den Sängern um, da er ein bekanntes Gesicht bemerkt zu haben glaubte. Seine Augen waren aber sehr schwach geworden, und er erkannte keinen, auf dessen Begegnung er sich hätte besinnen können. Er trat also in das Wirtshaus, wozu die Barschaft noch eben hinreichte, die ihm der Schulmeister bei seiner Abreise gutmütig hinter dem Rücken seiner Frau zugesteckt hatte. Er drückte sich in eine Ecke der nur mäßig hellen Stube und ruhte, schlummerte süß und seine unendlich matte Seele begann in unbestimmten weiten Träumen zu zerfließen. Bald aber wurde es lebendig um ihn her; er schlug die Augen auf und sah, wie einige junge Landleute mit den lustigen Spielleuten eintraten, welche auf der Straße so viel Geräusch gemacht hatten. Bald war die Stube gefüllt und die Bauernjungen versuchten schüchtern mit den seltenen Gästen ins Gespräch zu kommen; der eine fühlte und betupfte vorsichtig das straffe Fell des Tambourin während ein anderer den Spielleuten flott zutrank, um sie sich gewogen zu machen. Die Bänkelsänger ließen sich's wohl sein, tranken auf anderer Leute Kosten und ließen dafür ihre rohen Witz derb belachen. Der ältere der beiden war ein hochgewachsener baumstarker Kerl, mit dickem schwarzem Schnurrbart und Wallensteiner. Er sprach einen gewaltigen Bierbaß und seine Rede wimmelte von verbrauchten Studentenausdrücken. Zuweilen streute er leise Andeutungen ein,

daß er von Geburt ein Graf sei; und solche Dinge zogen denn die Bauern begierig in Erwägung, heimlich flüsternd, bis endlich der Wirt es ganz fest zu wissen behauptete und alle Zweifel zuletzt durch den Genossen des Bänkelsängers gehoben wurde, der diesen plötzlich „Herr Graf“ zu titulieren anfing. Richard Wanderer war die Stimme bekannt, und er hatte sich wirklich nicht getäuscht. Der eine der beiden Bänkelsänger, der große mit dem Barte, war wirklich eine Person, die sehr entscheidend auf sein Schicksal eingewirkt hatte — Max Stumpf. Er erkannte ihn mit einer Art von innerm Zittern, und würde sogleich die Stube verlassen haben, wenn ihm die Kräfte nicht gemangelt hätten. Max Stumpf hingegen bramabasierte immer fort, und ließ seinen ehrewerten Associe fast gar nicht zu Wort kommen, wofür dieser sich durch einen kräftigen Schluck aus dem Branntweinglase zu entschädigen pflegte. Max Stumpf war bald durch die neugierigen Fragen seiner Umgebung dahin gebracht, seine Lebensgeschichte zu erzählen, was er denn mit einer schamlos lügenhaften Umständlichkeit zu bewerkstelligen wußte. Seine Jugendjahre in deren kurzer Beschreibung er mehrmals große Güter in Schlesien erwähnte, suchte er seines Grafentitels wegen mit einem mystischen Dunkel zu bedecken und überging sie ziemlich schnell, da seine Hauptthaten erst mit seinem Eintritt ins Studentenleben begannen. Und nun begann er von Saufereien, von massenhaften Duellgeschichten zu erzählen und dabei mit so großartiger Unverschämtheit zu lügen, daß Richard Wanderer sich eines leisen Wächelns kaum erwehren konnte, obgleich ihn die ganze Sache bald heftig zu empören anfing. Durch einige Fragen des Wirtes, der sich nach allerlei Verhältnissen der Universität erkundigte, und endlich gar behaupten wollte, daß ihm von des Herrn Grafen Heldentaten durch vorüberreisende Studenten selbst erzählt worden sei, wurde Max Stumpf zu noch größerer Ausführlichkeit angetrieben, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer im höchsten Grade in Anspruch nahm. Den Landleuten war noch nie ein solch flotter Kauz hergekommen, und sie konnten sich nicht enthalten, einander zuweilen zuzulüftern: Ein tüchtiger Kerl. Man sieht's ihm an. Ein Kreuzerl usw. Endlich fragte ihn einer seiner Zuhörer etwas naseweis, wie er denn an die Orgel gekommen sei. Max Stumpf stand nicht an zu ant-

worten. Er setzte weitläufig auseinander, wie das eigentlich seine verzweifelte Liebe zur Musik tue; übrigens habe man ihn eines schönen Tages von der Universität relegiert, sein Vormund habe ihn um alle seine Güter betrogen und ihn vor die Tür setzen lassen, bis er denn endlich seinen Compagnon getroffen und das Handwerk gelernt habe. Zwar verwickelte er sich bei der Darstellung dieser peniblen Angelegenheit zuweilen in ganz beträchtliche Widersprüche, aber seine Zuhörer nahmen dies alles so ziemlich an, und nur einige begannen nach und nach und mit schlauem Gesicht die Köpfe zu schütteln, obgleich ihnen der Wirt alle Zweifel leise flüsternd möglichst zu benehmen suchte. Der starke Brantweingenuß hatte bald auch die Bauernjungen etwas kühner gemacht; sie fingen an, sich nach allerlei Einzelheiten zu erkundigen, welche Stoff zu neuen Erzählungen gaben, und endlich fragte einer von ihnen den Sänger, wie er denn dazu gekommen sei, von der Universität weggejagt zu werden. Richard Wanderer, der bisher in seiner unnenmbaren Mattigkeit mit geschlossenen Augen teilnahmslos und unbemerkt dageessen hatt, wurde durch diese Frage und durch die von Stumpf's Seite folgenden Erzählungen etwas aufmerksam gemacht, und hörte nun die Geschichte seines Streites mit Max Stumpf, dessen er sich nur noch wie eines fernen Traumes erinnerte, mit den größten Entstellungen hier vorführen; aber wie ihm die einzelnen Momente durch Stumpf's Erzählung wieder nach und nach in ihrer Wahrheit zum Bewußtsein kamen, so empörten ihn seines Feindes unverschämte Lügen so sehr, daß er trotz seiner unglaublichen Körperschwäche kaum mehr an sich halten konnte. Als aber Max Stumpf in seiner unverschämten Rohheit mit den Worten schloß: Und die ganze Geschichte mußte ich um meines lumpigsten Wesens willen ausstehen. Wart, wie hieß sie auch, das Mensch — eines Professors Tochter, glaub ich, Brunner's Tochter — Eugenie hieß die Meze. Da ging Richard Wanderer die Galle über; er nahm sich innerlich zusammen, und mit der ganzen noch übrigen Kraft seiner Stimme rief er: Was? schamlosen Lügner, eine Meze? Pfui, schämen Sie sich, Max Stumpf, so bodenlos teuflisch zu verleumdern. Er hatte mit größter Kraftanstrengung gesprochen und sank matt auf seine Bank zurück. Aller Augen richteten sich auf ihn. Max Stumpf

war anfangs etwas betroffen, als er sich erkannt sah, aber als er Richard Wanderer, den er nicht mehr erkennen konnte, erblickte, fing er an überlaut zu lachen, denn die bleiche gebrochene Gestalt des armen Jungen wollte ihm doch etwas zu unbedeutend vorkommen. Was regt sich da für eine Fledermaus in der Ecke? rief er überlaut. Die Bauern wollten sich alle zu Lode lachen. Ich beschwöre Dich, fuhr Max Stumpf pathetisch fort, bist Du ein Schneemann oder ein Mensch? Ich glaube Du bist ein Schneemann oder ein Kerl von Spuke und Weißbier. übrigens — alle guten Geister loben Gott. Richard Wanderer antwortete nicht. Der Wirt aber trat zu ihm und sagte ihm sehr ernstlich, wenn er so Streit suche, müsse er augenblicklich aus dem Hause. Bevor aber die Zeche bezahlen, setzte er schnell hinzu. Der gute Mann ereiferte sich während des Sprechens dergestalt, daß er den armen Jungen augenblicklich zur Tür hinaus werfen wollte. Max Stumpf aber sprang auf und sagte, daß dieser Leuchtwurm sich erst noch mit ihm bogen müsse. Richard Wanderer raffte sich auf, legte sein Geld auf den Tisch und wankte mühsam hinaus. Max Stumpf wollte, man solle ihn nicht durchlassen; mit derartigen Heuschrecken springe er zu gerne um; aber wer Richard Wanderer ins Gesicht sah, der wich ihm gerne aus. Er ging und ein unmäßiges Gelächter Stumpfs und einiger Bauern folgten ihm. Als Richard Wanderer auf die Straße kam, fing es bereits an zu dunkeln; am fernen Horizont stieg der Mond herauf; leichte Wolken umschwebten die blaßleuchtenden Scheiben. Richard Wanderer wankte zum Dorfe hinaus auf das freie Feld. Es war dort sehr still geworden, denn der Weg zum Jahrmarkt führte in dem Dorfe selbst von der Hauptstraße ab. So unglücklich, wie jetzt, hatte sich Richard Wanderer noch nie gefühlt; aber es war ein weicher Schmerz geworden, und heiße Thränen rannen die hohlen Wangen herab. O, keinen, keinen Menschen gab's auf der weiten Erde, an dessen Brust er sich hätte werfen können und weinen. Und Eugenie? Wie muß sie leiden, dachte er schauernd, unter solchen Menschen, die dem armen Fremdling nicht einen Platz nicht, eine kure Raft gönnen, die ihn, das fühlende Herz, mit ihrem teuflischen Spott und Lachen bis ins Grab verfolgen und hegen. Er war geheßt und gejagt von den Menschen, die er sonst, ach, so

gerne als seine Brüder umarmt hätte. Aber so? Die Tage seines Lebens flogen wie Schatten an seiner Seele vorüber, wirr durcheinander, und der erste und letzte Gedanke, an den er sich klammerte, war Eugenie. Jetzt vergaß er das übrige alle. Er ging in die Arme seines Engels zu fallen, ging mühsamen, matten Schrittes, aber sein Geist flog eilend voraus auf den Schwingen der Hoffnung und der Liebe. Eugenie, in diesem Begriff floß ihm alles ineinander Himmel und Erde und Alles, und er war ja ihrer so gewiß. In diesen verzehrenden Gedanken wankte er die Landstraße dahin; oft zwang ihn die Mattigkeit seiner schwindenden Glieder sich niederzusetzen, eine Mattigkeit, die ihm sehr auffallend war und die er sich nicht erklären konnte. Etwas Wunderbares ging in seiner Seele vor. Er mußte alle Kraft seines Willens zusammennehmen, um sich nach einer kurzen Rast wieder aufzuraffen und wollte dann unwillig über sich selbst werden, daß er seinem Ziele nicht rascher zueilte. Es gab eine Seele, die an den Verlassenen dachte.

Aus Eugenie's Tagebuch.

15. März. Abends.

Ich weiß nicht, was ich verloren habe, oder was ich verlieren soll, daß ich so traurig bin. Es ist vielleicht, weil übermorgen meiner Mutter Geburtstag ist, ach — dieser Tag, — aber so eigentümlich hat michs nie bewegt. Und doch war heut so ein schöner Tag, und des Frühlings erstes frisches Ausblicken hatte mich im Wäldchen finden sollen. Es ist mir so unglaublich weh ums Herz, und ich möchte weinen in allerlei Erinnerung und schaue sehrend nach dem einsamen Stein am Wege, auf dem die liebe Gestalt mir an jenem friedlichen Abend erschien. Was ist es um dies Leben? Und was ist Glück? Da hört ich heut, als ich in den Wagen stieg, um auszufahren ein kleines Kind in die Hände klatschend rufen: Ach könnt ich auch einmal in so einem Wagen fahren. Und die alte Frau, die nebenanstand, sagte seufzend: Ja das glaub ich. Und so sehnen sich die Armen nach diesem bischen Armeseligkeit, als wenn hier ihr Glück, das Ziel all ihres Hoffens läge; ach, und sie wissen nicht, wie unglücklich ein Herz

sein kann unter all diesem Überfluß, und wie wenig es darin seine Befriedigung findet. Und das ist nun freilich wahr: man will mir alles zu Liebe tun und ich habe mich freilich gegen niemandes guten Willen zu beklagen, als gegen das Schicksal, denn das Eine, was mir lieb wäre, das tun sie mir doch nicht zu Liebe, und ich kann es doch auch von Niemanden verlangen und kann's niemand sagen. Aber die Jugend vergeht, und das Leben vergeht, und zuletzt, wer will mir's vergelten? Das Herz ist doch ein eigensinniges Kind; und so hält es starr an dem Einen, Fernen fest, und überfieht sein sicheres Besitztum, und will von anderm Glück nichts wissen. Aber gibts denn auch ein Glück, wo das Herz das seinige vermisst? Ach, da stehen tausend und abertausend Hindernisse vor dem Glück der Liebe, und wenn man sie alle betrachtet, eins nach dem andern, und hält sie gegen die Liebe, so sind sie nicht wert beachtet zu werden, aber das liebende Herz sieht hier und seufzt nach dem andern drüben, und sie möchten über die kleinliche Schranke und wissen doch nicht wie. Und sie verzehren sich beide davor, und fällt die Schranke einstens, dann ist es zu spät.

O Du liebes Herz in der Ferne. Ich weiß es, all mein Hoffen ist eitel und all mein Sehnen. Unsere Herzen schlagen so laut, aber sie werden alt und kennen sich nicht. Ach ja, sie kennen sich, denn ein heimlich Geisterflüstern bringt sie aneinander. Wo find ich Dich, liebe Seele? Sage mir, wo Du weilst. Ich möchte so gerne ein Bild von Dir haben in Deiner eigenen Welt, und so setzt ich mich heute hin und träumte von Dir. Und da sahest Du auf einem sanft gehobenen Hügel unter einer rauschenden Eiche im Abendstrahl, und Du stützest Dein Haupt auf die Hand, und viele Dörfer und Städte, und ein breiter Strom und weite Felder und Wälder breiteten sich aus zu Deinen Füßen, und Dein sanftes melancholisches Auge glitt über die duftige Abendlandschaft und heftete sich sehrend an jene blauen Berge, und da wußtest Du mich? Und doch wollt es mich bedünken, als wär's nicht so, lange nicht so, und ich glaubte Du könntest mir nahe sein. O kehre wieder, Engel meiner Träume. Ach, wenn sie gewußt hätte. Aber sie wußte nichts von Richard Wanderer, und blickte sehrend

und seufzend im bleichen Mondlicht nach dem kalten Stein am Wege. —

Als Richard Wanderer in jenem Dorfe die Wirtsstube verlassen hatte, war plötzlich ein anderer Ton eingetreten. Die Bauern fingen an, sich in die Ohren zu raunen, daß jetzt der rechte Name des Fremden an den Tag gekommen und daß seinem hohen Adel doch nicht so ganz zu trauen sei. Max Stumpf merkte das wohl und gab sich alle erdenkliche Mühe, die Zweifel zu zerstreuen, legte den Namen Max Stumpf als seinen Univeritätspiznamen aus und machte allerlei Wiße auf den armen Richard Wanderer, den er natürlich nicht wiedererkannt hatte. Allmählich geriet er durch das starke Getränk, dem er zuweilen, von den Bauern angetrieben, noch öfter auch aus freien Stücken zusprach, in einen so unleidlichen und tierischen Zustand, daß ihm der Wirt auf dringende Veranlassung seiner Frau die Nachtherberge verweigerte, mit der Ausrede, daß eben ein Fremder die einzige freie Stube schon in Besitz genommen habe. Da die Wirtsfrau den Bänkefängern auch den Heuboden zu verweigern wußte, so sah sich Max Stumpf also veranlaßt in Ermangelung eines andern Wirtshauses denselben Abend noch auf den Jahrmart, der sein eigentliches Ziel war, zuzugehen. Er hatte sich dies nur plötzlich in seiner Trunkenheit vorgenommen, und alle Einreden seines Begleiters vermochten ihn von seinem eigensinnigen Beschluß nicht abzubringen. Sie setzten sich also in March. Max Stumpf schwatzte verwirrtes Zeug und suchte weitläufig zu beweisen, daß er durchaus im Entferntesten nicht betrunken sei. Sein Begleiter, der von Schlafsucht fast überwältigt unter der Orgel schwanfend einherging, antwortete nur mit abgebrochenen Worten. Das hielt Max Stumpf für bedeutende Zweifel, und wollte zum Beweis seiner Behauptung die Drehorgel tragen, was ihm sein Gefährte mit Vergnügen zugestand; der wankende Gang Stumpf's wurde durch die Last, die er auf sich genommen noch bedeutend vermehrt. Bald war man bis zur Brücke gekommen, die über den Fluß zum Ziel ihrer Reise führte. Vor der Brücke wollte Stumpf die Orgel wieder abgeben, aber da er bei seinem schweigenden Gefährten noch Zweifel über seine Nüchternheit zu bemerken glaubte, so wollte er sie zu triftigerem Beweise noch bis über die Brücke tragen.

Vor den Augen war's ihm sehr nebelig geworden, der andere schlief bereits gehend. Max Stumpf, der mit einem unaufhörlichen Zurechtrücken der Orgel garnicht fertig werden konnte und darüber in ein noch bedeutenderes Schwanken geriet, verfehlte die Brücke und stürzte das steile Ufer hinab in den Fluß. Der Gefährte erschrak bei dem Getöse des Falles und sah im hellen Mondschein Stumpf schon am Sinken, wie er sich verzweiflungsvoll von der Drehorgel zu befreien suchte. Umsonst, sie drückte ihn nieder. Meine schöne Orgel! rief der andere Hänkelfänger, ohne den geringsten Versuch zu machen, Stumpf zu retten. Sole der Teufel den besoffenen Kerl. O meine schöne Orgel, meine schöne Orgel. Und damit trabte er der Landstraße nach dem Jahrmarkt zu. Bald war das Wasser ruhig geworden, man hörte von dem Ertrunkenen bereits nichts mehr, und der Mond schien so heimlich still in die trauliche Gegend hinein, als ob nichts gewesen wäre. Am andern Tage zog man Stumpf's Leiche hervor; die an ihr hangende Drehorgel wurde von seinem Gefährten bald wieder brauchbar gemacht, und spielte auf dem Jahrmarkt lustig mit. —

Richard Wanderer war in der verhängnisvollen Nacht, während dies geschah, der Stadt zugewandert. Er war sehr müde geworden. Sein Blick hob sich oft so wehmütig zum Monde, wenn seine Glieder ihm versagten, und er sich niederlassen mußte. Er seufzte, aber sein Schmerz war ungleich milder geworden, er ahnte und fühlte deutlich das Nahen eines glücklichen Ereignisses; sein Herz war so voll, zum Weinen voll, und zum ersten Male seit langer Zeit fühlte er seine Brust weit werden, als ob er innig die Menschheit an sie schließen könnte. Er zürnte nicht mehr, es war ihm nur so weh. Sein Vater — warum hatte er ihn auch verlassen? O hätte er ihn hier gehabt, er wäre an seine Brust gesunken und hätte gewiß selig weinen können. Endlich nach langem abwechselndem Wandern und Rasten nahm das Thor der Stadt ihn auf. Die Häuser traten ihm entgegen wie alte Bekannte — er konnte nicht ganz deutlich mehr sehen, aber sie sahen so lieb, so freundlich aus. Die Straßen waren leer, sie schienen ihm so weit, und er glaubte sie leise behutsam durchschreiten zu müssen, damit er Niemanden wecke. Er begriff nicht, daß er nicht eile, wunderte sich, und konnte doch trotz aller Anstrengung nicht weiter. Endlich



ergab er sich drein, und dazu fiel ihm ein, daß er auch eigentlich langsam gehen wolle. O, welche Bilder zogen wirr durcheinander an seiner Seele vorüber. Endlich hatte er den Weg erreicht, der ins Freie führte. Der Mond schien so klar, und es kam ihm so sonderbar vor, daß er nicht besser sehen könne. Die Schatten der Alee nahmen ihn auf. Am Eingang aber sank er ermattet zusammen und konnte nicht weiter. Es fiel ihm ein, daß er mit seiner Zeit ökonomisch sein müsse, und nun begann er zu überlegen, wie er zu ihr kommen könne. Er konnte sich ihre Gestalt nicht mehr vorstellen und auch mit der Überlegung wollte es nicht mehr recht gehen. Doch mußte er ganz deutlich, daß er zu ihr wolle. Er raffte sich auf; langsam und matt wankte er an den Bäumen vorbei, sich häufig stützend — und o, Wonne, bald hatte er das Ende der Alee erreicht, und es dünkte ihm, als ob er tausend Mühen und Drangsale überwunden hätte. Langsam, sehr langsam ging den kleinen Hügel hinauf, und doch war's ihm, als wenn er Flügel hätte. Dieses Wäldchen, diese Bäume — und O! jenes Haus! Wie war ihm? Er dachte gar nicht mehr, es war ihm so schwer und so leicht, und sein Herz klopfte in unendlichen raschen Schlägen. Unwillkürlich wankte er den Weg am Wäldchen vorbei zu dem großen Stein, wovon ihm eine ferne, ferne Erinnerung sagte, daß er von dort das Haus übersehen könne. Er wollte nachher ins Wäldchen und glaubte dann wirklich darin zu sein, doch schleppte er seine Glieder weiter jenem Steine zu. Endlich war er erreicht. O Glück! Er glaubte in einem Feenlande zu sein. Aber wie war's, daß er das Haus nicht sah? Er starrte in die Luft hinaus, es war ihm schwarz vor den Augen. Er fühlte seine Laute, seine Finger glitten unwillkürlich drüber hin, und er wollte singen: „Das waren zwei blaue Augen.“ Seine Stimme versagte ihm. Eugenie, welche noch immer am Fenster saß und träumend ins Land sah, hatte plötzlich auf dem Stein am Wege, an den sich so träumerische Erinnerungen knüpfte, einen Menschen bemerkt. Eine Ahnung durchflog ihr Herz. Sie sah ihn vom Steine herabsinken. Es ist ein Sterbender, flüsterete es in ihr. Sie erschrak heftig vor dem Gedanken; sie hörte noch gehen unten im Hause, sie flog eilig die Treppe hinunter — es war der Kammerdiener ihres Vaters.

Laufen Sie, fliegen Sie, rief sie in höchster Angst — am Wege liegt ein Sterbender! Der Diener sah sie verwundert an — sie wiederholte ihren Befehl. Der Diener öffnete langsam die Thür, sie konnte sich nicht versagen, im leichten Nachtkleide nachzueilen. Sie kamen an den Weg. Der Diener blieb plötzlich stehen — Richard Wanderer röchelte und lag ganz ruhig neben dem Steine. Das ist ein betrunkenener Spielmann, Fräulein Eugenie, sagte der Diener laut. Richard Wanderers Hand glitt noch einmal über die Saiten, und wer ganz nahe gestanden hätte, würde gehört haben, wie er ganz leise über die Lippen hauchte: Nimmermehr? Der Hauch starb auf der Lippe. Ein Sterbender, flüsterte Eugenie in unbeschreiblicher Angst. Sie sah scharf hin, ihr Herz schlug hörbar. Dann hielt sie den Athem inne. Der Diener betrachtete sie verwundert. Ein Sterbender! O helfen Sie! Sie trat zu dem armen Richard Wanderer. Der Diener folgte langsam. Sie kniete nieder von einer unbegreiflichen Ahnung bezwungen, und hob Richard Wanderers Haupt empor. Sie beugte sich über ihn, doch sie erkannte ihn nicht mehr. Ach, dies Auge, das einst so ahnungsvoll wehmütig-strahlte, ach es war gebrochen; ein holdes Lächeln schwebte um den eingefallenen Mund; sie erkannte ihn nicht mehr, aber ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen und benetzte das Gesicht des still Geliebten. Noch ein leiser Athemzug — und er hatte verendet.

Sein Vater fand nur den Leichnam noch und folgte still dem Sarge. Suchst Du sein Grab, so findest Du es nicht, denn nur ein einsam Blümlein blüht und welkt darauf, und darauf ist nichts geschrieben von tiefem Unglück hoher Liebe und einem gebrochenen Herzen. Auch Eugenie lebte nicht sehr lange mehr, sie starb vor der Zeit des Verwelkens, und ihrem lieben Herzen in der Ferne hat sie immer treu nachgehangen; und in mancher melancholischen Stunde schaute sie im Mondenschein sehnsüchtig hinüber nach dem kalten Stein am Wege, und wußte nicht, daß es Richard Wanderers Leichenstein war. — 18./8. 47.

## Karl Schurz als Deutsch-Amerikaner.

### Auf Grund persönlicher Erinnerungen

Von Julius Goebel.

In der langen Reihe hochbegabter deutscher Männer, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nach diesem Lande kamen, um hier festhaft zu werden und ihm ihr Bestes darzubringen, ragt Karl Schurz ganz besonders hervor. An Wissen und bleibendem Einfluß auf das werdende höhere Geistesleben Amerikas mögen ihn Männer wie Karl Follen und Franz Lieber, die beide als Träger deutscher Kultur an amerikanischen Universitäten wirkten, übertroffen haben. Keinem dieser Männer war es jedoch vergönnt, gleich erfolgreich und gleich lange, wie Schurz, ins politische Leben der Nation, das heiß erstrebte, höchste Ziel Unzähliger im demokratischen Staatswesen, tätig einzugreifen. Wohl hegte Schurz als junger Student in Bonn eine zeitlang den Gedanken, sich dem akademischen Berufe zu widmen, aber seine Teilnahme an dem Aufstand von 1848 und seine schließliche Flucht aus Deutschland machten diesen Plänen ein schnelles Ende. Dafür beherrschte die Politik von nun an sein ganzes Denken und Streben, und es ist kein Wunder, daß er sich, nach dem Scheitern seiner politischen Bestrebungen in Deutschland, nach dem Lande hingezogen fühlte, das als Wunschbild eines freieren, der Tatkraft des Einzelnen allen möglichen Spielraum gewährenden Staates, schon lange die Phantasie der Deutschen lockend erfüllte. Hier war es denn auch, wo Schurz, gestützt auf seine gründliche deutsche Bildung und sein geschultes Denken, seine glänzende Rednergabe und seine meisterhafte Beherrschung des Englischen, das er sich in fabelhaft kurzer Zeit aneignete, sich den Weg zur politischen Laufbahn und zur politischen Führerschaft bahnte.

---

\* Nach einem Vortrag, gehalten an der Yale Universität, New Haven, am 6. November 1928.

Als er im Jahre 1852, umwoben von dem Ruhm seiner Flucht aus der Festung Rastatt und der kühnen Befreiung Kinkels aus der Festung Spandau, in Amerika landete, traf er das Land mitten in den heftigen Kämpfen um die Sklavenfrage, die dem Bürgerkriege vorausgingen und die Einheit der Union bedrohten. Wie alle achtundvierziger Flüchtlinge, die für die politische Einheit ihres zerrissenen Vaterlandes gekämpft hatten, wußte Schurz nur zu gut was die Zerstückelung der Republik in einen nördlichen und einen südlichen Staat für die Zukunft seiner neuen Heimat bedeuten würde. Und wie die übrigen deutschen Flüchtlinge empfand gerade er, der von Jugend auf in den Anschauungen unserer großen klassischen Zeit von wahren Menschentum und reiner Sittlichkeit erzogen war, das Institut der Sklaverei als einen Schandfleck auf dem Lande der Freiheit und der Menschenrechte, den auszutilgen heilige Menschenpflicht sei.

Mit klarem Blick erkannte Schurz die Gelegenheit, die ihm durch die politische Zeitlage und die Gefolgschaft seiner deutschen Landsleute gegeben war, und so warf er sich, nachdem er die englische Sprache genügend bemeistert und durch eifrige juristische und historische Studien sich mit der Geschichte und den Verhältnissen des Landes vertraut gemacht hatte, mit heller Begeisterung in den nationalen Kampf um die Abschaffung der Sklaverei und die Erhaltung der Union. So schreibt er im Jahre 1855 an Gottfried Kinkel, der, wie viele der deutschen Freiheitskämpfer, darauf hoffte, daß Schurz nach Europa zurückkehren werde: „Ich fühle, daß ich h i e r etwas leisten kann. Ich bin davon überzeugt, wenn ich die Menschen messe, welche jetzt die Bühne einnehmen. Das läßt mir keine Ruhe, und wenn meine Ansichten auf Erfolg auch nicht mit den Impulsen meiner Natur korrespondierten, so würde ich, auch ohne es gewollt zu haben, mich plötzlich mitten im Kampfe finden. Warum sollte ich unter diesen Umständen wünschen, jetzt nach Europa zurückzukehren? Nach meiner Rückkehr . . . denke ich nach Wisconsin zu gehen. Ich habe schon auf meiner letzten Reise einen großen Teil meiner pekuniären Interessen dort hin verlegt, dort ist das deutsche Element mächtig durch die Zahl der Eingewanderten und ringt nach politischer Geltung. Es fehlt nur an Köpfen, die nicht genötigt sind, sich ganz in den engen Kreis

des Lebenserwerbes zu hannen. Dort ist der Platz, wo ich einen soliden, nach und nach sich erweiternden Wirkungskreis finden werde, ohne den Annahmungen des nativistischen Elements gegenüber mir auch nur das Geringste vergeben zu müssen. . . .“\*

Indem sich Schurz so vom Anfang seiner politischen Laufbahn an auf die Mitwirkung seiner deutschen Landsleute stützte, ohne daß diese organisiert gewesen wären, hatte er sich nicht verrechnet. In einem Brief an einen Jugendfreund vom Jahre 1863 gibt er einen kurzen Bericht über seine amerikanischen Erlebnisse bis dahin und eröffnet uns zugleich einen Einblick in das Geheimnis seines außerordentlichen Erfolges. „Ich studierte,“ so schreibt er, „beobachtete und lernte viel, bis ich endlich im Jahre 1856, als die Bewegung gegen die Sklaverei sich großartig entfaltete, mich ins öffentliche Leben gezogen sah. Amerika ist das Land für das strebsame Talent, und der Ausländer, welcher die hiesigen Verhältnisse gründlich studiert und zu würdigen weiß, kann sich eine größere Bahn der Tätigkeit bereiten als selbst der Eingeborene. Mein Erfolg überraschte mich selbst, und ich sah meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Ich fand plötzlich, daß ich eine Celebrität in Amerika geworden war. Ich warf mich mit vollem Herzen in die Antisklaverei-Bewegung und bot darin den Amerikanern etwas Neues. Die breite Weltanschauung des Deutschen, die ihnen weitere Gesichtskreise eröffnete, die eigentümliche Sprache des Fremden, die, obgleich nach den besten Mustern der englischen Literatur gebildet doch sich in einer Menge ungewohnter Wendungen erging, die Kraft der wahren Überzeugung, die nicht gar zu oft rein gefunden wird — alles dies hatte für den Amerikaner einen seltenen Reiz, und so gewann ich vielleicht schneller als irgend ein Mensch hierzulande, einen kontinentalen Ruf, einen Ruf, der in mancher Beziehung weit über mein Verdienst ging. Meine Wirksamkeit war sehr ausgedehnt und hatte einen großen und direkten Einfluß auf die politische Entwicklung des Landes. Man sagt mir nach, daß ich Lincoln zum Präsidenten gemacht.

\* Vielleicht hätte Schurz noch hinzufügen können, daß er sich der amerikanischen Politik nur darum so ganz und so schnell widmen konnte, weil er durch seine Heirat der Sorge um den Lebenserwerb, die so viele 48er Flüchtlinge niederdrückte oder gar verkommen ließ, enthoben war.

Das ist nun gewiß nicht wahr, aber daß man mir's nachsagt, zeigt wohl, daß ich Einiges dazu beitrug, um den Luftstrom in Bewegung zu setzen, der Lincoln in den Präsidentenstuhl trug und damit das System der Sklaverei in seinen Grundvesten erschütterte."

Auch andere bedeutende Achtundziger, Männer wie der hochgebildete Friedrich Kapp oder der geistgewaltige Radikale Karl Heinzen und viele andere griffen nachhaltig in den Kampf gegen die Sklaverei ein, aber ihr Wirken beschränkte sich fast ausschließlich auf die eigenen Landsleute und erreichte darum die Massen des amerikanischen Volkes nicht. Nur Karl Schurz war es beschieden durch seine glänzende Redegabe in englischer Sprache vor diesen Massen zum Interpreten des fortschrittlichen Deutsch-Amerikanertums zu werden, das mit dem fortschrittlichen Amerikaner die gleichen politischen Ziele verfolgte. Wie er sich damals das Verhältnis zwischen Deutschen und Amerikanern dachte, zeigt der Schluß seiner Rede über „Politische Moral“ (Political Morals), die er im November 1858 in Milwaukee hielt. „überblickt," ruft er seinen Hörern zu, „dies große Land und gewahrt, wie sich in Philadelphia, Cincinnati, Chicago und St. Louis, ja auch hier in Milwaukee die Deutschen zusammen mit den Amerikanern um das Banner der Freiheit scharen. Das ist dieselbe altgermanische Freiheitsidee, die sich nun als die gleiche erweist in allen Zweigen des guten altgermanischen Stammes. Laßt das Band dieses Eheverhältnisses ein heiliges und unverlegliches bleiben! Eure Interessen sind dieselben und im Innersten Eurer Herzen sind Eure Grundzüge dieselben — warum solltet Ihr Euch nicht gegenseitig treu bleiben? Laßt dies Bündnis wachsen und blühen in diesem Staate, ja über die ganze Republik hin, und die Sache der Freiheit wird triumphieren und unsere Ehre wird gerettet sein!"

Gemeinsames Scharen ums Banner der Freiheit, heilige Ehe, Bündnis, beruhend auf gemeinsamen Interessen und Grundzügen — das sind die Bilder unter denen Schurz das Verhältnis zwischen Deutschen und Amerikanern und ihr Zusammenwirken sich vorstellt. Kein Wort von Unterordnung des einen unter das andere Volkselement, sondern völlige Gleichberechtigung und Gleichstellung. Am allertwenigsten auch nur der Gedanke an den

„Schmelzriegel“ oder den „Vindestrich“, die albernen Symbole, welche erst die giftige Kriegspropaganda unserer Lage für das Verhältnis erfunden hat.

Von manchen seiner Zeitgenossen wurde es Schurz verdacht, daß er sich von spezifisch deutschen Bestrebungen vorsichtig ferngehalten habe, ja geradezu zum Amerikaner geworden sei. Die so urteilten, wußten offenbar nicht, wie treu er im Herzen seinem Volkstum immer blieb und es auch in seinen englischen Reden nie verleugnete. Mit Recht konnte Friedrich Kapp in seiner großen Rede zur Verteidigung der deutschamerikanischen Offiziere, die der amerikanische Janhagel wegen der Niederlage bei Chancellorsville der Feigheit beschuldigt hatte, ausrufen: „Gibt es einen Deutschen in den Vereinigten Staaten, welcher seinen Landsleuten größere Ehre macht, welcher sie durch sein Beispiel, seine unermüdete Arbeit und seine Dienste für eine hohe, edle Sache mehr hebt als Schurz?“

Immer mehr hatten seine politische Tätigkeit, seine selbstlose Hingabe an die Sache der Sklavenbefreiung und seine idealen Anschauungen vom Wesen der Republik gezeigt, daß Schurz kein Politiker im landläufigen amerikanischen Sinne war, sondern die Eigenschaften, die den Staatsmann kennzeichnen, im hohen Grade besaß. Diese in glänzender Weise zu entfalten, ward ihm die Gelegenheit, als er im Jahre 1868 mit Hilfe der Deutschen im Staate Missouri zum amerikanischen Senator gewählt und später von Präsident Hayes zum Minister des Innern ernannt wurde. In diesen Stellungen war es, wo er durch sein Eintreten für die Rechte der Indianer, für eine gesunde Währung und den Schutz der amerikanischen Waldbestände gegen die Verwüstungen durch räuberische Holzhändler, wie durch seinen Kampf um die Zivildienstreform sich die größten Verdienste um das Land erwarb. Seinen staatsmännischen Weitblick bekräftigte Schurz schließlich durch seinen energischen Protest gegen den Geist des Imperialismus und Militarismus, der, von englischer Propaganda geweckt und genährt, sich unter dem Namen des Angelsachsentums zur Zeit des spanischen Krieges entwickelte und im Geheimen mitwirkte uns in den Weltkrieg zu zerren.

Während diese staatsmännischen Bestrebungen und Leistungen, von denen ich nur einige erwähnen konnte, längst anerkannt sind und neben den politischen Reformbestrebungen von Karl Follen und Franz Lieber die deutsch-amerikanische Mitarbeit an der Ausgestaltung des amerikanischen politischen Lebens am glänzendsten darstellen, scheint man in weiten Kreisen wenig davon zu wissen, wie Schurz sich zu den wichtigen Fragen des amerikanischen Deutschtums: der Frage nach unserem Verhältnis zum deutschen Vaterland, nach der Erhaltung der deutschen Sprache und Kultur, nach der Pflege unseres historischen Bewußtseins als wesentlicher völkischer Bestandteil der amerikanischen Nation und nach politischer Solidarität, wie sie kürzlich in der Steuben-Gesellschaft zum Ausdruck kommt, sich stellte.

Nach allem bisher Gesagten wäre es eigentlich überflüssig, diese Fragen besonders zu stellen, wenn unwissende Zeitungsschreiber und halbgelehrte Historiker während des Krieges nicht versucht hätten, Schurz's Anhänglichkeit an sein Vaterland zu leugnen, ja die unerhörte Dreistigkeit besaßen hätten, uns seine vermeintliche Gleichgiltigkeit und heimliche Feindschaft gegen die politische Entwicklung Deutschlands als vorbildlich anzupfehlen.

Um diese absichtliche Verdrehung und Fälschung des Charakters von Schurz und seiner wahren Gesinnung, die leider noch immer in gewissen Kreisen zu haften scheint, zu widerlegen, sei es mir erlaubt einige persönliche Erinnerungen an unseren großen Landsmann hier einzufügen.

Zur zweihundertjährigen Feier der Landung der ersten deutschen Ansiedler in Germantown, Pa., die im Oktober 1883 stattfand, hatte ich meine kleine Schrift „über die Zukunft unseres Volkes in Amerika“ veröffentlicht,\* worin ich eine Art Überblick gab über das, was die Schule, die Kirche und die Presse bis dahin für die Erhaltung unserer Sprache und Kultur getan hatten und daran allerlei Winke knüpfte, wie diese wichtigste Aufgabe im deutsch-amerikanischen Leben vielleicht zufriedenstellend könne gelöst werden. Das Schriftchen, das ich mit der ganzen Be-

---

\* Jetzt wieder abgedruckt in meiner Schrift: Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika, Leipzig, 1914.



geisterung der Jugend geschrieben hatte, fand den Beifall hervorragender Männer, hier wie drüben, darunter Andrew D. White, Karl Biedermann, Rudolph Sildebrand und Bismarck, und so sandte ich ein Exemplar auch an Karl Schurz. Wenige Tage darauf erhielt ich folgenden Brief von ihm:

Geehrter Herr Doktor! Ihren freundlichen Brief vom 24. Dezember (1883) mit der kleinen Schrift über ‚Die Zukunft unseres Volkes in Amerika‘ habe ich erhalten und danke Ihnen herzlich für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Das Bändchen habe ich mit großem Interesse durchgelesen, vielleicht mit umso größerem Interesse, als ich selbst mit der Abfassung eines Vorworts für die ‚Geschichtsblätter, Bilder und Mitteilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika,‘ die bei Steiger demnächst herauskommen sollen, beschäftigt war. Ich sympathisiere in vielen Beziehungen mit den Gedanken und Wünschen, die Sie aussprechen, muß aber gestehen, daß ich im Angesicht der Verhältnisse, die uns umgeben, nicht so sanguinisch sein kann, wie ich gerne sein möchte. Uns, die wir im alten Vaterland unsere Jugend verlebt haben, bindet noch ein mächtiges Gefühls-Interesse an die Muttersprache. Aber bei der zweiten und noch mehr bei der dritten hier geborenen Generation fällt dies Gefühlsinteresse weg und läßt sich durch keine Unterrichtsmethode ersetzen. Unsere unter amerikanischen Verhältnissen und Einflüssen aufgewachsenen Enkel werden meist das Deutsche, wenn sie es überhaupt lernen, als eine fremde Sprache lernen müssen. Es wird Ausnahmen von dieser Regel geben, aber ich fürchte nicht sehr viele. Ich sage das mit großem Bedauern, aber es hilft nichts, den Tatsachen gegenüber die Augen zu verschließen.

In meinem Familienzirkel wird mit eiserner Konsequenz u u r deutsch gesprochen. Die älteren Kinder, die viel in Deutschland gewesen sind und einen Teil ihrer Erziehung dort genossen haben, sprechen es mit Liebe und Leichtigkeit. Die jüngeren Kinder aber, Knaben, die hier erzogen wurden, sprechen es nur ziemlich gut, trotz meiner Bemühungen, und fast nie, wenn sie allein sind. Ich finde, daß ich sie eine Zeit lang nach Deutschland schicken muß, wenn sie das Deutsche ebenso fließend und natürlich sprechen sollen, wie das Englische. Dies ist ein ausgezeichnetes Beispiel — und

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ich glaube es gibt wenige Familien, wahrscheinlich gar keine, in denen das Deutsche mit wärmerem Interesse kultiviert wird, als in der meinigen.

Wir dürfen also, wollen wir uns nicht großen Enttäuschungen aussetzen, unsere Erwartungen nicht zu hoch spannen. Dabei sollen wir natürlich unsere eigene Pflicht nicht vergessen, alles, was in unseren Kräften steht, zu tun, um die Muttersprache lebendig zu erhalten.

Mit nochmaligem Dank und freundlichem Gruß Ihr

C. Schurz.

Kein besserer Beweis als dieser Brief für die Treue, mit der Schurz an seinem Volkstum hing und dessen größtem Schatz: der Muttersprache. Bei einer mündlichen Konferenz, die ich auf seinen Wunsch bald darauf mit ihm hatte, stellte es sich heraus, daß der einzige Unterschied in unseren Ansichten darin bestand, daß er glaubte, die Erhaltung der Muttersprache hänge einzig von den Bemühungen der einzelnen Familien ab, während ich mit dem Enthusiasmus der Jugend überzeugt war, das große gemeinsame Ziel könne nur durch die Zusammenarbeit aller gleichgesinnten Deutsch-Amerikaner erreicht werden. In diesem Sinne schlug ich in einer Schrift, die ich im Jahre 1886 veröffentlichte, die Gründung einer nationalen Organisation vor, die die Erhaltung der deutschen Sprache und Kultur zum Zwecke haben sollte, ein Plan, der dann fünfzehn Jahre später im Deutsch-amerikanischen Nationalbund seine teilweise Verwirklichung finden sollte.

Die unglaublich boshaften Angriffe, die während des Weltkrieges auf diese Organisation gemacht wurden und die mit ihrer schließlichen Auflösung endete, sind noch in unser aller Erinnerung. Besonders das ebenso lächerliche wie infame Verhör, das ein besonders dazu ernanntes Senatskomitee anstellte, um die Tätigkeit des Nationalbundes als Hochverrat zu erweisen. Will man die geistige und sittliche Verirrung des Massenwahns begreifen, die der Kriegshatz, geschürt von der Lügenpropaganda der Allierten, in der Nation gezeitigt hatte, dann lese man heute, nach zehn Jahren, die Verhandlungen des Senatskomitees. Zu den An-

Klagen, die man gegen den Nationalbund erhob, gehörte unter anderem auch der energische Protest, den dieser zu Anfang des Krieges gegen die massenhaften Munitionslieferungen an die Allirten erhob, trotzdem Amerika damals vorgab neutral zu sein.

Leider wußten die patriotischen Inquisitoren des Senatskomitees nicht, daß es kein anderer als Karl Schurz gewesen war, der, auf den energischen Protest der Deutsch-Amerikaner gegen den Waffen- und Munitionsverkauf an französische Agenten durch die amerikanische Regierung, als Senator dem schamlosen Handel während des deutsch-französischen Krieges ein Ende machte. Teile seiner ausgezeichneten Reden, die er damals im Senate hielt und die ich im Jahre 1916 während der Embargo-Kontroverse wieder ans Licht zog, sind auch heute noch von hohem Interesse als Zeugnisse seiner deutsch-amerikanischen Gesinnung.

Gewisse Politiker im Senat, fanatische Anhänger der Regierungspartei, denen die Aufdeckung der Korruption in ihrem Lager durch Schurz ein großes Ärgernis war, hatten dessen zwingende Beweisführung damit zu entkräften gesucht, daß sie ihn als geborenen Deutschen der Parteinahme für Deutschland und Feindschaft gegen Frankreich beschuldigten, ihn also mit anderen Worten als „prodeutsch“ zu verdächtigen suchten.

Auf diese hinterlistige Verdächtigung seiner Motive antwortete Schurz wie folgt:

“I certainly am not ashamed of having sprung from that great nation, whose monuments stand so proudly upon all the battlefields of thought; that great nation which, having translated her mighty soul into action, seems at this moment to hold in her hands the destinies of the old world; that great nation which for centuries has sent abroad thousands and thousands of her children upon foreign shores with their intelligence, their industry, and their spirit of good citizenship. While I am by no means ashamed of being a son of that nation, yet I am proud to be an American citizen. This is my country. Here my children were born. Here I have spent the best years of my youth and manhood. All the honors I have gained, all the aims of my endeavors, and whatever hope and promise the future has for

me, it is all encompassed in this my new fatherland. My devotion to this great republic will not yield to that of any member of this body; nor to that of any man born in this country. I would not shrink from any sacrifice to prove it, as I never did shrink from it. . . .

The Senator also intimated yesterday that the German-born American citizens could not entirely forget their old fatherland. Possibly not; but I ask him, should they forget it? Does he not know that those who would meanly and coldly forget their old mother could not be expected to be faithful to their young bride? Surely, sir, the German-born citizens of this country have demonstrated their fidelity in the hour of danger. When the President of the United States called upon the faithful sons of the republic to step forward and to brave death on the field of battle, me thinks the German-American citizens were not among the last to respond to the summons. Nay, in some places they were even among the first, and it is with pride that I point to the State of Missouri, the key to the Mississippi Valley, which, by the prompt action and energetic patriotism of its German-born citizens, was, at the commencement of the rebellion, saved to the Union. No, sir, their thought of the old fatherland did not stand in the way of their fidelity to the new; and even at the time, when by the great events which were taking place on the other side of the ocean (in 1870), their sympathies were so powerfully aroused, when their fears and hopes concerning those they had left behind were worked up to the highest pitch, even then—I may say it with pride—there was not a German in this country, who in all their excitement, for a moment forgot that he was an American citizen, and that his first duty was the observance of the law of this republic.

Als Schurz unter lauten Beifallsbezeugungen dies Bekenntnis zum Deutschamerikanertum, getragen vom Stolz über die Gründung des deutschen Reiches, vorm versammelten Senat ablegte, waren die Ereignisse des Bürgerkrieges und die hervorragende Rolle, die er selbst während und nach dem Kriege gespielt hatte, noch zu frisch in der Erinnerung, um weiteren nativistischen An-

griffen auf ihn und seine Volksgenossen Erfolg zu versprechen. Beim Ausbruch des Weltkrieges war diese Erinnerung in den breiten Massen des amerikanischen Volkes längst verblaßt, auch fehlte es an einem Manne von der bezwingenden Geisteskraft, dem nationalen Ruf und der sittlichen Größe eines Schurz, um die maßlosen Angriffe auf uns Bürger deutscher Abkunft gebührend zurückzuweisen.

So konnte es denn geschehen, daß das schon erwähnte Senatskomitee in dem Verhör über die Ziele des Nationalbundes, zu dem Schlage ausholte, der das amerikanische Deutschtum am tödlichsten treffen sollte und tatsächlich auch am empfindlichsten traf. In lügenhafter Weise, ohne jeglichen Beweisgrund, stellte man die vom Nationalbund empfohlene Pflege der deutschen Sprache in den Schulen, so wie die weitverbreitete Feier des Deutschen Tages, als heimtückische, anti-amerikanische Propaganda im Sinne der Weltherrschaftsgelüste Deutschlands hin. Umsonst, daß die Vertreter des Nationalbundes gegen diese ungeheuerliche Beschuldigung protestierten. Ihre Wirkung auf die unwissenden, im Haßwahn befangenen Massen sollte sich auch bald zeigen. Nicht nur, daß der deutsche Unterricht aus zahllosen Schulen des Landes verbannt und unzählliche Lehrer des Deutschen entlassen wurden, auch die deutsche Presse und die deutsche Kirche wurden als hochverräterische Institute gebrandmarkt. Das Ende des deutschen Kultureinflusses, unter dem das höhere Geistesleben Amerikas seit Anfang des 19. Jahrhunderts herangewachsen war, schien für immer besiegelt.

Da war es wieder Karl Schurz, den wir Deutsch-Amerikaner als Zeugen der Wahrheit wider die gehässige Lüge aufrufen durften. Schon im Jahre 1891, lange bevor man an alldeutsche Propaganda oder an deutsche imperialistische Gelüste auch nur dachte, gelang es mir, Karl Schurz zum Hauptredner bei der Feier des Deutschen Tages in New York, der ersten, die in dieser Stadt unter gewaltigem Andrang der Deutsch-Amerikaner gehalten ward, zu gewinnen. Die glänzende Rede, die Schurz bei dieser Feier hielt, war so ziemlich ganz vergessen, bis ich sie im Jahre 1916, im 16. Bande dieses Jahrbuches wieder veröffentlichte. Eine schlagendere Rechtfertigung aus berufenstem Munde hätte die Feier des

deutschen Tages, die Pflege des deutsch-amerikanischen geschichtlichen Bewußtseins und die mannigfachen Bestrebungen zur Erhaltung der deutschen Sprache und Kultur — kurz die angefeindeten Ziele des Nationalbundes, nicht finden können, als in dieser Rede. Da sie der Leser an anderer Stelle dieses Bandes in ihrer Ganzheit finden wird, führe ich hier nur einige der wichtigsten Stellen daraus an:

„Einen Schutzpatron wie St. Patrick, St. George, St. Andrew, oder St. Nicholas haben wir nicht, denn der deutsche Michel gilt nicht mehr. Aber doch dürfen wir uns rühmen, dem herrlichen Volke entsprungen zu sein, das in jahrhundertlanger Zerrissenheit und Erniedrigung dennoch ein Riese blieb, und dessen Siegesdenkmäler in der Geschichte der Welt auf den größten Schlachtfeldern der Waffen, wie des Gedankens stehen. Und mit Stolz dürfen wir sagen, daß in dieser Republik die Deutschen und ihre Nachkommen jeglicher Zeit zu ihren treuesten und nützlichsten Bürgern zählten.“

„Wie töricht sind doch jene, die in ihrem hysterischen Eifer gegen alles, was ihnen fremdartig erscheint, verlangen, daß es in diesem Lande keine deutsche Presse, keine Veröffentlichung in einer anderen als der Landessprache mehr geben solle. Ein solches Verlangen ist nicht Patriotismus mehr, es ist Blindheit gegen die wahren Interessen des Landes.“

„Ich glaube den Geist, der in der deutschsprechenden Bevölkerung dieses Landes lebt, gründlich zu kennen, und ich zaudere nicht zu erklären, daß die Pflege der deutschen Sprache weder der Kenntnis amerikanischer Institutionen und Verhältnisse, noch der Entwicklung eines gesunden amerikanischen Nationalgefühles unter der deutschen Bevölkerung im Wege steht. Im Gegenteil, sie dient dazu, um Beides zu fördern.“

„Auf die Frage, ob es wünschenswert sei, daß die Nachkommen deutsch geborener Bürger in Amerika neben dem Englischen gar kein Deutsch mehr verstünden, antworte ich, nicht als Deutscher, sondern vom amerikanischen Standpunkt aus, entschieden: *N e i n*. Es hat noch niemandem, auch keinem Amerikaner, an seinem

Charakter, noch an seiner geistigen Entwicklung, noch an seinen politischen Grundfäden geschadet, Deutsch zu verstehen.“

„Auf alle Fälle aber sorgen wir deutschgeborene Amerikaner dafür, daß unsere Kinder, während sie das Englische als ihre Landessprache gründlich erlernen, das Deutsche nicht vergessen. Wir werden sie dadurch nicht zu schlechteren, wohl aber zu gebildeteren Amerikanern machen.“

Es ist eine bekannte, tief beklagenswerte Tatsache, daß der Gebrauch der deutschen Sprache in deutsch-amerikanischen Kreisen seit dem Weltkrieg, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus feiger Furcht vor der vergifteten öffentlichen Meinung, bedeutend abgenommen hat, ja daß viele unserer Volksgenossen nichts Eiligeres tun konnten, als ihre ehrlichen deutschen Familiennamen zu anglicanisieren. Man denke sich nur einen Augenblick, daß Karl Schurz, um sich als bindestrickslosen Vollblut-Amerikaner zu legitimieren, seinen Namen in ‚Charles Apron‘ oder ‚Charles Shorts‘ (die bekannte Unterhose) geändert hätte, um die ganze Lächerlichkeit des Unterfangens zu genießen. Wie Schurz selbst über die Pflichtvergeßenen unter seinen Landsleuten dachte, die das unschätzbare Gut unserer Sprache leichtsinnig von sich werfen, das zeigt noch deutlicher als die eben angeführte Rede, seine geradezu klassische Beantwortung des Trinkspruches „Muttersprache — Mutterlaut“ beim Festbankett zur fünfzigjährigen Jubiläumsfeier des New Yorker Liederkränz, die der Leser an anderer Stelle dieses Jahrbuches finden wird.

Eng mit dem Bestreben, die deutsche Sprache und Kultur zu erhalten, hängt die Pflege der deutsch-amerikanischen Geschichte zusammen. Denn wie sie uns die historische Bedeutung des großen deutschen Volksteils und aller seiner Leistungen für die Gesamtentwicklung der amerikanischen Nation vor Augen führt, so begründet sie zugleich jenes Bestreben nach Erhaltung der deutschen Kulturschätze in nachdrücklichster Weise. Nicht umsonst hat sich jede neue Generation deutscher Einwanderer und zwar je gebildeter sie war, gegen den klanglosen Untergang in ein anders sprechendes Volkstum gewehrt!

Auch Karl Schurz hat die Bedeutung der deutsch-amerikanischen Geschichte erkannt, wenn er sich an ihrer Erforschung auch nicht direkt beteiligte. Die 48er Bewegung war im Grunde nicht historisch gerichtet, und, wie bei den meisten seiner Zeitgenossen, ward auch bei Schurz ein tieferes Interesse an der Geschichte seiner Volksgenossen erst durch die große zweihundertjährige Gedächtnisfeier der ersten deutschen Ansiedlung in Pennsylvanien, die im Jahre 1883 stattfand, geweckt. So groß war dieses Interesse, daß der Verleger Ernst Steiger in New York beschloß, eine Sammlung bereits erschienener Arbeiten zur deutsch-amerikanischen Geschichte zu veröffentlichen und Karl Schurz bat, die Herausgabe der Sammlung zu übernehmen. In der Einleitung zu der Serie, die den Titel führt: „Geschichtsblätter, Bilder und Mitteilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika“ hat er sich über das Wesen und den Zweck deutsch-amerikanischer Geschichte ausgesprochen.

Er sieht zunächst den Grund für die nebensächliche, stiefmütterliche Behandlung der deutschen Bevölkerung durch die amerikanische Geschichtsschreibung darin, daß die deutschen Auswanderer als bloße Ansiedler, ohne obrigkeitliche Führung, sich inmitten einer anderen Nationalität niederließen, daß kein nationales Interesse im alten Vaterlande ihre Schicksale verfolgte und daß sie, durch den Unterschied der Sprache vielfach isoliert und nicht selten in die ungünstige Stellung eines fremdartigen Elementes gedrängt wurden. Erst in jüngerer Zeit hätten „sich deutsche Schriftsteller von bedeutender Begabung gefunden, die sich mit warmem Eifer und großem Erfolge der Aufgabe unterzogen, dem deutschen Elemente in Amerika seinen rechtmäßigen Platz in der Entwicklungsgeschichte dieses Landes zu sichern.“

Diesem Zwecke sollen auch die „Geschichtsblätter, Bilder und Mitteilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika“ dienen. „Sie sollen,“ fährt Schurz fort, „der jetzigen Generation der Deutsch-Amerikaner den Anteil an der gewaltigen Entwicklung dieser neuen Welt vorführen, den ihre Stammesgenossen sich in älterer und jüngerer Vergangenheit erwarben — die harten Entbehrungen und Kämpfe, unter denen sie sich Bahn brachen, die heroische Ausdauer, mit der sie entmutigende Schwierigkeiten über-



wanden und das gewonnene Feld behaupteten, die Gedanken, Anschauungen und Bestrebungen, die sie als Zivilisations-Element in das neue Leben hineintrugen, die patriotische Tatkraft und Opferwilligkeit, mit der sie, wenn es not tat, Leib und Leben für die neue Heimat und für die Freiheit und das Wohl des Volkes einsetzten. . . . Es ist für die Kulturgeschichte des amerikanischen Volkes im Allgemeinen und für die Deutschen besonders im höchsten Grade wünschenswert, daß das Material, welches zum großen Teil nur noch eine kurze Zeit erreichbar sein wird, recht bald für die Zukunft gesichert werde. . . . Es ist viel Versäumtes nachzuholen, nicht allein was die deutsche Einwanderung in den früheren Perioden, sondern auch was ihre Geschichte in neuerer Zeit betrifft.“

Manches in diesem Geschichtsprogramm würden wir heute, nach fünfunddreißigjähriger Forschungsarbeit, vielleicht tiefer fassen und stärker betonen, wie z. B. die Bedeutung des vielverzweigten und tiefgreifenden deutschen Kultureinflusses auf das höhere Geistesleben dieses Landes. Aber die allgemeinen Richtlinien sind für die geschichtliche Arbeit dieselben geblieben, und gerade unser Jahrbuch, das seit einem Menschenalter dieser Arbeit gewidmet ist, erkennt in unserem großen Stammesgenossen dankbar einen der Befürworter der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung.

Wie Schurz von dem neuertwachten Geschichtssinn seiner Landsleute ergriffen wurde, so hat ihn auch, wie fast alle Achtundvierziger, die große nationale Erhebung im alten Vaterlande, die Anfang der siebziger Jahre die langersehnte deutsche politische Einheit zuwege brachte, nicht unberührt gelassen. Zwar hat man ihn während des Weltkrieges als unveröhnlichen, wenn nicht als verbissenen Demokraten darzustellen versucht, der sich mit Abscheu von der politischen Entwicklung in Deutschland und der Gründung des Reiches abgewandt habe. Wer dies alberne Märchen heute noch glauben möchte, der lese doch seine glänzende Rede bei der Feier des deutschen Tages während der Weltausstellung in Chicago und lasse sich von seinem Jubel über die Gründung des deutschen Reiches hinreißen und stimme mit ihm überein in dem

heißen Wunsch, daß die Freundschaftsbände zwischen Deutschland und diesem Lande nie gebrochen werden möchten.

Noch bedeutsamer für die Stellung, die Schurz zur politischen Entwicklung im alten Vaterlande gegen Ende seines Lebens einnahm, ist die meisterhafte Rede auf Bismarck bei der Gedächtnisfeier in New York am 18. Oktober 1898. Wenn je, dann hatte er hier die Gelegenheit, sich mit dem gewaltigen Gegner der Acht- undvierziger und ihrer politischen Bestrebungen auseinanderzusetzen. Es zeugt jedoch von der hohen Unbefangtheit seines Urteils und seiner eigenen historischen Größe, daß er die einstige Gegnerschaft des Verstorbenen nur vorübergehend erwähnt, ja, ohne seine eigenen politischen Überzeugungen preiszugeben, Bismarck als den Schöpfer der deutschen nationalen Einheit und den Erfüller der nationalen Träume der Achtundvierziger feiert. Wohl betont er die Tatsache, daß die Erhebung des Jahres 1848 den Weg für Bismarcks späteres Werk bereitet habe, aber zugleich geht er soweit, die innere Schwäche und die Fruchtlosigkeit dieser Volkserhebung, an der er einst teilgenommen, anzuerkennen: eine Selbstkritik, deren nur ein wahrhaft bedeutender Mann fähig war. Da die Bismarckrede, ebenso wie die Ansprache beim deutschen Tag in New York heute fast unbekannt ist, so drucke ich sie an anderer Stelle des Jahrbuches wieder ab und zitiere im Folgenden nur einige schlagende Sätze aus dem Eingang.

„Als treue Bürger der großen amerikanischen Republik,“ so begann er seine Rede, „sind wir hier, deren politisches Glaubensbekenntnis von Abraham Lincoln ausgedrückt wurde in den Worten: Regierung des Volkes für das Volk und durch das Volk. Wir sind weit entfernt, dieses Glaubensbekenntnis zu vergessen, wenn wir als Sprossen des deutschen Stammes uns hier versammeln, um einen Lorbeerzweig aufs Grab eines der größten Söhne des alten Vaterlandes zu legen, der anderen Sinnes war.“

„Es geziemt sich wohl, daß das Gedächtnis des Staatsmannes, der Deutschland zu einem mächtigen Reiche verbunden, gefeiert werde am Jahrestage der Schlacht, die das alte Vaterland von dem schmachvollen Joch der Fremdherrschaft befreite. Als wir Jünglinge waren, zündeten wir am 18. Oktober auf Deutsch:

lands Bergspitzen Freudenfeuer an zur festlichen Erinnerung an den Waffensieg, der Deutschland seine äußere Unabhängigkeit gab. Unvergänglich wird im Herzen des deutschen Volkes das Andenken des Führers leben, dessen Genie und Tatkraft dem in sich zerrissenen Deutschland seine Reichseinheit gab und damit die Hoffnungen, die aus dem blutigen Felde von Leipzig entsprangen, zur endlichen Erfüllung brachte. Daß die Eigenschaften und Leistungen eines so rastlosen und gewaltigen Kämpfers wie Bismarck war, bei verschiedenen Menschen verschiedenes Urteil finden, ist natürlich. Aber die Gerechtigkeit der Geschichte wird anerkennen, daß ohne Bismarcks Scharfblick, Kühnheit und Energie das im Jahre 1871 geborene deutsche Reich nicht aus den Wirrnissen jener Zeit würde entsprungen sein, und daß ihm daher der Titel des eigentlichen Gründers der deutschen Reichseinheit wahrhaft gebührt und damit der ewige Dank des deutschen Volkes.

„Niemand wird leugnen — auch sein glühendster Bewunderer nicht — daß es andere Kräfte gegeben hat, ohne deren Vorarbeit oder Mitwirkung Bismarcks großes Einigungswerk nicht zu vollbringen gewesen wäre. Wir vergessen die Einheitssehnsucht nicht, die seit Abwerfung des französischen Joches das deutsche Gemüt erfüllte, und die in der Volkserhebung von 1848 sich so leidenschaftlich und gebieterisch aussprach, daß auch der kaltherzigste Politiker sich genötigt fand, sie in seine Berechnungen zu ziehen. Wir vergessen auch nicht den gesunden Sinn des Königs Wilhelm, der die überlegene Führerschaft Bismarcks mit edler Bescheidenheit annahm und ihr die Macht der Monarchie zur Verfügung stellte. Aber ebensowenig wird der strengste Kritiker leugnen können, daß es der ungewöhnlichsten Kraft und Geschicklichkeit bedurfte, um die verschiedenen und unter sich widerstrebenden Machtelemente zu gemeinsamem Wirken für das deutsche Einigungswerk zu verbinden, daß ohne diese Verbindung das Ziel nicht erreicht werden konnte und daß diese Verbindung unter unermesslichen Schwierigkeiten zustande gebracht zu haben, Bismarcks unsterbliches Verdienst ist.

„Die ganze Größe dieses Verdienstes können nur die würdigen, die als deutsche Patrioten die vorhergegangene Periode der nationalen Zerfahrenheit und Ohnmacht erlebt und ihre Demüti-

gungen gefühlt haben — die sich aus eigener Erfahrung erinnern, wie der in dem Herzen des Volkes lebendige Einheitsdrang sich in zusammenhanglosen Demonstrationen verpuffte und selbst in den Tagen allgemeiner Volkerhebung redseliger Doktrinarismus die großen Gelegenheiten nutzlos verstreichen ließ; wie auf der anderen Seite dynastischer Eigennutz und fürstliche Furcht vor dem Volk der nationalen Bewegung als einer den Thronen drohende Gefahr widerstrebte, und wie in all dieser Kalt- und Ratlosigkeit die Deutschen das klägliche Schauspiel boten eines Volkes, das wohl denken, träumen, wünschen und hoffen konnte, aber sich nicht zu einem großen Entschluß sammeln und zu entscheidender Tat aufzuraffen verstand. In diesen jämmerlichen Zustand trat Bismarck hinein wie einer der kühnen, kraftstrotzenden Reden, von denen die Sage erzählt, schirrte mit kundiger und gewaltiger Hand die widerstrebenden Kräfte zusammen, trieb sie vorwärts mit titanischer Energie und vollbrachte so das große Werk. Unter denjenigen, deren Taten in Worten bestanden, erschien er als der Mann, dessen Worte Taten waren.“

Der nun folgende Hauptteil der Schurzischen Rede ist einem kritischen Überblick über Bismarcks meisterhafte diplomatische Kunst gewidmet, die in der Gründung des deutschen Reiches als Symbol deutscher Einheit gipfelte und die Erhaltung des europäischen Friedens zum letzten Ziel hatte. Daß die Trennung der Provinzen Elsaß und Lothringen von Frankreich für Europa eine ständige Kriegsgefahr geschaffen habe, leugnet Schurz. Die Franzosen würden auch dann von Rache geträumt haben wegen der Entstehung des deutschen Reiches und wegen des durch ihre Niederlage verlorenen militärischen Prestige.

Obwohl Schurz an seiner Überzeugung vom Vorzug der Volksregierung festhält, so weiß er doch der Entwicklung von Bismarcks Persönlichkeit vom streng konservativen preussischen Junker zum deutschnationalen Staatsmann gerecht zu werden. Wie sehr er die leuchtenden Züge in Bismarcks Charakterbild hervorhebt, so vertuscht er doch die Schatten in dem Wilde nicht. Schurz be-

dauert zwar, daß Bismarck bei aller seiner großen Popularität im deutschen Volke so wenig Glauben an die Selbstregierung des Volkes hatte, aber nirgends finden wir in seinem Urtheil eine Spur von jener Messiaspose, die sich berufen glaubt, auch dem monarchischen Deutschland das Heil einer alleinseligmachenden Demokratie zu bringen. Nur die Überzeugung spricht er aus, daß Bismarcks Regierungsmethode sicherlich der Macht freier Ideen und einer erhöhten Selbstachtung des Volkes weichen werde. Und so schließt Schurz seine glänzende Rede mit den profetischen Worten:

„Er gehört zu den Wenigen, deren Gedächtnis bei den Menschen stets lebendig bleiben wird. Die kommenden Geschlechter in fernster Zukunft werden immer noch angezogen sein von dem eigenthümlichen Zauber dieser Kolossalgestalt, wie sie so mächtig aus der Vergangenheit hervorragt, und sie werden fortfahren zu forschen, was er gesagt und getan hat und was er gedacht und geglaubt haben mag, und wie die Räthsel seines Wesens zu lösen seien. Im deutschen Lande werden seine Regierungsmethoden sicherlich der Macht freier Ideen und einer erhöhten Selbstachtung des Volkes weichen, aber das deutsche Volk wird nicht aufhören ihn als seinen Nationalhelden zu feiern, der Erstaunliches vollbracht hat und dessen Name in der Weltgeschichte da steht als einer der Großen in der ruhmreichen Rolle der Staatengründer.“

Nichts kennzeichnet die Liebe und Treue, mit der Schurz an seinem alten Vaterlande wie an seiner neuen Heimat hing, besser, als die tiefe Besorgnis, es könne zwischen beiden Ländern zur Feindschaft oder gar zum Kriege kommen. Ihm waren natürlich die Heterereien und geheimen Machenschaften, die seit dem spanischen Kriege, namentlich von England her, betrieben wurden, nicht unbekannt. Es war daher als ahne er die kommenden schrecklichen Ereignisse, daß er, kurz vor seinem Tode, die folgenden Zeilen schrieb als warnendes Vermächtnis an die Nation:

The friendship between the United States and Germany is as old as this republic itself. It has remained unbroken because it was demanded by all considerations of interest, of civilization and of international good will. And it is as much so

today as ever before. There is between the two nations not the slightest occasion for discord. *To provoke such a discord without the most imperative cause would be a crime as well as an absurdity—a criminal absurdity as well as a foolish crime.*

I am well aware that here as well as abroad voices are sometimes heard which represent as probable such a discord and even an armed conflict between the two nations. Those are the voices of people who call such a conflict probable because they desire it; and they desire it because thereby the profession of arms would gain in importance, or because they regard a war as an especially attractive sport. I do not hesitate to say that whoever wishes a war without the most commanding necessity belongs to an era of barbarism but not to the civilized society of this century.

Therefore I consider a war between the United States and Germany as eminently improbable—indeed, as impossible, unless it spring from one of those sudden irritations or angry impulses which sometimes may for a moment put a people as well as an individual into a more or less irresponsible condition of mind but which pass away innocuous if in some manner they are kept from precipitate action.

To prevent the outbreak of such headlong conflicts nothing is more effective than the instigation of arbitration systems that stand in the way of precipitate actions and demand quiet reflection. In this way a proper arbitration treaty might serve to preserve the two nations from such an accident which would be an unspeakably lamentable misfortune not only for Americans of German blood but for all American citizens of whatever origin.

Je genauer wir heute die wahren Gründe erkennen, die das von ihm gefürchtete nationale Unglück heraufzuführen, um so klarer wird uns, wo Schurz gestanden hätte, als die furchtbare Katastrophe schließlich hereinbrach. Na, mit Recht konnte Bismarck zu Andrew D. White, dem amerikanischen Gesandten, einst sagen:

Als Deutscher bin ich stolz auf Carl Schurz!

**Festrebe zum Deutschen Tag in New York,**  
gehalten am 4. Oktober 1891 in Carnegie Hall.

Von **K a r l S c h u r z**.

Landsleute und Freunde! Diese Feier ist dem Andenken an jenen Oktobertag des Jahres 1683 geweiht, welcher unserem neuen Vaterlande in dem Schiffe „Concord“ die erste deutsche Ansiedlung brachte, und in weiterem Sinne der Ehre des deutschen Namens in Amerika überhaupt. Leider kann ich von dem großen Thema hier nur wenige Punkte berühren, und auch diese wenigen nur flüchtig.

Was immer für üble Eigenschaften man dem deutschen Nationalcharakter zuschreiben mag, — ein übermäßiges, gespreiztes Selbstgefühl gehört dazu nicht. Viel eher dürfte man sagen, daß der Deutsche es oft an dem berechtigten Selbstgefühl hat fehlen lassen. Ja, selbst die Frage, ob es dem deutschgeborenen Bürger dieser Republik wohl gezieme, an seinen Ursprung zu denken, und sich unter Anderem an die Verdienste seiner Stammesgenossen in Vergangenheit und Gegenwart rühmend zu erinnern, wird zumeist in der deutschen Zunge zweifelnd oder gar verneinend beantwortet. Bescheidenheit ist eine Tugend, aber man soll sie nicht übertreiben. Der Mensch gilt oft der Welt nur das, was er sich selbst gilt. Der Irländer in Amerika feiert sich selbst an seinem St. Patrickstag; der Engländer an seinem St. George's-Feste; der Schotte an seinem St. Andrew's-Feste; der Holländer an seinem St. Nicholas-Fest; und keiner dieser Bestandteile des großen amerikanischen Volkes stellt bei solcher Gelegenheit das Licht seiner Verdienste um die Welt im Allgemeinen und um dieses Land im Besonderen unter einen Scheffel. Ich tadle sie darum nicht; sie können es tun, unbeschadet ihres amerikanischen Bürgergeistes und ihrer Bürgerpflicht.

Warum nicht auch wir? Einen Schutzpatron wie St. Patrick, St. George, St. Andrew, St. Nicholas haben wir allerdings

nicht, denn der deutsche Michel gilt nicht mehr. Aber doch dürfen wir uns rühmen, dem herrlichen Volk entsprungen zu sein, das in jahrhundertelanger Zerrissenheit und Erniedrigung dennoch ein Riese blieb, und dessen Siegesdenkmäler in der Geschichte der Welt auf den größten Schlachtfeldern der Waffen wie des Gedankens stehen. Wir dürfen in hohen Ehren halten das Andenken jener frommen und mutigen Brüder dieses Volkes, die vor mehr als zweihundert Jahren sich dem auf dem alten Vaterlande lastenden Druck entzogen, in der Wildnis der neuen Welt Gewissensfreiheit und ein menschenwürdiges Dasein suchten und mit rüstigem Schaffen und mannhaftem, freiheitsliebenden Bürgerfinn die Grundsteine neuer, großer Gemeinwesen legen halfen. Wir dürfen uns freuen jener Nachkommenschaft, die Franz Daniel Pastorius, der biedere Führer jenes ersten Häufleins deutscher Einwanderer, so prophetisch begrüßte, jener Hunderte und Tausende von Deutschen, die, aus allen deutschen Gauen hervorströmend, jenem kleinen Häuflein im Laufe der Zeit nach dieser Küste gefolgt sind und an der Verwandlung der Wildnis in ein reichblühendes, mit wimmelnden Städten besätes Land und an dem Ausbau ärmlicher Ansiedlungen in der mächtigsten Republik der Welt tatkräftig mitgearbeitet haben. Und mit Stolz dürfen wir sagen, daß in dieser Republik die Deutschen und ihre Nachkommen jeglicher Zeit zu ihren treuesten und nützlichsten Bürgern zählen.

Können die Deutschen in Amerika von den Eingeborenen diese Anerkennung beanspruchen? Man blicke auf die Geschichte der deutschen Eingewanderten von dem Tage der Landung jener frommen Grefelder vor mehr als zweihundert Jahren bis auf diese Stunde. Was findet man? Ein ruhiges, ordnungsliebendes, gesittetes, heiteres Völkchen, emsig und ersprießlich wirkend auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit, — als Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Ingenieure, Lehrer, Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Schriftsteller, Künstler. Rüstig sehen wir sie mit-schaffen an der Entwicklung des nationalen Wohlstandes und der



fortschreitenden Zivilisation. Keine andere Klasse der Bevölkerung hat im Verhältnis zu ihrer Zahl und ihren Gelegenheiten dazu mehr solide, fruchtbare Arbeit beigetragen. In der Politik finden wir sie gleich den andern Bestandteilen des Volkes die Fragen des öffentlichen Wohles ruhig bedenken und beraten und an allen Bewegungen teilnehmen, nicht in geschlossener Masse, sondern Jeder nach seinem Sinne, nicht alle weise, sondern wie bei allen Andern im demokratischen Gemeinwesen Weisheit und Irrtum mischend. Aber nicht selten ist es geschehen, daß man in den Deutschen eine besonders starke Stütze fand für eine große Idee und für die nationale Ehre und einen besonders starken Widerstand gegen einen gefährlichen Wahn der Zeit. Rief das neue Vaterland seine Söhne zu den Waffen, so stürmten die Deutschen in hellen Haufen mit patriotischer Bereitwilligkeit unter die Fahne. Im Unabhängigkeitskampfe bildeten sie einen beträchtlichen Teil des Freiheitheeres. Aus Deutschen rekrutierte Washington seine Leibgarde. Mühlberg begeisterte seine fromme Gemeinde, indem er, das Predigergewand abwerfend, sich ihr im Soldatenrock zeigte. Steuben schuf die regellosen Freiwilligenhaufen in wohlgeschulte Bataillone um. Herkheimer vergoß sein Blut bei Oriskany inmitten seiner tapferen Bauernschar und brachte, nach Washington's Zeugnis, „den ersten Umschwung in die traurige Führung des nördlichen Feldzuges“. DeKalb starb einen rühmlichen Heldentod an der Spitze seiner Schar beim vierten Sturmangriff bei Camden. Im Kriege von 1812 und dem gegen Mexiko waren die Reihen voller Deutschen. Als im Jahre 1861 der südliche Aufstand das Leben der Republik bedrohte, war es der rasch entschlossene Patriotismus der Deutschen, der den Staat Missouri der Union rettete, und in den 22 nördlichen Staaten scharten sich mehr als 186,000 deutschgeborene Bürger, eine erstaunliche Proportion ihrer Gesamtzahl, um das Sternenbanner, um ihr neues Vaterland mit ihrem Leben zu beschützen. Es gibt kein amerikanisches Schlachtfeld, das nicht reichlich, überreichlich mit deutschem Blut getränkt ist. So hat der Deutsche dem neuen Vaterlande seine Treue bewahrt.

Doch ist dies nicht alles. Ich will hier nicht betonen, was häufig von einsichtsvollen Amerikanern hervorgehoben worden ist, daß die Gründlichkeit des deutschen Denkens und Forschens auf die Politik sowohl wie das wissenschaftliche Streben hier zu Lande in manchen Richtungen und in hohem Grade klärend und fördernd eingewirkt hat, das mag nicht allgemein und gern zugestanden werden; für wahr halte ich es allerdings. Aber unleugbar ist es, daß weit mehr als ein anderer Bestandteil unserer Bevölkerung die Deutschen unserm neuen Vaterlande den unschätzbaren Dienst geleistet haben, die Liebe und den Genuß der Kunst anzuregen und zu pflegen und der Gast und dem Ernst des amerikanischen Lebens das Licht und die Wärme eines harmlosen Frohsinns beizumischen. Daß jetzt in Dorf und Stadt über das Summen und Brausen des Geschäftstreibens hinaus das fröhliche Lied und die herzerhebende Harmonie erklingt, an denen Tausende und Millionen sich ergötzen, und daß die Last von der Arbeit jetzt mehr und mehr in allen Klassen unseres Volkes von dem Sonnenschein eines heiteren Lebensgenusses durchleuchtet wird, das ist eine dem Volke erwiesene Wohlthat, die mehr als ein anderer Stamm der Deutsche gebracht hat. Nicht nur wir, sondern jetzt auch vielleicht eine Mehrzahl von denen, deren widerstrebendes Vorurteil erst überwunden werden mußte, freuen sich dieser Befehrung zum Frohsinn.

Wir hören nicht selten die Klage, daß trotz der Verdienste, die sie sich um das Land erworben haben, die Deutschen in Amerika von den Eingeborenen nicht immer die Achtung genießen, die ihnen gebührt. Gestehen wir nun, um gerecht zu sein, Eines mit Bereitwilligkeit zu: der eingeborene Amerikaner ist, im Ganzen genommen, der Einwanderung mit außerordentlicher Liberalität begegnet. Es gibt wohl keine Nation in der Welt, welche eine so gewaltige Masse von außen einströmender Bevölkerungselemente mit solcher Freigebigkeit in der Gewährung bürgerlicher und politischer Rechte würde empfangen haben. Daß das Land dabei seine Rechnung gefunden hat, ist wahr, ändert aber an der Thatfache nichts. Ebenso wahr ist es, daß von Zeit zu Zeit den Eingeborenen vor der massenhaften Anhäufung der Einwanderung bange wird, und daß sich dann dagegen ein gewisses Wider-

streben zeigt. Aber diese Erregungen sind nicht ohne Unterscheidung und bisher nur vorübergehend gewesen, und auch sie ändern die allgemeine Tatsache nicht. Ich bin's gewiß, Sie alle stimmen mit mir überein, wenn ich sage, daß wir einer gastlichen Großherzigkeit gegenüberstehen, welcher kein billig denkender Mann seine dankbare Anerkennung versagen wird.

In der That leidet ein großer Teil der eingewanderten Deutschen unter einem ernstlichen Nachteil und einer großen Zurücksetzung durch den Unterschied der Sprache. Das ist nicht ganz unnatürlich. Dem gewöhnlichen Menschen ist das leicht verdächtig, oder er achtet das nicht recht, was er nicht versteht. Es gibt nicht wenig Eingeborene, die da aufrichtig glauben, daß die eingewanderten Deutschen sich nur sehr langsam oder gar nicht in das amerikanische Wesen einleben, weil sie nicht mit Leichtigkeit und unverzüglich die deutsche Sprache mit dem Englischen vertauschen. Ja, eben jetzt hören wir sonst ganz vernünftige Leute mit seltsamer Heftigkeit die Behauptung äußern, daß der kein guter amerikanischer Bürger sein könnte, dem das Englische nicht geläufig ist und der das Deutsche als Umgangssprache spricht. Ist das begründet?

Man wird mir persönlich, wie ich glaube, nicht vorwerfen können, daß ich dem Erlernen der englischen Sprache abhold sei, oder daß ich die Kenntnis des Englischen hier zu Lande nicht für wichtig halte. Ich habe im Gegenteil nicht allein selbst das Englische redlich zu lernen versucht, sondern auch während meines langen öffentlichen Lebens jede Gelegenheit benutzt, um meine Landsleute zum möglichst schnellen und gründlichen Erlernen des Englischen ernstlich zu ermahnen. Und was ich so oft getan, das wiederhole ich hier. Die englische Landessprache zu lernen ist dem Deutsch-Amerikaner eine Pflicht, durch deren Erfüllung er nicht allein seinem eigenen Interesse dienen, sondern auch seine Nützlichkeit für das Gemeinwesen bedeutend erhöhen wird.

Mit Bedauern gestehe ich die Tatsache zu, daß einer großen Zahl unserer Landsleute, die im vorgerückten Alter hier angekommen sind, und vielen, die ihr Brot mit harter Arbeit zu verdienen haben, die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich ist. Aber ich leugne entschieden, daß der Eingewanderte, der nicht die Sprache des Landes spricht, des-

halb kein guter amerikanischer Bürger und Patriot sein könne. Die Geschichte der deutschgeborenen Bevölkerung dieses Landes liefert den schlagenden Beweis des Gegenteils. Tausende der Deutschen, die auf den Schlachtfeldern der Republik ihr Blut einsetzten, — nicht Abenteurer, die im Dienst einer fremden Sache nur Sold und Beförderung suchten, sondern solide, angesehene Bürger und Bauern, die in heiligem Eifer für ihr neues Vaterland die Waffen ergriffen, — Tausende von diesen verstanden von der englischen Sprache wenig mehr als das Kommando, das sie in den Todeskampf führte. War darum ihre patriotische Begeisterung weniger opferwillig und ihr amerikanischer Bürgerfönn weniger echt? Tausende von andern Deutschen, tüchtige, intelligente Leute, denen ihres Alters oder ungünstiger Umstände wegen die Erlernung der Landessprache unerreichbar war, haben sich aus deutschen Schriften und Reden die Kenntnisse unserer öffentlichen Angelegenheiten zu erwerben gewußt, deren sie zu einer verständigen und erspriechlichen Ausübung ihrer politischen Rechte und Pflichten bedurften. Waren sie darum weniger loyale, pflichttreue, der Republik ergebene Bürger?

Wie töricht sind nun jene, die in ihrem hysterischen Eifer gegen Alles, was ihnen fremdartig scheint, verlangen, daß es in diesem Lande keine deutsche Presse, keine Veröffentlichungen in einer anderen als der Landessprache mehr geben sollte. Wird man die der Landessprache unkundigen Einwanderer zu wohlunterrichteten Bürgern erziehen, wenn man ihnen die einzige Schule schließt, in der sie lernen können? Wird man sie sehen machen, wenn man ihnen ihr einziges Licht auslöscht?

Ein solches Verlangen ist nicht Patriotismus mehr; es ist Blindheit gegen die wahren Interessen des Landes. Kein vernünftiger Amerikaner wird leugnen, daß die deutsche Presse für die deutschen Einwanderer, die nicht Englisch verstehen und es auch beim besten Willen nicht mehr lernen können, ein absolutes Verürrnis ist. Und um die deutsche Presse lebensfähig und auf der Höhe ihres Berufs zu erhalten, ist die Pflege der deutschen Sprache ebenso notwendig.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Die ängstlichen Gemüter irren sich sehr, die da in der Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache neben der englischen eine gefährliche Conspiration gegen amerikanische Ideen und Institutionen sehen. Ich glaube den Geist, der in der deutschredenden Bevölkerung dieses Landes lebt, gründlich zu kennen; und ich zaudere nicht, zu erklären, daß meiner aufrichtigen Überzeugung nach die Pflege der deutschen Sprache weder der Kenntniß amerikanischer Institutionen und Verhältnisse, noch der Entwicklung eines gesunden amerikanischen Nationalgefühls unter der deutschen Bevölkerung im Wege steht. Im Gegenteil, sie dient dazu, um Beides zu fördern. Ebenfowenig glaube ich, daß der Gebrauch der deutschen Sprache unter unsern Landsleuten das Erlernen des Englischen wesentlich und dauernd beeinträchtigt. Was die Zukunft betrifft, so kommt es ja hauptsächlich auf den Nachwuchs an; und sie alle wissen, daß es bei den Kindern deutscher Eltern hier zu Lande weit schwerer ist, die deutsche Sprache zu erhalten, als ihnen die englische beizubringen. Die zweite Generation spricht das Deutsche gewöhnlich schon schlecht; die dritte gar nicht mehr. Ich weiß sehr wohl, daß sich in einem Teile von Pennsylvanien eine Abart von Deutsch als Umgangssprache mehrere Geschlechter hindurch erhalten hat. Aber das war vor der Zeit der Eisenbahnen, als große zusammensitzende Massen von Deutschen mit anderen Teilen der Bevölkerung wenig Berührung hatten. Und auch da wuchsen gute Bürger und treue amerikanische Patrioten. Auch weiß ich, daß noch jetzt hier und dort unter ähnlichen Umständen sich das Deutsche von den Eltern auf die Kinder fortpflanzt und das Englische nur sehr schwer Platz greift. Aber diese Fälle werden immer seltener und geringer. Gewiß ist, daß bei dem stets lebhafter und allgemeiner werdenden Verkehr zwischen allen Bestandteilen der Nation das Englische unter den Nachkommen deutscher Eltern mit immer wachsender Schnelligkeit das Deutsche als Umgangssprache verdrängt.

In der That wirft sich die Frage auf, ob es wünschenswert sei, daß die Nachkommen deutschgeborener Bürger in Amerika neben

dem Englischen gar kein Deutsch mehr verstünden. Nicht als Deutscher, sondern vom amerikanischen Standpunkte aus, antwortete ich entschieden: Nein. Es hat noch Niemandem, auch keinem Amerikaner, an seinem Charakter, noch an seiner geistigen Entwicklung, noch an seinen politischen Grundjätzen geschadet, Deutsch zu verstehen. Je mehr Sprachen ein Mensch liest und spricht, um so weiter werden seine Gesichtspunkte, und um so mehr ist er im Stande, den Gehalt seines Lebens zu bereichern. Es gibt jetzt eine große Menge von jungen Amerikanern und Amerikanerinnen, die Deutsch lernen. In den gebildeten Kreisen der amerikanischen Gesellschaft ist es zu einer Art Mode geworden. Warum? Weil es den Lernenden ungewöhnlich reiche Schätze der Literatur, der Wissenschaft, des Gedankens aufschließt. Während nun diese Tausende von Anglo-Amerikanern bestrebt sind, die Kenntniss des Deutschen sich mühsam zu gewinnen, würde es weise sein, wenn andere Tausende, denen die Erwerbung dieser Kenntniss durch die Gewohnheit des Vaterhauses wesentlich erleichtert wird, dieselbe als unnütz oder gar unpatriotisch wegwerfen sollten?

Die Frage des Unterrichts im Deutschen neben dem Englischen in den öffentlichen Schulen ist vielfach und in verschiedenem Sinne erörtert worden. Meines Erachtens ist diese Frage nicht, ob das Erlernen des Deutschen neben dem Englischen nützlich und wünschenswert sei. Gewiß ist es das. Die Frage ist vielmehr, ob und wie das Deutsche in den öffentlichen Schulen so gelehrt werden kann, daß den Schülern wirklich eine ordentliche Kenntniss des deutschen Sprachunterrichts wird, ohne andere Unterrichtsgegenstände von ernster Notwendigkeit zu verdrängen. Kann es das, so geschehe es ja, denn es wird der aufwachsenden Generation eine hohe Wohlthat sein. Kann es das aber nicht, so sollte man auf einen bloßen nutzlosen Schein-Unterricht keine Zeit und Kraft verschwenden. Auf alle Fälle aber sorgen wir deutschgeborenen Amerikaner dafür, daß unsere

Kinder, während sie das Englische als ihre Landessprache gründlich erlernen, das Deutsche nicht verlieren. Wir werden sie dadurch nicht zu schlechteren, wohl aber zu gebildeteren Amerikanern machen.

Wir würden dem wahren Sinn dieser Feier wenig gerecht werden, wollten wir uns nur in dem Glanze des alten Vaterlandes sonnen und der Tugenden und Verdienste unserer Vorgänger rühmen. Daß wir von diesen Vorgängern einen guten Namen geerbt haben, ist schön. Wichtiger aber ist es, daß wir unseren Nachkommen einen guten Namen hinterlassen. Wer Achtung vor der Welt mit Recht fordern will, muß sie sich selbst verdienen. An einem Erinnerungsfest wie diesem ziemt es sich uns doppelt, der gegenwärtigen Pflichten und Aufgaben uns klar bewußt zu sein.

Gewiß darf und soll uns das alte Vaterland teuer bleiben, wenn wir auch von ihm geschieden sind. Ich habe oft gesagt und wiederhole es gern: Wer die Mutter vergißt, der wird auch die junge Braut nicht wahrhaft lieben. Aber vergessen wir auch nie, daß dieser jüngeren Braut, der amerikanischen Republik, der wir als Bürger angetraut sind, unsere Pflicht und Treue gehört. Freilich kann mit vollem Rechte gesagt werden, daß die Deutsch-Amerikaner, während sie unter einer andern Regierungsform geboren und erzogen worden, nie darangedacht haben, den Einfluß, den sie hier besitzen mögen, zu Gunsten fremder Interessen auszubeuten, die Institutionen dieses Landes in fremder Richtung umzumodeln, diese Republik in die Schandeln der alten Welt selbst zu Gunsten ihres Geburtslandes zu verwickeln, oder irgendwo den Frieden und die Rechtstellung des amerikanischen Volkes zu kompromittieren. In diesen Dingen haben sie stets zu den treuesten der Amerikaner gehört. Aber damit ist's nicht genug.

Die amerikanische Nation ist das große Sammelvolk des neuen Zeitalters, das in seinen Hauptbestandteilen nicht England allein

zum Mutterland hat, sondern alle zivilisierten Länder der Welt. Hier ist der Angelsache, der größte Kolonist aller Zeiten als erster Führer, und mit ihm das germanische Element in seinen verschiedenen Zweigungen, und der Celte, der Romane, der Slave. Aus dieser Mischung, friedlich vollzogen, muß sich die große Nation der Zukunft entwickeln, welche in der Freiheit der Selbstregierung ihr Glück und ihre Größe finden soll. Das gewaltige Experiment wird in dem Maße gelingen, wie jeder der verschiedenen Stämme das Lebensfähigste, das Beste, das ihm innewohnt, als seinen Beitrag zur Gesamtheit bietet, und das Beste, das von den andern geboten wird, in sich aufnimmt und sich zu eigen macht. Dies ist die Aufgabe, die, wie die anderen, so auch der Deutsche in Amerika zu erfüllen hat. Möge er sie ganz erfüllen.

Er wird sie nicht ganz erfüllen, wenn er sich hier jener Deutschtümelei hingibt, welche an allen Neigungen und Gewohnheiten des Heimatlandes, gleichviel ob sie gut oder nicht gut sind, eigensinnig festhält, und sich gegen Alles, was ihm nicht gewohnt ist, gleichviel wie gut es sein mag, engherzig verschließt. Wie viel Vortreffliches und Großes er auch in sich tragen mag, so unterscheidet sich der Deutsche doch nicht dadurch vor allen Anderen, daß er der vollkommene Mensch ist. Wir haben viel, sehr viel Wertvolles, das wir nicht besaßen und das Andere brachten.

Vergessen wir also nie, daß wir hier nicht berufen sind, als Deutsche eine besondere Nationalität zu bilden, sondern das Tüchtigste, das in uns ist, zur amerikanischen Nationalität beizusteuern, und das Tüchtigste, das unsere Mit-Amerikaner vor uns voraus haben, an die Stelle unserer Schwächen zu setzen und mit unserem Wesen zu verschmelzen. Vergessen wie nie, daß wir im politischen Leben dieser Republik als Deutsche keine Sonderinteressen haben, sondern daß das allgemeine Wohl auch das Unsrige ist. Suchen wir gewissenhaft das zu erforschen, was das allgemeine Wohl verlangt, und handeln wir dann kühn und frei nach unserer ehrlichen Überzeugung, unbeirrt von kleinlichen Rücksichten, und unbeherrschet von einem selbstfüchtigen und tyrannischen Parteigeist. Widerstehen wir jeder Versuchung, in der Ausübung unserer politischen Rechte, das Wichtigste dem Mindertichtigen unterzuordnen, wenn dieses etwa eine unserer eigentümlichen Gewohnheiten oder Nei-



gungen bereichert. Geben wir zum Beispiel, wie hoch wir auch die Sache der persönlichen Freiheit schätzen mögen, Niemand gerechte Ursache zu sagen, daß der Deutsche fähig sei, die höchsten öffentlichen Interessen hintanzusetzen, wenn es sich irgendwie um die Trinkfrage handelt. Lassen wir uns nie von jenem raisonnierfüchtigen, unwürdigen, verderblichen, öden Pessimismus berücken, der jede Bestrebung zur Besserung unserer öffentlichen Zustände durch das Geschrei entmutigen will, es sei doch Alles Trug und Korruption, und nichts könne helfen; denn von allen faulen Tendenzen ist dieser Pessimismus die faulste. Halten wir fest an dem wohlbegründeten Glauben, daß dieses Volk einen uner schöp flichen Reichtum von reinen und edlen Elementen besitzt; daß unser freies Staatswesen für die Übel, die es gebiert, auch die Heilmittel liefert; daß, wie diese Republik mit glänzendem Beispiel beweist, bei einem Volke, welches im weitesten Sinne sich selbst regiert, manches Einzelne schlecht, und doch das Ganze gut gehen kann, und daß im Angesicht der Sorgen und Gefahren, welche die alte Welt quälen, das amerikanische Volk in diesem Lande des gesicherten Friedens und des Wohlseins alle Ursache hat, sich glücklich zu preisen. Bekräftigen wir diesen Glauben durch die That, indem wir stets unsere beste Energie dort einsetzen, wo es Gutes zu leisten und Schlechtes zu bekämpfen gilt. So werden wir, unsere große Aufgabe erfüllend, der Achtung unserer Zeitgenossen sicher sein, und wir werden von unsern Nachkommen geehrt werden, wie wir in dieser Stunde unsere Vorgänger ehren.

## Die deutsche Muttersprache.

Rede zur Beantwortung des Trinkspruches „Muttersprache, Mutterlaut“, beim Festbankett zum 50jährigen Jubiläum des New Yorker Liederkranz, 9. Januar 1897,

von K a r l S c h u r z.

Die Beantwortung des Trinkspruches auf die deutsche Muttersprache sollte eigentlich gesungen werden. Der Liederkranz hat das ja so oft und so ergreifend getan, erst vorgestern wieder — und es wäre besser, es stände auch jetzt an meiner Stelle der Liederkranzchor. Wir feiern ja hier auch in erster Linie die deutsche Muttersprache, wie sie im deutschen Liede erklingt. Es ist wohl wahr, daß es andere Sprachen gibt, die sich durch die Volltönigkeit ihrer Vokale und die Weichheit ihrer Konsonanten besser für den Gesang zu eignen scheinen; aber in keiner Zunge wird doch so viel gesungen, wie in der deutschen; und keine hat in so reicher Fülle und in so schöner Innigkeit und Kraft das hervorgebracht, was das Volk singt — das Lied. Mit der deutschen Muttersprache ist das deutsche Lied dem deutschen Herzen entsprungen und es hat seinen Weg um die Welt gemacht. Dem deutschen Geiste und dem deutschen Streben mag Manches widerstehen, — dem deutschen Liede widersteht nichts.

Wenn wir von unserer Muttersprache reden, so muß man es uns nicht verargen, daß wir ein wenig sentimental werden. Das ist nicht ein Zeichen von Schwäche. Sie erinnern sich wohl an Heine's Vers von den „sentimentalen Eichen“. Aber die deutsche Muttersprache ist für jeden denkenden Menschen, der sie besitzt, ein Schatz, dessen Wert über das bloße Gefühl hinausgeht. Wir Deutschen hören es gern, wenn man die Ehrlichkeit unter die Hauptzüge des deutschen Nationalcharakters zählt. Ich für meinen Teil höre es besonders gern, daß der beste Teil des amerikanischen Publikums stets auf die Deutsch-Amerikaner rechnet, wenn es sich um solche Dinge wie ehrliche Regierung oder ehrliches Geld

handelt. Verzeihen Sie, daß ich auf so etwas hier anspiele; ich tue es nur weil solche Ehrlichkeit auch ein hervorragender Charakterzug unserer deutschen Muttersprache ist.

Anderer Sprachen, besonders die romanischen, zeichnen sich durch feine und schmiegsame Eleganz ihrer wohlklingenden Redewendungen aus. Es ist in diesen Sprachen leicht, etwas sehr Süßschlingendes zu sagen, das eigentlich nichts ist. Auf Deutsch geht das schwer. Ich meine damit nicht, daß ich es bewundernswert finde, wenn man sagt: „Hier wird Deutsch gesprochen!“ um damit anzukündigen, daß man nun recht grob sein wird. Ich meine vielmehr, daß, wenn man auf Deutsch etwas Dummes sagt, es durchweg auch ehrlich dumm klingt. Und sagt man auf Deutsch etwas Gescheidtes oder Elegantes, so kann man es nur schwer gescheidter oder eleganter klingen machen, als es wirklich ist. Mit andern Worten, die deutsche Muttersprache ist nicht die Sprache gleißnerischer Zierlichkeit. Aber dafür besitzt sie umso mehr alle Orgelregister der Kraft, der Hoheit, des begeisterten Schwunges der Biederhaft, des innigen Gefühls. Was in irgend einer andern Literatur übertrifft die Ausdruckswucht der deutschen Bibel, die erhabene Volltönigkeit des Schiller'schen Dramas, oder die bezaubernde Wortmusik der Lieder Heine's?

Es wäre überflüssig, hier von der alle Gebiete der menschlichen Geistestätigkeit umfassenden Literatur zu reden, die in der deutschen Sprache aufgewachsen ist und deren überragende Größe die ganze zivilisierte Menschheit anerkennt. Denn es ist nicht die deutsche Literatur allein, die uns die Muttersprache bietet.

Es gibt keine Sprache der Welt, deren Eigentümlichkeiten schwerer in einer andern Sprachen wieder zu geben sind, wie die deutsche; und keine, die in andere Sprachen mit all ihren Redeweisen und Versmaßen mit solcher Treue übertragen werden können und so reichlich übertragen worden sind. Homer, Dante, Haffis, Shakespeare, Aristoteles, Bacon, Thucydides, Tacitus, Macaulay, Victor Hugo, Walter Scott, Tolstoi — Dichtung, Philosophie, Wissenschaft, Geschichtsschreibung und Roman — alles dies aus allen Zeiten und Ländern hat in der deutschen Sprache eine Herberge gefunden in Übertragungen, die der Originale in

Ehre, Kraft und Schönheit würdig sind. Die deutsche Sprache bietet also wie keine andere, die gesamten Reichtümer der Weltliteratur.

So besitzen wir in ihr in der Tat einen Schatz, dessen Wert wir nicht hoch genug achten können, besonders wir nicht, die wir uns in der neuen anders sprechenden Welt eine neue Heimat gegründet haben. Es wird unsern Stammesgenossen in Amerika zuweilen zugemutet, daß sie nicht allein Englisch lernen, sondern auch die alte Muttersprache gänzlich fahren lassen sollen. Die uns das zumuten, sind unverständige Leute. Daß der Deutsch-Amerikaner Englisch lernen soll, wird niemand bestreiten. Er schuldet das seinem neuen Vaterlande und er schuldet es sich selbst. Aber daß er darum die deutsche Sprache verwerfen soll, ist mehr als Torheit. Als amerikanische Bürger sollen wir uns amerikanisieren. Gewiß sollen wir das. Ich habe stets eine vernünftige Amerikanisierung befürwortet. Aber das bedeutet nie eine gänzliche Entdeutschung. Es bedeutet, daß wir die besten Züge des amerikanischen Wesens annehmen und sie mit den besten Zügen des deutschen Wesens verschmelzen. Da liefern wir den wertvollsten Beitrag zum amerikanischen Nationalcharakter und zur amerikanischen Zivilisation. Und so sollen wir uns als Amerikaner die englische Landessprache aneignen und dabei die deutsche Muttersprache nicht verlieren.

Der Gedanke, daß die Bewahrung der deutschen Sprache neben der englischen die Entwicklung unseres amerikanischen Patriotismus behindern könne, ist so einfältig als wenn man sagte, es mache uns weniger patriotisch, wenn wir „Hail Columbia“ in zwei Sprachen zu singen verstehen. Es gibt Tausende von Stockamerikanern, die deutsch lernen. Das macht sie nicht weniger patriotisch — es macht sie nur gebildeter und geschickter. Sie lernen deutsch, weil sie den hohen Wert der Sprache erkannt haben. Sie lernen deutsch mit mühevoller Arbeit, denn Deutsch ist schwer. Wir Deutsch-Amerikaner haben diesen Schatz mit uns herüber gebracht. Wir brauchen das Deutsche nicht erst zu erlernen — wir brauchen es nur nicht zu vergessen. Und unsere Kinder werden das umsonst haben, was Andere sich nur schwer erwerben können,

wenn wir vernünftig und gewissenhaft genug sind, die deutsche Sprache nach Kräften in der Familie zu hegen und zu pflegen. Das mag nicht hinreichen, unsern Kindern eine solche Kenntnis der Sprache zu geben, wie wünschenswert ist, aber es wird ihnen die Erwerbung des Fehlenden unermesslich erleichtern.

Ich predige hier nicht als einer, von dem es heißen könnte: „Folgt seinen Worten und nicht seinen Werken.“ Ich bilde mir ein, ein so pflichttreuer Amerikaner zu sein, wie irgend einer. Ich habe auch englisch zu lernen versucht, und meine Kinder ebenfalls. Aber in meinem Familienkreise wird nur deutsch gesprochen und viel Deutsch gelesen, und schriftlich nur auf Deutsch korrespondiert. Ich darf mir daher erlauben, mich über diesen Punkt stark auszudrücken. Und so sage ich Ihnen, wenn ich sehe, wie deutsch-amerikanische Eltern aus bloßer Bequemlichkeit es versäumen, ihren Kindern den Besitz der Muttersprache zu sichern, wie sie das kostbare Gut, das sie haben, leichtsinnig wegwerfen, so empört sich mein deutsches Herz wie mein amerikanischer Verstand. Diese Eltern tun nicht, was sie ihren Kindern schuldig sind. Sie begehen an ihnen eine Pflichtverletzung, ein Raub, eine Sünde. Um so mehr ehre ich jeden deutschamerikanischen Verein, in dem, wie in diesem, die deutsche Muttersprache hochgehalten und gehegt wird. Er tut der Mitwelt wie den kommenden Geschlechtern einen unschätzbaren Dienst. Wie in dem halben Jahrhundert, das nun so ehrenvoll hinter ihm liegt, so wird der Niederfranz auch in den unzählbaren Jahren, die, wie wir alle hoffen, ihm noch beschieden sein mögen, dieser schönen Pflicht unwandelbar treu bleiben. Denn die Muttersprache ist ja das Band, das ihn zusammenhaltend umschlingt. Die deutsche Muttersprache, die liebe, starke, edle, ewige, heilige, hier und auf dem ganzen Erdenrund, — unvergänglich soll sie l e b e n!

### Rede auf Bismarck.

Gehalten bei der Trauerfeier in New York am 18. Oktober 1898,  
von Karl Schurz.

Als treue Bürger der großen amerikanischen Republik sind wir hier, deren politisches Glaubensbekenntnis von Abraham Lincoln ausgedrückt wurde in den Worten: „Regierung des Volkes, für das Volk, und durch das Volk.“ Wir sind weit entfernt, dieses Glaubensbekenntnis zu vergessen, wenn wir als Sprossen des deutschen Stammes uns hier versammeln, um einen Lorbeerzweig auf's Grab eines der größten Söhne des alten Vaterlandes zu legen, der andern Sinnes war.

Es geziemt sich wohl, daß das Gedächtnis des Staatsmannes, der Deutschland zu einem mächtigen Reiche verbunden, gefeiert werde an dem Jahrestage der Schlacht, die das alte Vaterland von dem schmachvollen Joch der Fremdherrschaft befreite. Als wir Jünglinge waren, zündeten wir am 18. Oktober auf Deutschland's Bergspitzen Freudenfeuer an zur festlichen Erinnerung an den Waffensieg, der Deutschland seine äußere Unabhängigkeit gab. Unvergänglich wird im Herzen des deutschen Volkes das Andenken des Führers leben, dessen Genie und Tatkraft dem in sich zerrissenen Deutschland seine Reichseinheit gewann und damit die Hoffnungen, die aus dem blutigen Felde von Leipzig entsprangen, zur endlichen Erfüllung brachte. Daß die Eigenschaften und Leistungen eines so rastlosen und gewaltigen Kämpfers, wie Bismarck war, bei verschiedenen Menschen verschiedenes Urteil finden, ist natürlich. Aber die Gerechtigkeit der Geschichte wird anerkennen, daß ohne Bismarck's Schaftblick, Kühnheit und Energie das im Jahre 1871 geborene deutsche Reich nicht aus den Wirrnissen jener Zeit würde entsprungen sein und daß ihm daher der Titel des eigentlichen Gründers der deutschen Reichseinheit wahrhaft gebührt, und damit der ewige Dank des deutschen Volkes.

Niemand wird leugnen — auch sein glühendster Bewunderer nicht — daß es andere Kräfte gegeben hat, ohne deren Vorarbeit

oder Mitwirkung Bismarck, wäre auch sein Wissen und Wollen und Können noch mächtiger gewesen, das große Einigungswerk nicht zu vollbringen gewesen wäre. Wir vergessen die Einheitssehnsucht nicht, die seit der Abwerfung des französischen Joches das deutsche Gemüt erfüllte und die in der Volkserhebung von 1848 sich so leidenschaftlich und gebieterisch aussprach, daß auch der kaltherzigste Politiker sich genötigt fand, sie in seine Berechnungen zu ziehen. Wir vergessen nicht den gesunden Sinn des Königs Wilhelm, der die überlegene Führerschaft Bismarck's mit edler Bescheidenheit annahm und ihr die Macht der Monarchie zur Verfügung stellte. Aber ebenso wenig wird der strengste Kritiker leugnen können, daß es der ungewöhnlichsten Kraft und Geschicklichkeit bedurfte, um die verschiedenen und unter sich wider-Einigungswerk zu verbinden, daß ohne diese Verbindung das Ziel nicht erreicht werden konnte, und daß diese Verbindung unter unermesslichen Schwierigkeiten zu Stande gebracht zu haben, Bismarck's unsterbliches Verdienst ist.

Die ganze Größe dieses Verdienstes können nur die würdigen, die als deutsche Patrioten die vorhergegangene Periode der nationalen Zerfahrenheit und Ohnmacht durchlebt und ihre Demütigungen gefühlt haben, — die sich aus eigener Erfahrung erinnern, wie der in dem Herzen des Volkes lebendige Einheitsdrang sich in zusammenhanglosen Demonstrationen verpuffte; wie selbst in den Tagen allgemeiner Volkserhebung redlicher Doctrinarismus die großen Gelegenheiten nutzlos verstreichen ließ; wie auf der anderen Seite dynastischer Eigennutz und fürstliche Furcht vor dem Volk der nationalen Bewegung als einer den Thronen drohenden Gefahr widerstrebte; und wie in all' dieser Halt- und Ratlosigkeit die Deutschen das klägliche Schauspiel boten eines Volkes, das wohl denken, dichten, träumen, wünschen und hoffen konnte, aber sich nicht zu einem großen Entschluß zu sammeln und zu entscheidender Tat aufzuraffen verstand. In diesen jämmerlichen Zustand trat Bismarck hinein wie einer der kühnen, kraftstrotzenden Helden, von denen die Sage erzählt, schirrte mit kundiger und gewaltiger Hand die widerstrebenden Kräfte zusammen, trieb sie vorwärts mit titanischer Energie und vollbrachte so das große

Wert. Unter denjenigen, deren Taten in Worten bestanden, erschien er als der Mann, dessen Worte Taten waren.

Darin bestand seine eigentümliche Bedeutung, und das war sein Zauber für das deutsche Volk, daß er in höchster Potenz die Eigenschaften und Fähigkeiten besaß, deren mangelnde Entwicklung im deutschen Nationalcharakter der Deutsche so schmerzlich fühlte — prompte Entschlossenheit, kühne, rücksichtslose, nie erlahmende Tatkraft; das Genie des Aktuellen, das mit sicherem Blick das Wesen und die Möglichkeiten der bestehenden Verhältnisse erkannte und sich alle brauchbaren Mittel zu seinen Zwecken dienstbar machte; und ein Selbstbewußtsein der Meisterschaft, das sich von keinen Bedenkllichkeiten schrecken und von keiner Kritik beirren ließ.

Es erschien fast wie eine ironische Laune des Schicksals, daß es den mächtigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer der deutschen Einheit entwickelte aus einem Manne, der seine politische Laufbahn begonnen hatte als der strammste aller Monarchisten, der entschiedenste Feind aller revolutionären Ideen und volkstümlichen Staatseinrichtungen, und der herausforderndste aller Repräsentanten des stöckpreussischen Junkertums. Von Geburt war er Aristokrat. Die wärmste Anhänglichkeit an das Königshaus war die Tradition seiner Familie, und strenger Konservatismus von stark feudaler Färbung der politische Glaube seines Standes. Die politische Philosophie, die er sich in seinen jungen Tagen gebildet hatte, bestärkte ihn in diesem Glauben und er befannte sich dazu mit dem ganzen Feuer seines Temperaments. Man erzählt sich, daß er als junger Student einmal gewettet habe, Deutschland werde in einer gewissen Reihe von Jahren ein einiges und großes Reich sein. Aber mit leidenschaftlicher Energie lehnte er sich dagegen auf, das König Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone aus den Händen des Frankfurter Volksparlamentes annehmen sollte, weil sie durch ihren demokratischen Ursprung befleckt sei und weil die Integrität der preussischen Königsgewalt nicht solcher deutschen Einheit geopfert werden dürfte. Nichts hätte unerwarteter sein können, als die Wandlung zum größten Vorkämpfer der deutschen Nationaleinheit aus dem stöckpreussischen Reaktionär, dessen politischer Horizont von den Grenzen der preussischen Monarchie be-



schränkt zu sein, und der jeder volkstümlichen Bewegung nur mit cynischem Hohn zu begegnen schien.

Aber, — wie denn die geschichtliche Entwicklung zuweilen auf sonderbar gewundenen Wegen ihre Ziele erreicht, — es waren gerade diese scheinbar so ungünstigen, wenn nicht widerwärtigen Eigenschaften, die Bismarck zu seiner großen Laufbahn die Wege öffneten und seine gewaltigen Leistungen möglich machten. Was ihn seinen Königen, zuerst Friedrich Wilhelm dem IV., und dann Wilhelm I., empfahl, war nicht etwa eine deutsch-nationale Gesinnung, sondern gerade sein Stockpreußentum und die herausfordernde Kampflust und glänzende Schlagfertigkeit, mit der er gegen den freisinnigen Ansturm der Zeit die überlieferte Herrscher-gewalt verteidigte. Sie sahen in ihm zuerst nur den Vorkämpfer des preußischen Königtums, der fähiger, schneidiger und zuverlässiger war, als die Anderen. Nur als solcher gewann er die Zuneigung und das Vertrauen des Monarchen, die ihn befähigten, in der Folge Wilhelm I. auf der Bahn der deutsch-nationalen Politik mit sich zu ziehen; denn was ein solcher Ratgeber riet, das konnte der Monarchie nicht gefährlich und dem Interesse Preußens nicht zuwider sein. Und was seinem Einfluß eine besondere Zauberkraft verlieh, das war die vollkommene Aufrichtigkeit seines Wesens in der Darstellung seiner Anschauungen und seiner Zwecke. Es war nicht, als hätte er von vornherein für sich ein vollständiges, weit reichendes Aktionsprogramm aufgestellt, das er dem Monarchen verheimlichte, um ihm blindlings dem fernerliegenden Ziel der deutschen Reichseinheit entgegen zu führen. Nein, er machte, der Entwicklung der Ereignisse und seiner erweiterten Einsicht folgend, in sich selbst von Stufe zu Stufe den Wandlungsprozeß durch vom spezifischen Preußen zum National-Deutschen, und an dem Beispiel seiner eigenen Person machte er dem Könige die Notwendigkeit dieses Wandlungsprozesses klar.

Seine große politische Laufbahn begann erst, als Friedrich Wilhelm IV. ihn im Jahre 1851 als Bevollmächtigten Preußens im Bundestag ernannte. Bis dahin war Bismarck als Ultra-Konservativer mit feudalen Reaktionsgelüsten ein warmer Bewunderer Österreichs gewesen. Am Bundestag, der unter österreichischem Präsidium stand, und in dem der österreichische Ge-

sandte eine fast unbeschränkte Führerschaft beanspruchte, wurde seinem scharfen Blick bald die Maßlosigkeit sowie die Hohlheit der österreichischen Präntensionen offenbar. Seine urwüchsigc Natur, die allen falschen Schein verachtete, empörte sich gegen die Komödie der Charlatanerie, die sich vor seinen Augen abspielte; und sein preußischer Stolz und patriotischer Sinn bäumten sich auf gegen die Rolle demütiger Unterordnung, die Preußen, dem einzigen wirklich kraftvollen unter den deutschen Bundesstaaten, von Österreich und dessen Gefolgschaft zugemutet wurde.

So reifte in ihm die Überzeugung, daß Preußen's Stellung eine unwürdige sein und bleiben werde, so lange Österreich an der Spitze des deutschen Bundes stände; daß die deutschen Staaten nur unter Preußen's Führerschaft zu einem großen und kräftigen Ganzen vereinigt werden könnten; daß die Erreichung dieses Zieles nur möglich sein werde durch die Entfernung Österreich's aus dem deutschen Bunde, und daß dazu eine entscheidende Auseinandersetzung mit den Waffen unumgänglich sei, — eine Entscheidung durch „Eisen und Blut“.

Mit dem Wachstum dieser Überzeugung kam dann sein brillantes Spiel fecker Demonstrationen von Widerseßlichkeit gegen österreichische Annahung im Bundestag, die mit heißendem Witz und erstaunlicher Schlagfertigkeit den Österreicher und seine Schlepenträger verblüßten. Es folgten Schlag auf Schlag seine meisterhaften Berichte aus dem Bundestag an die preußische Regierung, die an Schärfe und Weitficht des Urteils und Klarheit und Lebhaftigkeit der Darstellung in der diplomatischen Literatur selten, wenn jemals, erreicht, und als Muster deutscher Prosa selten übertroffen worden sind, und die dazu bestimmt waren, bei dem König und seiner Umgebung den Entwicklungsprozeß der Anschauungen anzuregen, den Bismarck an sich selbst erfuhr. Endlich, nach einer Periode diplomatischen Dienstes an den Höfen Rußland's und Frankreich's, wo er wertvolle Studien machte über die Weise, in der die Neutralität dieser Mächte gesichert werden könnte für den Fall des Entscheidungskampfes mit Österreich, fand er sich, von Wilhelm I. gerufen, an der Spitze des preußischen Ministeriums. Und nun, in der Leitung der Staatsgeschäfte unter einem Monarchen, der den Inspirationen seines Genies zugänglich

war, entfaltete diese riesenhafte Persönlichkeit ihre ganze eigentümliche Kraft.

Als herausfordernder Absolutist erschien er in jenen dunklen Jahren des Konfliktes zwischen der Volksvertretung und der Königsgewalt, als es sich um die Heeresorganisation, die militärische Vorbereitung auf den Kampf mit Österreich handelte, zu deren eventuell nationalem Zweck er sich nicht öffentlich bekennen konnte. „Der bestgehaßte Mann in Deutschland“ — hieß er damals, und er war es auch. Es hätte ihm den Kopf kosten können, wenn das Spiel mißlang. Aber das schreckte ihn nicht, und mit kühner Festigkeit verfolgte er seinen Weg.

Wer die diplomatischen Feldzüge studiert, die dem militärischen Feldzuge von Königgrätz vorausgingen, der wird sein bewunderndes Erstaunen schwer zügeln können über die Meisterschaft, mit welcher Bismarck seine Gegner hin und her manövierte, aus einer schwierigen Stellung in die andere, in den Krieg mit Dänemark wegen Schleswig-Holsteins, in dem Preußen allen Ruhm und allen Territorial-Gewinn und Österreich alle Verlegenheiten erntete, und in die gemeinschaftliche Regierung über die Herzogtümer, deren Verwicklungen schließlich den Kriegsfall lieferten. Unübertroffen war die umsichtige Sorgfalt, mit der er jedes Mittel erwog, um Preußen den Sieg zu sichern durch die Isolierung Österreichs und durch eigene Stärkung vermittelt jeder möglichen Bundesgenossenschaft. Nichts durfte ihm im Wege stehen, — nicht einmal seine eigenen, althergebrachten politischen Grundsätze. Er, der Feudal-Konservative und Absolutist, dem alle Revolution ein Greuel gewesen, suchte nicht allein die Mithilfe des halbrevolutionären Italien, sondern er zauderte nicht, mit den revolutionären Geistern Ungarn's in Verbindung zu treten für den Fall, daß es nötig werden sollte, den österreichischen Heeren ein Feuer im Rücken anzuzünden. Er, der stoßpreußische Junker, der gegen die Annahme der Frankfurter Reichsverfassung von 1849 wie gegen ein Verbrechen an der preussischen Krone protestiert, dachte ernstlich an die Proklamierung derselben Reichsverfassung, falls französische Intervention einen besonders starken Appell an das deutsche Nationalgefühl nötig gemacht hätte. Er, der strenge Legitimist, scheute sich keinen Augenblick, nach gewonnenem Siege legitime

deutsche Fürsten von ihren Thronen zu jagen, um Preußen im neu zu errichtenden deutschen Reich die nötige Machtstellung zu geben.

So schreckte er vor keinem Mittel zurück, das seinem großen Zweck wirksam dienen konnte, — nicht allein vor keinem guten, sondern gelegentlich auch nicht vor solchen, bei deren Anblick die gewöhnliche Moral den Kopf schüttelt. Und hier muß zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit gesagt werden, daß, obgleich der nach seinem Tode wuchernde spekulative Sensationsklatsch nur sehr beschränkten Glauben verdient, es doch seine öffentliche Laufbahn hindurch in seinen Handlungsmethoden dunkle Punkte gegeben hat, die von sehr großen Eigenschaften und sehr hohen Zwecken und Leistungen überstrahlt werden mußten, um nicht dem Gesamtbilde schweren Eintrag zu tun. Neben der aufrichtigen, wenn auch formlosen, Gottesfrömmigkeit, der warmen Hingebung an das Wohl des Vaterlandes und der freudigen Latenlust wohnte in seiner Natur ein dämonisches Element, eine Beimischung von Sagen in diesem Siegfried, — ein Seelenrätsel, vor dem die Mitwelt mit Befremden steht. Doch ist solche Mischung nicht gerade selten in großen Charakteren der Geschichte.

Aber mit welchen Mitteln er auch wirkte, so erdienen die Gegner, die auf dem Aktionsfelde jener Zeit seinem erfinderischen Genie und seinem eisernen Willen gegenüberstanden, wie hilflos zappelnde Zwerge unter der Faust eines Riesen, und, eine unwiderstehliche Naturkraft, riß er diejenigen, die unter seinem Einfluß standen, mit sich fort auf der Bahn seiner Ziele. Von all seinen politischen Leistungen ist er auf den dem Siege bei Königgrätz vorhergegangenen diplomatischen Feldzug selbst immer am stolzeiten gewesen, — und von seinem Standpunkte aus mit Recht, denn da gewann er durch seine diplomatische Meisterschaft, durch die Anstrengung einer Arbeitskraft ohne Maß, und durch seine opferwillige Unerblichkeit die ersten und schwersten Erfolge von großartiger Tragweite, ohne durch die gewaltige Autorität, die er später genoß, unterstützt zu sein.

Der Sieg Preußens über Oesterreich im Jahre 1866 hatte zwei große Folgen. Erstens schaffte er das Haupthindernis, das der Einigung Deutschland's im Wege gestanden, aus dem Wege; denn nach der Gründung des Norddeutschen Bundes war die Ent-

wicklung des deutschen Reiches nur eine Frage der Zeit. Dann aber hatte auch Bismarck für sich selbst eine Machtstellung gewonnen, die ihm alles, noch zu Erreichende im Verhältnis spielend leicht machte. Während der Konfliktzeit war er der bestgehaßte Mann in Deutschland gewesen. Der Sieg bei Königgrätz und dessen nationale Ergebnisse machten ihn zum populärsten. Mit einem Schläge war er aus dem despotischen Vaterlandsverräter, der den „deutschen Bruderkrieg“ entzündet, zum Nationalhelden geworden. Das war der größte Triumph, den er als Staatsmann jemals feiern konnte. Von da an vermochte er seinen Kritikern zu antworten: „Ihr habt mich bekämpft, weil ihr nicht beurteilen konntet, was ich tat. Nach dem ihr es erkannt, mußtet ihr zugestehen, daß ich die Sache besser verstand als ihr.“ Mochten seine Gegner dies zugeben, oder nicht — gewiß ist, daß die große Masse des Volkes es glaubte; und das gab seinen Worten und seinem Willen eine Autorität, wie sie selten ein Staatsmann in dem Maße besessen hat.

Nun ging das Einigungswerk vorwärts, wie von seiner eigenen Wucht getrieben. Die Verschuldigung, Bismarck habe den französischen Krieg mit Mutwillen und List herbeigeführt, tut ihm Unrecht. Er hätte zweifellos das große deutsche Reich viel lieber ohne einen Krieg mit Frankreich geschaffen, wäre es möglich gewesen. Aber dieser Krieg entsprang aus den Verlegenheiten der napoleonischen Dynastie. Die plötzliche Erstehung des Norddeutschen Bundes als leitende Großmacht im Herzen des europäischen Kontinentes entflamnte die Eifersucht des französischen Chauvinismus. Louis Napoleon, dessen Versuche, die Entstehung dieser Großmacht zu verhindern, oder wenigstens dafür eine Gebietserweiterung als Compensation zu gewinnen, durch Bismarcks diplomatische Überlegenheit vereitelt worden waren, sah seinen Thron in Gefahr, wenn er nicht diese Scharte auswekte. Das machte den französischen Krieg unvermeidlich, und Alles was Bismarck tat, war nur, den günstigen Augenblick ergreifend, Frankreich in den Augen der Welt als den angreifenden Teil darzustellen, der es auch tatsächlich war. Wiederum bewährte sich seine diplomatische Meisterschaft in der Isolierung Frankreichs, so daß die deutschen Heere mit ungeteilter Kraft und freier Hand den

notwendigen Sieg gewinnen konnten. Und das neue deutsche Kaiserreich, im Glanz dieses Sieges erstehend, krönte Bismarcks großes Werk. Daß er allein das deutsche Reich geschaffen, oder daß es ohne ihn niemals gekommen wäre, wird, ich wiederhole, selbst sein wärmster Bewunderer nicht behaupten. Aber die Gerechtigkeit der Geschichte wird sicherlich zugestehen, daß ohne sein Genie, seine Kühnheit und seine Tatkraft es nicht damals, und vielleicht noch lange nicht, würde erstanden sein.

Nun galt es, das mit Blut und Eisen Errungene in Frieden zu bewahren, und Bismarck widmete seine diplomatische Kunst und Autorität der Erhaltung des europäischen Friedens. Es darf wohl gesagt werden, daß er mehr Kriege verhütet als geführt hat. Vielfach wird behauptet, daß durch die Trennung der Provinzen Elsaß und Lothringen von Frankreich für Europa eine beständige Kriegsgefahr geschaffen worden sei. Das ist ein Irrtum. Was war die wirkliche Ursache des deutsch-französischen Krieges von 1870? Nichts anderes als der französische Grimm über das Wachstum deutscher Macht durch die Gründung des norddeutschen Bundes. Würden die Franzosen den Deutschen nach dem Kriege von 1870 freundlicher gesinnt gewesen sein, wenn Deutschland Elsaß und Lothringen nicht genommen hätte? Gewiß nicht. Sie würden auch dann von Rache geträumt haben wegen der Entstehung des deutschen Reichs und wegen des durch ihre Niederlage verlorenen militärischen Prestige. Deutschlands Feinde wären sie auch dann geblieben. Versöhnt hätte sie nicht die bloße Rückgabe der Provinzen, sondern nur ein ihren militärischen Stolz befriedigender Sieg über Deutschland und das Aufgeben der deutschen Nationaleinheit. Und nur darin bestand und besteht die Kriegsgefahr, denn Deutschland war und ist für den Frieden. Der Anschluß der Provinzen mit den großen Festungen Metz und Straßburg hat nur dazu gedient, durch bedeutende Verstärkung der Verteidigungs-Grenze Deutschlands den Angriffskrieg von Seiten Frankreichs wesentlich zu erschweren. Und da nun die Kriegsgefahr zwischen Frankreich und Deutschland nur in der Lust Frankreichs besteht, Deutschland zu zerreißen, so ist die Ablösung der beiden Provinzen, indem sie solchen Angriffskrieg sehr entmutigt, eine Verminderung und nicht eine Vermehrung der Kriegs-

gefahr — das heißt, eine Garantie des Friedens. Und als solche hat der deutsche Staatsmann, als Mann des Friedens unzweifelhaft sie betrachtet.

Es hat in Bismarcks ganzer Laufbahn vielleicht kein schöneres Bild gegeben, als jenen Kriegsrat nach der Schlacht bei Königgrätz, in dem die militärischen Führer stürmisch die Verfolgung der geschlagenen Österreicher forderten bis zur Vernichtung ihres Heeres und der Eroberung ihrer Reichshauptstadt, während Bismarck mit wärmster Beredsamkeit bis zu Thränen darauf bestand, dem besiegten Feinde jede unnötige Demütigung zu ersparen und ihn als einen möglichen Freund und Bundesgenossen für die Zukunft zu schonen. Und wie weise die Mäßigung in der Stunde des Triumphs war, hat der Dreibund bewiesen, der zu guter Zeit als Gegengewicht der russisch-französischen Freundschaft erschien, die Frankreich trotz der starken deutschen Defensivgrenze zu feindseligem Vorgehen hätte ermutigen können. Wie eine in einer einzigen Person verkörperte Großmacht stand Bismarck während der letzten zwanzig Jahre seines amtlichen Lebens auf der politischen Weltbühne als mächtige Autorität, deren Rat und Einfluß nie verfehlte, dem Weltfrieden zu dienen, und nicht mit Unrecht sprach man daher in jener Zeit vom „Bismarck-Frieden“.

Wohl mag man fragen, ob es nicht besser gewesen wäre für seinen Ruhm sowohl, wie für das deutsche Volk, hätte Bismarck die Ausübung seiner Macht mehr auf die internationale Politik beschränkt und den inneren Ausbau des Reichs mehr der öffentlichen Meinung des Volkes überlassen. Das Urteil der Geschichte mag diese Frage bejahend beantworten. Aber er war eine geborene Herrschernatur, die Alles tun, oder wenigstens Alles leiten wollte, „Regierung von unten herauf“, volkstümliche, durch die öffentliche Meinung bestimmte Regierung, war ihm ein gefährliches Umding. Obgleich er zugab, daß ein parlamentarisches Regiment in einem Lande mit der gesellschaftlichen Niederung und den politischen Traditionen Englands möglich sei, so verwarf er sie doch entschieden für Deutschland. Constitutionelle Beschränkungen waren seinem gebieterischen Temperament zuwider. Es ist wahr, er widerlegte sich während der Reaktionszeit nach 1848 dem Plan eines gänzlichen Umsturzes der preussischen Verfassung, weil er

so großen Treubruch nicht billigte und unnütze allgemeine Aufregung vermeiden wollte. Er suchte nach dem österreichischen Kriege eine Indemnität wegen seines ministeriellen Verhaltens während der Konfliktzeit, und er bewilligte dem norddeutschen Bunde und dann dem deutschen Reich Verfassungen mit allgemeinem Stimmrecht, weil er sehr klar einsah, daß das einige Deutschland mit all seinen Bestandteilen nur auf solchen Grundlagen errichtet und zusammen gehalten werden konnte.

Aber das waren doch nur Konzessionen, die er einer klug anerkannten Notwendigkeit machte. Er verwahrte sich scharf dagegen, als Minister dem durch eine parlamentarische Mehrheit ausgedrückten Volkswillen verantwortlich zu sein. Er dachte nicht daran, der öffentlichen Meinung und den politischen Parteien durch die Anerkennung ihrer legitimen Macht die Würdigung ihrer Verantwortlichkeit einzulösen und sie so für die Ausübung der Regierungspflicht zu erziehen. Politische Parteien, von was immer für Grundsätzen, waren ihm nur Lieferanten von Stimmen für seine Maßregeln, und so handelte er mit ihnen von Fall zu Fall um sich Majoritäten zu verschaffen. Politische Persönlichkeiten waren ihm nur Werkzeuge oder Handlanger, die er für seine Zwecke arbeiten ließ und bei Seite warf, wenn sie aufhörten, brauchbar zu sein. Er hatte keinen Sinn für die Berechtigung und Nützlichkeit der Opposition. Sie war in seinen Augen nur ein Hindernis, oder, wurde sie scharf in der Kritik, eine Impertinenz oder gar ein Unfug. Mit einem Wort, er war der Mann der Autorität, die keine Konkurrenz duldet und stets geneigt war, jeden Widerstand mit Mitteln der Macht zu überwinden.

Daher hat er auch in seiner inneren Politik die größten Mißerfolge erlebt, wenn er Kräfte bekämpfte, die mit den Mitteln der Macht nicht beherrscht werden können. Vergebens suchte er so die Kirche seinem Willen zu beugen und die Ausbreitung des Sozialismus zu hemmen. Der sonst so scharfsinnige Staatsmann sah nicht, daß jede gewaltsame in die bürgerlichen Rechte und Freiheiten eingreifende Maßregel, statt die sozialistische Bewegung zu unterdrücken, nur dazu dienen kann, auch das nicht sozialistische liberale Bürgertum zu beunruhigen und in das Lager der Unzufriedenen zu treiben, und daß erst dann, wenn all diese Elemente



sich von einer gemeinsamen Gefahr bedroht fühlen und eine gemeinsame Sache zu verteidigen haben, eine wirkliche Möglichkeit revolutionärer Bewegungen entstehen kann. Der Gedanke war ihm fremd, daß die Anerkennung der Meinungsfreiheit dem öffentlichen Frieden den besten Schutz gewährt, und daß, wie irrig auch diese freie Meinung sein mag, die Freiheit des Ausdruckes am besten geeignet ist, ihr den gefährlichsten Stachel zu nehmen.

So können wir denn nicht von Bismarck als einem Mann des Volkes reden in demselben Sinne, in dem wir unseren Abraham Lincoln so nennen. Nicht als hätte ihm ein warmes Gefühl für seine Mitmenschen gefehlt; aber er glaubte nicht an die Selbstregierungsfähigkeit des Volkes. Weder seine politischen Anschauungen noch seine Regierungsmethoden waren darauf gerichtet, ein freies Staatswesen aufzubauen und ein Volk zu seiner Selbstregierung heran zu bilden. Aber in anderem Sinne war er der Mann des deutschen Volkes, indem er in seiner Person die Sammlung der nationalen Tatkraft darstellte, mit erfindertischem Geist, kühnem Willen und starker Hand Deutschland aus seiner Zerrissenheit und Ohnmacht emporhob, dem Deutschen ein großes, mächtiges, sich selbst achtendes und von der Welt geachtetes Vaterland schaffte, und so das, was das deutsche Volk so lange geträumt und ersehnt, zu lebendiger Wirklichkeit machte. Als ein Gewaltiger erschien er unter seinem Volk, um dessen größte und schwierigste Aufgabe zu lösen, und so stand er unter den Mächtigen seiner Zeit, so hoch an Genie und Tatkraft die Anderen überragend, daß das Jahrhundert mit ununterbrochenem Staunen zu ihm aufschaute.

Dem Schluß einer großen Tragödie gleich klang es, wie der greise Reder dem monarchischen Willen dessen Macht der Angelpunkt seines politischen Systems gewesen, zuletzt selbst weichen mußte; wie, voll von bitterem Gram über den Verlust der Macht, die ihm zur Lebensgewohnheit geworden, er in die Einsamkeit zog; wie dann aus dem Dunkel des Sachsenwaldes seine Stimme noch hervorholl wie das Grollen eines fern hallenden Donners; wie er selbst nicht seinen größten Triumph erkennen wollte darin, daß das Beste seines Werkes auch dann in voller Stärke bestehen blieb, als es seiner eigenen Fürsorge entbehren mußte; wie er sich trösten

und erfreuen aber nicht befriedigen ließ durch die Dankbarkeit des Volkes, die ihm stetig in übervollem Strome zufließ, und wie er endlich noch mit einem Stachel im Herzen dahinschied.

Er gehört zu den Wenigen, deren Gedächtnis bei den Menschen stets lebendig bleiben wird. Die kommenden Geschlechter in fernster Zukunft werden immer noch angezogen sein von dem eigentümlichen Zauber dieser Kolossalgestalt, wie sie so mächtig aus der Vergangenheit hervorragt, und sie werden fortfahren zu forschen, was er gesagt und getan hat und was er gedacht und geglaubt haben mag, und wie die Rätsel seines Wesens zu lösen seien. Im deutschen Lande werden seine Regierungsmethoden sicherlich der Macht freier Ideen und einer erhöhten Selbstachtung des Volkes weichen; aber das deutsche Volk wird nicht aufhören ihn als seinen Nationalhelden zu feiern, der Erstaunliches vollbracht hat und dessen Name in der Weltgeschichte dasteht als einer der Großen in der ruhmreichen Rolle der Staatengründer.

## Karl Schurz, der Mensch.

Von Professor Dr. Ernst Zöders, Universität Pittsburgh.

Es ist nicht immer wahr, daß der äußere Erfolg eines Menschen der Maßstab ist für seine innere Größe, ebensowenig wie es wahr ist, daß ein innerlich bedeutender Mensch notwendig große Erfolge in seinem äußeren Leben haben muß. Es ereignet sich aber doch zuweilen, daß beides, äußerer Erfolg und innere Größe, zugleich vorhanden sind und einander wechselseitig bedingen. Ein solches Beispiel bietet uns Karl Schurz, der Kämpfer ohne Furcht und Tadel, der Politiker und Staatsmann von Bismarckschem Schnitt, der größte Deutschamerikaner und eine der prägnantesten und wirkungsvollsten Erscheinungen im politischen Leben dieser großen Republik.

Es hieße Bekanntes dem Bekannten hinzufügen, wenn ich versuchte, die großen Erfolge dieses seltenen Mannes als Redner, Journalist, Politiker, Soldat und Staatsmann der Reihe nach aufzuzählen. Keiner, der dies inhaltsreiche Leben nicht mit schlagendem Herzen verfolgt und aus diesem Studium nicht Kräfte der Begeisterung und Racheiferung gezogen hätte. Wohl aber erscheint es mir wertvoll und angebracht, den treibenden Energien nachzuspüren, die diesem Leben jenen prachtvollen Rhythmus gegeben haben, der in der Symphonie seiner Taten schwingt und in dem letztlich das Geheimnis seines erfolgreichen Wirkens zu suchen ist. Es ist der Mensch Schurz, der uns vor allem interessiert. Es ist das Geheimnis seines Wesens, das wir verehrenden Angedenkens zu entschleiern versuchen. Erst durch das Wesen wird die Größe offenbar, erst das Menschliche erklärt das Schaffen.

Was ist das Geheimnis, die innerste Triebkraft im Leben und Schaffen von Karl Schurz? Ich möchte es mit einem Wort *seine Deutlichkeit* nennen. Was aber ist diese Deutlichkeit? Es ist kein abgezogener Begriff, der mit ein paar Worten in eine schöne, leicht erlernbare Definition gebracht werden könnte. Es

ist überhaupt nichts, was von dem oberflächlich messenden Verstand erfaßt werden kann. Es ruht in den Tiefen der Seele und Gefinnung. Es ist eine Gesamthaltung des ganzen Menschen und wurzelt letztlich im Geistig-Sittlichen. Es ist eine aus dem Innern wirkende schöpferische Lebenskraft, die wir nur darum mit dem Wort Deutschheit bezeichnen, weil sie auf deutschem Boden, in Philosophie, Kunst, Politik, Wissenschaft und Religion am ausdrucksvollsten gestaltet wurde, als allgemein Menschliches aber mehr oder weniger stark in jedem Volksleben zum Ausdruck kommt. Es ist scheinbar ein Nebeneinander von verschiedenen Kräften, die aber jeweils durch die Willensenergie großer Persönlichkeiten auf eine gemeinsame Grundkraft, eine Urquelle, bezogen werden, aus der heraus sie erst Wert und Bedeutung erhalten. So weit Schurz in Frage kommt, möchte ich diese Grundkraft der Deutschheit in seinem unzerbrechlichen Idealismus, die einzelnen Teilkräfte aber, die sich aus ihr folgerichtig ergeben, in Freiheitsliebe, Mut, Gerechtigkeit und der aus dieser geborenen Toleranz gegen fremdes Wesen erkennen.

Idealismus im Sinne der Deutschheit hat nichts zu tun mit unverbindlichen Träumen und wirklichkeitscheuen Illusionen. Er gründet auf der unerschütterlichen Überzeugung, daß das Geistige eine Macht darstellt, die stärker als alles Körperliche ist und er wirkt sich aus als sittlich gerichteter Wille, die Unvollkommenheiten der Welt der Vollkommenheit näher zu bringen, das Wertige anstelle des Unwertigen, das Gute anstelle des Schlechten zu setzen und so eine Weltordnung zu schaffen, in der der Mensch als Mensch leben und alle seine schöpferisch wertvollen Fähigkeiten in einer von Freiheit und Gerechtigkeit regierten Gemeinschaft entfalten kann.

Ein solcher Idealismus war Karl Schurz eigen. Er wurde mit ihm geboren, gerade so wie Luthers Bekenntum, Goethes Künstlertum und Beethovens Musikertum mit ihren Trägern geboren wurden. Kräfte solcher Art, lebendige Welt- und Schaffenskräfte, werden weder einfach von Großeltern über die Eltern auf

die Kinder vererbt, noch werden sie mechanisch übertragen von Landschaft und Milieu. Man hat sie oder man hat sie nicht. Sie sind eine Gabe, ein Geschenk, eine Gnade, wenn man will, das beneidete und doch so schmerzliche Vorrecht besonderer Individuen, diesen von unbekanntem Mächten zur stellvertretenden Verwaltung in die Wiege gelegt. Zu ihrer Entwicklung und Ausbildung bedürfen sie allerdings der umgebenden sozialen und kulturellen Faktoren, des Elternhauses, der Schule und Universität, der Gesellschaft und des Staates. Schurz hatte das Vorrecht, ein Elternhaus zu besitzen, das von jener Sonne mütterlicher Liebe durchstrahlt wurde, in der alle edlen Triebe sich in Freude und Verstehen entfalten konnten. Wenn auch die religiösen Neigungen des Jünglings bald eine andere Richtung als die der Eltern, besonders der Mutter, einschlugen, so blieb sein Herz doch zeitlebens diesem ersten Bildungskreis seines vielbewegten Lebens in treuer Dankbarkeit verhaftet. Es gehört zu den schönsten Zügen im Charakter dieses Mannes, daß er noch als Vater und berühmter Staatsmann seiner Mutter in Verehrung gedenkt.

Entscheidend aber für die innere Bildung und Reifung dieses Menschen wurde nicht so sehr das Elternhaus, obschon dessen Einfluß nicht unterschätzt werden darf, als vielmehr die Zeit, in die er hineingeboren wurde, jene beschwingte Epoche, in der die drei größten Perioden deutschen Geisteslebens gleichsam zusammenklangen, um in einer hochgesteigerten Politik ihre Erfüllung zu suchen und leider darin ihr Ende zu finden. Es sind jene drei machtvollen Entfaltungen deutschen Wesens, die das deutsche Volk über ein halbes Jahrhundert lang zur führenden Kulturnation der Welt gemacht haben: die deutsche idealistische Philosophie, die deutsche Klassik und die deutsche Romantik. Die Gedanken dieser drei großen Bewegungen fallen in der Seele von Karl Schurz auf ein wohl vorbereitetes, aufnahmewilliges Ackerland, klären ihre noch tastenden Strebungen und Instinkte und weisen seinem Willen den Weg, von dem er fortan nie wieder abgewichen ist.

Welches aber sind diese Gedanken? Aus der Philosophie: die durchbrechende Erkenntnis, daß der Mensch selbst der Schöpfer der

Welt, der Former des Lebens ist, weil er in seiner Vernunft nicht nur die Instrumente findet, mit denen er sich den Zugang zu der störrigen Dingwelt erschließt, sondern weil er darin auch die ewigen Prinzipien erkennt, die regulierend sein Handeln bestimmen. Unter diesen Prinzipien, die von Kant als Ideen bezeichnet werden, nimmt die Idee des Guten die vornehmste Stelle ein. Sie sagt dem Menschen, daß er dazu da ist, das Gute, das er als Ideal in sich trägt, in einem tätigen Leben zu verwirklichen. So erhält der Mensch als Schöpfer und Wirker der sittlichen Ideen eine früher nie gekannte Würde. Er wird zum Gebieter im eigenen sittlichen Machtbereich und darf als solcher nicht als Mittel zu niedrigen Zwecken verwendet werden. Er darf keiner auf egoistischen Machterwerb oder gewöhnlichen Vorteil bedachten Autorität unterstellt werden, gleichviel, ob diese Autorität sich in wirtschaftlichen, politischen, geistigen oder religiösen Sphären auswirkt. Er ist frei, und keine Macht der Welt darf ihn um dies Adelsprivilegium sittlichen Menschentums verkürzen. Solche Gedanken, wie sie von Leibniz zuerst ausgesprochen, von Kant in strengstes System, von Fichte zur Grundlage der Ethik, von Hegel zu treibenden Faktoren des gesamten Weltgeschehens, endlich von Schleiermacher zur Quelle alles religiösen Lebens gemacht worden waren, erfüllen auch die Welt der deutschen klassischen Dichtung, besonders Schillers, dieses berauschtesten Sängers der Menschenwürde, dieses erhabensten Predigers menschlicher Freiheit, den diese arme Erde je getragen hat. Schillers Bedeutung in der deutschen Geistesgeschichte besteht darin, daß er die großen Gedanken der deutschen idealistischen Philosophie in eine allen verständliche, dichterische Form gebracht, daß er sie aus dem Reich des Abstrakten in das des sinnlich Schönen übertragen und dadurch mehr als ein anderer dazu beigetragen hat, die Gottheit der Idee in den strebenden Willen des Einzelnen aufzunehmen. Und was Schiller, dichterisch predigend, gefordert, das hat Goethe in seinem langen, inhaltschweren Leben in sich gestaltet. In seiner weltumfassenden Persönlichkeit sind diese Gedanken Kraft und Tat geworden. Er hat durch sein erhabenes Beispiel gezeigt, nicht nur wie man denken und fordern, sondern vor allem, wie man recht leben und handeln muß. In ihm verwandelt sich alles zu einer tätigen Lebenseinheit.

So ist sein Leben über seine individuelle Bedeutung hinaus zu einem Sinnbild geworden, zur höchsten Synthese unendlicher Kräfte in endlich bestimmter Gestalt, in geprägter Form, die lebend sich entwickelt.

Aber noch eine andere Welt wirkt als erzieherische Kraft auf den jungen Karl Schurz: die deutsche Romantik. Wenn die Philosophie die allgemeinen Ideen gab, wenn Schiller diesen Ideen künstlerische Form verlieh, wenn Goethe sie als aufbauende Säfte in dem sich vollendenden Organismus seiner Persönlichkeit verwertete, so zeigte die Romantik den natur- und gottgegebenen Raum, in dem diese geformten und verlebten Ideen sich erfüllen und erst dadurch zu ihrer wahren Bestimmung heranreifen konnten. Dieser Raum ist im Gegensatz zu dem universal kosmopolitischen der Philosophie und Klassik das heimatische Volk, der nationale Staat, die Blut-, Schmerzens- und Freudgemeinschaft aller Deutschen, die mehr sind als Trieb und gesättigtes Behagen. Erst die Romantik schließt den Ring aus Philosophie und Klassik, indem sie das Vaterland als die natürliche Gemeinschaft erkennt, in welcher der Mensch denken, gestalten und schaffen soll.

In den Ausklang dieser machtvollen Trinität deutscher Philosophie, Klassik und Romantik fällt die Jugend Karl Schurzens. Sie gibt ihm die Luft, die er atmet. Sie ist das Ferment, das den schäumenden Jugendwein klärt und schon dem jungen Mann den nie verlassenen Vorsatz eingibt, alles, was er tut, um der Idee der Sache willen zu tun, nie einen Menschen zum Mittel zu degradieren und stets darauf bedacht zu sein, daß alles was Menschenantlig trägt, derselben sittlichen Privilegien teilhaftig werde. Der philosophisch-klassisch-romantische Idealismus mit seinen Forderungen der Menschenwürde und des Menschenadels ist die Quelle, aus der alle späteren Handlungen des großen Mannes fließen. Hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Hier ist das tiefste Geheimnis seines Erfolges.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Dieser Idealismus läßt ihn ein begeistertes Mitglied der deutschen Burschenschaft werden, jener aus Romantik und Freiheitskriegen erwachsenen studentischen Bewegung, deren Ziel darin bestand, die akademische Jugend ganz Deutschlands zu einem geschlossenen Bund zu sammeln, von dem die lang erträumte Einheit des Reiches ausgehen sollte. Derselbe Idealismus führt ihn in die Reihen der 48er Kämpfer, jener begeisterten Patrioten, die das alte Kaisertum auf demokratischer Basis errichten wollten, aber vor lauter Idealismus nicht sahen, daß zur Erreichung eines solchen Ziels eine positive Macht gehört hätte, mit der sie den Widerstand der nur auf eigenen Vorteil bedachten Fürsten hätten brechen können. Und als der Traum von der deutschen Einheit unter den Flintenschüssen preußischer Grenadiere zerstob, als Deutschland ferner davon war als je, die in den Freiheitskriegen dem Volk versprochenen Reformen verwirklicht zu sehen, als Polizeispiegeltum und reaktionäres Beamtentum die Sehnsucht nach deutscher Einheit als Vaterlandsverrat brandmarkten und ihre Träger zu Hunderten und Tausenden ins Gefängnis warfen, da trieb derselbe Idealismus den jungen Karl Schurz nach Amerika, dem Land der Verheißung, in dem der Kampf um ideale Güter noch nicht als Staatsverbrechen galt, vielmehr alle Kampfeswilligen zu freudiger und vielversprechender Mitarbeit einlud. Und hier, im neuen Land, das dem jungen Einwanderer immer etwas anderes war als ein Ort, wo er rasch zu Geld und äußerem Erfolg kommen konnte, hier setzte er seinen Kreuzzug um die Verwirklichung seiner Ideen fort und wurde bald nicht nur der Führer des Deutschtums, sondern eines der Häupter in den Reihen gleichgestimmter Amerikaner.

Es ist nicht unsere Aufgabe zu entscheiden, ob es wahr ist, was so oft behauptet wird, daß nämlich der große Befreiungskampf, den der Norden gegen den Süden führte, im Grunde nur ein mit dem moralischen Mantel der Sklavenbefreiung verhandener wirtschaftlicher Machtkampf gewesen wäre. Diese Frage geht den amerikanischen Geschichtsforscher an, und es ist seine Sache, welche Antwort er darauf geben will. Eines aber ist sicher: wenn einer es mit der Negerbefreiung Ernst meinte, wenn einer um das Ideal kämpfte, daß allem, was Menschenantlitz trägt, gleiche politische



und menschliche Rechte zukommen sollten und wenn er für diesen Kampf seine ganze Person, rücksichtslos um Tadel oder Lob, einsetzte, so war es kein anderer als Karl Schurz, der Schüler und Apostel der deutschen Philosophie, der Prediger des klassisch-romantischen Gedankens von der Würde und Heiligkeit des Menschen. Und diesen Ideen blieb der Unererschrockene zeit seines Lebens treu. Ihm hat er gedient mit der glühenden Inbrunst seines edlen Herzens und ihm zuliebe hat er mehr als einmal seinen Standort gewechselt, Personen fallen lassen und eine Partei bekämpft, die mehr an eigenen Vorteil als an die Erfüllung feierlich übernommener Verpflichtungen dachte. Nie hat Schurz einem Menschen, einer Institution, einer Partei gedient, wenn diese ihn zwingen sollte, seinem eigenen Ideal untreu zu werden. Aus Treue zum Gesetz untreu werden der Person und Institution, dieses Müdigermotiv, das uns aus dem Mißlungenlied so erschütternd entgegenklingt und das in seiner schicksalhaften Bestimmung der Tragik nicht entbehrt, auch das ist ein bedeutungsvoller Zug, in dem die Deutscheit dieses Mannes sich offenbart und den er selbst in die erzählten Worte gegossen hat: "My allegiance is to the Republican cause. In the principles embodied in that cause I believe. To the advocacy of these principles I have faithfully devoted the best years and efforts of my manhood. *And I do not hesitate to declare that to me that cause stands above the party. When the party or any subdivision of it becomes faithless to that cause and I have to choose between fidelity to it and fidelity to the organization, then my allegiance belongs to the cause still. And it was that allegiance that directed every one of my steps.*" Diese Verbundenheit mit der Idee, diese Hingegenheit an eine als gerecht erkannte Sache, die Richard Wagner zu dem Ausspruch bestimmt hat, daß Deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selbst willen treiben, wurde ihm oft verübelt, weil man darin Stolz, Hartnäckigkeit, Verbissenheit in Prinzipien, Rechthaberei und mangelndes Loyalitätsgefühl zu erkennen glaubte.

Nichts kann falscher und ungerechter sein als eine solche Beschuldigung. Wer eine so niedrige Auffassung von solchen Dingen hat, der beweist nur, daß er von den, eine große Persönlichkeit treibenden Ideen und sittlichen Motiven keine Ahnung hat, weil ihm entweder das Organ oder aber der Wille zum Verständnis fehlt. Im einen wie im andern Falle wäre es dann allerdings besser, man schwiege still und zeigte wenigstens durch Schweigsamkeit jenen Takt, zu dem das Wort sich nicht aufzuschwingen vermag.

Ist der Idealismus die treibende Grundkraft, die Karl Schurz's Denken und Handeln bestimmt, so kann es nicht wunder nehmen, wenn wir in ihm auch alle diejenigen Eigenschaften aufs höchste entwickelt finden, die sich notwendig aus dem Wesen des Idealismus ergeben und die mit diesem zusammen erst das bestimmen, was ich eingangs als die Deutschtum bezeichnet habe. Als erste dieser Eigenschaften nenne ich die *Freiheitsliebe*, die sich in dreifacher Gestalt offenbart: als Freiheit des Denkens, Befennens und Handelns. Wenn es sich darum handelt, Ideen zu verwirklichen und nicht bloß den Geldsack zu füllen, so sind diese drei Freiheiten so unerläßlich, wie es unerläßlich ist, daß die Sonne ungehindert den harrenden Boden bescheint, damit er Knospen und Blüten treibe und reife Früchte trage zu seiner Zeit. Allerdings ist das keine Freiheit, die zügellos wäre und daher dem Einzelnen gestattete, sich auf Kosten der andern auszuleben. Die wahre Freiheit ist diejenige, die ihre sittlichen Schranken nicht vergißt, die sich selbst in Zucht hält, weil nur in der Herrschaft über sich und die Triebe das Edle im Menschen sich entfalten kann. Freiheit ist der Zustand innerer Harmonie unter der Führung durch das eigene Gesetz. Das ist nicht nur die Auffassung der deutschen idealistischen Philosophen und klassischen Dichter, allen voran Goethes, es ist auch die Auffassung jener Männer, die in der Frankfurter Paulskirche das neue Reich gründen wollten unter dem Segen einer Verfassung, d. h. eines selbstgeschaffenen Gesetzes. Aus dieser Auffassung heraus schloß sich Schurz der Revolution an, nicht weil er im Aufbruch als solchem ein Ziel gesehen hätte, sondern darum, weil es für die damalige Zeit wohl kein anderes Mittel gab, zum gesetzlich geeinten Volksstaat zu gelangen als die offenbare Ungegesetzlichkeit als

Mittel zum Zweck zu gebrauchen. Und als die Bewegung verpufft war, als anstelle der ersehnten Freiheit durch das Gesetz der Zwang durch das Vajonett trat, war wieder Amerika das Land, das von allen andern am geeignetsten schien, die Idee der Freiheit im gesetzlich geordneten Volksstaat am besten zu realisieren. Und frei hat dieser Mann hier gedacht, bekannt und gehandelt, wie einer, der davon durchdrungen ist, daß er eine hohe Mission zu erfüllen habe. Wo ist der Mann, der neben Lincoln so selbstlos für die Freiheit der Regier eintrat, wo der Politiker, der seine Meinung so offen bekannte, unbekümmert darum, ob es der Partei oder dem Präsidenten gefiel, den er noch kurz vorher hatte wählen helfen? Und wo ist der Journalist, der so wenig der Maße schmeichelte, sondern es immer als vornehmste Aufgabe des Journalismus erkannte, das Volk zu selbständigem Denken und Urteilen zu erziehen, anstatt es im Auftrag besonderer Interessengruppen mit zollhohen trivialen Schlagwörtern in lebenslänglicher geistiger Hörigkeit zu erhalten? Männer von diesem Schlag, von dieser geistigen Unabhängigkeit hat es schon zu Schurzens Lebzeiten nicht übermäßig viel gegeben und heute, wo auch der Denkprozeß der gebildeten Masse von der ewig gleichlaufenden Maschinerie der öffentlichen Meinung und Konvention zu einer unertäglich stumpfen und doch arroganten Uniformität degeneriert ist, scheint dieser Typus schon vollständig der Vergangenheit anzugehören. Wo er sich, wie in wenigen Vertretern verräterisch deutsch klingender Herkunft dennoch erhalten hat, da ist er zum bitterbösen Satyriker und Karikaturisten geworden, oder aber zum armeligen Narren, den man mit verächtlichem Mitleid bei Seite lächelt. Organisation, Loyalität, Unterordnung, Konventionalität, Dienst und Gehorsam in allen Ehren, wo sie an ihrem Platz sind. In geistigen Dingen sind sie ein Fluch, der zur Erstarrung führt wie ein Berg aus dem Flachland hervor — kein Wunder, daß er so weithin sichtbar ist und das politische Leben seiner Zeit in dauernder Spannung und Atem gehalten hat.

Um aber derart wirkungsvoll die Freiheit des Denkens, Bekennens und Handelns verfechten zu können, bedarf der Mensch eines Mutes und einer Furchtlosigkeit ungewöhnlicher Art. Dieser

Mut ist eine weitere Folge jenes Idealismus, den ich eingangs als die Grundkraft der Deutschheit bezeichnet habe. Er äußert sich als physischer Mut, als moralischer Mut und als Mut gegen sich selbst. In dieser letzten Form ist er am seltensten, weil er am schwersten zu betätigen ist. Ich wüßte neben Bismarck und Lincoln, mit welchen beiden Männern Karl Schurz überhaupt so vieles gemeinsam hat, keinen anderen Mann im öffentlichen Leben dieser Zeit zu nennen, der alle drei Formen dieses Mutes in so hohem Maße in sich vereinigt hätte wie Karl Schurz. Wie erfrischend wirkt es doch, wenn man aus seinen Lebenserinnerungen ersieht, wie der forsche Student Schläger und Säbel schwingt und doch bei allem frisch fröhlichen Dreinschlagen immer ritterlich bleibt und alles Kandalieren und kraftmeierische Ramschen verabscheut. Nicht die bloße Muskelkraft macht den physischen Mut. Auch er ist in einer überlegenen Geisteshaltung begründet, die den zudenden Muskeln immer dann Einhalt gebietet, wenn Vornehmheit und Gesinnungsadel die Selbstbeherrschung als höhere Tugend erscheinen lassen als das blinde Dreinschlagen. Und etwas von diesem geistesüberlegenen Fechter, der in der Ehre des andern auch immer die eigene erkennt, ist dem Kämpfer und Politiker Schurz wie auch Bismarck und Lincoln zeit seines Lebens eigen geblieben, ob er nun aus der Gefangenschaft in Raftatt entfloß oder unter Einsatz seiner eigenen Lebens seinen geliebten Lehrer und Freund Rinkel aus dem Gefängnis in Spandau befreite, ob er sich als junges Greenhorn in New York und im Westen seine ersten journalistisch politischen Sporen verdiente oder in Versammlung, Senat und Ministerium seine unvergleichlichen Rededuelle ausfocht, bei denen Quarten und Primen mit derselben Sicherheit flühten wie Terzen und Durchzieher und nur ein Sieb verpönt blieb: der lauernde Schlag aus dem Hinterhalt oder der feig berechnende Stich in die Seite. Köstlich zu sehen, wie er mit der blitzenden Waffe seiner sprachlichen und rhetorischen Meisterschaft jeden Gegenhieb seiner ihn fürchtenden oder neidenden Gegner auffängt, mit welcher Geschmeidigkeit er die auf Verwirrung angelegten Fechtregele der Gegner erspäht und mit welcher triumphierender Eleganz er den Gegenstoß zu einem unerwarteten Offensivschlag verwendet, mit dem er die

blutige, aber immer ritterliche Abfuhr erteilt. Selten ist ein glänzenderer Debatter, ein sachkundigerer Duellant mit größerem Schneid in einer politischen Körperschaft wie dem Senat aufgetreten und gewiß hat keiner mit größerer Unerfrodenheit Schäden und Mißstände des öffentlichen Lebens und der Verwaltung aufgedeckt, von denen eine unheilvolle Reaktion auf die Volksmoral zu befürchten war, als Karl Schurz. Es ist bekannt, wie er Grants imperialistische Pläne bekämpfte, wie er den schon unter der ersten Präsidentschaft eingetretenen Amterschwindel und die damit verbundene Krippenreiterei bekämpfte, und nicht rastete, bis seine Verbesserungsvorschläge in gesetzliche Form gebracht waren. Diese unter dem Namen „Civil Service Reform“ bekannte Reorganisierung und Moralisierung des bis dahin korrupten Verwaltungs- und Beamtenkörpers ist eine der größten, wenn nicht größte Errungenschaften in der inneren Politik dieses Landes, und wir dürfen stolz darauf sein, daß sie im wesentlichen von einem Amerikaner deutschen Stammes durchgeführt wurde. Sie ist eine der größten Segnungen des Landes geworden, wenn man nicht das Volstead Gesetz und die Einwanderungsbill als noch größere Segnungen buchen will. Es ist weiter bekannt, wie Schurz die immer mehr um sich fressende Vertrauens- und Monopolisierungsgier bekämpfte, wie er gegen die frevelhafte Waldausrodung protestierte und wie er sich nicht scheute, Träger bedeutender Namen vor das Forum des Parlaments und des Volkes zu bringen, die seiner Überzeugung nach schwarze Flecken auf dem blank gepriesenen Schild amerikanischer Ehre waren. Einem oder dem andern ist vielleicht auch aus seinen vertraulichen Briefen bekannt geworden, daß er von höchster Stelle kommende Bestechungsversuche mit Entrüstung zurückwies und damit bewies, daß er sich seine Überzeugungen weder mit Geld noch mit einem Amt, noch mit einer andern Gunst abhandeln ließ. *“I cannot bid my conscientious convictions be silent in the face of wrongs and abuses whocver may be responsible for them and whoever may*

*derive advantage from them.*" Diese Worte aus seiner großen Rede über "Political Disabilities" aus dem Jahre 1870 zeigen mit vielen andern Aussprüchen ähnlicher Art, in welcher tief sittlichen Quellen sein Bekennermut wurzelte. Aus solchem, von Wahrhaftigkeit getriebenen Bekennermut heraus wuchs sein hoher Patriotismus dem neuen Vaterland gegenüber, ein Patriotismus, der das alte "*My country, right or wrong,*" unter dem man alles und jedes rechtfertigen kann, entrüftet bei Seite schob und es durch jenen herrlichen Wahlspruch ersetzte: "*Our country, when right to be kept right, when wrong, to be set right.*" Wie hoch steht dieser Patriotismus über dem lassen Grundsatz der Nützlichkeitspolitiker, für die Patriotismus meist da anfängt, wo er flüssige Münzen in ihre Taschen spielt, aber da aufhört, wo es um persönliches Opfer geht. Dieser Ausspruch allein genügte, um Schurz zu einem der größten, weil selbstlosen Patrioten zu stempeln, den dieses Land gekannt. Im Hinblick auf ihn ist er unbestechlich bis zur Starrheit, nicht smart, aber von jenem Lutherischen Bekennermut durchglüht, der da steht und nicht anders kann, weil er es nicht für geraten hält, eine Sünde zu begehen gegen den heiligen Geist der Wahrheit, dem beide Männer ihr Leben zugeschworen haben. Eine solche Haltung, ein solch beispielloser Mut wirkt in unserer so bekenntnisfeigen Zeit schon beinahe so unzeitgemäß, daß er den politischen Nachfahren Schurzens wie eine Mythe, wie ein Traum aus besseren Tagen erscheinen muß.

Aber ich würde mich einer rügbaren Unterlassungssünde schuldig machen, wenn ich zu dem physischen Mut und dem Bekennermut nicht auch jene seltenste, weil schwerste Form des Mutes hinzufügte, den Mut zu sich selbst das stolze Bekenntnis zu seiner Herkunft und dem Land, dem er alles Große letztlich verdankte, das er der neuen Heimat in so reichem Maße schenkte, das Bekenntnis zu seiner ursprünglichen Deutschheit. Nicht alle, die in diesem Lande zu Reichtum und Ansehen

gelaugt sind, haben einen solchen Mut aufgebracht. Viele haben nur allzurast, den schnell zu erspringenden Vorteil im Auge, ihre alte Heimat vergessen, verleugnet, manche sogar verlästert. Dazu gehört wohl auch ein Mut. Gewiß. Es ist jener traurige Mut der Schamlosigkeit, der sich nicht scheut, Dankbarkeit gegen Elternhaus, Schule und Blutsgemeinschaft um schnelleren Fortkommens oder sonstiger ehrgeiziger Ziele willen aufzugeben oder verächtlich zu machen. Es ist nicht notwendig, daß einer sein Deutschtum ostentativ und polternd zur Schau trägt. Es ist auch nicht notwendig, daß man, wie es so viele Neulinge tun, sich aufs hohe Ross setzt und aus Unverstand und Eitelkeit alles taktlos kritisiert, was man noch nicht versteht. Aber es ist auch nicht notwendig, daß man ins andere Extrem verfällt und alles Fremde nur darum lobt, weil es fremd ist, daß man vor lauter Büßlingen und schmalzigen Sudeleien sich selbst prostituiert und ergebnst dafür dankbar ist, daß man in seiner Existenz vom andern noch gerade eben geduldet wird. Ist das erste schamlos, so ist das zweite verächtlich, und ich weiß nicht, welches das schlimmere von beiden Lastern ist.

Deutschtum ist etwas, das man wie einen heiligen Schatz still in seinem Herzen trägt, dessen man sich weder brüstet noch schämt, auf das man stolz ist, weil es die heimliche Kraftquelle bedeutet, aus der man in Freud und Schmerz schöpft. Aber gerade eben deswegen sollte man es davor bewahren, daß es mit frecher Hand angetastet wird. Das wird sicher nicht der Fall sein, wo Takt mit Takt sich mißt, wo Vornehmheit auf Vornehmheit trifft. Läßt es aber die andere Seite an solchem Takt und solcher Vornehmheit fehlen, dann ist es nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, das angegriffene Gut zu schützen, wenn nötig unter Einsetzung der ganzen Person. Es wird bei dem taktvollen amerikanischen Volk selten vorkommen, daß man so weit zu gehen braucht. Wenn es aber wider die Regel

dennoch geschieht, dann verlangt die Selbstachtung, daß man offen dagegen angeht. Hierzu gehört dann allerdings jener letzte Mut, jener Mut zu sich selbst. Niemand besaß ihn in höherem Maße als Karl Schurz. Nie hat er sich mit seinem Deutschtum gebrüstet, nie durch unangebrachte, verletzende Vergleiche die berechnete Empfindlichkeit des Amerikaners angetastet. Stets besaß er jene vornehme Rücksicht, die im Adel seiner Gesinnung begründet war und deren schönste Offenbarung sein weites Verstehen, seine eidelose Anerkennung berechtigter Eigenart des andern war. Nie aber hat er auch sein Deutschtum verleugnet, nie einen Fehl daraus gemacht, was er deutscher Bildung und Kultur verdankte. Als einmal dem so Taktvollen ein Senator vorwarf, daß er deutsche Propaganda triebe und daß er seiner deutschen Herkunft wegen kein vollwertiger Bürger der Vereinigten Staaten sein könnte, da flammte sein Zorn in heiliger Entrüstung auf und eingedenk der Stormschen Worte, daß Rücksicht wohl die Blüte edelsten Gemütes sei, daß aber zu Zeiten erfrischend wie Gewitter goldner Rücksichtslosigkeiten wirkten, erwiderte er: *“To accuse me because I was born a German of a propensity to sacrifice the interests of this to the interests of a foreign country and thus to stigmatize German nativity as a source of unpatriotic feeling and this in the face of that selfsacrificing devotion which but yesterday led far more than a hundred thousand German born citizens upon all the battlefields of the Republic where their blood was as freely shed as that of any class of American citizens, and to do this in the position of a United States Senator and a professed spokesman of the administration, is a thing so utterly repugnant to the commonest common sense, so frantically preposterous, so ridiculouslessy unjust, that the explanation of the pathological theory is the last refuge to the psychologist. In the names of the Germans I forgive him!”*

Wenn in ähnlichen Fällen jeder selbstbewußte Deutschamerikaner ähnlich sprechen und handeln würde, dann würde es besser bestellt sein um das Ansehen des Deutschtums in diesem Lande.



Und wer weiß, ob nicht vor einigen Jahren, als die Kriegspsychose die Gemüter und Geister aus dem Gleichgewicht brachte, nicht manch einer von den sogenannten Hundertprozentigen zu seiner Balance sich zurückgefunden und dadurch der Gesamthaltung des amerikanischen Volkes einen andern Charakter verliehen hätte, wenn das Deutschamerikanertum als Ganzes noch mehr von jenem persönlichen Mut bewiesen hätte, der ihm von Karl Schurz in so wirkungsvoller Weise vorgelebt wurde. Das soll weder eine Kritik, noch eine rückwärts schauende Prophezeiung sein, wohl aber eine Mahnung dafür, daß zu Zeiten das rechte Wort am rechten Platz so notwendig ist wie der Keil auf den Klotz. Nur wer sich selber achtet, darf Achtung vom andern fordern. Unter allen Verächtlichen ist derjenige am verächtlichsten, der im entscheidenden Augenblick sich selbst verleugnet!

Wie sehr Karl Schurz zeitlebens sich selbst und seinem angeborenen Deutschtum die Treue hielt, geht nicht zuletzt daraus hervor, daß er trotz seiner anerkannt großen Meisterschaft über die englische Sprache seine Muttersprache im Stillen stets weiter pflegte, daß er mit Frau und Kindern nur Deutsch sprach, seine ganze Familienkorrespondenz nur in Deutsch führte und daß er sein schönstes Buch, eine Perle deutschen Schrifttums, seine „Lebenserinnerungen“, nur in der Sprache Luthers und Goethes schreiben konnte. In dieser stillen Übung deutscher Sprache im traulichen Kreis der Familie liegt letztlich das gesamte Problem deutscher Kultur in diesem Lande. Wenn nicht das Elternhaus dem erzieherischen Beispiel Schurzens folgt und sich nicht mehr als bisher seiner kulturellen Pflichten gegen die Deutschheit bewußt wird, wenn es weiter so geht, daß nicht die Eltern, sondern die Kinder Sprache und Geist des ganzen Hauses bestimmen, wenn die Alten von den Jungen und nicht die Jungen von den Alten erzogen werden, dann hat alles Bemühen um die deutsche Sprache in sich

Schools, Colleges und Universitäten wenig oder gar keinen Wert. Das Problem deutscher Sprache, im letzten Grunde die entscheidende Frage, von deren Lösung die Existenz des ganzen Deutschtums abhängt, ist, man täusche sich darüber nicht, keine schulpolitische, sondern eine familienpädagogische Frage. Nur die Familie, das heißt, nur eine sich ihrer kulturellen Pflichten bewußte Elternschaft, wird sie lösen. Ist diese Elternschaft dazu zu schwach oder zu träge, so wird das Deutschtum in absehbarer Zeit hier verschwunden sein. Im Interesse der inneren Gestaltung des amerikanischen Lebens wäre das ein schwerer Verlust, ein noch schwererer aber, wenn man bedenkt, welcher wertvollen Kräfte für die Völkerversöhnung das heimische Deutschtum dadurch im fremden Lande beraubt würde.

Und diese Betrachtung führt mich von selbst zur letzten jener Eigenschaften, die den eingangs erwähnten Gesamtbegriff der Deutschtum ausmachen und in dem wir das Geheimnis der Erfolge Karl Schurzens erkannt haben. Ich meine die Gerechtigkeit und die aus ihr resultierende Aufgeschlossenheit gegen alles Fremde, aber Eigene und darum Große und Anerkennungswerte. Man hat der deutschen Nation nachgerühmt, und es ist ein Ruhm, auf den sie stolz sein darf, daß sie wie keine andere das Wesen anderer Völker von innen heraus begreifen und sich dies, wo förderlich, zur Ausprägung des eigenen Wesens, zur Schaffung der eigenen Form, anverwandeln kann. Hölderlin, der tiefe Seher und Künstler deutscher Art, nennt Deutschland das heilige Herz der Völker und bezeichnet als eine seiner edelsten Eigenschaften eben jene Gerechtigkeit, die, wenn auch oft allzu gerecht, das Schöne und Gute im andern anzuerkennen vermag. Diese Grundeigenschaft der Deutschen, eine Erbschaft ebenfalls aus der klassisch romantischen Zeit, macht sie nicht nur literarisch zu den besten Übersetzern der Welt und den besten Bearbeitern fremden

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

Geistesgutes, sie befähigt sie auch als Kolonisten oder Bürger fremder Nationen mehr als alle andern, das Eigentümlich-Charakteristische der andern Völker mit dem Eigenen zu verschmelzen. Das ist wohl der tiefere Grund dafür, daß die Deutschen, gerade, weil sie Deutsche sind, so gute Amerikaner werden. Ja man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß sie sich selbstloser in den Dienst des neuen Landes stellen als jede andere Rasse. Ich wüßte unter den Deutschamerikanern keinen, der die Gabe der Verschmelzung heimatlichen Besitzes mit neuländischen Gütern mit solcher Abgerundetheit in sich vollzogen hätte als Karl Schurz. Keiner hat wie er mit den großen politischen und sittlichen Kräften gerungen, die hier am Werke sind, keiner so willig Amerikas Idealismus, seinen Lebensmut, seine Frische und Unschuld, seinen ungebrochenen Tatendrang und Wagemut, seine Entdeckerlust und Schaffensfreude und seine geradezu ans Religiöse grenzende hohe Auffassung vom Segen der Arbeit anerkannt und nachgelebt wie Karl Schurz. So hat er zu dem großen Schatz deutscher Kultur den nicht minder wertvollen neuamerikanischen Kultur in sich aufgenommen, verarbeitet und daraus das Kunstwerk seines Lebens geschaffen, das ich als seinen größten Erfolg bezeichnen möchte: die in sich geschlossene, durchgereifte Persönlichkeit, den sittlichen Menschen mit den hohen Ideen und dem dennoch so praktischen Blick für die Realitäten des Lebens, einen Idealrealisten von so eigenartiger Prägung, daß auch die Minderfreundlichen ihm das Prädikat der Größe nicht abzuspochen wagen. Diese Synthese aber zwischen Altem und Neuem konnte er nur erreichen im Vollzug seiner angeborenen und disziplinierten Deutschtum, für die Synthese, das heißt: ausgleichende Verschmelzung der Gegensätze, Verwandlung von Erlebnisstoff in tätige Lebenskraft, selbst Lebensprinzip ist. Diese Deutschtum ist es, die ihn zum großen Menschen und Führer machte. Aus

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ihr heraus wurde er ein großer Deutscher, ein großer Amerikaner, unstreitig der größte Deutschamerikaner. Sein Bild steht vor uns nicht als tote Gestalt, sondern als lebendige Mahnung, ihm nachzueifern. Sein Bild will Leben werden in uns, uns alle zum Handeln rufend in seinem Geist. Seien wir dieser Mahnung eingedenk! Verschließen wir ihr nicht den Zugang zu unsrem Selbst. Und sorgen wir dafür, daß dieser Geist in uns zum Willen werde, aus dem zur gegebenen Stunde der Führer erstehet, der uns Heutigen wie Schurz den Vergangenen den Weg zeiget, wie man aus Deutsch und Amerikanisch die Deutschamerikanische Einheit schafft, die uns allen so brennend am Herzen liegt.

## Baron von Steuben's Appeal to President Washington for Justice

### PREFATORY NOTE

The original of the document printed below is contained in a volume including various manuscripts relating to Baron von Steuben at the Historical Society of Pennsylvania. How it got there is explained in detail in the letter of Peter S. Du Ponceau, Steuben's first secretary, prefixed to our document and dated Philadelphia, May 11th, 1835.

Although Baron von Steuben, during his long struggles for an adequate settlement of his just claims, addressed similar statements of his case to Congress, the present appeal to President Washington seems to be of especial importance, not only because it gives a general survey of the case, but also because it was doubtless instrumental in bringing about the final settlement of Steuben's claims. It is not improbable that it was the present memorial which the first Congress under the New Constitution on September 25th, 1789 referred to Alexander Hamilton, Secretary of the Treasury, who on April 6th, 1790 submitted to the House his report, advocating a settlement that "will terminate all the claims of the memorialist on the United States in a manner equally satisfactory to him and honorable to them." On the strength of Hamilton's excellent report a bill was introduced April 19th, 1790, and passed by both the House and the Senate, according to which Baron Steuben was granted an annuity of \$2,500 for life. Thus ended the unnecessarily protracted negotiations which, at times, had been far from creditable to Congress.

As a partial excuse for the dilatoriness of Congress it may be said, however, that outside of Washington few contemporaries realized and appreciated to the full the significance of Steuben's American services. Not until lately have these found their proper recognition. This was done in a remarkable article by a distinguished officer of the American Army, General John McAuley Palmer, published in Harper's Magazine, for September, 1928, in which he points out in detail how thorough, comprehensive and effective Steuben's military service had been, and from which a few sentences may be quoted here.

"It is well known that Baron von Steuben performed an indispensable service in perfecting the organization and discipline of the Continental Army. That this invaluable officer should have come out of Germany was in itself a striking contribution to the American cause. But a more critical analysis of his history and his services will reveal that what Steuben brought us could have come from Germany alone. In no other country at that time could any officer have acquired the special training which Steuben placed at Washington's disposal. Nominally, he was Washington's Inspector General. Actually he rendered Washington all of the services of a modern general staff. . . . When Steuben reported to Washington at Valley Forge, he brought with him the essentials of the modern general staff institution—and this thirty years before Scharnhorst established the Great General Staff in Berlin, eighty-eight years before its merits were revealed to an astonished world on the battlefield of Koeniggraetz, and one hundred and twenty years before Elihu Root proposed it as a desirable agency in the American War Department."

J. G.

#### I. LETTER OF PETER S. DU PONCEAU

To The Historical Society of Pennsylvania

The document which I have the honor to present herewith to the Historical Society of Pennsylvania, was found by me a few months ago amidst a mass of old and long neglected papers in my office. On perusing it, I found it to contain a Memorial of Major General Baron Steuben, addressed to General Washington, then President of the United States, narrating the history and stating the circumstances and motives of his coming over to this country, in the year 1777, the manner in which he was received by the then existing government and the services he rendered, and at the same time complaining that those services had not been duly appreciated, nor adequately rewarded and that the implied contract which had taken place on his arrival, between him and the Congress of the United States, through one of their committees, had not been faithfully performed, but on the contrary that efforts had been made by influential persons to depreciate his services, calumniate his motives, impugn his honor and veracity and to treat him as a needy adventurer, whereas, in fact, he had left an honorable station and a competency at home, and had come here at the earnest solicitation of the French Govern-

ment, supported by the recommendation of the commissioners of the United States in France, all anxious that this country should enjoy the benefit of his talents and services.

After reading this document, it was some time before I could remember how it came in my possession, having entirely forgotten everything relating to it, it was, however, in my hand writing and I could not have been a stranger to its contents. At last, I recalled that it was a translation which I had made at the Baron's request, from the original memorial written by him in the French language. From internal evidence it must have been written in the year 1789, a short time after General Washington was inducted into the office of President of the United States. The president, on that occasion, did not neglect his old friend, for we find that on the 4th of June in the succeeding year, Congress passed an act granting to the veteran a life annuity of two thousand and five hundred dollars. The State of New York also granted him sixteen thousand acres of land in the County of Oneida, by means of which he was enabled to pass the remainder of his life in ease, independence and comfort.

The Baron has now been dead forty years, having died in the year 1795. All those who might have been affected by his complaints none of whom, however are named, have disappeared from the stage. This paper, therefore, seems to belong to history and impressed with this sentiment, I present it to the Society, to be preserved among their archives or disposed of as they shall think proper.

Several of my friends, members of the Historical Society, have thought that I should add to this introductory note a short account of the life of that excellent man, who was my early friend and patron, under whose kind auspices I entered into life in this new world. But I regret that I am not possessed of facts sufficient to enable me to add much to what is already known. It is true that I came over with the Baron from France to this country and that I remained three years near his person in the capacity of his Aide de Camp and Secretary; but at that period of my life, from 17 to 20 years of age, I was too young to be

admitted to that confidence, which might have induced him to relate to me the incidents of his former life. After that, circumstances separated us; sickness at first, prevented me from following him to the army; I was not with him at the memorable siege of York Town. A civil employment which I filled under the Government of the United States until some time after the peace of 1783, kept us at a distance from one another. After that event, the Baron fixed his residence in New York, while I remained in this city. We corresponded occasionally and a long friendship subsisted between us; but I never had the opportunity of obtaining from him those facts which would fill up the history of his life, from his birth to the time when he came to this country, when he was 47 years of age.

All I know respecting that period of his life from transient and occasional conversations with him while we lived together is that he was born at Magdeburg, in the Prussian dominions, that he was in the service of the great Frederick, but I never heard him say what rank he held in that Sovereign's Army. He often spoke of that great prince, of the affection that he bore him and the confidence he placed in him. He related of him many anecdotes, which I do not now recollect. The biographies say that he was the King's aid and a Lieutenant General in his army, but on that subject I can say nothing of my own knowledge, except that the Baron was long in the service of the *King of Prussia* and had access to his person.\* I heard him say that when he came to this country, he was in the service of the Prince of Hohenzollern-Hechingen, but in what capacity I know not. He was a Grand Cross of the order of that Prince, of which he constantly wore the insignia, a large silver embroidered star on the outside of his garment, as may be seen by his picture in Mc-Peale's Museum, which by the way, is an excellent likeness. It frequently happens in time of peace, that German generals and even sovereigns themselves or their sons or brothers go into foreign service, of which we have an example in Duke Bernard

---

\*This is my impression, but I have seen it stated in printed papers that he was not born a subject of the King of Prussia. I may therefore be mistaken.



of Saxe Weimar, who in 1825 visited this country and was then and is still in the service of the King of the Netherlands.

But I am bound to state facts within my own knowledge, which strongly corroborate what the Baron states in his memorial respecting the manner and the cause of his coming to this country. I became acquainted with him at Paris, at the house of M. Beaumarchais, who was the agent of the French Government for transmitting succor to America, whom I was in the habit of visiting and where I was frequently useful from my knowledge of the English language, which I then spoke fluently. There those matters were freely talked of. It was there settled that the French ship *L. Heureux* of 300 tons, mounting 28 guns freighted for that purpose, should convey the Baron to America, that she should be cleared for Martinique, but with secret orders to proceed to the United States; that she should be laden, as she in fact was, with arms and ammunition of every description; that her name should be changed to *Le Flamand*, and that the command of her should be given to *Landais*, an officer in the Royal Navy. As Lord Stormont, the British ambassador was not present at those conversations, no concealment was used. Lord Stormont, however, found the means of discovering the whole secret and good use was made of it in the King of England's manifesto after the war was declared. In consequence of those arrangements, *Le Flamand*, no longer *L'Heureux*, under the command of Capt. *Landais* to whom Capt. *Jassy*, who commanded her before acted as Lieutenant, sailed from Marseilles, bound to Martinique, on the 26th of September\* and arrived at Portsmouth, New Hampshire, on the 1st of December, 1777, where we discharged our valuable cargo. We had previously sent a boat ashore to inquire whether Portsmouth was not in the possession of the enemy. She informed us on her return that all was safe and that General Burgoyne had been captured with his whole army, which we looked at as an auspicious omen. These facts clearly show that the French Government was at the bottom of this expedition and that Baron Steuben was induced by them

---

\*The Baron embarked under the French name of Monsieur de Franck.

to come to this country with the knowledge and consent of the American commissioners, Dr. Franklin and Silas Deane.

These are all the facts within my knowledge, in addition to those already known. I must, however, take the liberty to contradict here an anecdote related by Major Garden, of Baron Steuben and his French cook, which would be very amusing, if it were true. The major has certainly been misinformed; for to my certain knowledge the Baron had no French cook while I was with him in the army. He brought with him from France a German servant, a mere lad, of the name of Charles Vogel, who understood nothing of cookery, except preparing his master's *caffé à la grecque* in the morning. The Baron had not the means to pay a French cook, nor had he the inclination to hire one. To make up for the loss of this anecdote, I will relate one of his dog Azor, which, though not consistent with the dignity of history, may well be excused at the conclusion of this short notice. Azor was a beautiful Italian greyhound, whom the Baron brought with him from France and to whom he was much attached. This dog was fond of music. When on board the ship he would listen with great attention and apparent pleasure to the sailors' songs. While they or anybody was singing, he stood all the time *arrectis auribus*, not losing a single note. Unfortunately Capt. Landais was also fond of music, but had the most dismal and at the same time, false voice that nature ever bestowed on man for the torment of delicate ears, nevertheless the good captain took it into his head to learn vocal music and I, for want of a better, was selected to be his teacher. We now began to go through the musical scale *do, re, mi, fa, etc.*, but poor Azor, *dilettante* as he was, could not bear the harsh sounds that issued from my pupil's voice. As soon as we began the gamut, he set up such lamentable yells, that we were soon compelled to abandon our melodious exercise. The dog, nevertheless, continued to listen to other music and did not lose his taste for that delightful art. But the gamut he never afterwards would hear; the moment anyone began with *do, re, mi, fa*, he began his terrible howl and nothing would quiet him but some tune more to his taste. The captain pronounced that the dog had no ear for music; he was, neverthe-

less, greatly mortified that the animal's taste did not coincide with his own. The passengers, however, were of a different opinion, and Azor had my warm thanks for relieving me from the painful task to which our gallant commander had subjected me.

Peter S. Du Ponceau.

Philadelphia, May 11th, 1835.

## II. BARON VON STEUBEN'S APPEAL

Towards the end of April, 1777, Baron Steuben set out from Germany with the sole intention of passing a part of the ensuing summer in England, on the invitation of some respectable persons of his acquaintance in that Kingdom. As his route lay through Paris, he proposed passing a few days in that city, with the view of visiting his old acquaintance the Count de St. Germain, who the year before had been appointed Minister of War by his most Christian Majesty.

The Baron arrived at Paris on the 2nd day of May and immediately went to the Count, then at Versailles, announcing his arrival and requesting to know when he should have the honor to wait on him. To this message he received an answer, proposing an interview with him the next day at the Arsenal in Paris and requesting that in the meantime he would not appear at Versailles for certain reasons which would be explained to him at the proposed interview. Accordingly the Count came the next day to Paris and met the Baron at the place appointed.

At this interview the Count opened to the Baron a project he had formed—and as the conversation which then took place, may be considered as the primary cause of all the steps which the Baron afterwards took and of which he has had so much reason to repent, it may not be improper to relate the substance of it in this place.

After observing to the Baron that he had arrived very apropos, the Count mentioned that he had intended to have written to him to submit to him a project which he thought would prove very advantageous and for the execution of which, he thought the Baron the most proper person. Then opening a

map and pointing to America, here, said he, is your Field of Battle. Here is a Republic which you must serve. You are the very man they are in need of at this moment. If you succeed your fortune is made, and you will acquire more glory than you could hope for in Europe in a great many years to come. He then entered into a minute detail of the political situation of the United States; explained to the Baron their population, their resources and the succor they might expect to receive indirectly from France and the other powers jealous of Great Britain and showed the probability of an alliance taking place between the House of Bourbon and the United States. He then turned the other side of the picture and with equal discernment detailed to the Baron the many disadvantages the United States then labored under; that their army had no regular or permanent formation; that their enlistments being for very short periods, their army had no order, nor method of keeping the corps together; that the loss of the men not only continually destroyed the formation of the corps, but caused the most terrible destruction of horses, arms, clothing and every species of camp equipage; that the consumption of their articles was enormous; that they were in want of some officer of experience to be charged with the details, who was not only acquainted with the regular formation of an army, but who could trace out for them a system of economy for the disbursements of the army and by a rigid inspection prevent those abuses, which might otherwise tend to the destruction of such a system. To this he added, that if some such order was not established the resources of the United States must very soon be exhausted, nor would it be in the power of their friends in Europe to supply so enormous an expense. That among all the foreign officers who had gone out to America, there was not one who possessed sufficient information on these points and that the Commander-in-Chief and Congress would be extremely happy to meet with an officer of experience to assist in establishing an order so indispensably necessary. You perceive now, added the Count, why I wish you not to appear at Versailles. I would not even wish you to be seen much in Paris. You must however, see the Count D'Aranda and the Prince de Montbarré,

who are acquainted with this project and in order that you may have every possible information with respect to the United States, I will send Mr. Deane to you.

This is the substance of what passed at the first interview and the Baron declares upon his honor that before this, not the most distant idea of such a project had ever entered his mind.

The first consequence resulting from this conversation was the suspension of his proposed visit to England, after this he had several other interviews on the subject, with the Count de St. Germain, Count D'Aranda and the Prince de Montbarré.

The day after the first interview Mr. Deane was introduced to the Baron by Mr. Beaumarchais and a few days after Mr. Deane introduced the Baron to Drs. Franklin and Passy.

In several conferences which the Baron had with these two American Commissioners, everything which the Count de St. Germain had advanced was confirmed to him. Each of them expressed their wishes that he would enter into the service of the United States and their hopes that he would be able to establish that order in the American Army, which was so much wished by the Commander-in-Chief and for which he had not yet found an able assistant among the crowd of foreign officers who had gone over to America.

After many overtures of this kind the Baron asked Dr. Franklin if he had any power to conclude a contract in case he should consent to enter into the service of the United States. To this the Doctor answered that so far from having such authority, he was expressly forbidden by Congress to make the least engagement with any military stranger whatever; and that it was even hinted to him to discourage such as proposed going out at their own expense. In that case, replied the Baron, you have pointedly followed your instructions and it is needless to say more on the subject. He accordingly took his leave and retired.

As the Baron had no idea of undertaking such an enterprise at his own expense, he could not but consider the answer of Doctor Franklin as putting an end to the project and as a great part of the time he had proposed to spend in England had been

wasted in this business, he now determined to return to Germany and accordingly presented himself the next day at Versailles to take leave of the Count de St. Germain, not a little piqued that he had been thus led on a false march. The Count appeared much surprised to see the Baron at Versailles and more so when he told him he came to take leave, proposing to return to Germany in two or three days. He desired the Baron to step into his cabinet, where he soon after joined him and asked the meaning of this change. The Baron communicated to him the substance of his last interview with Dr. Franklin and declared that he neither could, nor would undertake so hazardous and uncertain an enterprise at his own cost. He stayed with the Count until the next day and every effort was used to persuade him to defer his departure; he however, returned to Paris the next day and two days after he set out for Germany.

He was hardly arrived at Rastatt, the Court of the Prince de Baden, when he received a letter from Mr. Beaumarchais, enclosing one from the Count St. Germain. The first informed him that a vessel was ready to receive him and his suite at the Port of Marseilles; that Mr. Monthieu, the King's Commissary at War, had already prepared everything for his reception and would accompany him from Paris to Marseilles and that as to any funds which might be necessary for the expedition, he was ready to advance them. The Count in his letter pressed the Baron to accelerate his departure for Paris, where he should expect him with impatience.

Those who are acquainted with the human heart, and especially that of a soldier, will not be astonished that the Baron should prefer the dangers to which he was going to expose himself, to the easy and honorable situation he then enjoyed; but be that as it may, the Baron left Raschdat the 11th of August, and in the night of the 18th arrived at the Count de St. Germain at Versailles. The next day early the Prince de Montbarré waited on him to conduct him to the Count de Vergennes, where he had a conference of two hours with these two ministers, the final result of which was, that the Baron should make no proposition whatever to the American Commissioners, except to ask for their

introductory letters to some members of Congress; that he should set off for Marseilles without delay and embark under a borrowed name and the Count de Vergennes gave him a letter to the Marquis de Bouillie at Martinique to make use of in case of accident.

In this conference it was agreed in what manner the Baron should propose his services to the United States—that neither rank nor pay should be any consideration, though he should endeavor at any rate to enter into their service even as a volunteer. But if even this was impracticable and the United States would not at any rate accept his services, he should return to Versailles, where he would find an indemnification for the trouble and expense the excursion might cost him.

It is true that of all that passed in these conversations, not a word was committed to writing. The Baron is however perfectly persuaded that notwithstanding no written agreement was executed before a notary, if the United States had not accepted his services, the Court of Versailles would not only have indemnified him for the expenses he might have incurred, but would have generously rewarded him for his trouble.

The Count de St. Germain concerted with the Baron the different objects to be attended to and introduced into the American Army. Of these, the principals were, a strict order and economy in the different corps and in the administration of the different departments relative to the supplies of the army—the other points were the establishment of a rigid inspection, a regular and permanent formation of the different corps, a simplicity in the maneuvers, the abolition of all exercise of parade, and the easiest and most expeditious mode of encamping always in order of battle.

The Baron immediately set off for Paris where, without further ceremony, he applied to Dr. Franklin and received letters for the President of Congress, Mr. Hancock, Mr. Adams and others whose names he does not at this moment recollect.

Accompanied by Mr. Monthieu, he arrived at Marseilles under the name of Mr. Frank and the 26th of September embarked

and sailed for America. And after a very dangerous and disagreeable passage, he arrived at Portsmouth in New Hampshire, the 1st of December, 1777. He immediately set off for York Town in Pennsylvania, then the seat of Congress, and having delivered his letters was received by the President with every mark of distinction.

The next day a committee of five members was appointed to confer with him and Dr. Witherspoon was the chairman of this committee and the only one the Baron could explain himself to in French.

The committee opened their conference by asking the Baron if he had made any stipulation or agreement with the Commissioners at Paris, to which he answered in the negative.

They then required to know on what conditions he wished to enter into the service of the United States. To this question the Baron replied, that he had come to offer his services to the United States as a volunteer; that he asked neither rank nor pay, expecting however, that the United States would defray his expenses at the army in the same manner as was customary with officers of distinction in Europe. He acquainted them with his rank and situation in his own country and concluded by telling them that he was not rich; that the whole of his revenue in Europe amounted to about 600 Guineas per annum, arising from sundry places he held, under some Princes of the Empire, which he must renounce if they thought proper to employ him in the service of the United States. If, said the Baron, the plan I have proposed to myself does not succeed, if my services do not meet the approbation of Congress and the Commander-in-Chief, or even if the United States should fail in their efforts against their enemies; in either of those cases, I will hold them quit of any obligation towards me, either for indemnification or reward. But if my arrangements succeed, if my services meet the approbation of Congress and the Commander-in-Chief and that the great object of Independence is finally established by an honorable peace, then I shall expect that the United States will not only reimburse my expenses, but indemnify me for the emolu-



ments, which I must renounce if I enter their service. As for any other reward, I shall leave that to their generosity. Such gentlemen, continued the Baron, are the terms I propose to the United States, if they are agreeable, I wait only their orders to join the army. The committee appeared perfectly satisfied with the Baron's propositions. They appeared to them of such a nature as to obviate every obstacle which might otherwise have interfered with his being employed in the army. They accordingly made their report to Congress, who were thereupon pleased to pass a resolution, thanking the Baron for the disinterested tender of his services and directing him to join the army without delay. The next day this order was communicated to the Baron and three days after he set out for camp.

The sudden change which took place in the organization of the army and in the discipline of the troops gained the entire approbation of the Commander-in-Chief and the considerable savings which were made in the disbursements of the army, were soon felt and acknowledged to be the effect of a rigid inspection.

The Commander-in-Chief testified his approbation of the Baron's arrangements in a letter he wrote to Congress and which produced a resolution appointing the Baron Inspector General of the army, with the rank and pay of a Major General; a resolution which was passed without any application on his part.

It would be needless to enter into a detail of the Baron's subsequent conduct until the close of the war. The last official letter which the Commander-in-Chief wrote, is a testimony too respectable to add anything to it. Let it suffice that the Baron fulfilled his engagements like a man of honor. The Independence of the United States was acknowledged by a peace with Great Britain, as advantageous as glorious to the United States. It remained only for them to fulfill their engagements towards the Baron.

An inclination very natural to visit his native country, joined with other motives, induced the Baron to make an application to Congress immediately after the peace took place to arrange his accounts and pay him the sum which might be found due to him. A committee was accordingly appointed to whom the Baron communicated his intentions and no other reason was then

alleged for delaying a decision than the derangement of the public finances. This derangement was too striking to have escaped the observation of the Baron, and though he did not expect to meet the difficulties he has since been exposed to, he foresaw a delay in obtaining all that he had flattered himself he had a right to expect—the payment of the revenue which he had sacrificed and for the indemnification of which he had stipulated, he found might be regarded as a pension and in that light be disagreeable to the country. He resolved therefore to limit his claim to a gross sum, payable in Europe at such reasonable instalments as to obviate any difficulties on the part of the United States in paying it—the sum he fixed was 10,000 Guineas.

It has been said by some that the Baron's demands were exorbitant; that his avarice was insatiable and that he was not to be satisfied with any fixed sum however large. The contrary of this however appears; his demands were not indefinite. They were fixed to a certain specified sum and how exorbitant this sum was will hereafter appear.

It is not a little singular that, whilst the Baron's claims for justice have been totally disregarded, Congress should have been extending towards him acts of generosity, which he had not solicited—the different grants they have made carry this appearance—how far it was founded will be seen from the following calculation.

The stipulations which the Baron made when he entered the service of the United States may be comprized under four heads:

1st. The reimbursement of his expenses coming to America.

2nd. To defray his expenses whilst in the service.

3rd. To indemnify him for a revenue of 580 guineas per annum which he had sacrificed.

4th. Such reward as the United States might think he merited and might judge proper to grant if the Baron fulfilled his engagements, and the United States succeeded in their efforts against their enemies—the three first articles cannot be avoided—as to the fourth it is optional and no claim is founded on it. Let us then see to what these articles amounted at the time the Baron made his proposition.

Deutsches Amerikanische Geschichtsblätter

1st. The reimbursement of his expenses coming to America. For this purpose Mr. Beaumarchais advanced to the Baron 625 guineas, which was expended in a journey from Germany to Paris, stay there, journey from thence to Marseilles and passage of himself and suite to America, say.....	656.05	
Interest, 8 years at 5 per cent.....	262.10	
	<hr/>	918.15
On account of these expenses the Baron received in 1779 250 guineas, which with 5 years' interest amounts to.....	327.17.6	
	<hr/>	590.17.6
2nd. The reimbursement of his expenses whilst in the service. To this amount will naturally be opposed the pay and subsistence he received in the army. But besides this the expense of furnishing himself and servants with horses, clothing and every species of camp equipage obliged him to borrow at different times of Mr. Gerrard and Mr. Francey 1400 guineas which he thinks is justly chargeable under this head.	1475.0	
An average of 5 years' interest at 7 per cent	515.0	
	<hr/>	1990.0
3rd. The indemnification for a revenue of 580 guineas per annum from 1778 to the close of 1784 is 7 years.....	4263.0	
From that period the Baron calculated the annuity to be worth at least 7 years purchase .....	4263.0	
	<hr/>	8526.0
4th. Such reward as the United States should think proper. For this the Baron had received commutation.....		
Due to the Baron at the end of 1784, total..		<hr/>
		11106.17.6

It appears then that the sum of 10500 sterling which the Baron had fixed on as a full compensation for every thing was not so exorbitant since it fell short of what appears to have been due to him in justice.

When the Baron had decided to limit his claim to the sum beforementioned, he consulted several members of Congress then at Philadelphia who all thought the proposition reasonable, and promised to support it; some days after he was advised, to defer his application until the foreign officers were gone home, it was suggested that some of them might perhaps think a compliance with the Baron's propositions a sufficient ground for further pretensions on their part, and that Congress might thereby be embarrassed. This obstacle, however, was soon removed by the departure of those officers, who hastened home to receive the rewards which their own sovereign has destined for them. Other pretexts were however found, to suspend the decision on the Baron's claim. The Congress removed to Princeton and from thence to Annapolis. At the latter place the Baron resigned his commission, and again solicited the settlement of his affairs. It was then proposed in Congress to grant him 40,000 dollars in full of all his claims; they however came to no decision on the subject, but presented him with a sword as a testimony of their approbation of his services.

From Annapolis Congress soon after removed to Trenton, and the Baron again presented himself to them for a final decision on his demands.

It was at this period that the nature of the affair began to change its face, hitherto the Baron had been treated with a degree of respect but now the language was changed, and some of the members of Congress not only acted in open opposition to his claims, but even did not refrain from suggestions injurious to his character as a man of honor. They not only denied the validity of the engagements on which the Baron founded his claim, but even their existence. They depreciated his services, and suggested that the sacrifice of a revenue in Europe was not proved, but that like other needy adventurers, he had come over

to seek employ in this country; some even insinuated that he was paid by the Court of France for his services in America, and from those suggestions a system of opposition was formed against his demands. However mortifying these proceedings were to the Baron, it was some consolation that they were supported by a very small minority in Congress, sufficient however to defeat the intentions of a respectable majority who at all times were disposed to do him justice.

In the month of January 1785 Congress removed to New York, a majority of them then pressed for a decision on the affair, and another committee was appointed, to examine his pretensions. The opposition denied the engagements at York Town, but agreed that the Baron merited a reward, the sum of 20,000 dollars was proposed, then a less sum, and finally they passed the following resolve:

By the United States in Congress assembled.

*Resolved*, that in full consideration of the Baron de Steubens having relinquished different posts of honor and emolument in Europe, and rendered the most essential services to the United States, he be allowed and paid out of the Treasury of the United States, the sum of seven thousand dollars in addition to former grants." It appeared evident by this act, that no contract or engagement was recognized. The grant is expressed to be as a reward for his services and sacrifices—these his enemies had depreciated all in their power, and the sum granted was therefore considered as a generous reward.

The contract being then thus formally disavowed, it became the Baron to prove that it existed, and this his enemies had flattered themselves would be difficult. At the time the Baron laid his terms before the committee it certainly did not enter his head, to execute writings before a notary. In making terms with a sovereign he had not conceived it necessary, he had therefore no written agreement to shew—the Journals of Congress were searched, but nothing was to be found, all that could be done was to appeal to the individuals with whom he had treated.

He accordingly wrote to Dr. Witherspoon, chairman of the committee, Mr. Gerry then member of Congress, Mr. Peters the secretary of the Board of War, to Mr. Duer member of Congress and of the Board of War. These gentlemen without hesitation certified to the facts which passed at the time, and these certificates corroborated all that the Baron had advanced on the subject. In answer to the other objections, and to the suggestions which had been thrown out, the Baron collected together a number of letters and papers, tending to shew that he was not the needy adventurer which had been insinuated, nor the pensioner of France in the service of America.

With these materials the Baron made out a true statement of facts, but before he presented it to Congress, he submitted them to the opinion of Mr. Jay, Chancellor Livingston, Col. Hamilton, Mr. Duane and Mr. Duer. These gentlemen had the goodness to assemble together at Mr. Duane's, where all the papers were laid before them, and the Baron declared that their opinions should determine him, whether to abandon his claim as not sufficiently supported, or not; he then left them to consult together, and after a strict investigation of the nature of the claim, and the papers in support of it, they were unanimously of opinion that his claim was just, that it was supported, and that the engagements which had taken place at York Town must be considered as having the validity of a contract.

The Baron then printed a few copies of this state of facts with the several letters and papers annexed, and gave a copy to each member of Congress for their information, and he presented a memorial to Congress, insisting on the justice of his cause.

Another committee was appointed and every effort was used by his adversaries to throw obstacles in the way. They even went so far as to suggest that the certificate of Dr. Witherspoon was forged, or at least altered. The doctor was called before the committee, and the question put to him—Whether the committee who had treated with the Baron, and of which he had been chairman had made a contract with him. To this the doctor

very justly answered that they had no such authority, that they were appointed only to hear his terms and report to Congress. This answer was sufficient, they had made no contract consequently none existed. An observation was thrown out that there were several members on the committee, and the certificate of one only was produced. The Baron wrote to the others and their testimony also was brought forward.

They then called on the Baron to prove that what he had asserted with respect to his revenue in Europe was true. He told them that he had already satisfied Congress on that subject, that the letters he brought over from Dr. Franklin announced the rank and dignity he held in Europe, and that for the honor of the United States, he would produce no further proof on this occasion. Before anything decisive was done, some of the members of the committee left Congress, another committee was afterwards appointed but they also broke up without doing any thing, and thus the matter was referred from committee to committee and from one Congress to another. At last a report was brought in and entered on the Journals. A majority however disapproved it, and it was again committed. Another report was then made more favorable to the Baron's pretentions; no question however was taken on it, it was not entered on the Journals, but will be found on file in the secretary's office. Finally the Baron proposed that the validity of his agreement should be submitted to any three chief justices of the United States, nothing however was determined but the matter left undecided when Congress broke up in November, 1788. Having thus detailed the causes of the unfortunate situation in which the Baron now finds himself it may not be amiss to state the effects which these causes have produced.

The different sums which the Baron has received since the peace, having been paid to him in small sums at distant periods, the payments have always been anticipated by his wants, and have not prevented his being obliged to have recourse to his friends for fresh loans to support his current expence. Admitting that he had spent all this and more during that period, cer-

tainly it is short of the revenue he enjoyed in Europe. But be it as it may, the Baron now finds himself drained of every resource. If he looks back what are his reflections! that he has renounced a situation in his own country both easy and honorable, has spent eleven years of his life in trouble and mortification, and has contracted a debt of 2000 guineas, with an accumulation of 10 years interest: and all this in the service of the United States—but it is unnecessary to dwell on the unfortunate situation in which he finds himself involved by the flattering suggestions of one nation, and the delay of justice of another to whom he had devoted his services.

For the truth of the facts herein stated the Baron pledges his honor—he could add to them was he not restrained by a desire to spare the sensibility of those who at all times have supported the justice of his cause.

To the President of the United States he submits this memorial; on every other occasion the countenance and protection of that illustrious chief of the nation, would be his highest ambition. On this, his claim is on his justice alone.



## **Memoir of the Baron Steuben.**

By WILLIAM NORTH

### *Prefatory Note.*

The following memoir of Baron Steuben by General William North is reprinted here from the "Boston Courier," a paper no longer in existence, which again had copied it from the "New York Commercial Advertiser." In an editorial of this paper, dated January 4, 1836, the day after North's death, it is stated that the Memoir of Steuben was published in the "Commercial Advertiser" about two years before. According to a note, appended to the reprint of our Memoir in Vol. 8, page 187 ff. of the "Magazine of American History," the original manuscript of the memoir was not written for the "Commercial Advertiser" but for the "Herkimer American" in 1814. As the files of this paper for 1814 and a few subsequent years are, however, no longer in existence, it is uncertain whether the Memoir was published then. If it was, it is not impossible that North had it republished in a revised form by the "New York Commercial Advertiser" after he had moved to New York several years before his death, fearing perhaps that in the rural Herkimer paper it was more or less consigned to oblivion.

That our Memorial also existed in the form of a pamphlet we learn from a footnote (page 131) in Friedrich Kapp's "Life of Frederick William Steuben," New York, 1859. The title of this pamphlet was "A Biographical Sketch of the Life of Baron Steuben, Interspersed with a Variety of Anecdotes and Historical Facts Relating to the Revolutionary War." Unfortunately Kapp does not give the date of its publication, but a comparison of the passages quoted by Kapp with the present Memoir shows that the text of the latter had undergone a careful revision.

It is to be regretted that American Historians have hitherto paid little or no attention to General William North, despite the fact that the memoir of the Order of the Cincinnati had to say the following of him at the time of his death: "He has filled a distinguished place in the history of his country, not only in the war of independence, but in our subsequent annals. He was a gentleman by birth, education, and early association, and when he took up arms in defense of his country,

became the gallant and aspiring officer. (Born in 1752), he was, in 1777, appointed a captain in Colonel Jackson's regiment of infantry, and fought in the battle of Monmouth. In 1779 he was appointed aide-camp to Steuben, and soon became his favorite; aided and assisted the Baron in introducing his system of discipline into the Continental Army. Major North was with the army in Virginia, and was, with Baron Steuben, present at the surrender of the British army, commanded by Lord Cornwallis, in October, 1781. After the war of the Revolution was ended, and the independence of the United States acknowledged, North retired to private life; but afterwards, induced to accept public employment in support of the institutions which his valor had contributed to found, was several times elected to the Legislature of the State of New York, was Speaker of the Assembly, and, for a short period, one of the Senators of New York in the Congress of the United States. During our troubles with France, in the presidency of the elder Adams, Major North was appointed adjutant general of the army which was raised on that occasion, with the rank of brigadier general." F. Kapp in his biography of Steuben, quoting this tribute by the Cincinnati adds: "Steuben loved North like a son for his unreserved devotion, for his jovial and amiable disposition of mind and for the energy and zeal which he displayed in the performance of his duties. During the war their correspondence was, of course, very small, as they were almost never separated; but we find in the Steuben papers a great many letters, written after the close of the war by North, which prove the most cordial and intimate relations between the general and his aid. North, after the death of Steuben, erected in his honor not only a stone monument, but a written one, in the eloquent biographical sketch from which we derived so much valuable and interesting information about the character of our hero."

The outstanding value of North's biographical sketch of Steuben has not decreased since Kapp wrote these words. It is for this reason, as well as because of the fact that our document is comparatively little known, being available only in the less complete Herkimer version, printed in the Magazine of American History forty-seven years ago, that it is republished in the present volume.

Nor does it detract from the value of our Memoir that North was in doubt as to the birthplace of Steuben and mistaken as to the latter's relations to Frederick the Great. Concerning these matters North could not have had the knowledge which we now possess. Neither could he know that it was Prince William and not Prince Henry who incurred the displeasure of Frederick.

Written at a time when the memory of Steuben's unique services during the Revolutionary War was in danger of sinking into oblivion,

our Memoir revived the remembrance of the great general and distinguished German-American by presenting a sympathetic and lifelike picture of his character and his deeds, a picture such as only a devoted friend and faithful eye-witness could give. J. G.

### **Memoir.**

I am not certain in what part of Germany Baron Steuben was born, though I think it was Suabia. He was not a Prussian; for "had I been born his subject," said he, (speaking of the strong passions of his old master Frederick II.) "I should have been sent to Spandau; for daring to demand a dismissal from his service."

The Baron had been in the family and friendship of Prince Henry, the king's brother, of whom he never spoke but with the greatest tenderness and affection. In an unfortunate campaign, of the seven years' war, the Prince incurred the displeasure of his inexorable brother. He was directed to retire from the field, his suite ordered to their different corps, or placed in situations which might make them feel the misfortune of being the friends of a man who had dared to displease, perhaps to disobey the king. Steuben was sent into Silesia, to recruit, equip, and discipline, within a certain period, a corps, broken down by long and hard service. The pecuniary allowance for this object was totally inadequate; but in the Prussian service, who dared to say what was or what was not possible to be performed? The regiment was marched complete, within the time prescribed, to headquarters. The Baron soon after received the appointment of aide-de-camp to the king, and was charged with the superintendence of the Quarter Master General's department. It was undoubtedly an excellent part of the Prussian system, that the different departments of the army, had each, a particular person near the monarch, intimate with all its concerns, to whom every officer of the corps could, on all occasions, address himself; and on whom, at any moment, for every kind of information relative to the branch of service with which the aide-de-camp was connected, the king could call. In this respectable situation he remained four years—why it was relinquished, I

never knew—I never asked; for though some anecdotes of the king's conduct to his officers, which would make an American volunteer look wild, were told from time to time, there was a delicacy observed in speaking of that great man's faults, which marked the feelings of profound respect, with which he was remembered by the Baron. When the king of Prussia's death was announced, I saw a tear roll down the Baron's cheek. Strong ties are broken when old soldiers weep! An American officer who had been a prisoner on Long Island, said to me that a German of rank had told him, that there was a jealousy of the Baron's military fame. "Jealous of me," said the Baron, "the fellow was a fool—a motley fool' your Shakespeare would have called him."

There can, however, be no doubt of the consideration in which the military talents of the Baron were held by the monarch. When Gen. Lincoln, then Secretary for the Department of War, was directed by Congress to apply to the different European courts for a transcript of their military codes, M. de Hertzberg, Prime Minister of Prussia, answered, that the instructions in question, had never been published, nor even transcribed, except for the use of the Chiefs of the Army, adding, that he was surprised at the request, as it was understood that Baron Steuben was in the service of the United States, who knew everything relative to the Prussian code *au fond*. Whatever may have been the cause, the Baron retired from Prussia and entered into the service of Prince Charles of Baden, who gave him the command of his troops; and some time afterwards, he was appointed or elected Lieutenant General of one of the Circles of the Empire;—a station rather honorary than lucrative. The troops of the circle were militia, and the duty at that time, little more than attending a periodical review. How changed, for many years, has been the situation and duties of those unfortunate people! God help them, they have drunk deep of the cup of affliction!

The Baron's income from his military and ecclesiastical rank, for he held a canonry, amounted to the value of five hundred and eighty guineas per annum. By whom he was made a digni-

tary of the church I have forgotten, but it is certain, that the King of Prussia bestowed church livings on his officers; nor would he, I presume, have felt scruples of conscience, in assigning the whole revenues of the church militant to troops, in whose tactics and weapons he had greater confidence than in the church spiritual, could the assignment have been effected without danger or disgrace. In a country where a coachman or a chief cook could be hired for ten or fifteen dollars per annum, and a suit of clothes; where many luxuries and all the necessaries of life were cheap in proportion, twenty-four or twenty-five hundred dollars per annum was a world of money.

The Baron frequently passed his winters in Paris. There, in 1776, in the society of the Count de Vergennes and the Prince de Montbarré, Minister for the War Department, he met with Benjamin Franklin, our Ambassador at the Court of Versailles. Mr. Franklin, venerable in his appearance, high in reputation, and full of enthusiasm in the cause of his country, spoke with energy and with all the art of a politician, of the goodness of the cause,—of the noble spirit of the people of the United States, of their ample means and well founded hopes; of the glory to him who should effectually assist in laying the foundation of a great empire; and of the gratitude, honors and rewards which awaited the man who should give instruction in the military art, to the brave but undisciplined Army of the United States! The French Ministers supported the arguments, and joined in all the wishes of the philosophic negotiator. "It was undoubtedly the intention of the king, their master," they said, "to declare himself, as soon as circumstances would admit, the protector of this virtuous people, who had bravely taken arms against a haughty and imperious nation, whose ambition went not only to their subjugation, but to that of all Europe—that, although the moment had not yet arrived, in which the king could openly espouse the cause of the Americans, steps were about being taken to supply them with arms, and there could be no doubt of his favorable regard to him, who, by teaching the most effectual manner of using them, should render essential service to those oppressed

people, struggling for liberty and independence." The glory attendant on a successful achievement of this perilous adventure, was painted in such glowing colors, and so often presented to view by those masters in the art of coloring, that the Baron, without entering into any kind of stipulation with Messrs. Franklin and Dean, immediately returned to Germany, resigned his places, and their emoluments, came back to France, and in the autumn of 1777, embarked for the United States on board a ship freighted ostensibly by private persons, but in fact, by Louis XVI. with arms, clothing and munitions of war, and commanded by Captain Landais, a brave and experienced officer, who had sailed round the world with Mons. de Bougainville, and who for the service he therein performed to this nation, deserved a recompense, the benefits of which he yet might feel. Not long since, I passed the veteran in the street, and saw with pain that adverse gales still thwarted his course.

The Baron landed in December at Portsmouth, in New Hampshire, and immediately commenced his journey to York, in Pennsylvania, where Congress then sat. I saw him for the first time at a ball, which the citizens of Lancaster gave him. He had been received in the most distinguished manner by Congress, and was then on his way to meet General Washington. His reputation had preceded him, and those who yet remember his graceful entry, and carriage in a ball room, the splendor of his star and its accompaniments, can easily conceive the proud feelings of his countrymen, and of their fair wives and daughters. With honest feeling, they might have thanked God, that they had no reason to be ashamed of their countryman. The troops, assembled at Valley Forge, were in want of every thing, —ill armed, worse fed, and confined to their huts by sickness, the want of clothes, and the severity of the winter! The Baron, frequently afterwards declared that no European army could have been kept together, under such dreadful deprivations. What must have been his feelings to have seen, as he passed with General Washington through the cantonment, the wretched, naked figures, (except a piece of dirty blanket,) ill hid, by half

closed doors or open windows, and to hear, at every turn, a mournful cry of—no pay! no provisions! no clothes! His heart sickened at the scene, and well it might;—God knows the misery was great!

The spring opened; partial supplies were received, and the Inspector General commenced his labors. Certainly, it was a bold attempt, without understanding a word of their language, to bring men, born free, and joined together to preserve their freedom, into strict subjection; to obey without a word, a look, the dictates of a master—that master, once their equal, or perhaps below them, in whatever might become a man! It was a bold attempt, which nothing but virtue, or high raised hopes of glory could have supported. At the first parade, the troops, neither understanding the command, nor how to follow, in a changement to which they had not been accustomed, even with the instructor at their head, were getting fast into confusion. At this moment, captain, now colonel Walker, then of the 4th New York regiment, advanced from his platoon, and offered his assistance to translate the Baron's orders, and interpret them to the troops.

If, said the good Baron, many years after, I had seen an angel from Heaven, I should not have been more rejoiced. Perhaps there was not at that moment another officer (unless Hamilton excepted) in the army, who spoke French and English to be understood. Walker became his aid-de-camp and friend—they well deserved the friendship of each other. From the moment that instruction began, no time, no pains, no fatigue was thought too great in pursuit of the object. During the whole of every campaign, when the troops were to maneuver, (and this was every fair day,) the Baron rose at 3 o'clock, while his servant dressed his hair, he smoked, drank one cup of strong coffee, was on horseback at sunrise, and with or without his suite, galloped to the parade. There was no waiting for a tardy aid-de-camp; and those who followed, wished they had not slept; nor was there need of chiding. The Baron's look, when duty was neglected, was enough. It was a question, why our troops had not

been put to the performance of the great manœuvre. I beg pardon for calling it great—but it was great *to us*. *We* had it not by intuition, nor was the country then filled with books compiled by Oriental and by Western sages—filled with every kind of knowledge, for all kinds of troops! How changed the times! To the question it was answered, “That in fact, there was no time to learn the minutia. The troops must be prepared for instant combat—that, on a field of battle, how to display or fold a column, or to change a front, was of more consequence, than how to stand, or turn, or throw the musket. The business is to give our troops a relish for their trade to make them feel a confidence in their own skill, besides, your officers, following the miserable British sergeant system, would think themselves degraded by an attention to the drill. But the time sir, will come when there will be a better mode of thinking. Then we will attend to the turning out the toes.” This prophecy I remember, was literally fulfilled a year or two afterwards. “Do you see that, sir,” said the Baron, “there is your Colonel, instructing that awkward recruit—I thank God for that!”

Sir Henry Clinton marched from Philadelphia. Our troops quitted Valley Forge, and fought the British at Monmouth. Col. Hamilton said to me, that he had never known nor conceived the value of discipline, until that day. The Baron had no command in the line, for although Congress had, in addition to his appointment of Inspector General, given him the rank of Major General, the benefits expected to be received from his knowledge and exertions, were of too much value to be confined to a single division of the army; besides which there was such an influx of Frenchmen from the continent, and from the islands, all demanding high rank and superior command, that the American officers began to be disgusted, and to murmur loudly at being commanded by foreigners. The Baron had received what had been given, without asking; and he wisely left it to time and future service to place him in his proper station. His assistance in forming the troops, and in reconnoitering the enemy on that day, in which service he narrowly escaped being taken, were acknowledged. His report to Gen. Washington of the real situa-



tion of the British, and of the column under the command of Gen. Lee, induced that gentleman to say something in his defence, for which the Baron thought it proper to ask an immediate explanation. It was given in a manner perfectly satisfactory. The truth was, Gen. Lee had an exalted opinion of the British discipline and valor, and had very little confidence in our troops which he had to oppose to them. He was unfortunate, and probably in fault; and undoubtedly he looked on the friends of the Commander-in-Chief, whom Lee, it was believed, had intrigued to supplant, as his enemies, and as anxious to take advantage of his misfortune. Gen. Washington, in confirming the sentence of the Court, acted probably with as much propriety and purity of mind as falls to the lot of human nature; but the decision, it has been thought, ought to have been other than it was. If Lee had misbehaved before the enemy, he deserved punishment much more severe. If his troops broke, and would not fight, he ought not to have been suspended.

As soon as the troops became for a time stationary, the Inspector General commenced a system of police, which pervaded every branch of the service, and by which millions were saved every campaign, after it was in operation. Two honorable and worthy men, Judge Peters and Col. Pickering, both of them at that time members of the board of war, well knew to what a ruinous extent the spoil and waste of tents, arms, ammunition and accoutrements, was carried, and they have not forgotten the service rendered by the Baron to our then poor country. "Sir," said one of those respectable patriots, not three months since, (it was Judge Peters) "Sir, his services cannot be estimated at their value. I knew him well, and take him altogether, a better man did not exist." The organization of the Department of Inspection produced a new state of things, the benefit of which was felt by all. To whom, to how few can I appeal! The masters, and the laborers, in that great work of Independence, have passed away; and with them, how great a portion of the virtue and the talents of our country! To what a strictness were we held when every article received must be brought forth and

laid in view, and not a brush or picker, missing with impunity! In truth, long before the conclusion of the war our army had arrived at the then highest point of military knowledge. Ambitious to excel, I have known the subalterns of a regiment, sell one half of their rations, to the contractor, that they might add to the comfort and appearance of their men. The adroitness, and above all, the silence, with which manœuvres were performed, was remarked with astonishment by the officers of the French army. The Marquis la Val de Montmorency, a Brigadier General, said to the Baron—"I admire the celerity and exactitude with which your men perform; but what I can not conceive is the profound silence in which they manœuvre!" "I don't know, Mons. le Marquis, from whence the noise should come, answered the Baron, when even my Brigadiers dare not open the mouth, but to repeat the order!" "Ah! hah! Mons. le Baron," vociferated the Marquis, for he was perhaps the noisiest man in the French army—"je vous comprend! je vous comprend!"

The French troops were excessively noisy in their evolutions and marches; and Mons. Le Val was heard louder than the rest. On a subsequent occasion, (to show the high degree of expertness to which our army had arrived) when a violent storm had occasioned a grand exhibition to be postponed, the Baron was asked by one of the Allied Generals, who with others had retired with him to his marquee, what manœuvres he had intended to perform. When, told with a studied nonchalance;—as if this was the first moment he had thought of the matter—"Yes, said the General, I have seen the last you mention by the Prussians in Silesia, but with an addition, of some difficulty," which he explained—Why, sir, answered the Baron, it is true—You do not expect that we are quite equal to the veteran army of the King of Prussia? No, General, that is expecting too much. C'est Vrai! c'est Vrai! mais avec le temps—C'est Vrai! avec le temps! said the Baron, after his guests had retired, avec le temps! I will let these French gentlemen know that we can do what the Prussians can, and what their army cannot do. Get

the order for the review, said he to one of his aid-de-camps, set down and add to it, as I dictate, I will save those who have not been in Silesia the trouble of going there for instruction; Ver Planck's Point is much nearer—Avec le temps! the time is next week. They came—chiefs and subalterns, on horseback and on foot;—for their encampment was but a few miles distant. Every thing was done in the finest style, to their real, or pretended admiration. Alas! when I think of times past, of that day, and look to that eminence on which Gen. Washington's marquee was placed—in front of which, stood that great man, firm in the consciousness of virtue, surrounded by French nobles, and the chiefs of his own army—When I cast my eyes, now dim, but then lighted up, with soldierly ambition, hope and joy, along that lengthened line, my brothers all! endeared by ties made strong by full communion in many a joyous hour—in many an hour of penury and want, my heart sinks at the view. Who,—how few of all that brilliant host, is left! those few now tottering on the confines of the grave!

Gen. Gates had been defeated—his army dispersed—and the southern states were in the greatest danger of being conquered. General Green, in whom the commander-in-chief placed the fullest confidence, was ordered in 1780 to the southward; Baron Steuben accompanied him. Gen. Green saw clearly, that Virginia was only to be defended in the Carolinas—that if the British force, in those states, could not be broken down, there was little to hope,—the whole, perhaps, to the Potomac, must fall.—The opinions of the two Generals coincided, and there was ample time, during the journey to Richmond, to mature the plans and system to be pursued. The Baron was left in Virginia to collect whatever of men and means might be gathered, to form the troops, and at all risk of clamor, or dissatisfaction of the Virginians to disfurnish their state for the moment, in the hope of securing its permanent safety. The success of our arms was an object very near the Baron's heart. He had a personal friendship, and the highest respect for his General; and certainly he exerted himself to the utmost to fulfill his engagements

with him, though he soon felt that he did his duty at the expense of his popularity.—Nor is it to be wondered at that feeling the dangerous situation of their state, the Virginians could not, with satisfaction, see its resources daily lessening. Nor did the Baron's zeal permit him, on every occasion, to act with the mildness and caution, proper to be observed by military commanders, in the service of a Republic, the laws of which, protect even an unworthy player from punishment, except inflicted by their own tribunals. Men sufficient to form a regiment had, with great exertion, been collected; the corps was paraded, and on the point of marching to Carolina. A good looking man, on horseback, with his servant, as he appeared, also well mounted, rode up and introducing himself to the Baron, informed him he had brought a recruit. I thank you, sir, said the Baron, with all my heart, he has arrived in a happy moment. Where is he, Colonel?—for the man was a Colonel in the militia. Here, sir, ordering his boy to dismount. The Baron's countenance altered—a Sergeant was ordered to measure the lad, whose shoes, when off, discovered something by which his height had been increased. The Baron, patted the child's head, with a hand trembling with rage, and asked him, how old he was?—He was very young, quite a child; "Sir," said the Baron, turning to him, who brought him, "you think me a rascal!" "Oh, no Baron, I don't." "Then, sir, I think that you are one—an infamous scoundrel, thus to attempt to cheat your country! take off this fellow's spurs, place him in the ranks, and tell General Green from me, Colonel Gaskins, that I have sent him a man able to serve, instead of an infant, whom he would have basely made his substitute. Go, my boy, carry the Colonel's horses and spurs to his wife—make my respects to her, and tell her that her husband has gone to fight, as an honest citizen should, for the liberty of his country. By platoons! to the right wheel! forward! march! Col. Gaskins, fearing the consequences, let the man escape on the arrival of the regiment at Roanoke river. Nor was he tardy in applying to Governor Jefferson for redress. The purity of the Baron's motives could not be suspected, and his honest zeal was appreciated too highly by the Governor and Council, not to prevent

any unpleasant results, attending this high-handed exertion of military power. When Arnold landed in Virginia and marched to Richmond, there were only a few militia and a troop of armed cavalry, mutinous for want of pay and clothing to oppose him. An attempt was made at a pass near Richmond, which proved abortive. After destroying all kinds of property, public and private, within his reach, he retreated. Phillips arrived with a reinforcement, took the command, and marched towards the capital. There was a show of resistance—a skirmishing at Petersburgh, but it amounted to nothing. The civil authorities had retired to Charlottesville, near the head of James River. The Baron with his miserable force retreated to the point or fork, where the state artillery and other military apparatus had been carried, as to a place supposed to be out of danger of an attack. Simcoe, however,—such was the difficulty of gaining intelligence of the enemy's movements,—within a few hours of the notice of his approach being given, appeared with his cavalry on the spot, from which the last of the stores were removing to the other side of the river, and an aid-de-camp of the Baron fell into the hands of the enemy.

The British had passed to the vicinity of Williamsburg. The Marquis de La Fayette arrived with troops from the Northward; and the Baron, severely attacked by the fever of the country, and sick with vexation, retired to Albermarle county, where he remained fortunately in the society of two or three respectable neighboring gentlemen, until he was informed by Gen. Washington of his near approach to Virginia.

At the siege of York the General gave him the command of a division of the army. It was during the Baron's tour of duty in the trenches that the negotiations respecting the capitulation commenced. At the relieving hour the next morning, the Marquis de Lafayette approached with his division.—The Baron refused to be relieved, assigning, as a reason, the etiquette in Europe, that as he had, during his guard, received the first overtures, it was a point of honor to remain on his post till the capitulation was signed or broken. The Marquis applied to the

Commander-in-Chief, but the Baron, with his troops, remained in the trenches until the British flag was struck. The capture of Lord Cornwallis and his army, closed the campaign.

The Baron returned to the Northward, and remained with the army, continually employed in perfecting their discipline, till the peace. He resided for some years in the city of New York, and died on the 28th of November, 1795, at Steuben, in Oneida county.

These are but hasty and very incomplete sketches of the Baron's military course, from '78 to '83. He undoubtedly did us infinite service, and his labors in the field and in preparing his regulations were very great. But it is upwards of thirty years since the war, and I have little accurate recollection of more than the elegant manners, the playful wit, and the kindness of heart which this excellent man possessed. General Washington was fully sensible of his deserving, and urged Congress, on all proper occasions, in his behalf. In truth, considering our poverty, he was treated, as to money, with a commendable degree of liberality, and received from time to time, of good and bad, sums which some narrow-minded men in Congress thought much too large. Elbridge Gerry (and I state it with pleasure) was always liberal. But what sum would have been too great for the Baron, who searched for worthy objects, whose wants might be relieved?—Never did a review pass without rewards to soldiers whose arms and accoutrements were most conspicuous, for the attention paid to them. Never was his table unfurnished with guests, if furnished with provisions. Officers of the higher grades, men most prominent for their knowledge and attention to duty were principally his guests;—but the gentlemen of his family were desired to complete the list with others of inferior rank; poor fellows, said he, they have field officers' stomachs, without their pay or rations. At York or Williamsburgh he sold such part of his camp equipage brought from Europe, as was saleable. We are constantly feasted by the French, said he, without giving them a bit of *bratwurst*. I can stand it no longer, I will give one grand dinner to our allies, should I eat my soup with a wooden spoon forever after.

The Baron had a full share of honorable pride. He could not bear to receive and not return. In thought and deed he was most liberal and most kind! On the eve of returning to the northward—"I must go," said he to a sick aid-de-camp. "I must leave you my son; but I leave you in a country, where we have found the door of every house wide open—where every female heart is full of tenderness and virtue. The instant you are able, quit this deleterious situation—there is my sulkey, and here a half what I have. God bless you, I can say no more." Nor could he—the feelings of friends at such a moment, may possibly be conceived but not expressed—a journey of 300 miles was before him—his wealth was a single piece of gold! Are other instances necessary to prove the texture of his heart? how many are there written on my own. There is I trust, a book, in which they, every one of his good deeds, are entered to the credit of his account with Heaven.

At the disbandment of the Revolutionary Army, when inmates of the same tent or hut for seven long years were separating, never, perhaps, to see each other's face again, grasping each other's hand in silent agony—cut adrift without a hope—I saw his strong endeavors, if it were possible to throw some rays of sunshine on the gloom—to mix some cordial with the bitter draught they drank—to go, they knew not whither. All recollection of the art to thrive by civil occupation lost, or to the youthful, never known; their hard-earned military knowledge worse than useless; a mark at which with their badge of brotherhood, to point the finger of suspicion—ignoble, vile suspicion! No more to pay obedience to command, to quaff the cup of joy, or lessen every grief, by sharing with a host of friends!—to be cast out upon a world long since forgotten, each one to grope his solitary silent path; his sword and military cap, the only reliques saved; all else overwhelmed and lost forever! It was too bad. On that sad day, what soldier's heart was left unwrung! I saw it all, and its effects.

To a stern old officer, a Lieut. Col. Cochran, on whose furrowed visage a tear until that day had never fallen, the Baron

said all that could be said to soften deep distress. "For myself," said Cochran, "I care not—I can stand it; but my wife and daughters are in the garret of that wretched tavern. I know not where to carry them, nor have I means for their removal." "Come, my friend, let us go; I will pay my respects to Mrs. Cochran and your daughters, if you please;" and when he came away, he left hope with them, and all he had to give.

A black man, with wounds not yet healed, went on the wharf, for it was at Newburgh where these sad scenes were passing. There was a vessel in the stream bound to the place where this poor soldier once had friends—he could not pay for a passage. Where found or borrowed, I knew not, but the Baron soon returned.—The negro hailed the sloop and cried, "God bless you, master Baron, God Almighty bless you."

But why do I relate these scraps of his benevolence, when all who knew him, and were worthy, knew him as their friend? What good and honorable man, civil or military, before the cursed party times which murdered friendships, did not respect and love the Baron? Who most? Those who knew him best.

In the society of ladies, the Baron appeared to be very happy—engaged in their amusements, and added by his wit and pleasantry to the delights of the evening. His sternness and stentorian voice was only seen and heard in the field. Oh! said an old man, who had been a captain in the war, and then kept a public house near Utica, oh! Baron, how glad I am to see you in my house, but I used to be dreadfully afraid of you! "How so, Captain?" You halloed, and swore, and looked so dreadfully at me once when my platoon was out of its place, that I almost melted into water! "O, fye donc, fye Captain"—It was bad, to be sure, said the old man, but you did halloo tremendously! It is true, he was rough as the ocean in a storm, when great faults in discipline were committed,—but if, in the whirlwind of his passion, he had injured any one, the redress was ample. I recollect at a review at Morristown, a Lieut. Gibbons, a brave and **good officer, was arrested on the spot, and ordered in the rear, for a fault which, it appeared, another had committed.** At a



proper moment, the Commander of the regiment came forward, and informed the Baron of Mr. Gibbon's innocence and worth, and of his acute feelings under this unmerited disgrace. "Desire Lieut. Gibbons," said the Baron, "to come in front of the troops." "Sir," said he to him, "the fault which was committed by throwing the line into confusion might, in the presence of an enemy, have been fatal, and I arrested you. Your Colonel has informed me, that you are, in this instance, blameless. I ask your pardon—return to your command. I would not do injustice to any, much less to one whose character is so respectable." All this was said with his hat off, and the rain pouring on his reverend head! Was there an officer who saw this, unmoved with feelings of respect and affection? Not one, who had the feelings of a soldier. I have spoken, somewhere, of the difficulty the Baron found in forming his book of regulations for the discipline of the army. It was indeed great. There were no books then from which a compilation could be made. Even to the close of the war, Rivington's shop afforded nothing better than "Bland's Exercise," and Simme's "Military Guide." All was drawn from his recollections of the Prussian school—these to be arranged in French, translated into English by men not conversant with military phrase or evolutions—to sketch and re-sketch the plates and fit them for the engraver. The engraver! where to be found!—and paper scarcely to be procured. None but those who lived in those days of poverty and dearth of every thing, can think a thousandth part of all the difficulties which were then encountered in every department.

The Baron, though never perfectly master of our language, made very few mistakes in speaking, except designedly, for pleasantry or wit. I remember, that dining at Head Quarters at N. Windsor, N. Y., Mrs. Washington asked him what amusements he had now that peace was certain and the business of his profession less pressing. I read and play chess my lady, said the Baron, and yesterday I was invited to *go a fishing*. It was understood to be a very fine amusement. I believe I sat in the boat two hours—it was very warm, but I caught two fish:

Of what kind Baron. Indeed, my lady, I do not recollect perfectly, but one of them was a whale. A whale! Baron! in the North river! Yes, upon my word, a very fine whale, as that gentleman informed me—Did you not tell me? was it not a whale, Major? An eel, Baron—I beg your pardon, my lady—I am very much mistaken if that gentleman did not call it a whale, but it is of little consequence, I shall abandon the trade, notwithstanding the fine amusement it affords.

On another occasion, in the house of the respectable Mrs. Livingston, mother of the late Chancellor—where virtue and talents and modest manners always met a welcome, the Baron was introduced to Miss Sheaffe, an amiable and interesting young lady, sister of the present British General Sheaffe. I am very happy, said he, in the honor of meeting you, Mademoiselle, at whatever risk, though I have, from my youth been cautioned to guard myself against *mis chief*\*—but I never before thought her attractions were so powerful.

But it is time to quit these recollections, to me most dear—to those who knew him not, perhaps, of little worth. By the exertions of Colonel Hamilton, patronized by President Washington, and supported by some liberal and powerful men in Congress, an annuity of \$2500 per annum for life was given to the Baron. He retired to Steuben, a tract of 16,000 acres, received under the administration and in unison with the wishes of Governor George Clinton, from the Legislature of New York, where, in a convenient log house, he passed the last moments of his life. He had parcelled out his land on very easy terms among twenty or thirty tenants, who afforded opportunities for the exercise of his philanthropy. Some hundreds of acres were given to his aide-de-camp and servants. Sixty acres of cleared land gave him wheat and ample nourishment for his stock.

Except the agreeable society of a young gentleman whose

---

\* The beauty of this pun, it will be conceived, consisted very much in the Baron's having imparted to it the foreign accent, making Miss Sheaffe and mischief similar in sound.

literary exhibitions when a boy had attracted his notice and regard, who read to or with him; and now and then a stranger passing through, or a friend who went into the wilderness to see him, his time was passed in solitude. His farm and garden afforded some little amusement. He was fond of chess. But it was chiefly from his library, which was well stored, that he drew support against the tedium of a situation so very different from that in which the greatest part of his life had been passed. This state of inaction was undoubtedly unfriendly to health, though there was no appearance of failure either in mind or body. They remained in full strength until the moment he was struck with an apoplexy, which in a few hours was fatal.— Agreeably to his desire, often expressed, his remains were wrapped in his cloak, enclosed in a plain coffin, and placed in the earth and “without a stone to tell where it lies.” A few tenants and servants, the young gentleman, his late companion, and one on whom for fifteen years his eye had never ceased to beam with kindness, followed in silence and in tears. The commissioners of the town laid a road, a public road, near his grave! they either knew not, or they could not feel. Walker, his first and his most worthy aid-de-camp, snatched the remains of his dear friend and master from their sacrilegious grasp, hid them in the forest, and gave a bounty to protect the hallowed wood from rude intrusion.

n

## Waterloo.

Tagebuchaufzeichnungen über seine Erlebnisse im Feldzug  
von 1815, von Franz Lieber.

### Vorbemerkung.

Die nachstehenden Tagebuchaufzeichnungen, die der fünfzehnjährige Franz Lieber während des Feldzuges gegen Napoleon im Jahre 1815 machte, entstammen einem kleinen Heftchen aus Liebers Nachlaß, das sich jetzt in der Bibliothek der Columbia Universität in New York befindet, wo dem Herausgeber vom Leiter der Bibliothek gütigst erlaubt wurde es abzuschreiben. Das Heftchen zeigt deutlich die Spuren seines Alters, die einzelnen Blätter sind bereits vielfach lose und die Handschrift häufig verblaßt und kaum leserlich, so daß sie an vielen Stellen nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases entziffert werden konnte. Leider fehlen einige Blätter am Anfang, die wahrscheinlich den Ausmarsch aus Berlin und die Erlebnisse der nächsten Tage beschrieben. Sind die Einträge in das kleine Tagebuch auch kurz und lakonisch gehalten, so zeigen sie doch die geistige Reife des Fünfzehnjährigen, seinen aufgeschlossenen Sinn und seine mannigfachen geistigen Interessen, die ihn alles Merkwürdige auf dem Marsch, besonders was Kunst und Industrie betrifft, beobachten lassen.

Eine besondere Bedeutung gewinnt unser Tagebuch, wenn man es mit den Erinnerungen an die Schlacht bei Waterloo (*Personal Reminiscences of The Battle of Waterloo*), die er 18 Jahre später in Beechamlen (gegenüber von New York) niederschrieb und die im 1. Bande seiner im Jahre 1880 von D. C. Gilman herausgegebenen „Miscellaneous Writings“ abgedruckt sind. Während unser Tagebuch nur ganz kurze Notizen über die Schlachten von Ligny und Namur, an denen er teilnahm, enthält, sind seine Erlebnisse und namentlich seine Verwundung vor Namur in den „Erlebnissen“ ganz ausführlich erzählt. Es scheint, daß gerade die Vorgänge auf den Schlachtfeldern und die Leiden, die er nach seiner Verwundung — Schuß in den Hals und in die Brust — zu erdulden hatte, sich so tief seinem Gedächtnis einprägten, daß er sie nach so vielen Jahren noch in all ihren Einzelheiten so anschaulich und ergreifend berichten konnte, und man bedauert, daß er die späteren Einträge des Tagebuches nicht in gleich eingehender Weise erweiterte. Nur über seine schwere Erkrankung am Nervenfieber und seinen Aufenthalt in den Lazarethen von Aachen und Köln berichten die „Erinnerungen“

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

wieder Näheres, wo das Tagebuch am 16. Dezember nur die kurze Notiz hat: „Ins Lazareth gebracht zu Aachen am Nervenfieber.“

Ueber die Szenen bei seiner endlichen Rückkehr ins Vaterhaus enthält unser Tagebuch nichts, dagegen hören wir am Schluß vom 18. Juni 1816, dem Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, von der großen Turnfeier in Berlin, wobei der Turnvater Jahn „eine kräftige Rede“ hielt. So klingt das Tagebuch im patriotischen Geiste aus, von dem es als Ganzes Zeugnis gibt. Ob der Jüngling, der, wie so viele Tausende, sein Leben für Freiheit und Vaterland eingesetzt hatte und nur mit knapper Not dem Tode entronnen war, damals schon ahnte, wie schlecht ihm das Vaterland sein Opfer lohnen würde? Vielleicht spricht sich diese Ahnung in dem Eintrag vom 17. Juni 1816 aus: „Das Volk versammelt sich am größten Turntage. Wie? Du scheußlicher, du hältst es für beleidigend?“ Darauf der rührende Stoßseufzer: O! raubt mir nicht mein Ideal usw. War es der Kultusminister von Altenstein, den er als „Du scheußlicher, du hältst es (d. h. das große Volksfest) für beleidigend“ anredet? War es doch dieser Altenstein, unter dessen Verwaltung die ekelhafte Reaktion gegen den freiheitlichen Geist der akademischen Jugend bald nach der Niederwerfung Napoleons einsetzte. Jedenfalls sollte Lieber, nachdem er an dem Wartburgfest von 1817 teilgenommen hatte, nicht lange im Zweifel darüber bleiben, daß auch er ein Opfer der Reaktion werden sollte. Während der großen Demagogenhege nach der Ermordung Koebues 1819 ward er, wie auch sein Lehrer und Freund Jahn verhaftet und monatelang festgehalten; als er dann nach seiner Freisetzung seine Studien in Berlin fortsetzen wollte, ward ihm die Immatrikulation verweigert, trotzdem kein Geringerer als Schleiermacher für ihn eintrat.

Lieber's weitere Schicksale zu verfolgen ist hier nicht der Ort. Zu verwundern ist, daß die preußische Polizei, als sie im Jahre 1819 seine Papiere vor der Verhaftung durchstöberte, nicht auch das kleine Tagebuch vom Jahre 1815 mit Beschlagnahme belegte. So konnte es im Jahre 1829 Lieber mit sich nach Amerika nehmen, und so ist es uns als herrliches Zeugnis seiner heißen Liebe zum deutschen Vaterlande und seines jungen Heldentums erhalten geblieben.

Waterloo.

. . . Eine Hermannssäule aus Holz versteinert aus einem See — eine ganz silberne Glocke — vergoldete Kuppel und goldene Kugel. — Vor dem Dom eine herrliche Säule mit dem Leben Jesu — 7 katholische und 7 lutherische Kirchen.

9. Mai. Bis Mele über Elsen — zwischen jener Stadt und dieser ein Salzwerk — zum ersten Mal gefahren.

10. Mai. Nach Sameln, schöne Gegenden durch eine Glashütte und Kohlenbergwerk und durch ein holländisches Dorf Koppenbrück.

11. Mai traf ich beim Untreten Adolph, verließ die Kolonne und fuhr gleich über Lemgo (wo die andern hielten und dem Leutnant ein Lebehoch brachten), wo wir Mittagquartier hatten, und dann über Detmold, wo wunderbare Anlagen sind, nach Paderborn. Dom, vier Mannskloster, zwei Jungfern-Kloster. Busdorf (eine Stiftkirche). Den 12. (Mai) Ruhetag . . . Den 13. Ruhetag der ganzen Colonne.

14. Mai. über Lipstadt nach Dortmund, in Bert Frühstück, in Soest Nachtquartier.

15. Mai nach Unna (großes Salzwerk).

16. Mai in Sagen Mittagsquartier. Durch wunderschöne Gegenden und durch Osmar, ein überaus freundlicher Ort bis Elberfelde.

Herrliche Überschrift über der Thür eines Bauernhauses:

Wo Friede ist, da ist Freude,  
Wo Freude ist, da ist Gott.  
Wo Gott ist, da ist nimmer Noth.

Ein anderes (auf der Reise nach Paderborn):

Wo Liebe ist, da ist Friede,  
Wo Friede ist, da ist Segen,  
Wo Segen ist, da ist Gott,  
Wo Gott ist, da ist nimmer Noth.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

17. Mai. Durch Cronberg und hielten in Solingen Frühstück; durch Mühlheim nach Coelln. Also Abschiedstag von meinem Vaterland. Die Colonne nahm durch ein Hurra Abschied. Deutschland hat ein Ende. Doch zum Trost (wie Christus spricht), suchet, so werdet ihr finden, man muß hoffen hier wie im Elsaß.

18. Mai in Cöln. Geld geholt von Schaafhausen. Dom, schönes Gebäude mit wundervollen Schätzen, z. B. Monstranz. In Cöln war an den Klöstern angeschlagen, daß seine Heiligkeit der Papst Pius VII. einen völligen Ablass erteile, wenn man 24 Stunden für Einigkeit der Christen, Ausrottung der Ketzerei bete.

19. Mai nach Düren, bei einem adlichen Schmidt (Herr von Lentzen).

20. Mai nach Viervier, einem schönen Städtchen, zum ersten Mal französisch sprechen.

22. Mai nach Rüttich (sonderbares Verboth beim auseinander Gehen).

23. Mai. Ruhetag. Büchse verschäften lassen.

24. Mai. über Huy nach Verzer, einem Dorfe.

25. Mai nach Namur. Abschied vom Leutnant (Rösel). Auseinandergehen der verschiedenen Detachement.

26. Mai nach Voistin, einem Dorfe, dem Regimente einverleibt.

27. Mai. Nichts, die Mülh Häuser hatten Heerschau.

28. Mai. Zweimal Exerzieren.

29. Mai.

30. Mai.

31. Mai nach Achen, meinen Bruder gefunden.

1. Juni. Nichts.

2. Juni. Hatten eine Parade vor dem Major von Schmidt, gingen nach Louqueville, beim Bürgermeister.

3. Juni.

4. Juni.

5. Juni schworen wir, und die Kriegsartikel wurden uns wiederum vorgelesen.

6. und 7. Juni. Nichts.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

8. Juni. Streit mit dem Fähnrich.
9. Juni. Pulver und Blei empfangen.
10. Juni wiederum Vortrag — zum erstenmal Scheibenschießen.
11. bis 14. Juni. Scheibenschießen, exerzieren.
15. Juni. Generalmarsch.
16. Juni. Schlacht bei Flöry. (Linie-Vigny.)
17. Juni. Auf der Flucht zweimal Witacques.
18. Juni. Stießen zum Major Schmidt und Lufewitz. Den Abend in unserem Freundeskreis. Umarmen der Mitstreiter.
19. Juni. Der Nachmittag um 4 in Bii.
20. Juni. Schlacht bei Namür, ich verwundet.
21. Juni. Allein in einem Hause.
22. Juni. Auf einer Tür nach Namür durch Treuherz und Goldschmidt eingeschiff; nach Lüttich.
23. Juni. Um 8 Uhr Morgens in Lüttich. Mitleidige Aufnahme. Nach dem Lazareth.
24. Juni. Zu Herrn Harlez.
25. bis 27. Juni. Nichts.
28. Juni. Bei Herrn Harlez im Quartier.
29. Juni. Hinter den Dominikanern zum Verbinden. Von neuem viel Sachen von H. Harlez.
30. Juni — traf ich den kleinen Mayer.
1. Juli. Zähns. Wythanei von Bürgern.
2. Juli. Alle Verwundeten sollen sich stellen.
3. Juli. P'eglise cathedrale köstliche Gemälde, Grab Jesu. (Immer viel geträumt von der Schlacht.)
4. Juli.
5. Juli. Spazierritt. Kirche fein.
6. Juli. Lebrun mir einen Brief.
7. Juli. Beinkleider von H. Harlez.
8. Juli. Zum Kommandant und Herrn Dubois.
9. u. 10. Juli. Wieder einen Brief.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

11. Juli. Spazierritt nach dem Bergwerk und der Citadelle.
12. Juli. Baerwald wieder zum Heere.
14. und 15. Juli. Nach Achen zu Adolph.
- 16., 17., 18. Juli. In Achen sonderbares Gemälde mit Jesu Kreuzigung und französischen Karten. Den 17. schrieb Eltern. Bis dahin verbunden von Rigas.
19. Juli kam ich wieder in Lüttich an. Zwei Briefe von Adolph und von Gustav und von Verteur.
20. Juli. Brief an Gustav, einen Brief vom Vater und einer von Baerwald.
21. u. 22. Juli. Erhielt von meinen Eltern einen Pack Sachen.
23. Juli. Brief von Baerwald.
24. Juli. Brief an Adolph und einen von ihm. Zwei Louisd'or von Herrn Dubois. Brief Lebrun, Baerwald.
25. Juli. Mayer wieder zur Armee, einen Brief von Gustav.
26. Juli. Brief von Karsten. Mantel durch Herrn Harlez. Zufällig beim Kommandanten auch einen Brief an Gustav von Karsten, weil Lüttich statt Brüssel drauf stand. Abschied von Kleberg, der morgen zur Armee geht und dann alles erfahren wird. Maßmann beim Kommandanten gefunden.
28. Juli. Einen Brief von Hause.
29. Juli. Bei Herrn Lessnan, wo ich Jung sprach.
30. Juli. Zum zweitemahl bei Herrn Rigard . . .
31. Juli. Morgen Hartung zum Heere.

1. August 1815.

Von der Jungfer Julia Wein, mit ihr angestochen. Brief an die Eltern. Langes Gespräch. (Sa! das soll nicht wieder geschehen, Wonnemond, 1817.)

2. Aug. Inflammatio in collo. Leut. Grimm wird Musiker. Brief von Adolff.

3. Aug. Brief an Adolff. Carl Dubois zwei Louisd'or. Brief an Eltern, von Baerwald zwei Briefe erhalten. Mein erstes Pad.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

4. u. 5. Aug. Adolf in Lüttich.
6. Aug. Adolf zu mir. Karsten mit seinem Regiment.
7. Aug. Um 12 Uhr wieder nach Westen. Sieben Louisd'or, zweites Bad. Zufällig Maßmann getroffen.
8. Aug. Maßmann besucht. Soldaten-Katechismus. Brief von Gustav. Brief an Gustav.
9. Aug. Das Geld, was Bärwald zurückgelassen hatte, an Neumann in Düsseldorf geschickt.
10. Aug. Für Jung ein Brief. Drittes Bad.
11. Aug. Brief an Vater. Trans. I und Muskete. Sachen für Adolf.
- Mit Grisoir La fabrique de (unleserlich) gesehen. Der Stein wird zermalmt in Ofen gebrannt, schöne Flamme.
12. Aug. Mit Zileberg zur Armee. Knoblauch gesprochen. Auf den Abend 10 Uhr kam Gabain. Briefe von Adolf und Mutter.
13. Aug. Briefe an Adolf und Gustav. Den Sacko an Adolf und die Sachen, die ich vorgestern für ihn empfang.
14. Aug. Fest der Mutter Gottes. Die ganze Stadt mit Blumen, Kränzen und Lichtern geschmückt und Musik.
15. Aug. St. Bartlemaeus Kirche, schöne Musik.
16. Aug. Brief von Gustav, Doris, Emil und Vase Lieber und einen an Gustav.

Gestern und heute sammeln alle Kinder, auch die vornehmen, Geld von den Vorübergehenden, um, wie sie sagen, die Mutter Maria zum Himmel zu leuchten. Sprang ein Kerl von der Siegesbrücke, ließ seinen Hut über, in welchem ein Zettel lag, worin mit französischen Worten stand: „Lebe wohl, o Leben, es lebe Napoleon . . .“

17. u. 18. Aug. Brief an Adolf. Zwei Louisd. Einen Menschen, der eines Mordes beschuldigt war auf Tribunal sah ihn in Freiheit setzen.

20. Aug. Prächtiger Dom, mit schönen Fenstergemälden und anderen, vorzüglich mit einem Durchscheinenden über das Grab Jesu. Pont des Arts, prächtiges Gebäude. Darauf eine Erhöhung,

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

die zum schönen Spiegel der französisch-bonapartistischen Frechheit, Unerschämtheit und Übermuth dienen mag, indem sie folgende Inschrift enthält: Pont de la victoire, Ici les Liegeois ont vu briser leur fer.

20. Aug. P'eglise de St. Paul, an der Decke die Enthauptung des heiligen Paulus auf feinstem Kalk. So wie in fast allen katholischen zweierlei Bauart. Der Chor ist gotisch, das andere in gemischter Bauart.

Seminarium hier mit 200 Studenten (Knechten), auf deren 200 Gesichtern sich die Scheinheiligkeit ausdrückt im Gang, im Kleide und ganzen Wesen.

21. Aug. Brief von Eduard und Vater.

22. Aug. Brief an Eduard.

Pfui! Wie sind die Menschen so schlecht. Wie kann man sie verkennen!

Schändlich wie ein Mensch alle Volksehre verlieren kann und wagen sich mit einem Menschen eines anderen Volkes zu verheirathen.

25. Aug. Brief von Adolf (Maßmann bleibt hier).

26. Aug. Büchse gekauft.

27. Aug. Mit Herrn Harlez auf seinem Landgut, herrliche Aussicht, gelegen in einem Bergkessel — von einem Kessel in den andern — große Wiese mit lauter ächten Kastanien, die sehr reichlich Früchte tragen, viele ausländische Pflanzen.

28. Aug. Körners Gedichte von Hause.

29. Aug. In der Nacht zwischen heute und gestern ein köstlich furchtbares Gewitter in den Bergen. Mit Maßmann nach dem Eisenhammer und Eisengießerei. Auf dem Wege köstliche Gegend mit Wasserfall. In der Fabrik köstliche Getriebe und Getreibe. Sonderbar zu sehen . . . Ich sah gerade ein großes Stück gießen. Der Abgang des Eisens wie Glas.

## September.

1. Sept. Bei Herrn Harlez, gerufen um mit dem Arzt zu sprechen. Ich fand bei der Jungfer Julia noch glückliche, reine

innere Lüchtigkeit anzeigende Gedanken. (Warum das Patua nicht.)

3. Sept. Wie schön ist es einen wahren Freund zu haben (aber doch getäuscht hast du dich 29. Okt. 1818).

6. Sept. Welch ein süßer Himmelstraum, Welch Engelsfuß. Welch scheußlicher Gedanke, der du mich so fern brachtest von den Lieben. Der Mensch, der in Freiheit gesetzt war auf dem Tribunal, hat gelobt 125 Kapitel auf dem hohen Berge in der Nacht barfüßig dorthin wollfahrend, zu singen. (Naturinbrunst wie alles im Anfang rein war.)

7. Sept. Unterdrückung der Leibschmerzen.

8. Sept. D'eglise Chatedral Maria Himmelfahrt. Mord des St. Lambert, Jesu Vorstellung im Tempel, St. Bartemäus, Jesu Taufe, Jesu Kreuzigung.

9. Sept. Uniform vier Napoleon — Bescheinigung von Herrn Rigard. Am Abend Zahn als Courier durch.

10. Sept. bei Herrn Harlez.

15. Sept. bei Jung gewesen, für ihn einen Brief gemacht . . . Der Apfel fällt zwar nicht weit vom Stamme, so auch alle Franzosen Teufel, aber Welch ein Kind für eine so geizige Mutter. Keine reinere Unschuld als Mattalet.

17. Sept. Für Julia einen Brief. Heereschau von Dobschütz, alle Genesene. Gestern der Leut. Natasch den Verwundeten ein Frühstück.

21. Sept. Für ganz bestimmt endlich übermorgen ab. Doch noch nicht Regiment des General Bastrow.

24. Sept. Eleonore sehr krank — und der Engel weinte. Jung gut, denn er leidet mit, wie das Herz ihm bricht. Ich selbst leide ja mit, wie das ganze Haus zerstört und die Schlechten werden gut.

25. Sept. Eleonore tot. Briefe an Eltern und Adolf. Abschied von Julia, Jung und Harlez.

26. Sept. Früh als Fourier nach Hon, wieder zu viel . . . Morgens in Quartier, wirklich Heimweh nach Lüttich, den Freunden.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

27. Sept. in Namür, die Genesenen vom 2. Armeecorps theilten sich.

28. Sept. nach Dinont, ansehnliches Städtchen.

29. Sept. Ruhetag. Ärger mit den Wagen.

30. Sept. nach Givet. Prinz August.

### O k t o b e r.

1. Okt. nach Fumay (Flandern), wie dumm die Franzosen sind (Kaffee in Deutschland, in Amerika deutsche Sprache). Gottesfürchtige Gedanken bei den Soldaten . . . Immer viel an Zul. gedacht. Von Dinont bis Fumay erstaunend Felsen des Department des Ardennes, daher alles in großer Armut.

2. Okt. Nach Recroi, 1. u. 2. Compagnie des Reg. Colberg.  $\frac{1}{4}$  Stunde davon in Lafallete übernachtet.

3. Okt. Zum Regiment Aubenton, große Freude die Befannten zu treffen. Großius und Lebrun gefunden, ward Leut. Baginský gemeldet.

7. Okt. Einweihung der Fahnen des Füsieliebataillons und des Eisernen Kreuzes der beiden anderen Bataillone. Alle Jäger auch zur Parade, ich wegen zu großer Schwäche blieb daheim. Herrliche Baumwollenfabriken, ungeheure Maschinerien.

11. Okt. im Arrest bis 13.

18. Okt. Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. Wein geliefert. Keine Parade, weil Dienst vernünftiger ist als Ludowik. Unter Anführung des Kapitäns geschlossen — mit Ruß Madelung, Gustav Glühwein, etc.

22. Okt. am Abend als Fourier nach Maubes Fontaine. in der Nacht Tornister verlohren, nachgeritten Mombes Fontaine. Wegen Quartieren nach Mezier, starke Festung, schreckliche Wohnungen — alles mit dem größten Ärger fordern.

25. Okt. Man munkelt von Marschieren. Auf dem Apell scharfe Reden von Ludewik gegen Bagenský über die Jäger, keine Anrede von Bagenský an uns. Den 22. rührender Abschied von Capit. Dieß an uns. (War mein einziger Trost, daß mich

meine Füßeliere mit der Liebe empfangen wie die Jäger mich verlassen.)

29. Okt. Heute wird bei mir Käseschokolade mit Eßlöffeln gegessen. Morgen Tee mit Blutwurst.

Ruß betete während der Schlacht, ich aber so übermützig, daß ich nicht an Verlieren der Schlacht dachte. (Moses mit den zwei ältesten Priestern auf einem Berge, während die Israeliten stritten.)

30. Okt. Die Heintüde der Bauern hier sehr groß. Zweimal schon Jäger angefallen und selbst getötet.

### N o v e m b e r.

1. Nov. Simon allein in die arteria vertebralis getroffen und daher Gedächtnischwäche.

4. Nov. Welch ein lächerlicher Parolbefehl von Obristleut. Schmidt: „Die Haare müssen mit Bier womöglich hoch gestrichen werden.“ So weit (ist's) in Preußen mit dem Gamaschendienst gekommen. Herrliche Feier des 18. Oktober im Mecklenburgischen (zu lesen in der Berliner Zeitung No. 126).

8. Nov. Den Erlaubnißschein die Denkmünzen zu tragen zufällig von L. Wagensky bei Oberst Becker bekommen.

9. Nov. Durch Monjon nach einem Dorfe Bean. Schreckliches Wetter. Die Jäger hatten Parade vor dem General Zietzen, Kommandeur unseres Armeekorps.

10. Nov. Die Jäger nach Stenoy war aber keine Parade, ausmarschirt nach Neuront, ein Dorf 1½ von Stenoy und wunderschön. Unterwegs krank, Brechen, Verstopfung, Leibschmerzen.

19. Nov. Noch immer etwas krank gestern. Kam Ludewig und besah die Hosen, es fängt an sehr stark zu frieren.

30. Nov. Bis zum 30. nichts Wichtiges, immer auf Dörfern umhergetrieben, lange Zeit cantoniert in Quatrechoms, eine Stunde von Bouziers während der Zeit den Invalidenschein erhalten. Letzter Paradebefehl von Obristleut. Schmidt schrecklich: „Man gebe den Jägern nicht alles Traktament, weil es Menschen

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

darunter gibt, die nicht mit Geld umzugehen wissen.“ Geld geliehen vom Regimentsquartiermeister und Deut. Chevalier.

### Dezember.

1. Dez. Nach Temen, einem Dorf, mit dem Fourier, denselben Tag nach Sedont.

2. Dez. nach einem Dorf Madlenquolch, eine ½ Stunde von Sedont Quartier machen.

3. Dez. kam das Detachment her. Den ersten endlich vom Regiment geschieden und der Nachhausemarsch angetreten.

4. Dez. Eiliger Befehl wegzumarschieren. Abends 6½ in Mesier.

10. Dez. nach Namür. Morgen früh Ruhetag. Brief von Harlez, zwei Briefe von den Eltern mit Geld.

13. Dez. in Büttich bei Herrn Harlez und Diston.

14. Dez. nach Herote, von da nach einem Dorf, welches mehr einer reichen kleinen Stadt glich, lauter reiche Tuchfabrikanten. Ich mit Neumann herrlichstes Quartier, gute Leute. Wir mußten hier liegen bleiben, weil der Reihn (sic!) nicht zu übergehen war. Hier wurde ich täglich kränker.

16. Dez. Ins Lazareth gebracht zu Achen am Nervenfieber. Durch Herrn Deiffensfeld Apotheker Rose sehr verpflegt (würdiger Mann).

### Januar 1816.

3. Jan. wieder kränker.

18. Jan. Am Tage wo der Friede bekannt gemacht wurde, (erhielt) Feder Braten, Wein, Pflaumen und die Verwundeten einen Franken.

21. Jan. Herr Rose nach Brüssel.

24. Jan. Erster Spaziergang in die Stadt. Den Dom besuchen, Karls des Großen Grabmahl sehr einfach wie der ganze Dom, sein Trohn, die Säulen, die Bonaparte geraubt hatte. Kaisersbad mit den Räumen des Schlosses Karls d. Gr.

Februar 1816.

1. Feb. Herr Rose von seiner Reise zurück. Eiliger Befehl vom Generalarzt, daß er noch in der Nacht fort müsse. Ärgerlich für mich. Ich weinte beim Abschied. Da erinnerte ich mich der Vorschrift des Oheims: „Willst du die Liebe bei den Menschen erwerben, erzeuge ihnen Wohlthaten, und es wird fester binden denn Kitt.“

10. Feb. Stellte mir der Oberarzt frei, ob ich mit einem Krankentransport morgen nach Cölln wolle, oder als Gesunder den 20. das Lazareth verlassen wolle; ich wählte Ersteres (schon um bei Herrn Rose zu sein). Gestern hörte ich auf Arznei zu nehmen. Unteroffizier Knappants, welcher ein erbärmlicher Kerl.

11. Feb. nach Züllich, Stunde davon auf ein Dorf.

12. Feb. nach Bergheim, dicht bei der Stadt ein Bergheimdorf.

13. Feb. nach Cölln, schlechtes Lazareth, das Wundgelegene wieder sehr schlimm, der ganze Rücken geschwollen.

14. Feb. Spirit camphorat.

15. Feb. Breiter Rissen, darauf merklich besser. Heute kam Herr Rose. Sein liebevoller freundlicher Blick vertrieb allen etwaigen Mißmut (vielmehr Wehmuth) aus meiner Seele. Er sorgte für mich wie ehemals, der biedere Mann.

16. Feb. fing es an mit mir besser zu werden in Hinsicht des Essens aus dem Frauenverein.

22. Feb. Brief an die Eltern. Wie froh bin ich, daß durch Langeweile im Lazareth zu gottesfürchtigen Gedanken geführt wurde, und durch Unglück mich mit Gott bekannt zu machen. Wie weit war ich von Gott entfernt und wäre wohl gar ganz von ihm abgekommen, der Verführung gänzlich preisgegeben.

März 1816.

4. März. Mit Herrn Rose den ganzen Nachmittag zugebracht. Am Abend mit ihm im Theater (Rosamunde von Körner). Die große Reihnbrücke gesehen, eine fliegende Brücke statt der Schiffsbrücke, worüber wir den vergangenen Sommer gingen.

8. März. Ein Brief von Vater, Mutter, Adolf und Gustav.

9. März. Einen Brief an Vater.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Was macht doch hier auf der Erde Bekanntschaft, aber wie natürlich.

19. März. Zum Abendmahl.

Brachmond 1816.

2. Juni. Erster Pfingstfeiertag. Alle in Charlottenburg, am zweiten auch. Ich schon seit einiger Zeit krank.

16. Juni. Tag der Schlacht bei Vigny. Neumann bei uns in Charlottenburg.

17. Juni. Das Volk versammelt sich am größten Turntage. Wie? Du scheußlicher, du hältst es für beleidigend?

Oh raubt mir nicht mein Ideal,  
Mein einziges der Kindheit noch.  
Oh Unschuld, du bist schon entflohn  
Laß mir mein Ziel, mein Ideal,  
Laß mir mein kindlich Thun.

18. Juni. Großer Turntag. 1. Freispringen, 2. Stabspringen, 3. groß Red(?), 4. ein schwarzer Mann, 5. Klettern, schweben, klimmen, 6. springen, 7. hauen. Mit dem Gesang „Schön ist unter freiem Himmel“ wurde angefangen, mit dem Liede: „Was blasen die Trompeten“ und einer von Zahn gehaltenen kräftigen Rede.

15. Juni. Lübecker Kanonen. Ein köstliches Stück mit herrlichem Zierrat.

16. Juni. Zwei gräßliche Kanonen aus dem Hotel des invalides. Diese beiden und die vorigen, sollen, wie man sagt, vor dem Zeughaus als Denkmal aufgepflanzt werden.

17. Juni. Zwei ungeheure Mörser (fait a Siege und vor Sieberaltar zu gebrauchen).

18. Juni. Musterkarten von der Entstehung, d. h. Verfertigung der Gewehre und Säbel.

19. Juni. Außerst sauber und genau gebildete Muster verschiedener Festungen.

20. Juni. Der Plan eines Schweizerberges, doch erhaben.

21. Juni. Luftpumpe mit gläsernem Stiefel.

22. Juni. Heerpauken, die die Franzosen aus Berlin genommen.

## Nach und Horne.

Ein Abschnitt aus der Kulturgeschichte des pennsylvanisch-deutschen Volkes von **H e i n z R l o ß**, Stuttgart.

---

Die Pennsylvaniadeutschen (i. f. Penna.-Deutschen) leben in einer Stärke von schätzungsweise 1½ Millionen Köpfen im Osten der Vereinigten Staaten, meist in Südostpennsylvanien und auch Teilen Ohios, ferner in an Pennsylvanien angrenzenden Teilen Marylands, in Indiana und in Kanada (Ontario). Sie sind zweisprachig, ihre Umgangssprache ist überwiegend penna.-deutsch, eine aus pfälzischen Dialektformen mit englischen Beimischungen entwickelte Sprache, doch sprechen sie fast ausnahmslos auch englisch; ihre Schriftsprache ist ganz überwiegend das Englische, daneben in ungleich geringerem Maße auch das Penna.-Deutsche. Das Gemeindefrische (Schriftdeutsche) wird nirgendwo mehr schriftlich gebraucht und nur in den Gottesdiensten einzelner Sektens lebt es noch als Sakralsprache fort. Einsprachige anglicisierte Penna.-Deutsche, die sich auch nach ihrem Ausscheiden aus der penna.-deutschen Sprachgemeinschaft noch zum Penna.-Deutschtum als Abstammungsgemeinschaft bekennen, leben in Stärke von mehreren Millionen vor allem am Rande des heutigen südostpennsylvanischen und nordmarylander Sprachgebietes, in sämtlichen pennsylvanischen Großstädten, in Westpennsylvanien, Virginien, Nordkarolina, Illinois, Iowa, Kansas, und in kleineren Trupps in sämtlichen übrigen Staaten der Union. Im folgenden soll der kritische Abschnitt aus der sprachlichen Entwicklung dieses Volkes geschildert werden, wobei die Entwicklung der penna.-deutschen Sprache in den Vordergrund gerückt wird, denn nur von dieser, nicht vom bereits ausgeschalteten Schriftdeutschen hängt es ab, ob die Penna.-Deutschen noch eine sprachliche Zukunft außerhalb der englischen Sprachgemeinschaft haben.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Beschränkt man sich auf selbstständige Buchpublikationen und sieht man ab von vereinzelt in der Presse erschienenen Versen, unter deren Verfassern uns die Namen Emanuel Rondthaler und Louis Miller begegnen und von Zeitschriftenaufsätzen wie denen Leisenrings, so kann man eine Geschichte der penna.-deutschen Literatur mit den fünf Namen Rachel Bahn, Henry Garbaugh, Abraham Keefer Horne, Edward Henry Rauch und Louis August Wollenweber beginnen.

Rachel Bahn aus York ist der erste Autor, von dem penna.-deutsche Gedichte in Buchform erschienen sind, aber ihr 1869 veröffentlichter Gedichtband „Poems“ enthielt unter vielen englischen nur eine kleine Minderzahl von penna.-deutschen Versen. Wollenweber ist der erste, der ein selbstständiges dichterisches Werk, die „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben“ (Philadelphia 1869) herausgab. Aber er war „foreignborn“, war ein in Zweibrücken (1807) geborener Pfälzer, der vom Pennadeutschtum assimiliert worden ist, aber von den pennadeutschen Geschichtsschreibern nicht als ganz volkszugehörig anerkannt wird, zumal seine unkirchliche Freigeistigkeit ihnen typisch europadeutsch erscheinen mußte. Der größere Teil seiner Bücher ist hochdeutsch geschrieben und auch in seinem einzigen penna.-deutschen Werk macht sich sprachlich der von den Einheimischen störend empfundene hochdeutsche Einfluß ständig bemerkbar; das Pennadeutsche blieb für ihn eine fremde Sprache. Es bleibt immerhin interessant, daß es ein Fremdstämmiger war, von dem die Erhebung des Penna.-Deutschen zur Schriftsprache entscheidende Antriebe erhalten hat. Der penna.-deutsche Intellektuelle selber hatte, je mehr er mit der hochdeutschen Schriftsprache vertraut war, desto stärkere Hemmungen zu überwinden, um sich zur schriftlichen Verwendung des penna.-deutschen Idioms zu entschließen, da er das Idiom in Folge seines englischen Einschlages als Wischmaschjargon statt als echten Dialekt zu empfinden geneigt war. Der mit dem Schriftdeutschen nicht vertraute Penna.-Deutsche gelangt leichter dazu, es als echten Dialekt, oder gar als selbständige Sprache zu betrachten. Von den vier neben Wollenweber als Begründer des penna.-deutschen Schrifttums genannten Autoren waren drei, Bahn, Garbaugh

und Rauch, dem Schriftdeutschen völlig entfremdet, und auch Horne hat es in keinem seiner Bücher verwendet.

Harbaugh, der noch von Leisenring Harbach genannt wurde, selber aber nur die englische Namensform angewandt hat, wurde durch das Gedichtbuch: „Harbaughs Harfe“ der einzige außerhalb des Penna.-Deutschtums bekannt gewordene Dichter. Das Schriftdeutsche hat er erst als Halberwaxener unter dem Einfluß von Professor Fred. A. Rauch lange nach dem Englischen erlernt und nur so unvollkommen, daß er sein ganzes Leben hindurch in seinen Predigten zuweilen ihm fehlende hochdeutsche Ausdrücke durch penna.-deutsche oder englische ersetzte. Immerhin war seine Bekanntschaft mit dem Schriftdeutschen eng genug, um auch ihn Hemmungen vor schriftlicher Verwendung seiner Muttersprache vor allem in der Öffentlichkeit empfinden zu lassen, sodaß seine Gedichte erst ein Jahr nach seinem Tode 1870 von Hausman in Buchform herausgegeben worden sind. Geboren war er 1817 zu Waynesboro im County Lancaster, also im Süden des penna.-deutschen Sprachgebietes. Sein Urgroßvater Jost Herbach (nicht Harbach) war aus der Schweiz nach Berks Cty. gekommen, und 1762 sehr viel weiter südlich in York Cty. gestorben. Der Großvater Jakob ließ sich im Frederick Cty., Maryland, nieder, wo noch heute eine Gegend Harbaughs Valley heißt und auch noch heute penna.-deutsch gesprochen wird. Der Vater George Harbaugh zog nach dem Washington Township in Franklin Cty., Pa. Dort in den südlichsten Counties von Pennsylvania und den angrenzenden Kreisen Westmarylands trat der Rückgang des Schriftdeutschen früher in Erscheinung als im Norden, als z. B. in den Counties Berks, Lehigh, Lebanon oder Bucks, und der Prozentsatz englischer Worte in der penna.-deutschen Umgangssprache war dort von jeher höher. Aus dem gleichen County stammte der am 19. Juli 1820 zu Lititz als Enkel des 1769 aus Köln eingewanderten Johann Heinrich Rauch geborene Edward Henry Rauch. Rauch veröffentlichte 1879, der aus Bucks County stammende Horne 1875, ein Handbuch der pennsylvania-deutschen Sprache, dessen letzten Abschnitt bei beiden eine penna.-deutsch-englische Wortliste bildet. Bei dem aus dem Norden des Sprachgebietes stammenden Horne sind 176 von 5522 Worten eng-

lisch oder nur 3%, bei dem aus dem Süden stammenden Rauch rund 1000 von rund 5000 Worten, also etwa 20%. Seit 150 Jahren kann man einen sehr langsamen Rückzug des Schriftdeutschen und ihm folgend des Penna.-Deutschen von Süden nach Norden feststellen. Ursprünglich reichte das geschlossene Sprachgebiet von Südostpennsylvanien über Westmaryland hin dem Shenandoah-Tal folgend und allmählich schmaler werdend bis tief in den Süden von Innervirginien. Später wurde zunächst der schmale virginische Streifen assimiliert, wobei aber isolierte kleine Sprachreste sich bis ins 20. Jahrhundert gehalten haben. In unseren Tagen sind die südlichsten Counties von Pennsylvanien, wie Adams, Cumberland, Franklin, Lancaster und York, und in den Counties Allegany, Carroll, Garret, Washington und Frederick die Reste des Marylander Sprachgebietes in der Anglisierung begriffen, während im Norden, bei Allentown und Reading eine Verschiebung zu ungunsten des Penna.-Deutschen höchstens durch die süd- und osteuropäische Zuwanderung in den Städten eintritt. Aus diesen regionalen Verschiedenheiten erklären sich vielleicht auch z. T. die widersprechenden Nachrichten über die sprachliche Assimilation der Beharrung des Penna.-Deutchtums. Übrigens stammte auch Henry Lee Fischer, gleichfalls einer der älteren penna.-deutschen Dichter, aus dem südwestlichen Teil des Sprachgebietes, aus Franklin County.

Garbaugh ist das Vorbild für alle späteren penna.-deutschen Verseschreiber geworden, von Rauch, dem Begründer der penna.-deutschen Prosa, sind alle Prosaschriftsteller beeinflusst worden, während Wollenweber eher bei Deutschamerikanern nicht penna.-deutscher Abstammung wie Knorz Anerkennung gefunden hat. Daß die beiden Begründer des penna.-deutschen Schrifttums der deutschen Schriftsprache ganz entfremdet waren, daß sie ihr entfremdet sein mußten, um sich zur Anwendung des Penna.-Deutschen entschließen zu können, widerlegt Harry Seß Richards Satz in seiner 1918 erschienenen Literaturgeschichte, daß eine Dialektliteratur schwer zu schaffen sei in einem Gebiet, wo die herrschende Schriftsprache dem Dialekt nahe verwandt sei, aber schwerer noch in einem Gebiet mit völlig fremder Schriftsprache. Für einen unvermischt gebliebenen Dialekt mag das richtig sein, aber beim

als Zargon verdächtigten Penna.-Deutschen können wir feststellen, daß ein Bekenntnis zur eigenen Muttersprache dort besser möglich war, wo die Distanz von der deutschen Schriftsprache die größere war. Man hat denn auch Garbaugh den hohen Prozentsatz englischer Worte, die er in seinen Gedichten verwendet, von penna.-deutscher Seite zuweilen vorgeworfen. So hat Leisenring einmal geschrieben: „'S kann gewiß niemand höherer Respect hawe vor selle Lieder, wo der Parre Garbach gschriwe hot, wie ich. Ich wees, wiesm uns Herz war, wier alsemol selle Lieder gschriwe hot — dotlich weech, heemwehrig. Herzweh noch de unschuldige Rinnerjohre un bei so Gelegenheite hot noch eppes von overunner aus der annere Welt us'n gewerft — so daß mr viel von seine Lieder die Poesie gewiß net ablegle kann; awer die Sproch, well ich will nicks drüwer sage — just, wo in're Schrift oder inne Lied so viel Englisch wie Palzich oder Deutsch vorkumme, is net Pennsylvanisch Deutsch.“

Hat Garbaugh sich immerhin nur mit einer gewissen Scheu zum Schriftgebrauch des Penna.-Deutschen entschlossen, obwohl seine wenigen penna.-deutschen Verse seine vielen englisch geschriebenen Werke zu überdauern bestimmt waren, so können Rauch und Horne als die beiden Kulturpolitiker unter den Begründern des penna.-deutschen Schrifttums gelten. Rauch war in erster Linie Literat und Journalist, es drängte ihn, in seiner Muttersprache zu schreiben, und indem er diesen Schritt tat, schuf er automatisch eine Tradition und wurde so, ohne es eigentlich zu betonen, Kulturpolitiker. Horne, Pädagoge von Beruf, war in erster Linie Kulturpolitiker, der bestimmte Vorstellungen über die Erziehungsprobleme des penna.-deutsch sprechenden Volkselementes hatte, und erst in der Propagierung und Realisierung dieser Wünsche und Vorstellungen zum penna.-deutsch schreibenden Literaten wurde. Seine penna.-deutschen Arbeiten sind daher auch bei weitem weniger zahlreich als die von Rauch. Rauch begann 1845 als Politiker und wurde 1852 zur Zeit der Zeitungsdebatten um das Sklavereiproblem zum Journalisten. Er war tätig bis 1854 an zwei englischen Whig-Zeitungen zu Lancaster, gab hierauf drei Jahre lang zu Bethlehem in Lehigh City eine gleichfalls englische Zeitung heraus und wurde 1857 Herausgeber einer

englischen Zeitung zu Rauch Chink in Carbon County. Bemerkenswerterweise leitete er daneben 1859 dort auch eine deutsche Zeitung, den „Carbon Adler“. Nach kurzer Teilnahme am Bürgerkrieg von 1861—64, wobei er in der Schlacht von Bull Run verwundet wurde, gab er 1865 kurze Zeit zu Reading, der damals noch fast rein deutschen Hauptstadt von Berks County, den „Father Abraham“ heraus, und 1868 begründete er diese Zeitschrift zum zweiten Mal in Lancaster, nachdem er bis 1868 Redakteur am Readinger „Eagle“ gewesen war. Schon in der älteren Ausgabe seiner Zeitschrift hatte er gelegentlich eine penna.-deutsche Veröffentlichung gebracht, aber erst in Lancaster wurde daraus eine ständige Rubrik, die er als „Mit Schwefelbrenner zum Schlißeltown“ unterzeichnete. Diese Beiträge müssen schon 1868 in einem wahrscheinlich nur privaten Sonderdruck als „Campaign Preefa zum Pit Schwefelbrenner“ erschienen sein, den Professor Ellis in einem Buch: „Early English Pronunciation“ (London 1869) erwähnt und der vielleicht noch etwas älter ist als die Bücher Wollenwebers und Bahns. Jener Rubrik verdankte der „Father Abraham“ eine erstaunliche Verbreitung unter den Penna.-Deutschen auch außerhalb Pennsylvaniens. Aber Rauch ging weiter und gab 1873 zu Lancaster eine von englischen Paralleltextrn abgesehen ganz in penna.-deutsch geschriebene Monatschrift, „The Pennsylvania Dutchman“ heraus, die das einzige rein penna.-deutsche Blatt geblieben zu sein scheint, abgesehen von einer humoristischen, 1913 in Allentown herausgekommenen Zeitschrift „Sim Schmalzgsicht“, die Weiser und Rinn herausgaben. Der von 1900—1912 erschienene „Pennsylvania German“, die nächst den noch heute erscheinenden „Proceedings of the Pennsylvania German Society“ die ergiebigste Quelle für penna.-deutsche Geschichtsforschung, war, wie schon der „Father Abraham“, wieder rein englisch mit Ausnahme einer ständigen penna.-deutschen Rubrik. Unter den Mitarbeitern des „Dutchman“ waren Männer wie Israel Daniel Rupp, Horne, Tobias Witmer. Sie fand einige Beachtung; in Steigers 1873 in New York erschienenem Handbuch „Periodical Literature of the United States of America“ wurde sie als einziges Blatt nicht nur bibliographisch aufgenommen, sondern auch kurz kommentiert. Die

„New York Deutschen Blätter“ garantierten ihr sehr voreilig das Interesse der amerikanischen wie der europäischen Philologen. Der „Father Abraham“ hat den „Pennsylvania Dutchman“ überlebt. 1879 gab Rauch das „Pennsylvania Dutch Handboock“ heraus, ein Buch, das dazu bestimmt war, dem englisch Sprechenden das Penna.-Deutsche, dem Penna.-Deutschen das Englische näher zu bringen. In der Einleitung sagte er: „About im johr 1870, hob ich my mind uf gamaucht for'n booch schreiva un publisha fun Pennsylvania Deitsch in English, und English in Pennsylvania Deitsch, mit der obacht for practical un profitliche instructions gebva, abbordich for bisneß menner os in pleß woona fun Pennsylvania Deitsch schwebende Leit un aw for die feela dauffende fun Pennsylvania boova un maid os in de Englisha shoola gane un doch sbeer nig schweka derhame un in der nachberschaft os Pennsylvania Deitsch.“ In diesem Werk hat Rauch auch seine Shakespeareübersetzungen veröffentlicht. Er hat kein ganzes Drama übertragen, sondern nur einzelne Szenen aus Julius Cäsar, König Richard III. und Hamlet, übrigens auch die Bergpredigt, Lukas XV. und Teile von Mathäus VII. Von seinen penna.-deutschen Vorträgen erschien einer 1891 unter dem Titel „De Olta un Neia Zeita“ in Bd. I der „Proceedings of the Pennsylvania German Society“. Der Vortrag war der erste, der in der Gesellschaft gehalten und blieb der einzige, der nicht in englischer Sprache gehalten wurde, abgesehen von einem Vortrag, den Rev. Schanz (und vielleicht einem zweiten, den Rauch selber) 1893 in Mt. Gretna auf dem Penna.-German-Day beim „Pennsylvania Chautauqua“ im Auftrag der Gesellschaft hielt. Rauch hatte, wie einem Rückblick von Geß aus dem Jahre 1910 auf die Gründungstagung entnommen werden kann, versucht, als Hauptzweck der Gesellschaft die Pflege der pennsylvania-deutschen Sprache durchzusetzen, aber nur ein Mitglied stimmte ihm bei. Als Bührle 1892 auf der zweiten Tagung der Gesellschaft einen pennsylvania-deutschen Vortrag über Erziehungsfragen plante, sah er sich vorher veranlaßt, davon abzusehen.

Rauch hatte die Intellektuellen gegen sich, die sich mit seiner Mißsprache nicht befreunden konnten. In einem Vortrag über die literarische Verwendbarkeit des Pennsylvania-deutschen hat



L. L. Grumbine 1903 Rauch bekämpft: "The attempt has been made, consciously or unconsciously, to blend or to fuse the two languages into one in writing, just as the natural forces tended to blend and fuse them into one in speech. The experiment has been made to write the dialect for the accommodation of those who speak the P. G. but are unable to read the German language, by introducing English words wherever the proper German may be lacking and by spelling according to English methods and English sounds. The result of such a course is to repel if not to debar German scholarship from all acquaintance and sympathy with it. It may serve the purposes of satire or of humorous prose, but is wholly inadequate for dignified poetic expression." Weiter nannte Grumbine Rauchs Versuch eine Absurdität und ähnlich hat J. S. Stahr 1894 in einem Vortrag, während Rauch Chairman war, die zu starke Mischung mit englischen Worten charakterlos genannt. Nur als Humorist war Rauch im Alter anerkannt, nur als solchen kennt und preist ihn W. J. Myers 1891 auf der Tagung der P. G. Society in Harrisburg.

Aber Rauch hat auch selber eine pennadeutsche dramatische Dichtung geschrieben, das 1883 zu Rauch Chum veröffentlichte Dramalet „Pennsylvania Dutch Rip von Winkle“, nach dem Englischen von Washington Irving, eine der wenigen penna.-deutschen dramatischen neben dem „Pinafore“ von Remhard und der „Insurance Business“ von Charles Ezra Grumbine.

Rauch hat in seinen Schriften stets die englische Orthographie angewendet, während Garbaugh noch die deutsche benutzte hatte, und die penna.-deutschen Literaten, die nicht als Wissenschaftler, sondern zur Unterhaltung der breiten Massen schrieben, sind ihm meist darin gefolgt, vor allem L. S. Garter und Harvey Monroe Miller. Man kann nicht sagen, daß er in diesem Punkte von verbissener Orthodoxie war, denn im „Pennsylvania Dutchman“ hat er seine Mitarbeiter, wo sie es wünschten, ruhig die deutsche Orthographie anwenden lassen und ließ Tobias Witmer sogar einen Aufsatz zur Verteidigung der deutschen Rechtschreibung veröffentlichen. Aber sein Verhalten in diesem Punkt beruhte doch auch nicht auf Willkür, Laune oder Zufall. Aus einer Gegend des penna.-deutschen

Sprachgebietes stammend, die dem Einfluß der deutschen Schriftsprache schon weitgehend entzogen war, war er sich der Tatsache bewußt, daß die Mehrzahl der penna.-deutschen Kinder auf den Schulen das Englische und nicht das Schriftdeutsche lernten. Dabei verallgemeinerte er wahrscheinlich zu Unrecht die Zustände im südlichen Teil des Sprachgebietes, denn noch war die deutsche Schule nicht ganz verschwunden, vor allem in den Städten des Nordens nicht, wie in Reading, wo sie 1882 in den öffentlichen Schulen aufgenommen wurde, oder in Allentown.

Von den Abonnenten der deutschen Presse, deren Ziffern aus jenen Jahren bekannt sind, mochte ein Teil in Philadelphia wohnen, also nicht zum Penna.-Deutschtum, sondern zu dem frisch eingewanderten Deutschamerikanertum gehören; immerhin muß doch ein beträchtlicher Teil der penna.-deutschen Jugend damals noch das Schriftdeutsche verstanden haben. Überwogen hat in jedem Fall der englische Unterricht, vor allem auf dem Lande, schon damals. Es wäre ganz falsch, in Rauch einen Vorkämpfer der Anglisierung sehen zu wollen. Ihm lag durchaus an einem Eigenleben des Penna.-Deutschtums, nur setzte er sein Volk ausschließlich zum Angloamerikanertum in Beziehung und nicht zu dem theoretisch so viel näher verwandten Deutschtum Europas und Nordamerikas. Er lehnte auch die Meinung der Intellektuellen, welche die gebräuchliche Bezeichnung „Pennsylvania Dutchman“ durch das korrektere „Pennsylvania German“ ersetzt haben, durchaus ab und ging so weit, vorzuschlagen, die Anhänger der deutschen Orthographie sollten sich Pennsylvania Germans, die der englischen Pennsylvania Dutchmen nennen. In der Reading Zeitung „Times and Dispatch“ opponierte gegen ihn der bekannte Übersetzer Th. Zimmermann, und ebenso taten Karl Knorr und Professor Galdemann. Rauch widersetzte sich auch 1891 der Namenwahl bei der Gründung der Pennsylvania German Society und der Zwiespalt hat unter den penna.-deutschen Schriftstellern lange Zeit nicht aufgehört. Auf der einen Seite standen die Anhänger der deutschen Orthographie, die sich der philologischen Herkunft des Penna.-Deutschen als eines pfälzischen Dialektes bewußt waren und die teilweise auch nach Möglichkeit die englischen Worte aus dem schriftlichen Gebrauch fernhalten

wollten, wobei sie bis zur puristischen Germanisierung des Penna.-Deutschen gingen. Leisenring, Zimmermann und in Rechtschreibung — nicht aber in Vokabularfragen auch Wollenweber — gehören hierher, ferner der bedeutendste penna.-deutsche Dichter, Lee Light Grumbine. Auf der anderen Seite stehen die praktischen Journalisten und die theoretisch-philosophisch uninteressierten Schriftsteller, die für die breiten Massen schrieben, wie T. G. Harter und Harvey Monroe Miller. Die Wissenschaftler, welche die penna.-deutsche Folklore, Grammatik und den Wörterschatz des Idioms aufzeichneten, standen durchweg auf der Seite der Germanen, aber die einflussreichen Werke von Bachmann, Stoudt und Fogel erschienen erst sehr spät, sodaß sich der Einfluß der Gelehrten lange Zeit nicht voll durchsetzen konnte und die Zahl derer, welche die englische Orthographie anwandten, ständig zunahm. Eine phonetische Orthographie hat nur der Ethnologe W. J. Hoffman angewandt. Richter G. A. Endlich hat noch 1905 das Fehlen einer Einheitsorthographie (und damit von Protokollierungsmöglichkeiten) für das Haupthemmnis einer penna.-deutschen Geschäftssprache in der P. G. Society und für eine penna. deutsche Literatur genannt. Heute kann als Endergebnis ein Kompromiß gebucht werden, wonach man zwar nach dem Vorbild der Wissenschaftler, besonders des 1924 erschienenen Lambertischen Wörterbuchs, die deutsche Orthographie anwendet, aber darauf verzichtet, entgegen dem tatsächlichen und ständig zunehmenden Alltagsgebrauch den englischen Einschlag im Penna.-Deutschen zu ignorieren oder zu quotieren, vielmehr diese englischen Worte unbekümmert anwendet. Wo noch heute in englisch geschriebenen Tageszeitungen penna.-deutsche Beiträge erscheinen, wie die Briefe des Pumpernickle Bill im Allentowner „Morning Call“, wird selbstverständlich auch heute noch die englische Rechtschreibung zugrunde gelegt.

Wie stark bei manchen Penna.-Deutschen, vor allem im Norden, der Wunsch war, die englischen Worte aus der Sprache fernzuhalten, zeigt ein offener Brief Leisenrings an Horne, den er auf die Ankündigung von dessen pennsylvania-deutschen Lehrbuch in dem heute noch erscheinenden Allentowner „Friedensboten“ schrieb: „Was ich aver eegentlich hab sage wolle is des: Ich hab

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

in der Zeitung geles, du dhast mit dem Gedanke umgeh, 'n Buch des bekannte Übersetzer Th. Zimmermann, und ebenso Lehrer unnd Dictionary über Pennsylvanisch Deutsch rauszugewe. Weest was — so 'n Buch dhast die Leit do in Pennsylvania und sunst überall wo die Pennsylvanisch Deutsch Sprach schwache gewiß arg gleiche . . . Wann du sell Buch schreibe wit, mocht ich d'r eppes von Abweis gewe, vantage weil ich selwert Pennsylvanier un noch newebein Palzer hin. . . . Nau die Palzer Sprooch un die Pennsylvanisch Sprooch sauter g'schweyt, sin eens, un is schier keen Unnerschied dazwische. . . . Do sin viel von dene ferls wo's prouiert hen, die meene, wann sie recht huns-geschmee schlecht Hoch Deutsch schreibe un ferchterlich viel Englische worte drunner dhate, sell war Pennsylvanisch, un so narrische Deutsche, wo's net besser verstehen, spend ne dann große Lorbeere for „dieses Göttliche Verhungen der so edlen deutschen Sprache“ . . . Nau wann du dra' gehst, for sel Buch zu schreibe los des verhenkert Englisch Kauderwelsch haus, wo gar net in unser Sproch ghöre dhut. Ich arger mich allemol schwarz und blo, wann so dumm stoff gedruckt un in die Welt gschickt werd wo Pennsylvanisch Deutsch sei sol, amer lauter geloge is. S is uns verlaschert wo mrs net verdient hen.“ Im Anschluß daran kritisierte Leisenring Wollenwebers Buch, denn hatte Wollenweber als geborener Deutscher einerseits hochdeutsche Reminiszensen nicht vermeiden können, so hatte er daneben, um echt penna.-deutsch zu schreiben, ziemlich viel englische Worte verwendet. Er wollte den Dialekt von Lehigh County, der damals unter den Nachwirkungen herrnhuterischer Einflüsse am reinsten von englischen Worten, aber auch in seinen deutschen Bestandteilen der gemeindeutschen Schriftsprache am ähnlichsten war, zum Standarddialekt erhoben wissen.

Man kann heute nicht mehr sagen, daß die Verwendung vieler englischer Worte nicht pennsylvanisch sei, aber in den deutsch-amerikanischen Zeitungen erscheinen noch heute regelmäßig Beiträge, in denen auch der deutsche Bestandteil nicht die spezifische Formung der pfälzischen Mundart, wie wir sie im Penna.-Deutschen finden, darstellt, sondern einfach, wie Leisenring schreibt: „recht huns-geschmee schlecht Hoch Deutsch.“ Mit Penna.-Deutsch haben die Briefe von Philipp Sauerampher und Meif Habersack,

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ständige Rubriken der deutschamerikanischen Zeitungen, wenig zu tun.

Von Wollenweber behauptet Reichard sogar, er habe niemals richtig penna.-deutsch gelernt; für einen aus dem Schriftdeutschen Bereich Kommenden sei das überhaupt nicht möglich, wohl aber für den Englischsprechenden.

Die Streitigkeiten innerhalb der penna.-deutschen Intelligenz drehten sich nicht bloß um die Rechtschreibung des Penna.-deutschen. Man kann mindestens drei Fronten unterscheiden. Eine Gruppe trat ein für Dreisprachigkeit; hochdeutsch, penna.-deutsch und englisch sollten nebeneinander existieren. Die konservativste Gruppe, um Leisenring und Probst gruppiert, wünschte dabei eine absolute Vorrangstellung des Hochdeutschen, das Pennadeutsch war vollkommen in der Rolle der in Deutschland gesprochenen Dialekte gedacht, also auf mündlichen Gebrauch im wesentlichen beschränkt. Bei Horne hingegen bedeutet Dreisprachigkeit bereits absolute Gleichberechtigung der drei Sprachen, man kann seine Vorstellung vielleicht am ehesten mit dem heute in Luxemburg tatsächlich herrschenden Zustand vergleichen, wo der Dialekt in zunehmendem Maße Schriftsprache wird. Bei Rauch und auch bei Sarbaugh ist eine Zweisprachigkeit penna.-deutsch-englisch die Basis, das Hochdeutsche wird nur als Fremdsprache noch gelesen aber kaum mehr geschrieben. Auch R. L. Grumbine ist (1895) für Zweisprachigkeit, aber: „englisch first, dutch second“ und wo vom zweiten die Beherrschung der ersten gehindert wird, muß es ausgemerzt werden. Bei Jüngeren finden wir da die Einsprachigkeit, die völlige Anglisierung zuweilen als offenes Ziel, so 1904 bei George Mays,<sup>1</sup> der selber penna.-deutsche Verse geschrieben hat, und 1910 bei dem bekannten Superintendenten des pennsylvanischen Schulwesens, Dr. Nathan C. Schaeffer.<sup>2</sup> Was Rauch und Horne hierbei gemeinsam haben, ist, daß sie in einen Kampf, der ursprünglich bloß zwischen Englisch und Hochdeutsch geführt wurde und bei dem das Penna.-deutsche bloß als passiver nun

<sup>1</sup> Vgl. G. Mays "Why the Penna.-German still prevails in the eastern sections of our state", Reading 1904.

<sup>2</sup> Rede Schaeffers in Shenandoah, vgl. „Penna. German“, Vol. XI, 1910, No. 12.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

einmal vorhandener Faktor in Rechnung gestellt wurde, diese Sprache als dritten selbständigen Faktor mit besonderen Dauermöglichkeiten stellten. Horne und besonders Rauch waren ihrer Zeit voran. Während Probst und Leisenring auf verlorenem Posten fochten, wäre ein erfolgreicher Ausbau des Pennsylvaniadeutschen Schrifttums damals möglich gewesen, wenn die pennsylvania-deutschen Intellektuellen Rauch auf dem im „Pennsylvania-Dutchman“ gewiesenen Wege gefolgt wären. Denn das Volk hing an der alten Umgangssprache. Aber Rauch blieb so unverstanden innerhalb des Pennsylvaniadeutschtums, wie es Rattermann, der einen deutschamerikanischen Nativismus z. B. für die Schulbuchliteratur forderte, innerhalb des Deutschamerikanertums geblieben ist. Wenn wir hier das Bild Rauchs als das eines mit besonders guter Witterung begabten Mannes zeichnen, so paßt es gut hierzu, wenn wir hören, daß er eine erstaunliche und beruflich vielgenutzte Fähigkeit besaß fremde Schriften nachzuahmen.

Horne, der seinem Wesen nach durchaus kein Journalist wie Rauch war, sondern ein theoretisch denkender Kopf und praktischer Pädagoge, kann nicht in allem der Partei Rauchs zugezählt werden. Trotzdem wird sein Name in Zukunft stets mit dem Rauchs zusammen genannt werden. Die beiden Männer einte ihre gemeinsame kulturpolitische Frontstellung in dem Kampf für die selbstständige Geltung des Penna.-Deutschen. Horne war am 24. März 1834 in Springfield Township, Bucks County, geboren, als Urenkel des 1755 eingewanderten Württenbergers Stephen Horne. Seine Vorfahren waren Mennoniten, er selber wurde lutherischer Prediger. Von dem achtjährigen Knaben wird berichtet, daß er im Garten den Vögeln predigte. Mit 16 Jahren begann er Unterricht zu erteilen, und 1854 gründete er zu Quakertown ein eigenes Lehrerseminar, das Bucks County Normal and Classical Institute, das mit drei Studenten begann und nach fünf Jahren bereits fünfzehn Lehrkräfte beschäftigte. Diese Schule wurde vorbildlich für das ganze Schulsystem von Pennsylvanien und in seiner damaligen Tätigkeit gründete er eine Zeitschrift „The National Educator“, die er bis zu seinem Tode herausgegeben hat. Später amtierte er einige Zeit als Pastor zu Williamsport, leitete von 1872—77 als Nachfolger von Rev. Ermentrout die

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

von Brobst gegründete Kenjstone State Normal School zu Kuztown und von 1877—82 eine Abteilung am Mühlenberg College zu Allentown. In Kuztown bildete er den Lehrernachwuchs vor allem für das nördliche Berks County heran. Im „Pennsylvania German“ wurde ihm einmal nachgerühmt, er habe in hohem Maße die Fähigkeit besessen, die von Natur schüchternen jungen Penna.-Deutschen mit Selbstvertrauen zu erfüllen (of inspiring young P. Gs., naturally diffident, with confidence in themselves).<sup>1</sup> So beliebt war er als Lehrer, daß ein regelrechter Schulstreik ausbrach, als ihn ein Zwist mit der Schulbehörde zwang die Schule zu verlassen. Einen Ruf als Präsident der Univerſität von Texas lehnte er ab, doch hielt er, ein vielgesuchter Vortragsredner, häufig in anderen Staaten von U. S. A. Gastvorlesungen. Er gehörte zu den Gründern der Pennsylvania German Society und ist am 23. Dezember 1902 gestorben, im gleichen Jahre wie Rauch, dessen Todestag der 8. September war. Da auch Rachel Bahn 1902 starb, kann dies Jahr als Abschlußjahr der ältesten Periode der pennsylvaniadeutschen Literatur gelten. Man nannte ihn Allentown's bufiest man. Er veröffentlichte nach Reichard ein „Handbook of Botany“, ein Buch „Cash Experiments in Chemistry and Kindred Subjects“, „Common Sense Health Notes“ und gab die Memoiren des Reverend Joshua Yeager, eines bekannten ostpennsylvanischen Predigers heraus. In Mr. Mathews' und Austin Hungerfords „History of Lehigh und Carbon Counties“ (Philadelphia 1884) steuerte er ein Kapitel über die Pennsylvania-Deutschen bei. Vor der Penna.-German-Society hielt er 1891 einen Vortrag über „Proverbs and Sayings of the Penna.-German. Obwohl er ganz überwiegend Englisch schrieb, hatte er doch zur deutschen Sprache ein positiveres Verhältnis als Rauch. Im „National Educator“ schrieb er 1879 einmal: „Seitdem wir 1860 die erste Nummer des „Educator“ publizierten, haben wir als eine Notwendigkeit befürwortet, daß jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in diesem Lande die englische Sprache gründlich erlerne, weil es unsere Amts- und Geschäftssprache ist. Die Ausführung dieser Idee war einer der vornehmsten Zwecke für die Begründung dieses Journals und für seine

<sup>1</sup> „Penna. German“, Vol. VIII, 1907, No. 19.

Aufrechterhaltung während der letzten 20 Jahre. . . . Länger als ein Vierteljahrhundert haben wir dies befürwortet. Dies war auch der Zweck des „Manual“, das wir vor einigen Jahren herausgaben, und von dem hunderte von Exemplaren verkauft wurden. Unsere Stellung ist sogar noch schroffer. . . . Jeder Amerikaner sollte ein Meister in der Beherrschung des Englischen sein.

„Während es jedoch unsere feste Überzeugung ist, daß sich Jedermann vertraut machen sollte mit der englischen Sprache, sind wir nicht so engherzig und illiberal anzunehmen, daß die englische die einzige Sprache sei, welche ein Amerikaner verstehen sollte, und wir halten es weder für eine Schande noch einen Nachteil für irgend Jemand, wenn er im Stande ist, mehr als eine Sprache zu sprechen. Wir glauben auch nicht, und haben durch keine vergleichende Philologie ermitteln können, daß die englische Sprache die allerwissenschaftlichste der Sprachen ist. Mehrere Sprachen, namentlich die altgriechische und die deutsche, sind in philosophischer Beziehung der englischen bei weitem überlegen. Auch besitzt die englische Sprache nicht allein die literarischen Schätze der Welt. Die deutschen Literaturschätze sind reicher als die englischen. Es läßt sich sicherlich nicht mit Gewißheit behaupten, daß das Deutsche jemals aussterben wird, weder in diesem Staate noch auf dem Kontinent. Die Tendenz während der letzten Jahrhunderte führte entschieden in entgegengesetzter Richtung. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß der große Westen während der letzten 25 Jahre überwältigend deutsch geworden ist.

„Während der letzten 30 Jahre hat die Bevölkerung der Ver. Staaten um 10 Millionen zugenommen durch Einwanderung und Geburten. Kirchen sind zu Hunderten errichtet worden. Im Ganzen genommen sind während der letzten 30 Jahre 5000 deutsche Gemeinden organisiert worden. Eine einzelne Synode, die Lutherische Synode von Missouri, ganz deutsch, hat seit 1850 an 800 deutsche Gemeinden organisiert. Deutsche Zeitungen von enormer Verbreitung sind entstanden. In St. Louis allein sind seit 1850 acht deutsche Zeitungen entstanden mit einer Gesamtzirkulation von 50,000. Cincinnati kann Ähnliches aufweisen. Hier in Allentown hat der 1855 gegründete „Welt-Vote“ eine Auflage



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

von 20,000. Ist es angesichts solcher Thatfachen nun wahr, daß die Zeit für deutsche Zeitungen beinahe verstrichen ist! Es mag wohl vereinzelt Fälle von Abnahme der Zirkulation oder gelegentlicher Einstellung geben; doch das sind nur Ausnahmefälle, die keineswegs zu den erwähnten verallgemeinernden Behauptungen berechtigen. . . . Wir garantieren, daß der Reading Adler, die Deutsche Eiche, Friedensbote, Unabhängige Republikaner, Easton Correspondent, Morgenstern, Express, Wacht, Ruztown Journal, Philadelphia Demokrat, Abend Post, Freie Presse, Jugend-Freund, Lutherische Zeitschrift, Hausfreund, Republikaner von Berks, Lancaster Volksfreund und Bucks County Patriot heute durchschnittlich eine höhere Auflagenziffer als vor dreißig Jahren haben.

Der Umstand, daß vor einigen Wochen zu Macungie das Predigen in der englischen Sprache eingestellt wurde und jetzt nur deutsch dort gepredigt wird, ist kein Beweis, daß die englische Sprache ausstirbt, oder daß in 25 Jahren in jenem Landesteile kein englisch mehr gesprochen werden wird. . . . Im Gegenteil bedeutet es, daß der Kirchenrat, oder wer sonst es getan, indem er das englische Element wegtreibt, sich selbst im Lichte steht. Das Evangelium ist nicht an oder durch irgend eine Sprache gebunden. Allein so absurd die Schlußfolgerung einiger unserer deutschen Zeitungen ist, bei denen der Wunsch Vater des Gedankens sein mag, daß die englische Sprache aussterbe, weil eine Kirche sie vertreibt, so unvernünftig ist es, wenn die Gegner des Deutschen unter unseren englischen Freunden, weil das Englische das Deutsche in einigen wenigen Plätzen verdrängt hat, behaupten, in 25 Jahren werde kein deutscher Laut mehr gehört werden.

„Es gibt 2000 Kirchen in Ost-Pennsylvanien, in denen heute deutsch gepredigt wird, was gut zweimal so viel ist als vor dreißig Jahren. In einigen von diesen dürfte in fünfundzwanzig, fünfzig oder einhundert Jahren nach diesem, Englisch neben dem Deutschen gepredigt werden; einige mögen ganz englisch werden, andere werden so deutsch verbleiben wie sie es heute sind, oder vielleicht noch deutscher werden, gerade so wie es in den letzten dreißig Jahren der Fall war; allein die deutsche Sprache wird, es sei denn es liegt keine Philosophie in der Geschichte und die

Erfahrung führt uns vollkommen irre, fortfahren, die Sprache der Kanzel, der Frömmigkeit, des heimischen Herdes und der Herzen von hundertmal hunderttausend unserer amerikanischen Mitbürger noch für viele hundert Jahre zu verbleiben.

„Das Deutsche wird mehr studiert und gewürdigt werden in den kommenden Jahren, als in der Vergangenheit. Wenn sein Wert besser bekannt wird, wird sogar das englische Element sich auf sein Studium in Schule und Familie einlassen. Man wird sich überzeugen, daß es für unsere Jugend in Ost-Pennsylvanien einen höheren Wert hat, als Kopfrechnen und Grammatik. Kein anerkannter Pädagoge bestreitet, daß das Sprachstudium ausbildender ist als Mathematik und Naturwissenschaften. . . . Man lasse sie eine Kenntnis von zwei Sprachen erwerben. . . . Man lehre die deutsche Sprache neben der englischen. Das Deutsche wird in Zukunft immer noch in zweitausend Kirchen in Ost-Pennsylvanien gepredigt werden. Der „Ablter“, der „Welt-Vote“, der „Friedens-Vote“ und hundert andere Blätter werden fortwährend veröffentlicht und von Tausenden gelesen werden, und Millionen, Kinder sowohl als Eltern, werden für Jahrhunderte fortfahren, die Muttersprache der Vorfäter als Verkehrssprache zu benutzen.“

Horne stand dem Kreise des tatkräftigen penna.-deutschen Vorkämpfers des Schriftdeutschen, des Reverend Samuel Kistler Probst (1823—1876), nahe. Probst hatte den Deutschunterricht am 1864 von ihm mitgegründeten Mühlenberg College zu Philadelphia durchgeführt und schon vorher (1861) mit Leisenring und anderen zusammen den Verein der deutschen Presse von Pennsylvanien gegründet mit der ausdrücklichen Zielsetzung einer Annäherung zwischen dem Penna.-Deutschtum und dem (erst im 19. Jahrhundert entstandenen) pennsylvanischen Deutschamerikanertum. Abgesehen von gelegentlichen späteren erfolglosen Versuchen, die Aufnahme von nicht penna.-deutschen Deutschpennsylvaniern in die 1891 gegründete Pennsylvania German Society durchzusetzen, und Kriebels Versuch, 1912—13 in der „Penn. Germania“ ein Verbindungs-Organ zu schaffen, scheint dies der letzte Versuch zur Wiederangliederung des Penna.-Deutschtums an das Deutschamerikanertum und damit mittelbar an das Gesamtdeutschtum ge-

wesen zu sein. An Hexamers deutschamerikanischen Zentralbund von Pennsylvanien blieben die Penna.-Deutschen unbeteiligt und heute muß man Deutsche und Penna.-Deutsche endgültig als zwei verschiedene Völker betrachten. Zu jenem Kreis um Brobst gehörte auch Benjamin Trexler, der 1880—86 im Verlag des „Friedensboten“ zu Allentown die „Skizzen aus dem Lecha-Tal“ herausgab, wohl die letzte wissenschaftliche Arbeit von pennsylvania-deutscher Seite, die in hochdeutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Allentown und Lehigh County, wo die pennsylvania-deutsche Umgangssprache am wenigsten englische Worte aufgenommen hatte, war zugleich die Hochburg des Schriftdeutschen, wenn auch schon 1861 unter dem Einfluß des Bürgerkrieges in den öffentlichen Schulen die durch das Gesetz von 1837 ermöglichte deutsche Unterrichtssprache beseitigt war.

Aber Horne, so sehr er an die feste Stellung des Schriftdeutschen in Ostpennsylvanien glaubte, war sich doch ebenso wie Rauch darüber klar, daß das Deutsche in gewissem Sinne ebenso sehr eine Fremdsprache für die Penna.-Deutschen war wie das Englische, wenn auch als Träger bestimmter Traditionswerte vielleicht um ein Geringes näher liegend. Er war noch ausgesprochenener als Rauch ein Gegner der blinden Anglisierung, aber als er daran ging, konstruktive Gegenvorschläge für die Ausgestaltung des Schulwesens in Ostpennsylvanien zu machen, als er eine allgemeine Berücksichtigung der Muttersprache der Schulkinder im Unterricht forderte, als er m. a. W. wenn auch nur ansatzweise die Bedürfnisse und Notwendigkeiten einer Minderheit in Amerika publizistisch analysierte, da bezeichnete er als Muttersprache der ostpennsylvanischen Bevölkerung außerhalb Philadelphias das Penna.-Deutsche, nicht das Schriftdeutsche. Er hat die Verwendung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den ersten Schuljahren gefordert, weil er sah, wie sehr eine Minderheit durch Ignorierung ihrer Muttersprache im Schulwesen behindert wird. Aber die Unterrichtssprache, die er für Ostpennsylvanien forderte, war das Penna.-Deutsche. Nur für die Kinder der späten deutschen Einwanderer der größeren Städte verlangte er die deutsche Unterrichtssprache. Diesen Gedanken hat er 1873 in Rauchs Zeitschrift „The Pennsylvania Dutchman“

entwickelt und Rauch hat ihn mit einigen zustimmenden Worten begleitet. Hier sind die damals in Ostpennsylvanien vorhandenen Möglichkeiten auf das deutlichste sichtbar: Eine ernste Zeitschrift erscheint ganz in Penna.-Deutsch, und in ihr wird das Penna.-Deutsche als Unterrichtssprache verlangt. Nie wieder ist man im Penna.-Deutschtum zu einer so selbständigen Haltung gelangt. Auch die persönliche Verschiedenheit von Rauch und Horne zeigt sich in ihrer Arbeitsteilung: Rauch hat die penna.-deutsche Zeitschrift verwirklicht, Horne formuliert die konstruktiven theoretischen Gedanken.

Wenn Horne zwei Jahre später 1875 mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter sein „Pennsylvania German Manual“ herausgab, so leiteten ihn dabei die Gedanken, die er in jenem Aufsatz ausgesprochen hatte und die also nicht ein gelegentlicher flüchtiger Einfall gewesen waren. Rauch hatte sein Handbuch vor allem für den englisch sprechenden Geschäftsmann bestimmt, der im penna.-deutschen Sprachgebiet Geschäfte machen wollte und hierzu die Umgangssprache kennen mußte, und für den Penna.-Deutschen, der sich in englischer Umgebung bewegte. Horne schrieb ein Schulbuch, das für den Lehrer berechnet war. Aber trotz der großen Autorität, die Horne als Pädagoge genoß, ist sein Buch in den Schultuben nicht heimisch geworden. Auf dem Büchermarkt hingegen wurde es der best Seller des penna.-deutschen Schrifttums; während selbst Garbaugh's Gedichte nur 3 Auflagen erlebt haben, wurde Hornes Buch noch zu seinen Lebzeiten 1895 zum 2., nach seinem Tode 1905 und 1910 zum 3. and 4. Mal aufgelegt.

Zeitschriften in Penna.-Deutsch, Unterricht in Penna.-Deutsch: Das ist nicht die Stellung eines Dialektes, das ist die Stellung einer selbständigen Sprache. Aber die Möglichkeiten, die sich damals angebahnt haben, wurden nicht voll erfüllt, so befruchtend Rauch und Horne auf die mitlebenden und nachfolgenden penna.-deutschen Schriftsteller auch eingewirkt haben. Ganz überwiegend blieb die Verwendung des Penna.-Deutschen auf die Domäne des Dialektes, auf lyrische Verse beschränkt. Horne und Rauch selber haben fast gar keine Verse geschrieben. Aus Hornes Nachlaß

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

wurden einige in die vierte Auflage seines Handbuches eingefügt; ein Gedicht „Ich wat ich wär en Bauer“ steht in Murands Sammlung. Rauch veröffentlichte einmal ein Gedicht: „Die Pennsylvania Militz“ in „Pennsylvania Dutchman“. In Murand steht ein Gedicht: „Wun mer noch de Kärriich gait.“ Allmählich aber scheinen auch die Gedichte seltener werden zu wollen. Sieht man von den humoristischen Briefen in den Zeitungen ab und beschränkt sich auf die in Buchform erschienenen Werke, so findet man im penna.-deutschen Schrifttum der letzten Jahre fast nur noch Sammelwerke von Gelehrten und Forschern, welche eine Überlieferung zusammenzufassen bemüht sind, wie Stoudts Buch über die „Folklore of the Pennsylvania Germans“ (1916), Fogel in seinen Büchern „Beliefs and Superstitions of the Pennsylvania Germans“ (1915) und der 1928 druckfertig gewordenen Sprichwörterammlung, Lambert in seinem 1924 veröffentlichten Wörterbuch und Reichardt in seiner 1928 herausgegebenen Anthologie. Zu diesen Werken kommt noch die nicht in Penna.-Deutsch, sondern über das Penna.-Deutsche geschriebene literargeschichtliche Monographie Reichardts aus dem Jahre 1915, der die meisten Tatsachenangaben dieses Aufsatzes entnommen sind, sowie das kleine populäre meist aus Harvey Monroe Miller und Thomas Harters Schriften kompilierte Sammelwerk Murands von 1916.

Für die Zukunft des Schriftdeutschen bei den Penna.-Deutschen hat Horne 1879 schlecht prophezeit, denn es ist heute bei ihnen fast völlig verschwunden, wenn es auch bei einigen kleineren Sekten in archaischer Form und mit einem beschränkten Wortschatz noch fortlebt. Aber für die penna.-deutsche Sprache bestehen alle jene Möglichkeiten langer Dauer noch, die damals im „National Educator“ dem Schriftdeutschen zugeschrieben wurden. Es wird interessant sein zu sehen, ob die Chance, die sich hier bietet, ausgenutzt werden wird. Immer wieder wurde das Aussterben dieses Idioms bei für die folgende Generation prophezeit, deren junge Angehörigen, wie behauptet wurde, untereinander nur noch englisch sprächen. Schon 1821 stand im „Niles Weekly Register“ (Baltimore),<sup>1</sup> nur ein paar alte Leute sträubten sich noch gegen das

<sup>1</sup> Vgl. „German American Annals“, N. Series, Vol. II, No. 2.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Englische, und 1873 hieß es in Schems „Deutsch-Amerikanischem Konversationslexikon“,<sup>2</sup> die junge Generation ziehe durchweg das Englische dem Penna.-Deutschen (nicht etwa nur dem Schriftdeutschen) vor. Im 20. Jahrhundert sind derartige Behauptungen erst recht häufig geworden, ohne daß sich mit Sicherheit mehr als eine langsame Einengung des Sprachgebietes feststellen ließe. Im Philadelphaer „Inquirer“ wurde erst im März 1928 das Gutachten eines Dr. Williams aus Pottsville wiedergegeben, daß mindestens zwei Millionen Menschen in Pennsylvanien das Penna.-Deutsche sprächen, daß bei inter-denominationellen „Revidals“ regelmäßig rund 80% der Anwesenden in die penna.-deutsch angestimmten Hymnen einfielen und daß die Sprache sich eher ausbreite als zurückgehe.<sup>3</sup> Durch ihre Fähigkeit suggeriert sie allmählich förmlich den Gedanken auf, sie aus einem überwiegend vegetativen Zustand in Anknüpfung an Hornes und Rauchs Tradition zum bewußt allseitig angewandten Ausdrucksmittel zu erheben.

Zweimal gab es eine psychologische Situation, die den Ausbau des Penna.-Deutschen zur Schriftsprache ermöglichte. Die erste war jene Zeit, als das Schriftdeutsche in Ostpennsylvanien ständig zurückging, ohne daß das Penna.-Deutsche dadurch im geringsten beeinträchtigt wurde, als man also aus der stärkeren Lebenskraft des Penna.-Deutschen einiges Selbstbewußtsein schöpfen durfte und nur auf einen vorhandenen Zustand, den unverändert starken Gebrauch des Penna.-Deutschen hinzuweisen brauchte, um die Schaffung einer penna.-deutschen Literatur zu rechtfertigen. In jener Situation wirkten ohne nachhaltigen Erfolg die beiden Kulturpolitiker Rauch und Horne. Zum zweiten Mal bildet sich eine psychologisch günstige Situation seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts heraus. Diesmal ist es nicht das längst verschwundene Schriftdeutsch, sondern des Penna.-Deutsche selbst, dessen Existenz bedroht wird und nicht mehr überschüssige Kraft sondern drohende Gefahr ist es, die den Anlaß geben kann, das penna.-deutsche Schrifttum anzubauen. Was mündliches Fortvegetieren

<sup>2</sup> „Deutschamerikanisches Konversationslexikon“, New York, Bd. 8, 1873, Artikel „Pennsylvanisch-Deutsch“.

<sup>3</sup> Vgl. „Der Auslandsdeutsche“, Stuttgart, Jahrg. XI, 1928, No. 19.

ist für das Penna.-Deutsche trotz allem auf die Dauer schwerlich möglich. Es wird erneut und in stärkerem Maße als früher Schriftsprache und gepflegtes Gut, in Anknüpfung an das Wirken von Horne und Rauch, oder es geht unter.

Literatur: Harry Hef Reichard: „Penna.-German Dialect Writers and their Writings“, in „Proceedings of the Pennsylvania German Society“, Bd. XXVI, Lancaster 1918, bes. Kapitel 4 (Rauch) und 7 (Horne). „List of Members of the Penna.-German Society“ (mit biogr. Notizen über Horne und Rauch) in: „Proceedings of the Pennsylvania German Society, Bd. III, 1893. Frank S. Krebs: Early days of the Keystone Normal School, in: The Penna.-German, Bd. IX, 1908, Nr. 12. A. R. Horne: „Verteidigung der Deutschen Sprache“, abgedruckt aus dem „National Educator“ in „Der Deutsche Pionier“, Bd. XI, 1879, S. 341 ff. [Rattermann:] „Rev. Samuel Ristler Brobst“, in: „Der Deutsche Pionier“, Bd. XIV, 1882, S. 68 ff. „Edmund Daniel Leisenring“, in: „Der Deutsche Pionier“, Bd. VIII, 1876, S. 44 ff. [S. W. Kriebel:] „Rev. Samuel R. Brobst“, in: „The Penna. German“, Bd. VIII, 1907, Nr. 8. Ferner die im Text erwähnten Bücher von Rauch, Horne, Bahn, Fischer, Wollenweber und Trexler, sowie von den Proceedings of the Penna.-German-Society, Bd. I, mit dem Vortrag von Rauch; Bd. II, mit den Vorträgen von Myers, Horne und Bührlé; Bd. V, mit dem von Stahr; Bände VI und XII, mit Vorträgen von Grumbine; Bd. XIV, mit dem von Endlich; Bd. XVIII, mit dem von Hef.

## **Ein Nachtrag zur Geschichte der Deutschen Ansiedlungs-Gesellschaft in Philadelphia und deren Kolonie, Hermann, Missouri.**

Von Professor Dr. Bernhard Uhlendorf,  
University of California, Southern Branch.

Vor einigen Jahren bin ich, beinahe aus Zufall, in Besitz einer Zirkulars gekommen, dem ich, obgleich es mir höchst interessant und für die Geschichte des Deutschtums in Amerika nicht unwichtig schien, damals keinen besonderen Wert beilegte; denn gerade dem Ereignis, auf das dies Blatt Bezug nahm, war bereits eine umfangreiche Arbeit gewidmet worden. Nun bin ich jedoch bei genauerer Lektüre dieses Buches, nämlich William G. Vef's "The German Settlement Society of Philadelphia and its Colony, Hermann, Missouri," Philadelphia, 1907, zu der Überzeugung gekommen, daß der Verfasser des Werkes weder mit einem Exemplar dieses Zirkulars, noch mit einem Abdruck desselben in irgend einer Zeitung bekannt war, sonst hätte er es sicher als Beleg zitiert — bringt doch das Werk viele lange, oft recht unbedeutende Mitteilungen.

Obgleich dieses Rundschreiben und ein ihm anhängender Brief von Johann Georg Wesselhoeft, dem begabten Schriftführer der Ansiedlungsgesellschaft, das Unternehmen dieses Kolonisationsvereins nicht von einer neuen Seite betrachtet noch wichtige Tatsachen zu Tage fördert, so halte ich es doch für angebracht, den Inhalt der Bekanntmachung sowohl wie den des Briefes hier niederzulegen, besonders da das Dokument in Privathänden ist, und somit einem zukünftigen Forscher nicht zugänglich sein möchte.

Wo wäre nun diese Mitteilung in dem Vef'schen Buche einzureihen? Vef sagt auf Seite 27:

"Early in December of 1836 the Board of Managers recommended most heartily the advertising of the plan of colonization through the medium of newspapers in Germany.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

The thirteen publications which they regarded as best adapted to these advertisements were the following:

Die Bremer Zeitung,	Die Augsburger Allg. Zeitung,
Der Hamburger Correspondent,	Der Schweizerbote,
Die Dorfzeitung,	Die Speyrer Zeitung,
Der Anzeiger der Deutschen in Gotha,	Die Preussische Saatzzeitung, Elberfelder Zeitung,
Das Frankfurter Journal,	Breslauer Zeitung,
Der Schwäbische Merkur,	Karlsruher Zeitung.

“The main body sanctioned this plan, but decided to delay its execution until the purchase of property had been effected.”

Es scheint nun, daß es ein Jahr darauf zur Durchführung dieses Planes kam; wenigstens bemerkt Vef auf Seite 24:

“We fortunately have preserved in the *Alte und Neue Welt*<sup>1</sup> the expressions of at least two prominent individuals. One is a letter by Dr. J. Fr. Henricke, editor of *Der Allgemeine Anzeiger der Deutschen in Gotha*. The letter was addressed to J. G. Wesselhoeft. It reads as follows:

„Ihre freundliche Zuschrift vom 28. Januar, die am 9. März in meinen Händen war, hat mich sehr gefreut . . .’

“In the columns of his paper Henricke comments most favorably. After publishing a circular sent out by the Board of Managers at Philadelphia, he continues thus: . . .”

Die „Alte und Neue Welt“ hat selbstverständlich das Zirkular nicht abgedruckt — es hätte seinen Lesern ja nichts Neues gebracht. — Auch hat Vef, wie es scheint, sich nicht bemüht die betreffende Nummer des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen in Gotha“ selbst in Augenschein zu nehmen oder die betreffende Stelle doch

---

<sup>1</sup> Dieses Wochenblatt, von Johann Georg Wesselhoeft herausgegeben, war das amtliche Organ der Ansiedlungsgesellschaft. Es erschien von 1834 bis 1843 und ist bei weitem die beste Zeitung der ersten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts. — So weit ich in Erfahrung bringen konnte, existiert heute nur noch ein einziger Stoß sämtlicher Jahrgänge, und zwar in der Matternann-Sammlung, die durch die Bemühungen des Herausgebers dieses „Jahrbuches“ nach der Staatsuniversität von Illinois gekommen ist.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

wenigstens abschreiben zu lassen. Da unsere Mitteilung den 19. Dezember 1837 und der Brief den 4. Februar 1838, also nur eine Woche nach dem an Dr. Sennicke gesandten datiert ist, da nun ferner unser Schreiben an die Redaktion einer der dreizehn oben genannten Zeitungen gerichtet ist, so dürfen wir wohl annehmen, daß uns hier eines dieser Zirkulare vorliegt.<sup>2</sup>

### Die Deutsche Ansiedlungs-Gesellschaft in Philadelphia.

Wiewohl Beförderung der Auswanderung Deutscher nach den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's nicht Grund-Prinzip dieses Vereines ist, so ist es bekanntlich doch einer seiner Hauptzwecke, denjenigen hülfreich entgegen zu kommen, welche sich entschlossen haben, ihre Heimat zu verlassen, um in diesem Lande ein Glück zu suchen, das sie dort nicht finden konnten; und es ist daher die Pflicht seiner Direktion, den nunmehrigen Verhältnissen dieses Unternehmens, wie hier, so auch in Deutschland, die erforderliche Öffentlichkeit zu geben.

Der vor ungefähr 16 Monaten durch eine kleine Anzahl waderer Deutscher ins Leben gerufene Verein zählt nun schon einen sehr umfassenden Kreis von Mitgliedern, hat nahe an ein Tausend seiner Aktien verkauft, deren Wert dazu verwendet worden ist, eine seinen Zwecken und Mitteln einstweilen entsprechende Strecke Landes, von circa 11,000 Aekern im Staate Missouri zu kaufen.

Die Gesellschaft besitzt unter der Zahl ihrer Begründer einen Mann, welcher, begabt mit den erforderlichen Kenntnissen, die Auswahl der Ländereien übernahm, und die nicht leichte Aufgabe mit großer Umsicht löste. Das gekaufte Land ist vortrefflich, am großen Missouriströme gelegen (circa 16 deutsche Meilen oberhalb St. Louis), fruchtbar, reich an Quellen, Holz und Weide, sanft hügelig, und eignet sich gleich gut zu Ackerbau, Viehzucht, als auch zu Obst- und wahrscheinlich Weinbau. Ob Steinkohlen und Erze

---

<sup>2</sup> Da die Bestrebungen und Verhältnisse der Gesellschaft hier so klar und wahrheitsgetreu dargelegt werden, so sind keinerlei Anmerkungen und Berichtigungen vonnöten.

vorhanden sind, bedarf noch der Ermittlung, doch ist die Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden.

Die Gesellschaft hat den Käufer des Landes (G. F. Bayer) als General-Agenten auf ihrem Gebiete angestellt, um die dort eintreffenden Ansiedler zu empfangen, anzuweisen und nach Instruktionen zu begünstigen. Die Zeit, welche Ansiedler zur Abzahlung des von der Gesellschaft gekauften Landes gestattet wird, wie die außerdem gebotenen und sich noch bietenden Vorteile werden eine rasche Bevölkerung der jungen Colonie zur Folge haben.

Der Bau unserer an einem Landungsplatze des Missouri zu gründenden Stadt „**Sermann**“ soll mit herannahendem Frühjahr seinen Anfang nehmen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem großen Anflange, welchen das Unternehmen findet, das Werk einen raschen Fortgang haben werde. Der Bau der Stadt wird einer großen Zahl von Handwerkern, Künstlern und Arbeitern aller Art Beschäftigung und Lohn sichern; die Lage derselben verspricht Unternehmenden ein reiches Feld für Schifffahrt, Handel und Gewerbe, und das sie umgebende Land dem Fleiße des deutschen Bebauers vielfältigen Gewinn.

Der einzige Vorteil, welcher früheren Aktionären vor nunmehr und späterhin werdenden Mitgliedern zu Gute kommt, besteht in den niedrigen Preisen, zu welchen sie ihre Aktien kauften, welche die Gesellschaft nach Verlauf von 15 Monaten zu erhöhen für billig und nötig erachtete. Die Aktien, deren Preis gegenwärtig 50 Dollars ist, werden, nach Vorschrift der Constitution, jederzeit bei Ankauf von Land von der Gesellschaft zu ihrem vollen Werte in Zahlung genommen, wenn der Käufer dies wünscht. Die Preise des Landes sind allen Mitgliedern gleichgestellt, nämlich 3 Dollars per Ader, 1ster Klasse, und 2 Dollars per Ader, 2ter Klasse. Die Wahl der Bauplätze in der Stadt,\* wie die der Ländereien, steht jedem ankommenden Mitgliede (mit geringer Beschränkung) an Ort und Stelle frei. Die Einnahme der Gesell-

\* Die Bauplätze sind nach dem von der Gesellschaft angenommenen Pläne (mit unvermeidlichen Ausnahmen) 60 engl. Fuß breit und 120 Fuß tief, und jedes Mitglied wird, laut der Constitution, zur Befiznahme eines solchen Bauplatzes berechtigt. Jeder Aktionär ist Mitglied der Gesellschaft.

schaft, durch Aktien- und Landverkauf, wird lediglich zu Gemeinzweden verwendet, und namentlich zur Vergrößerung des Gebietes durch erneute Landankäufe. Das Vermögen der Gesellschaft ist durch Bürgschaften auf gerichtlichem Wege sicher gestellt.

Die Erreichung des Gesellschafts-Landes, von New York, Philadelphia, Baltimore und New Orleans aus, erfordert eine Zeit von zwei, längstens drei Wochen, und die Reisekosten belaufen sich auf nicht mehr als 25 Dollars für eine erwachsene Person, in Zukunft wahrscheinlich noch weniger.

Zur Ersparung kostspieligen Aufenthaltes in den Landungsplätzen dieser Staaten, und zum Schutze gegen Habsucht, welcher Ankömmlinge leider zu oft ausgekehrt waren, sind Agenten der Gesellschaft beauftragt, den Einwanderern, welche sich unserem Vereine anzuschließen wünschen, behülflich zu sein, das Ziel ihrer Reise von den obengenannten Plätzen aus auf bestem und billigstem Wege verfolgen zu können, und die Gesellschaft empfiehlt wohlmeinend jedem Ankömmlinge, sich deren Leitung zu überlassen. — Vorläufig können Einwanderer sich an **J. G. Wesselhoeft's Adress- und Nachweisungs-Bureau in New York, Philadelphia und Baltimore**, und in **New Orleans** an **Jacob Wesel** und **G. Adinger** wenden, wo sie jede wünschenswerthe Auskunft erhalten werden.

Das Unternehmen, wie es steht, verspricht eine schöne Erfüllung seiner edlen Zwecke; mögen Einigkeit und Fleiß und ein recht reiner, sittlicher Geist diesen Verein stets beleben; ein herrlicher Erfolg wird dann das Werk krönen! —

Philadelphia, den 19. December 1837.

**Julius Lenpold**, Präsident.

**J. G. Wesselhoeft**, Sekretär.

Nun folgt auf der dritten Seite des Mundschreibens folgender Brief:

Philadelphia, den 4. Febr. 1838.

Löbl. Redaction der „Allgemeinen Zeitung“  
in Augsburg.

Von dem Verwaltungsrathe der „Deutschen Ausiedlungs-Gesellschaft“ bin ich erjudt worden, Sie freundlichst zu bitten, dem

vorstehenden Circulair einen Raum in Ihrem geschätzten Blatte zu gönnen. Sie würden dadurch nicht nur der Gesellschaft hier, welche eine bedeutende Anzahl Mitglieder besitzt, sondern auch unsern Landsleuten in der Heimat, die sich bereits zur Auswanderung entschlossen haben oder noch entschließen mögen, einen Dienst erweisen, der dankbar anerkannt werden wird. — Nach dem Dafürhalten des Verwaltungs-Rathes kann die Censur billigerweise die Aufnahme des vorstehenden Circulaires nicht verweigern und so schmeicheln wir uns denn mit der angenehmen Hoffnung, daß Sie uns unsere Bitte um Publizierung gedachten Aufsatzes gewiß gewähren werden, da die deutsche Ansiedelung als eine der großartigsten und für die deutsche Bevölkerung in ihren Folgen als eine der ersprießlichsten Unternehmungen betrachtet werden kann.

Erlauben Sie mir schließlich noch die Bitte, mir täglich unter der einfachen Adr.: „J. G. Wesselhoeft, Philadelphia“ die „Allgem. Zeitung“ mit der Post direct via Havre zu senden. Ich würde Ihnen den Beitrag dafür gleich in diesem Briefe anweisen, da ich aber nicht genau weiß, wie viel dieser incl. des Porto's bis Havre beträgt, so war ich außer Stande, dies zu thun. Haben Sie daher die Güte, mich davon durch einige Zeilen in Kenntniß zu setzen, und ich werde dann nicht verfehlen, sofort für pünktliche Bezahlung zu sorgen; doch bitte ich dringend, mir nach Empfang dieses Schreibens die Sendung Ihres mir so werthen Blattes nicht vorzuenthalten. — Meine Zeitung: Die Alte und Neue Welt, die sich einer ausgebreiteten Circulation in den Ver. Staaten erfreut, werde ich Ihnen gern, entweder via Havre oder via Bremen, wie Sie es wünschen sollten, zusenden. Es herrscht zwar in derselben eine freie Tendenz; doch ist sie bis jetzt noch immer richtig den Zeitungs-Expeditionen in Deutschland zugekommen. — Porto dieses Briefes wollen Sie mir gefälligst berechnen. — Freundschaftlich grüßt Sie über das Meer hin

Ihr J. G. Wesselhoeft.

Es wäre nun interessant nachzuforschen wie viele der dreizehn Zeitungen die gedruckte Mitteilung eigentlich veröffentlicht haben. Es scheint fast, daß der „Anzeiger der Deutschen in Gotha“ die

einzig ist; andernfalls hätte wohl Wesselhoeft davon Kenntnis erhalten und dies wieder in seinem Blatte bekannt gemacht. Was die „Augsburger Allgemeine“ betrifft, so müssen wir jedenfalls annehmen, daß sie Wesselhoeft's Wunsch nicht nachkam, sonst fände sich wohl irgend eine redaktionelle Bemerkung auf unserem Zirkular.<sup>3</sup> Ob dies nun aus Mangel an persönlichem Interesse unterblieb, oder ob ein strenger Zensor den Abdruck bereitete, muß vorderhand dahingestellt bleiben.

---

<sup>3</sup> In einer Ecke der Briefseite steht: B. (jedenfalls Beantwortet) d. 28/8.

**Percy Shelley Anneke**

Eine Lebensskizze.

Percy Shelley Anneke wurde als zweiter Sohn der 48er Flüchtlinge Fritz und Mathilde Franziska Anneke im Jahre 1850 in Milwaukee, Wisconsin, geboren, während ihr erster Sohn Fritz das Licht der Welt im Jahre 1848 erblickte, als der Vater wegen Aufwiegelung des Volkes im Gefängnis zu Köln schmachtete. Percy Shelley war das Kind seiner Eltern was Rechtschaffenheit, Fleiß, Großmut, Herzengüte, gänzlichen Mangel an Egoismus anbelangt, Mit klarem Geist ausgestattet, hatte er ihre schriftstellerischen Talente nicht ererbt, nur die Eigenschaft der Menschheit hilfreich sein zu wollen und fortschrittliche Gesinnungen zu pflegen und zu unterstützen. Während er privatim immer bescheiden lebte, wurde ihm dies ermöglicht durch eine gut gehende Brauerei in Duluth, Minnesota, die er in Gemeinschaft mit August Fitger sich erworben hatte. Bis zur Zeit der Prohibition war die Firma Fitger & Co. erfolgreich. Dann kam eine sorgenvolle Zeit, in der er aber fortfuhr Hilfsbedürftige hier und drüben zu unterstützen. Mit Rat und Tat stand er Würdigen bei. Er selbst brüstete sich nie damit, ja, nur die von ihm empfangen, kannten und fühlten seine wahre Menschheitsliebe. Von den Idealen, die seine Eltern gepflegt, hatte er sein redliches Teil bekommen, nur fanden sie eine andere Ausdrucksweise, wie ja auch die Zeitverhältnisse andere waren. Wir gehen zurück zu dem Jahre 1846, als es seinem Vater Fritz Anneke, dem jungen preussischen Offizier, schon früh klar geworden war, daß Aufklärung dem Volke gebracht werden müsse, und daß unter einer anderen Regierungsform den Ungerechtigkeiten, worunter das Volk litt, Abhilfe geschaffen werden könnte. Beseelt von diesem Wunsch, versuchte der junge begabte Offizier in seinem Kreise durch einen Leseverein, wo auch verbotene Bücher gelesen wurden, auf die Kameraden einzuwirken. Bestehendes, das man als schlecht erkannt, sagte er, könnte auf vernünftigen, gesetzlich erlaubtem Wege abgeschafft werden. Dieses, seiner Meinung nach, war weit entfernt, „von Niederreißen des Bestehenden“, wie ihm in dem Ehrengerichtlichen Prozeß, der über ihn verhängt war, ge-

sagt wurde. Natürlich war das sehr entgegen den Ansichten der höheren Instanz, die erklärte, „daß zu den nötigen Erfordernissen eines Offiziers gehört, daß seine Erkenntnis und seine Ansichten über Staat, Gesellschaft und Religion mit denen des Königs völlig harmonieren. Und da es besonders gefährlich sei von Lieut. Anneke, solche Ideen zu verbreiten, da er durch seine sonstigen Eigenschaften, seinen entschieden festen Charakter, seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung, seine gute moralische Führung ganz besonders geeignet sei, bei jüngeren Offizieren seinen Ideen Eingang zu verschaffen.“ Die Standesvorurteile trugen den Sieg davon, und Anneke wurde zum Ausscheiden aus dem Dienst verurteilt.

Nun kamen die Gährungen in deutschen Landen 1848, woran sich Anneke mit Leib und Seele beteiligte und bald die Bekanntschaft einer ihm gleichgesinnten Frau von ganz ungewöhnlicher Begabung machte. Es war dies Mathilde Franziska, unter welchem Namen sie sich schriftstellerisch betätigte und in deren Salon sich die besten revolutionären Geister Deutschlands regelmäßig versammelten und mit welcher er eine eheliche Verbindung im Jahre 1847 schloß. Sie stand ihm später während des ganzen Badisch-Pfälzischen Feldzuges als Adjutant zur Seite zugleich mit Carl Schurz, dem 19jährigen enthusiastischen Jüngling.

Was nun folgte bis zur Flucht nach Amerika's freien Gestaden ist auf Klio's Tafeln mehrfach niedergelegt, und wir wollen zum Sohn dieses vielgeprüften immer tapfer kämpfenden Ehepaares zurückkehren, da das ja die Aufgabe dieses kleinen Lebensbildes ist. Leicht war sein Kampf im Vergleich zu dem seiner Eltern, bis ein Schlag ihn rührte am 30. Dezember 1923 und ihm seine Tätigkeit benahm, seinen Geist aber nicht lähmte.

Seine Schulung vom 10. bis 15. Jahre hatte Percy Shelley in Zürich erhalten und teilweise in Paris, wohin seine Eltern als Korrespondenten deutscher und amerikanischer Blätter gezogen waren. Sein Vater nur so lange, bis er nach Wisconsin zurückberufen ward zu Anfang des Bürgerkrieges, um an die Spitze des 34. Regiments als Oberst zu treten. Seine Mutter dagegen blieb mit den Kindern bis Schluß des Krieges in Zürich, stets korrespondierend für deutschländische und deutsch-amerikanische Zeitungen



ersten Ranges. In Zürich, in den Alpen, in der freien Natur konnten sich Geist und Charakter des heranwachsenden Jünglings zum Besten entfalten und als er als Fünfzehnjähriger nach Amerika zurückkam, trat er sofort nach einem kurzen Termin im Spencerian College in Milwaukee in die Bank seines Onkels. Nach dessen Tod nahm er eine für seine Jahre sehr verantwortliche Stellung bei C. S. Hatch & Co., Bankers, ein, ferner bei der Advokatenfirma Finches, Hyde & Miller und später bei Boechting & Shape.

In diesen Stellungen sammelte der aufgeweckte fleißige Jüngling sich gute Geschäftskenntnisse, welche sich noch erweiterten durch größere Reisen im Auftrage des Schluß Böttling Depts. von Boechting & Shape. Überall gewann er sich Achtung und Liebe und waren seine Vorgesetzten des Lobes voll über ihn. Von einem wurde er ein Überflieger genannt, ein anderer sagte, er arbeite für drei.

In seinem 34. Jahre fand er die Frau, die ihm treu bis ein Jahr vor seinem Hinscheiden zur Seite gestanden und ihm dann durch einen plötzlichen Tod entrisen wurde. Sie war eine Nichte von Udo Prachvogel, die sehr für Musik schwärmte, wenn auch selbst nicht ausübend und gern Künstler in ihrem Hause bewirtete. Da Mann und Frau sehr gastfrei veranlagt, fanden viele hübsche Zusammenkünfte dort statt. Aber nicht Musiker allein, auch Maler und andere bedeutende Geister, die Duluth besuchten oder sich dort angesiedelt hatten, verkehrten gerne im Hause Anneke.

Bis an sein Ende gehörte Percy Shelley Anneke der Turngemeinde an, immer demokratisch und freidenkend gesinnt. Im freundschaftlichen Verkehr scheute er sich nicht seine Ansichten zu äußern, wie er es von seinen Eltern öffentlich und privatim gewohnt war zu hören.

Wie er in seinen jüngeren Jahren bei seinen Vorgesetzten hoch geachtet war, so wurde er von seinen Angestellten geliebt und verehrt, ebenso wie in den Geschäftskreisen von Duluth. Sein Gerechtigkeitsgefühl war stark ausgesprochen und ein besonders schöner Charakterzug an ihm.

Seine letzten Lebensjahre beschloß Percy Shelley Anneke in Californien, leider durch schweres Leiden zu einem passiven Dasein

verurteilt. Seine Freude an der Natur, die liebevolle Pflege seiner Tochter, und in der Nähe seiner Schwester und lieber Freunde wohnend, erleichterten ihm etwas das sehnlichst erwartete Ende, welches am 27. April 1928 erfolgte. In seinen schönen Zügen, aufgebahrt zwischen Blumen, lag der Ausdruck eines guten edlen Menschen.

---

### Max Klee.

Am 29. Januar 1928 entriß der Schnitter Tod uns eines unserer treuesten Mitglieder, Max Klee, welcher seit der Gründung unserer Gesellschaft unsere Arbeiten und Bemühungen in reichstem Maße unterstützte.

Geboren am 8. August 1866 in Deutschland, kam Herr Klee im Jahre 1887 nach Chicago und nahm sofort lebhaften Anteil an allen intellektuellen Bestrebungen unserer Zeit. Er war ein Forscher im wirklichen Sinne des Wortes, beherrschte mehrere Sprachen in vollkommener Weise, ein Philanthrop, mit offener Hand und vollem Herzen, immer bereit, diejenigen durch Rat und auch finanziell zu unterstützen, welche sich in ihren schweren Stunden an ihn wandten.

Im Alter von 20 Jahren bestand er seine Prüfung als Lehrer und widmete sich mehrere Jahre lang diesem Fache, um dann später sich dem Kaufmannsstande zuzuwenden. Im Jahre 1895 wurde er Teilhaber der Firma Klee Brothers & Company, deren Erfolg zum großen Teil seinen weiten geistigen Fähigkeiten zuzuschreiben ist.

Obgleich sehr erfolgreich als Geschäftsmann, so fand er doch seine größte Befriedigung im Leben auf dem Gebiete des Erziehungswesens. Seine Teilnahme für würdige Schüler beeinflusste ihn, eine Zahl junger Männer und Mädchen zu unterstützen, um denselben eine Gelegenheit für eine fortgeschrittene Erziehung zu ermöglichen.

Die Verhältnisse, welche durch den Weltkrieg hervorgerufen wurden, machten ihm große Sorgen und während der letzten zehn

Jahre leistete er manchen Dienst und half einer großen Zahl vom Unglück betroffener Familien in Deutschland und auch in Frankreich.

Herr Klee interessierte sich für das Jewish Peoples Institute seit seines ersten Beginnens, und zwanzig Jahre lang war er ein eifriger Förderer desselben und Mitglied des Direktorenrates und Vorsitzer des Komitees für Erziehung.

Sein reiches, geistiges und gesellschaftliches Leben, geachtet von seinen Mitbürgern und hochgeschätzt von seinen Freunden und näheren Bekannten, ist ein Vorbild für die ganze Menschheit und wird denjenigen, die mit ihm in Berührung traten, stets in herzlicher Erinnerung bleiben.

---

#### Louis Oscar Kohy.

Im Alter von 84 Jahren entriß der Tod uns ein Mitglied, welches seit der Gründung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft treu unsere Bestrebungen und Arbeiten unterstützt hat.

Als Jüngling von 17 Jahren bot er beim Ausbruch des Bürgerkrieges seine Dienste der Regierung im Kampfe für die Union an, wurde aber in St. Louis, wo er sich stellte, infolge seines schwächlichen Aussehens nicht angenommen, worauf er sich nach Wisconsin begab und dort im Sechzehnten Volunteer-Regiment angenommen wurde, in welchem er den ganzen Bürgerkrieg bis zum Ende mitmachte. Nach Schluß des Krieges erhielt er in Anerkennung seiner Verdienste eine Anstellung in der Abteilung des General-Adjutanten des Siebzehnten Armeekorps in Fort Morgan, Colo. Nachdem er dort die im auferlegten Pflichten erfüllt hatte, kam er nach Chicago, wo er sich im Jahre 1867 niederließ.

Das Feuer von 1871 nahm ihm Alles, was er sich in mühevoller, fleißiger Arbeit erworben hatte. Aber unberzagt arbeitete er an dem Wiederaufbau seines Vermögens und wurde in kurzer Zeit einer der hervorragendsten Beamten der Aetna Feuer-Versicherungs-Gesellschaft in Chicago, in deren Diensten er 58 Jahre lang verblieb, bis er sich vor kurzem in den Ruhestand zurückzog.

In der Zwischenzeit hatte er auf der Nordseite der Stadt sich sein Heim aufgebaut und nahm lebhaftes Interesse am öffentlichen Leben der Stadt. Er war zur Zeit ein Mitglied der Erziehungsbehörde und diente als Mitglied vieler städtischen Kommissionen. Seit 1874 war er eine der leitenden Persönlichkeiten, die das berühmte Old Settlers' Picnic ins Leben riefen. Als die deutschen Turner in St. Louis seiner Zeit in voller Stärke sich dem Dienste der Union widmeten, machte dies solch einen Eindruck auf den damals jungen Mann, daß er von der Zeit an, dem Turnwesen sein eifrigstes Interesse gab und ist er auch seitdem einer der geistigen Führer in der Turnerschaft gewesen.

Neben seinem Interesse für öffentliche Angelegenheiten lag ihm sein Heim natürlicherweise sehr am Herzen, und dort war es, wo er sein größtes Glück suchte und fand.

Vor nur wenigen Monaten feierte er im Kreise seiner Familie und Freunde das Fest seiner Goldenen Hochzeit. Seit dann aber begann sich sein Alter bemerkbar zu machen, doch blieb er geistig lebhaft tätig, bis er endlich still und friedlich seine Augen zum ewigen Schloß schloß.

Herr Rohß war eine Persönlichkeit, die überall die höchste Achtung und das größte Vertrauen erheischte und wird sein Gedächtnis in den Annalen der Stadt Chicago, unter seinen vielen Freunden in den Turnerkreisen und allen deutschen Gesellschaften lange bestehen bleiben. Und unter diese gehört die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft, welche durch diesen kurzen Nachruf ihm einen Teil der Ehre zukommen läßt, die ihm sicherlich gebührt.

---

### Francis Ladner.

Nach einem langen und inhaltsreichen Leben schied am 20. Dezember 1928 unser altes und treues Mitglied, Col. Francis Ladner nach einer dreiwöchentlichen Krankheit aus dem Leben. Herr Ladner war einer der Gründer der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois und war während der 28

Jahre des Bestehens der Gesellschaft ein eifriger und guter Freund, der uns mit Rat und Tat und häufig mit finanziellen Zuweisungen gerne unterstützte.

Francis Lachner war im Jahre 1840 in Detroit geboren, zog aber in jungen Jahren mit seinen Eltern nach Milwaukee, was damals noch eine kleine Stadt an der sogenannten Indianergrenze war, und wo er in Privatschulen seine erste Erziehung erhielt. Er studierte dann die Rechtswissenschaft und wurde im Alter von 21 Jahren als praktizierender Anwalt zum Gericht zugelassen. Sofort aber bot er dann seine Dienste dem Vaterlande im Kampfe für die Erhaltung der Union an und trat als Leutnant in das 26. Wisconsiner Infanterieregiment ein. Das Regiment nahm Theil in den Schlachten von Chancellorville und Gettysburg. In der letzteren Schlacht wurde Lachner, der dann schon Kapitän seiner Kompanie war, verwundet, meldete sich aber bereits in zwei Monaten wieder bei seinem Regiment an.

Mit anderen Truppenteilen, wurde auch dieses Regiment vom Osten nach der Gegend von Chattanooga versetzt und nahm dann an den Schlachten von Wauhatchie, Missionary Ridge, Kifacco, Dallas, Kenesaw Mountain, Peach Tree Creek und anderen Theil. In der Zwischenzeit wurde Kapitän Lachner an den Divisionsstab als Inspekteur berufen, zuerst beim Stabe des General-Majors Schurz, und später beim Stabe des Generals Butterfield.

Als sein Regiment Atlanta erreichte, wurde Kapitän Lachner zum Major befördert und nun trat er wieder in den aktiven Dienst ein. Sein Regiment war eins der ersten, welches in Atlanta einzog.

Zwei Monate später begann Sherman seinen Marsch zur See und dann von Savannah durch Süd- und Nord-Carolina nach Goldsburgh, wo die Nachricht von der Übergabe Lees bekannt wurde. Der Rest des Regiments, ungefähr 360 Leute, wurde dann ausgemustert, und Major Lachner erhielt seine Beförderung zum Brevet-Oberstleutnant.

Oberst Lachner ließ sich dann in Chicago nieder, wo er sechs- undfünfzig Jahre lang sehr erfolgreich als Rechtsanwalt tätig war. Er zog sich dann nach Pasadena zurück, wo er seine letzten Lebensjahre im engen Familienkreise verbrachte.

Oberst Ladner war seiner Zeit Präsident der Chicago Bar Association, war Mitglied der American Bar Association, dem Law Institute, wie ebenfalls Mitglied des Union League Clubs von Chicago, des University Club von Chicago, wie ebenfalls Mitglied des Exekutiv-Komitees, welches in erfolgreicher Weise die unzuverlässlichen Mitglieder des Stadtrates bekämpfte und aus demselben heraustrrieb.

Im Jahre 1872 heiratete Oberst Ladner Frä. Nannie Zussen aus Columbus, Wis., welche ihn mit einem Sohne, Francis A. Ladner, und vier Töchtern, Frau Franklin M. Corbin, Frau John G. Hooge, Frau George Reinide und Frau Charles S. Kennedy überlebte.

---

### George A. Schmidt.

George A. Schmidt, geboren am 7. März 1852 in Kreuznach, ein Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois seit ihrem Bestehen, starb am 19. August 1927, und es wurde seine Leiche unter zahlreicher Beteiligung seiner vielen Freunde auf dem Graceland Friedhofe beigesetzt.

Als junger Mann von 14 Jahren begann er sein geschäftliches Leben in einer Seifenfabrik seiner Heimat, wo seine scharfe Beobachtungsgabe ihm schnelle Anerkennung und Erfolg brachte. Bald nach Beendigung seiner Lehrzeit beschloß er sein Glück in Amerika zu suchen und kam im Alter von 17 Jahren nach Chicago, wo er infolge ihm mitgegebener Einführungsschreiben bald bekannt wurde. Da er anfangs keine Gelegenheit fand, sich in dem von ihm erwählten Geschäftszweige zu betätigen, nahm er jede Arbeit auf, die sich ihm anbot, bis er endlich bei Herrn Hugo Mitschie Anstellung fand und dort bis zum Jahre 1873 verblieb.

Im Alter von 22 Jahren eröffnete er sein eigenes Unternehmen in dem Hause No. 5 Stone Straße, zwar in einem sehr kleinen Maße, doch erweiterte er sein Unternehmen in der Art und Weise, wie sich sein Geschäft entwickelte.

Im Jahre 1876 besuchte ihn der bekannte Seifenfabrikant J. B. Williams, der auf ihn aufmerksam gemacht worden war und

warnte ihn, nur gar nicht die von diesem hergestellten Seifensorten zu benutzen, indem er sagte, daß wohl kein Grund vorläge, weshalb er diese Seifen nicht verbessern könne, denn Schmidt sei ein geborener Seifenchemiker, während er nur ein Apotheker sei.

Das Geschäft des Herrn Schmidt entwickelte sich in wunderbarer Weise und bald sah er sich gezwungen, eine größere Fabrik einzurichten, und so kaufte er im Jahre 1881 das Haus, wo sich heute noch die weltbekannte Seifenfabrik von Geo. A. Schmidt & Company befindet.

Herr Schmidt nahm von Anfang an ein reges Interesse an dem deutschen Leben in Chicago und war besonders mit der Nordseite Turngemeinde verbunden, in welcher er Jahre lang dem Vorstande und als Sprecher tätig war. Sein Rat wurde von Allen, die im deutschen Leben tätig waren, gerne entgegengenommen und gewürdigt.

Herr Schmidt heiratete im Jahre 1876 und ging ihm sein Familienleben über Alles. Sechs Kinder entsprossen dieser Ehe, von welchen zwei seiner Töchter und der jüngste Sohn Franklin A. Schmidt des Geschäft des Vaters in der alten Weise fortführen.

---

### Louis J. Schring.

Im Alter von 70 Jahren verstarb in Joliet, Ill., am 29. Deember 1928 unser treues Mitglied Louis J. Schring, welcher seit dem Beginne unserer Gesellschaft uns in jeder Weise tatkräftig unterstützte.

Als Sohn von Frederick und Louisa Schring, geboren am 12. April 1858, besuchte er die öffentliche Schule in Joliet und im Alter von 17 Jahren ging er nach New York, wo er in die Bernheimer-Schmidt Brauerei als Lehrling eintrat. Er beendete seine praktische Erfahrung in der Schoenhofen Brewing Company in Chicago und trat dann in die Fred Schring Brewing Company, die im Jahre 1883 von seinem Vater gegründet worden war. Sehr bald wurde er Leiter der Brauerei und im Jahre 1892 nach dem

Tode seines Vaters zum Präsidenten derselben erwählt, welches Amt er bis zur Schließung der Brauerei inne hatte.

Während der ersten Jahre der Prohibitionszeit stellte die Brauerei nicht-alkoholische Getränke her, doch wurde die ganze Anlage im Februar 1922 verkauft, warauf sich Herr Sehring zur Ruhe setzte.

Der Verstorbene war einer der Gründer der Joliet Loge No. 296 B. P. O. E., war Mitglied vieler alten deutschen Gesellschaften, so wie zum Beispiel der Sharpshooters Association, des Turn-Vereins, des Joliet Sängerbundes. Er reiste viel umher in den Vereinigten Staaten, wie auch in Europa, welches er viermal besuchte, in Süd-Amerika, Honolulu und vielen anderen Plätzen, die ihm von Interesse waren.

Im Jahre 1909 heiratete er Frä. Agnes Kennedy aus Chicago. Er wird überlebt von drei Schwestern und einem Bruder, dem Mayor Sehring von Joliet.

Der Verstorbene war ein Mann von edlem Charakter, welcher stets bereit war, seinen Freunden und den Bedürftigen eine hilfreiche Hand zu bieten und wird die Erinnerung an ihn in freundlichster Weise von Allen, die ihn kannten oder mit ihm in Berührung kamen, für lange Zeiten erhalten bleiben.

---

### John M. Wülfing.

John Max Wülfing, welcher sich unserer Gesellschaft in der schweren Zeit des Weltkrieges anschloß und uns seitdem in großzügiger Weise durch freiwillige Beiträge und Zuführung neuer Mitglieder unterstützte, ist nicht mehr. Mit ihm hat die Gesellschaft einen guten Freund verloren, dessen Andenken wir hiermit in unseren Jahrbüchern für die kommenden Zeiten zu ehren versuchen.

Geboren am 8. Dezember 1859 in St. Louis, in der dritten Generation seiner Familie hierzulande, erhielt seine Erziehung in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt und in der Smith Academy, in welcher letzterer er die Ehre eines Stipendiums an



der Washington Universität gewann. Da seine Eltern aber zur Zeit nach Deutschland zurückkehrten, bezog er statt der Universität das Gymnasium in Hannover, und später in Wiesbaden, wo er ein zweijähriges Studium vollendete. Nach St. Louis zurückgekehrt, arbeitete er eine Zeit lang in dem Kolonialwarengeschäft seines Vaters als Lehrling und im Jahre 1878 eröffnete er mit einem Verwandten, Charles Gildehaus, ein Engros-Kolonialwarengeschäft unter dem Namen Gildehaus-Wulfing Company, von welcher Firma er sich im Jahre 1927 zurückzog. Neben seinem Kolonialwarengeschäft beschäftigte er sich auch mit Grundeigentumsunternehmungen und Kapitalanlagen, worin er bis zu seinem Tode tätig blieb.

Neben seinen geschäftlichen Unternehmungen widmete er sich mit Vorliebe wissenschaftlichen Studien, besonders denen der älteren Zivilisationen. So wurde er Präsident der St. Louis Society of the Archaeological Institute of America, von welcher er einer der Gründer war. Seine Sammlung griechischer und römischer Münzen wird als die zweitbeste Privatsammlung in den Vereinigten Staaten angesehen. Kurz vor seinem Tode überwies er diese Sammlung der Washington University in St. Louis, zusammen mit einer größeren Summe Geldes zum Zwecke späterer Vergrößerung der Sammlung.

Herr Wulfing besaß eine recht große Bibliothek archäologischer und numismatischer Bücher. Während seiner vielen Reisen im Auslande widmete er besondere Aufmerksamkeit den Ruinen der klassischen Zivilisationen in Ägypten, Griechenland und Italien. Dr. James H. Breasted, der bekannte Ägyptologe der Chicagoer Universität, und Prof. Felix von Luschan von der Universität in Berlin waren seine engen Freunde.

In seinen letzten Lebensjahren nahm er auch besonderes Interesse an den Gelehrten und vorgeschrittenen Schülern in Deutschland, deren finanzielle Verhältnisse durch den Krieg zerstört worden waren. Er war der Leiter des Hilfsfonds für deutsche Studenten und unterstützte persönlich 120 solcher Studenten an 10 deutschen Universitäten. Er war Vorsitzender des St. Louis War Relief Board, welcher nach dem Kriege Lebensmittel und Geld nach Deutschland

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

sandte, wobei besonders Waisenhäuser bevorzugt wurden. Wegen seiner Verdienste um das klassische Studium in Deutschland und seiner Wohltätigkeitsbestrebungen wurde ihm die Ehrenbürgerschaft der Städte Heidelberg, Bonn, Gießen und Breslau zuerkannt.

Herr John May Wülfig wird überlebt von seiner Mutter, seiner Witwe und drei Töchtern. Sein Leben kann als ein Beispiel dienen für die Liebe, die hier geborene Deutsch-Amerikaner für die Kultur und die gewaltigen geistigen Einflüsse des alten Vaterlandes so vielfach im Herzen tragen.

## Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

### Bericht des Schriftführers.

Seit der letzten Generalversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois wurde das Jahrbuch für 1926—1927, wie ebenfalls das Jahrbuch 1927—1928 herausgegeben. Das erstere wurde von der Firma Hantel Printing Company und das letztere von der Fred Klein Company gedruckt.

Das zuerst erwähnte Jahrbuch war mehr eine Monographie zum Andenken an Bernhard Ziehn, den hervorragenden Musiktheoretiker, während das letztere mehr allgemeiner deutsch-amerikanischer Geschichte gewidmet war. Das erstere Buch fand großen Beifall besonders bei den alten Freunden Bernhard Ziehns, dessen Beltruf unbestritten dasteht. Das letzte Jahrbuch, 1927—1928, welches eigentlich nur 1928 genannt werden sollte, hat im historischen Publikum natürlich größeren Anklang gefunden, weil es mehr in den Rahmen unserer Veröffentlichungen paßte und als bedeutender Beitrag zur deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung allgemein gepriesen wird.

Die Germanistic Society of America hatte den Verstand des letzten Jahrbuches an ihre Mitglieder selbst übernommen, was uns viel Arbeit und auch Kosten ersparte. Die Unterstützung der Germanistic Society ist uns von großem Nutzen, weil dadurch der Name unserer Gesellschaft, wie auch unsere Veröffentlichungen mehr vor das allgemeine Publikum kommen und auf diese Weise das Fortbestehen unserer Gesellschaft und unserer weiteren Arbeiten gesichert werden.

Wie im Jahre 1927, so wurden auch im Jahre 1928 eine große Anzahl Mitgliederwerbepriefe ausgesandt, ohne besonderen Erfolg zu haben, mit Ausnahme von New York, wo durch die Unterstützung des Herrn Max J. Kohler eine Zahl neuer Mitglieder gewonnen wurde.

Leider hat der Tod uns viele alte und treue Freunde genommen, wie zum Beispiel: John M. Wulffing, St. Louis; Col. Francis Ladner, Pasadena, Cal.; Max Klee, Chicago; Louis L. Kobb, Chicago; Geo. A. Schmidt, Chicago; Louis Schring, Joliet, Percy S. Amcke, Los Angeles, welche alle die Gesellschaft immer in finanzieller wie auch in Propaganda für neue Mitglieder in reichlicher Weise unterstützten.

Wie in früheren Jahren sprechen wir den Wunsch aus, daß unsere Mitglieder uns die Namen solcher Freunde zusenden wollen, welche vielleicht als Mitglieder gewonnen werden können. Gerne senden wir den

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

Mitgliedern ein Inhaltsverzeichnis der bisher von uns veröffentlichten Bücher, welches in kurzem Ueberblick den Wert unserer Veröffentlichungen angibt und welches gut als Propagandamittel für neue Mitglieder paßt.

Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Bureau der Gesellschaft von Zimmer 1818, 5 Süd Wabash Avenue, nach Zimmer 809, 155 Nord Clark Straße, Chicago, Ill., verlegt worden ist, wohin alle geschäftlichen Zuschriften für die Gesellschaft zu richten sind. Die Adresse des Schriftleiters, Prof. Julius Goebel, ist Urbana, Illinois.

Ergebenst unterbreitet

M a r B a u m, Schriftführer.

### Finanzbericht.

1928

Juni 5. Bestand ..... \$ 577.30

### E i n n a h m e n:

Juni	25.	Universum Book Export Co., New York..	\$ 26.67
Juli	23.	H. D. Lange, Chicago, Ill.....	5.00
		Fred G. Mapp, Columbia, Ill.....	5.00
	24.	University of Chicago Press.....	11.50
Aug.	16.	Antiquarian Society, Worcester, Mass..	18.00
	18.	Chas. Spindler, San Francisco, Cal.....	5.00
		Julius F. Wuensch, St. Louis, Mo.....	3.00
Sept.	18.	Germanistic Society of America.....	300.00
Okt.	2.	Columbia University, New York.....	2.10
	6.	Dr. Alois Heinen, Chicago.....	5.00
		Universität, Kiel .....	6.00
Nov.	10.	Schwaben-Verein, Chicago .....	50.00
	23.	Jos. Eisfemeier, Milwaukee, Wis.....	5.00
	26.	Nathan Strauß, New York.....	10.00
Dez.	5.	University of Arkansas, Fayetteville.....	15.00
	6.	Ribb Marian Schibsbj, New York.....	3.75
	17.	Julius F. Frank, New York.....	5.00
	20.	Deutsche Bucherei, Leipzig.....	10.00
			486.02
Total .....			\$1063.32

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Ausgaben:

1928			
Sept. 12.	University of Chicago Press.....	\$ 17.78	
Okt. 2.	Fred Klein Company.....	700.00	
Nov. 23.	Fred Klein Company.....	236.50	
Dez. 3.	University of Chicago Press.....	2.46	
			956.74

1929

Jan. 1.	Bestand .....	\$ 106.58
---------	---------------	-----------

Einnahmen:

Jan. 2.	New York Public Library.....	\$ 6.67
5.	G. G. Engelow, New York.....	3.75
8.	Dr. Otto L. Schmidt, Chicago.....	25.00
	Jewish Theological Seminary.....	3.75
	Ferdinand Hun, Reading, Pa.....	100.00
12.	W. F. Zimmermann, Chicago.....	5.00
	Alb. Kochling, Chicago.....	5.00
14.	G. Behr, Bloomington, Ill.....	5.00
	G. Wollenberger, Chicago.....	5.00
	John M. Wulfig, St. Louis, Mo.....	10.00
	John Großgebauer, Paterson, N. J.....	5.00
	John Eifelmeier, Milwaukee, Wis.....	5.00
	Felig von Wyszow, Chicago.....	5.00
	Henry W. Brendel, Buffalo, N. Y.....	5.00
	Ernst Ebel, Chicago.....	5.00
	M. E. J. Papke, Chicago.....	5.00
	Magda Feuermann, Oak Park, Ill.....	5.00
	Ferdinand Schevill, Chicago.....	5.00
	Edw. A. Leight, Chicago.....	5.00
	Ernst G. Schulz, St. Louis.....	5.00
	A. J. Walters, St. Louis.....	5.00
	Hans von Reinsperg, Chicago.....	5.00
15.	Arthur Woltersdorf, Chicago.....	10.00
	J. Ruehl, Chicago.....	5.00
	Rich. Waffermann, Chicago.....	10.00
	Richard C. Schmidt, Chicago.....	10.00
	Ab. C. Dick, Milwaukee, Wis.....	5.00
	H. G. Scheunemann, Chicago.....	10.00
	C. Venninghofen, Hamilton, Ohio.....	15.00
	Dr. Alons Heinen, Chicago.....	5.00
	Emil Baensch, Manitowoc, Wis.....	5.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	Alfred R. Nippert, Cincinnati, O.....	10.00
	Henry Schoellkopf, Chicago.....	25.00
	C. A. Fide, Davenport, Iowa.....	10.00
16.	Hon. Nathan Straus, New York City....	5.00
	John Prochaska, E. Orange, N. J.....	10.00
	Richard Bartholdt, St. Louis.....	5.00
	A. J. Rolfe, Passaic, N. J.....	10.00
	Dr. Carl E. Schmidt, Oscoda, Mich....	10.00
	Christian Dod, Hinsdale, Ill.....	5.00
	Julius Schmidt, Chicago.....	10.00
	Fred Diehl, Chicago.....	5.00
	Frl. Louise Lewes, Chicago.....	10.00
	Herm. Hachmeister, Chicago.....	10.00
	A. Kroch, Chicago.....	5.00
17.	Chas. Lenter, Freeport N. 1, N. J.....	10.00
	Herm. Horn, New York.....	5.00
	Paul Mausolff, New York.....	10.00
	Ludwig Vogelstein, New York.....	5.00
	J. G. A. Lacher, Waukegan, Wis.....	5.00
	G. Aug. Howeher, St. Louis.....	5.00
	Hugo A. Roehler, St. Louis.....	5.00
	Aug. Lueders, Hinsdale, Ill.....	5.00
	Carl C. Roehler, Chicago.....	5.00
	F. C. Gaertner, Chicago.....	5.00
	A. C. E. Schmidt, Chicago.....	5.00
	S. W. Rosenfeld, Chicago.....	5.00
18.	S. M. Strood, New York.....	5.00
	Herm. J. Dirks, Chicago.....	5.00
	Edgar J. Uihlein, Chicago.....	10.00
	Dr. C. G. Arnold, New Haven, Mass....	5.00
19.	August Blum, Pasadena, Cal.....	5.00
	Wm. Schulze, Chicago.....	10.00
	H. Bagenstecher, New York.....	5.00
21.	Henry Bartholomay, Chicago.....	5.00
	Max J. Kohler, New York.....	10.00
	Aug. Fitger, Los Angeles, Cal.....	10.00
	Ben Altheimer, New York.....	5.00
	Aug. Goerz, Newark, N. J.....	5.00
22.	Chas. G. Fleischer, Chicago.....	5.00
	Michael F. Gixten, Chicago.....	10.00
	W. A. Wieboldt, Chicago.....	10.00
23.	Rev. W. A. Nanssen, King, Ill.....	5.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	24.	H. E. Rhode, Chicago.....	5.00
		Adolf Gill, Chicago.....	5.00
		H. C. Zeunert, Chicago.....	5.00
	25.	Carl F. Lomb, Rochester, N. Y.....	10.00
		Chicago Turn-Gemeinde, Chicago.....	5.00
		Fred Klein, Chicago.....	5.00
	26.	Paul Schulze, Chicago.....	5.00
		Dr. Hugo Franz, Chicago.....	5.00
	28.	Wm. Mannhardt, Chicago.....	10.00
	29.	Chas. S. Wader, Chicago.....	15.00
Febr.	4.	Emil Eitel, Chicago.....	5.00
		Carl Eitel, Chicago.....	5.00
	6.	German Society of Pennsylvania, Phila- delphia, Pa. ....	5.00
		Albert Kuhlmei, Chicago.....	5.00
		Henry von Waderbarth, Chicago.....	10.00
	13.	Fred Mees, Chicago.....	5.00
		Society of the Divine Word, Techny, Ill.	5.00
		Ferdinand Hansen, New York.....	5.00
		Horace L. Brand, Chicago, Ill.....	5.00
		Max L. Reich, St. Louis.....	20.00
	16.	Dr. Wm. F. Petersen, Chicago.....	10.00
	18.	Dropsie College, Philadelphia.....	7.50
		A. F. Madlener, Chicago.....	15.00
	21.	Turngemeinde, Davenport, Iowa.....	5.00
März	1.	H. D. Lange, Chicago.....	10.00
	4.	Irving Lehman, New York.....	5.00
		Carl Gallauer, Chicago.....	10.00
	7.	Dr. L. S. Abele, Chicago.....	5.00
	17.	Jos. Matt, St. Paul, Minn.....	5.00
		Newberry Library, Chicago.....	5.00
	19.	Julius F. Muench, St. Louis, Mo.....	5.00
	29.	John C. Traeger, Chicago, Ill.....	5.00
April	1.	Heinrich Heine, Chicago, Ill.....	10.00
		The Hebrew Union College, Cincinnati, O.	3.75

855.42

\$ 962.00

# Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

## Ausgaben:

1929

Jan. 8.	Hankel Printing Co.....	\$115.00	
	Julius Goebel, typewriting work.....	20.00	
Apr. 15.	Julius Goebel, editorial work.....	200.00	
			335.00

Vestand am 23. April 1929.....\$ 627.00

## Verwaltungsrat.

Dr. Otto L. Schmidt	M. E. J. Papke
Hon. Michael	H. von Wackerbarth
Prof. Julius Goebel	

## Beamte.

Dr. Otto L. Schmidt.....	Präsident
Max Baum.....	Schriftführer
M. E. J. Papke.....	Schatzmeister

## Mitgliederliste.

### Ehrenmitglieder:

Prof. Everts B. Greene, Columbia Universität.  
Prof. F. J. Herriott, Drake Universität.  
Prof. Hermann Oden, Berlin.

### Mitglieder:

<b>Berlin</b>	<b>Chicago, Ill.</b>
Universität-Bibliothek	Abele, Dr. L. H.
Ministerium des Innern	Bartholomah, Henry
<b>Wismarck, N. D.</b>	Baum, Max
State Historical Society	Brammer, F. H.
<b>Bloomington, Ill.</b>	Brand, Horace L.
Behr, Heinrich	Breitung, Albert
<b>Brooklyn, N. Y.</b>	Bühler, Carl
Neumerkel, Waldemar	Chicago Historical Society
<b>Buffalo, N. Y.</b>	Chicago Turn-Gemeinde
Brendel, Henry W.	Diehl, Fred
	Dilg, Phil. H.
	Dicks, Herm. J.
	Dod, Christian



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

- Ebel, Ernst  
 Eitel, Emil  
 Eitel, Karl  
 Ernst, Leo  
 Fleischer, Chas. G.  
 Franz, Dr. Hugo  
 Gallauer, Carl  
 Gärtner, F. C.  
 Gill, Adolph  
 Girten, Hon. Michael F.  
 Grand, Leopold  
 Günzel, Louis  
 Hackmeister, Herm.  
 Heine, Heinrich  
 Heinen, Dr. Aloys  
 Heuermann, Fr. Magda  
 Hummel, Ernst  
 Kolinger, Dr. F.  
 Käufl, Ludwig W.  
 Klein, Fred  
 Köpcke, Chas. A.  
 Kroch, Ad.  
 Kuhlmei, Albert  
 Lange, G. D.  
 Leight, Edw. A.  
 Luebers, August  
 Madlener, Albert F.  
 Mannhardt, Wm.  
 Mees, Fred  
 Newberry Library  
 Pappe, May E. J.  
 Petersen, Dr. Wm. F.  
 Public Library  
 Reher, D.  
 Reinsperg, Hans von  
 Rhode, R. E.  
 Röbling, Albert  
 Rosenfield, S. W.  
 Röpler, Carl C.  
 Rühl, Jacob  
 Schevill, Prof. Ferdinand  
 Schlachter, J. W.  
 Scheunemann, R. G.  
 Schmidt, A. C. C.  
 Schmidt, Julius  
 Schmidt, Dr. D. L.  
 Schmidt, Richard E.  
 Schoellkopf, Henry  
 Schulze, Paul  
 Schulze, Wm.  
 Schwaben-Verein  
 Seifert, Rudolf  
 Trid, Joseph  
 Temes, Fr. Louise  
 Träger, Hon. John W.  
 Uihlein, Edgar J.  
 Waderbarth, G. von  
 Wader, Chas. G.  
 Wieboldt, Wm. A.  
 Wassermann, Richard  
 Woltersdorf, Arthur  
 Wollenberger, Herm.  
 Whfow, Felix F. W. von  
 Zimmermann, W. F.
- Columbia, Mo.  
 State Historical Society  
 of Missouri
- Cincinnati, O.  
 Rippert, Hon. Alfred
- Davenport, Iowa  
 Fide, Hon. C. A.  
 Turngemeinde
- Des Moines, Iowa  
 Historical State Department
- East Orange, N. J.  
 Prochaska, John
- Frankfurt a. M.  
 Städtische Bibliothek
- Freeport, L. I., N. Y.  
 Lenker, Chas.
- Ft. Thomas, Ky.  
 Porst, Walter

Deutscli-Amerikanische Geschichtsblätter

- |                                                                                                                                                                                                                                                       |                                                                                                                                    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Heidelberg<br>Universitäts-Bibliothek                                                                                                                                                                                                                 | Shrood, S. W.<br>Strauß, Nathan<br>Vogelstein, Ludwig                                                                              |
| Hamilton, O.<br>Benninghofen, C.                                                                                                                                                                                                                      | Newark, N. J.<br>Görz, August                                                                                                      |
| Indianapolis, Ind.<br>Stempel, Theo.                                                                                                                                                                                                                  | Oscoda, Mich.<br>Schmidt, Dr. Carl E.                                                                                              |
| Iowa City, Iowa<br>State Historical Society                                                                                                                                                                                                           | Pasadena, Cal.<br>Blum, August                                                                                                     |
| Kings, Ill.<br>Janßen, Rev. W. L.                                                                                                                                                                                                                     | Passaic, N. J.<br>Kolle, A. J.                                                                                                     |
| Los Angeles, Cal.<br>Fitger, August                                                                                                                                                                                                                   | Paterfon, N. J.<br>Großgebauer, John                                                                                               |
| Madison, Wis.<br>State Historical Society<br>of Wisconsin                                                                                                                                                                                             | Philadelphia, Pa.<br>Zeits, Anthony J.<br>German Society of Pennsylvania                                                           |
| Manitowoc, Wis.<br>Baensch, Hon. Emil                                                                                                                                                                                                                 | Rochester, N. Y.<br>Lomb, Carl F.                                                                                                  |
| Milwaukee, Wis.<br>Did, Ad. E.<br>Eiselmeyer, J.<br>Public Library                                                                                                                                                                                    | San Francisco, Cal.<br>Spindler, Chas.                                                                                             |
| New Haven, Conn.<br>Arnold, Dr. E. G.                                                                                                                                                                                                                 | Springfield, Ill.<br>Illinois State Historical Library                                                                             |
| New York City, N. Y.<br>Altheimer, Ben.<br>Boschwich, Carl<br>Frank, Julius J.<br>Habicht, F. C.<br>Hansen, Ferdinand<br>Horn, Herm.<br>Köhler, Max J.<br>Lehman, Irving<br>Mausloff, Paul<br>Pagenstecher, Rud.<br>Public Library<br>Scharfe, Julius | St. Louis, Mo.<br>Barthold, Hon. Richard<br>Bomeyer, G. Aug.<br>Köhler, Hugo A.<br>Schulz, E. G.<br>Teich, Max L.<br>Walter, A. J. |
|                                                                                                                                                                                                                                                       | St. Paul, Minn.<br>Matt, Jos.                                                                                                      |
|                                                                                                                                                                                                                                                       | Techny, Ill.<br>Society of the Divine Word                                                                                         |
|                                                                                                                                                                                                                                                       | Urbana, Ill.<br>Goebel, Prof. Julius                                                                                               |

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Washington, D. C.  
Library of Congress

Baltimore, Wis.  
Lachar, J. A.

St. Lebanon, Pa.  
Hanns Fischer

Bonn, Deutschland  
Universitäts-Bibliothek

Köln am Rhein  
Städtische Bibliothek

München  
Deutsche Akademie

Leipzig  
Deutsche Bucherei

Göttingen  
Universitäts-Bibliothek

Gießen  
Die Hessische Universitäts-  
Bibliothek

86  
4

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

---

German-American Historical Review

(Published with the co-operation of the Germanistic Society of America)

---

J a h r b u c h

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen  
Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Julius Goebel

Jahrgang 1930

(VOL. XXX)

Im Auftrage der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

German-American Historical Society of Illinois

Room 1223 Steuben Building, 188 West Randolph St.

CHICAGO, ILL.

---

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

CHICAGO, ILLINOIS

1930



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

---

**German-American Historical Review**

(Published with the co-operation of the Germanistic Society of America)

---

J a h r b u c h

der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen  
Gesellschaft von Illinois**

Herausgegeben von

**Julius Goebel**

**Jahrgang 1930**

(VOL. XXX)

Im Auftrage der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois**

**German-American Historical Society of Illinois**

Room 1223 Steuben Building, 188 West Randolph St.

**CHICAGO, ILL.**

---

**THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS**

**CHICAGO, ILLINOIS**

**1930**

## Table of Contents

	Seite
Vorwort .....	5
Baron von Steuben's Geburtstag.....Von <i>Dr. Julius Goebel</i>	9
Steuben.....By <i>Hon. Richard Barthold</i>	16
Steuben as a Military Statesman.....	
.....By <i>Brig. Gen. John McAuley Palmer</i>	28
Baron von Steuben, Father of the American Army.....	
.....By <i>Dr. C. J. Hexamer</i>	45
Nachrichten von den Lebensumständen des Baron von Steuben.....	
.....Von <i>Christoph David Ebeling</i>	56
Copie eines Schreibens von dem General Major von Steuben an den Geheimrat von Frank in Hechingen.....	68
Memorials of Baron von Steuben. Unpublished and Forgotten Papers	77
I. Memorandum .....	81
II. Letter to the Board of War.....	90
III. Abstract of a System of Military Discipline.....	93
IV. List of German Officers taken Prisoners at Yorktown...	127
V. Plan for the Establishment of a Military Academy.....	131
VI. Steuben to Baron von Gaudy.....	134
VII. The best possible Military Establishment for the United States .....	137
VIII. A letter on the subject of an established Militia and Military Arrangements, addressed to the Inhabitants of the United States.....	150
Baron Stuben's American March.....	165
Conrad Weiser.....By <i>Dr. Julius Goebel</i>	166
Biographisches.....Von <i>Max Baum</i>	182
Jahresbericht .....	199

---

Copyright, 1930  
German-American Historical Society  
of Illinois.

OCT 15 1930

Mr. Amer. Hist. Soc.

7 Festschrift

Zur feier des zweihundertjährigen Geburtstags von  
Baron Friedrich Wilhelm von Steuben





Stevenson  
Major Genl H. H. H.

## Vorwort.

---

Wie das letzte Jahrbuch dem Andenken von Karl Schurz gewidmet war, so will der vorliegende diesjährige Band zur Feier seines zweihundertjährigen Geburtstages das Gedächtnis eines Deutsch-Amerikaners festhalten, der diesem Lande unsterbliche Dienste geleistet hat. Man hat es oft beklagt, daß sich unter den Helden der amerikanischen Revolution kein deutscher Name befinde, der sich, wie der Franzose Lafayette, für immer die dankbare Erinnerung des amerikanischen Volkes gesichert hätte. Zwar der Name Baron von Steubens ist der amerikanischen Geschichtschreibung nicht unbekannt, doch erscheint er dort hauptsächlich in der untergeordneten Stelle eines talentvollen Drillmeisters der Armee Washingtons. Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit ist in der Würdigung der Verdienste unseres großen Landsmannes eine Wendung eingetreten, dank den Bemühungen unseres ausgezeichneten früheren Congressmitgliedes Richard Bartholdts um die Errichtung des Steubendenkmals in Washington und in Berlin, und schließlich durch die Forschungen des amerikanischen Generals John McNuley Palmer, der die militärische und staatsmännische Größe Steubens zuerst ins rechte Licht stellte. Sein trefflicher Aufsatz über „Steuben als militärischer Staatsmann“, sowie die ausgezeichnete Rede Bartholdts zur Feier des hundertjährigen Gedenktages von Steubens Ankunft in Amerika, werden darum beide den Lesern des Jahrbuchs willkommen sein. Ebenso wird sie die hier abgedruckte, erste deutsche biographische Skizze Steubens von wissenschaftlichem Wert, die im Jahre 1796 erschien und den hervorragenden Gelehrten, Daniel Christoph Ebeling, den besten Amerikafenner jener Zeit, zum Verfasser hat, interessieren. Auch darf die schwingvolle Rede, mit der Dr. C. F. Hexamer, der verdienstvolle Präsident des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, bei der Enthüllungsfest des Steubendenkmals (7. Dezember 1910) als Vertreter des amerikanischen Deutschtums seinen großen Volksgenossen feierte, an dieser Stelle nicht fehlen.

Wenn die amerikanische Geschichtschreibung dem wahren Verdienste Steubens bisher so wenig gerecht ward, so lag der Grund

dafür nicht zum geringsten daran, daß außer dem glänzenden Zeugnis, das Washington ihm noch am Tage seines Rücktritts vom Oberbefehl der Armee ausstellte, von Steuben selbst nichts Gedrucktes existierte, das einen tieferen Einblick in seinen Charakter und in seine Tätigkeit gewährt hätte. Selbst die vorzügliche Biographie Steubens, die Friedrich Rapp, versehen mit einer höchst anerkennden Einleitung von George Bancroft im Jahre 1859 in englischer Sprache veröffentlichte, hat auf die historische Forschung und die allgemeine Würdigung des deutschen Revolutionshelden nicht so nachhaltig gewirkt, als man hätte erwarten sollen.

Die ungedruckten und vergessenen Schriften Steubens, die ich daher im Folgenden zu einer besonderen Gruppe vereinigt habe, wollen den Lesern des Jahrbuchs durch einige Beispiele den Mann und sein Werk näher bringen. Sie stammen zum größten Teil aus dem literarischen Nachlaß, den die Bibliothek der Historischen Gesellschaft von New York verwahrt. Für die gütige Erlaubnis, die einzelnen Schriften veröffentlichen zu dürfen, sei der Gesellschaft hier besonders gedankt.

Mit Recht hat General Palmer in seinem kürzlich erschienenen Bude, "Washington, Lincoln, Wilson, Three War Statesmen" (S. 44) bemerkt, daß kein englischer oder französischer Offizier jener Zeit an militärischer Ausbildung und an Kriegserfahrung sich mit Steuben als Lehrer der Wissenschaft und Kunst des Krieges habe messen können. Da er diese Ausbildung in der Schule Friedrichs des Großen, unter der persönlichen Leitung dieses größten Meisters der Kriegskunst im 18. Jahrhundert erhalten hatte, so dürfen wir es als das höchste Verdienst Steubens ansprechen, daß es ihm gelang, durch Lehre und Beispiel den Geist des preussischen Heeres den amerikanischen Verhältnissen entsprechend, in die amerikanische Armee zu verpflanzen und damit den entscheidenden deutschen Beitrag zum schließlichen Erfolg des Befreiungskrieges zu liefern. So erkennt er bei seiner Ankunft in Valley Forge sofort den Hauptmangel der amerikanischen Truppen im Fehlen jeglicher Einheit, Ordnung und Disciplin, an die er als preussischer Offizier von Jugend auf gewöhnt war. Diese zu schaffen wird nun sein nächstes Ziel. Kaum zeigt sich der außerordentliche Erfolg seiner Lehre auf

die Offiziere und Soldaten, da erreicht ihn auch schon der Neid gewisser einheimischer Waffengenossen; Neid, der heimtückische Feind aller hervorragenden Deutsch-Amerikaner, die sich je in der Öffentlichkeit hervortaten. Wie hat einst derselbe Neid an Männern wie Karl Follen und Karl Schurz genagt und ihr Schaffen zu untergraben gesucht! Es zeugt für die einzige Größe Washingtons, daß er die Bedeutung Steubens und seiner unersehbaren Mission voll erkannte, ihn neidlos neben sich duldete und dem heimlich gehaßten „Ausländer“ mit Rat und Tat an die Hand ging, um das Vorurteil gegen den „Fremden“ (foreigner) zu überwinden. Auf Washingtons Wunsch schrieb Steuben den Aufsatz „Memorandum“, in dem er die Pflichten und die Befugnisse eines Generalinspektors der Armee nach preussischem Muster genau feststellte. Und mit Washingtons Zustimmung verfaßte er nach gleichem Vorbild das Exerzierbuch, das dann über 100 Jahre lang in der amerikanischen Armee gebraucht wurde.

Auch nach Beendigung des Krieges fuhr Steuben fort seiner neuen Heimat in gleichem Sinne zu dienen. So entwarf er, von Washington aufgefordert, den Plan zu einer Militär-Akademie, wie sie später in West Point zur Ausführung kam, und so schrieb er den Aufsatz über die Bedeutung der militärischen Organisation in einer Demokratie. Dieser Aufsatz, zunächst für Washington bestimmt, wurde dann, nachdem ihn dieser durchgesehen und kleine Aenderungen gemacht hatte, als eine Art Aufruf Steubens an die Nation gedruckt. Als das wichtigste Dokument, das Steuben dem amerikanischen Volke hinterlassen hat, erscheint es an dieser Stelle in doppelter Form. Ein Vergleich des äußerst selten gewordenen gedruckten Aufrufs mit Steubens erstem Entwurf ist besonders lehrreich für sein intimes Verhältnis zu Washington sowohl, wie für Steuben, den amerikanischen Patrioten und politischen Denker.

Obwohl wir wissen, daß Steuben seine Schriften entweder in deutscher oder in französischer Sprache verfaßte, und sie dann von seinen Freunden Walker und North übersetzen ließ, so hat sich in seinem literarischen Nachlaß doch leider keine deutsche Schrift gefunden. Der ausführliche Brief an seinen Freund und Gönner von Frank in Gethingen ist dem 7. Bande von Schölzers bekanntem

Briefwechsel entnommen. Steubens jahrelange Stellung als Präsident der Deutschen Gesellschaft von New York, sowie seine Mitgliedschaft in der deutsch-reformierten Kirche in New York bezeugen jedoch, daß sein glühender amerikanischer Patriotismus ihn nicht verhinderte, seinem deutschen Volkstum treu zu bleiben.

Als hochinteressantes Unikum ist dem Jahrbuch das Facsimile eines Militärmarsches beigelegt, das den Titel "Baron Stuben's American March" trägt. Das Original befindet sich in der New Yorker öffentlichen Bibliothek, der für die Erlaubnis zur Wiedergabe der Dank unserer Gesellschaft hiermit ausgesprochen sei. Ueber die Geschichte des Manuscripts schreibt mir Herr Richard E. Selbig, daß es „vor ungefähr 30 Jahren in den Besitz der N. Y. P. L. als ein Teil der Ford Collection kam, die J. P. Morgan der N. Y. P. L. schenkte. Der Chef unserer Musik-Division, Dr. Otto Kinfeldt, erklärte, das Schriftstück sei wahrscheinlich einem scrapbook entnommen, die Niederschrift möge um 1800 herum gemacht worden sein.“ Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Marsch in der Form eines Duetts, wahrscheinlich für 2 Flöten, geschrieben ist.

---

Als Anhang zu unserer Festschrift ist auf besonderen Wunsch von Herrn Ferdinand Thun in Reading, Pa., der Aufsatz über Conrad Weiser beigegeben, dem großen deutsch-amerikanischen Pionier des 18. Jahrhunderts, der von der Geschichtsforschung bisher ebenfalls ungebührlich vernachlässigt ward.

J. G.

## Baron von Steubens Geburtstag.

Von Julius Goebel.

Die vielumstrittene Frage nach dem eigentlichen Tage von Steubens Geburt drängt gerade in diesem Jahre, wo wir seine Zweihundertfeier begehen werden, zu einer endgültigen Lösung. Schon Friedrich Rapp mußte sich, wie er in einer Fußnote seiner ausgezeichneten, noch immer nicht überholten Biographie des großen Generals berichtet, für ein bestimmtes Datum entscheiden. Da alle seine Quellen in diesem Punkte von einander abwichen, wandte er sich an einen der Nachkommen Steubens in Preußen, der ihm den 15. November 1730 als die Familientradition angab. Dieses Datum hat denn auch seitdem als das richtige gegolten, bis es von dem deutsch-amerikanischen Journalisten Anton W. C. Kalkhorst, auf Grund einer Notiz in der „Magdeburgischen Zeitung“, vor mehreren Jahren angezweifelt und durch den 17. September 1730 ersetzt ward.

Als Kalkhorst in einem von ihm verfaßten, aber von einem anderen Herrn gehaltenen Vortrag vor der Steuben-Gesellschaft in Detroit seine von der Magdeburgischen Zeitung bereits gemachte „Entdeckung“ zum ersten Male öffentlich aussprach und den Vortrag in der „Detroitter Abend-Post“ vom 1. Oktober abdruckte, lief von Herrn Oberst-Leutnant a. D., Arndt von Steuben, einem Mitglied der Steuben-Familie in Deutschland, folgendes Schreiben an die Schriftleitung der Detroitter Abendpost ein:

In Ihrer Zeitung vom Donnerstag, 1. Oktober 1925 erschien ein Artikel: „Steuben und Steubengeist“.

Der Inhalt dieses Artikels gibt mir zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

1. Zu dem Artikel wird gesagt: Das Geschlecht der Steuben war kein Adelsgeschlecht. Diese Behauptung ist falsch. Das Geschlecht der Steuben gehört dem Mansfelder Uradel an. Das Ge-

schlecht wird im Gothaischen Adels-Almanach — Band Uradel — geführt, in welchem nur solche Geschlechter nachgewiesen werden, deren Berechtigung hierzu von dem damals bestehenden Heraldamt anerkannt ist.

Außerdem führe ich zum weiteren Beleg für die Richtigkeit meiner Behauptung an: 1. Das historische Portefeuille, vierter Jahrgang, Band I, 1785. Der betreffende Aufsatz ist überschrieben: Zwei zuverlässige Nachrichten von dem Geschlecht und Herkommen des nordamerikanischen Generals Friedrich, Wilhelm, Ludolph, Gerhard, Augustin von Steuben. Die in diesem Portefeuille gemachten Angaben stammen aus der Feder des Vaters des Amerikaners und sind absolut zuverlässig.

2. Zur weiteren Beweisführung für die Adelsgehörigkeit meines Geschlechtes führe ich an

- a, Genealogisches-historisches Adels-Lexikon von Johann Friedrich Gaden, Leipzig, verlegt bei Johann Friedrich Gleditsch, 1740.
- b, Nachricht von adligen Wappen, gesammelt von Christian, Friedrich, August von Meding, Weissenfels und Leipzig, bei Severin, 1788, No. 862 — Steuben.
- c, Urkundenbuch der Klöster der Grafschaft Mansfeld, bearbeitet von Dr. Max Krühne, Halle, Druck und Verlag von Otto Krendel, 1888. Die ältesten hier angeführten Urkunden datieren von 20. 6. 1509; 3. 9. 1262\*; 16. 10. 1271; 8. 11. 1330 u. s. w. Die mit einem \* versehene Urkunde befindet sich im Staats-Archiv in Magdeburg.
- d, Nach den hiesigen Feststellungen und Unterlagen ist das Geburtsdatum des amerikanischen Generals der 15. November 1730.

3. Zu dem Artikel steht ferner: „Das Geheimnis, das hinter der Verabschiedung Steubens steht, ist nie ganz enthüllt worden . . . vielleicht liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis in einer anormalen geschlechtlichen Veranlagung, die ihm auch später seine Hofstellung in Sachsen kostete.“

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Diese Behauptung kann nicht bewiesen werden, wäre also besser ausgelassen worden. Aus den hier vorliegenden Unterlagen ist über seinen Abschied aus der Armee kein Grund angegeben. Seine Stellung in Hechingen gab er auf, weil sie ihn auf die Dauer nicht befriedigte. Aus keinem hier vorliegenden Schriftstück läßt sich die Annahme des Artikelschreibers rechtfertigen.

Ich bitte diese meine Ausführungen zur Kenntnis zu nehmen, eine Richtigstellung in Ihrer Zeitung zu veranlassen und bin mit vorzüglicher Hochachtung

sehr ergebenst

(gez.) Arndt von Steuben

Oberstleutnant a. D.

Oberneiß bei Breslau,  
Villa Frieden, 17. 2. 26.

Die Abfuhr, die Kalkhorst in diesem Briefe nicht nur in Betreff des Geburtsdatums, sondern auch auf seine sonstigen unbewiesenen Behauptungen über Steuben zuteil ward, war wohl der Grund, warum er die von Oberstleutnant von Steuben erbetene Richtigstellung in seiner Zeitung unterließ. Erst nach seinem Tode fand der gegenwärtige Schriftleiter der *Detroitter Abendpost*, Herr Carl Sueßer, den wichtigen Brief unter den Redaktionspapieren und druckte ihn in seinem Blatte ab.

Nicht lange danach ging Herrn Sueßer ein Schreiben und eine Extranummer der „*Magdeburgischen Zeitung*“ zu, worin darauf aufmerksam gemacht ward, daß der Bau eines Steubendenkmals in Magdeburg, anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstags des Generals geplant worden sei, und daß am 17. September nächsten Jahres eine Abordnung der amerikanischen Steuben-Gesellschaft zu diesem Zwecke hinüberkommen werde. Daß der 17. September 1730 der Geburtstag Steubens gewesen sei, sei in den Spalten der „*Magdeburgischen Zeitung*“ schon früher mitgeteilt worden. Zum Beweis für das Geburtsdatum fügte das Blatt im *Alishee* wie im Druck die folgende, dem Geburts- und Taufregister der Deutsch-Reformierten Gemeinde Magdeburgs entnommene Urkunde bei:

„Den vierundzwanzigsten (24.) September Eintausend siebenhundert und dreißig (1730), hat Herr Wilhelm Augustin von



Steube, Königlich Preussischer Ingenieur-Leutnant allhier mit seiner Frau Eheliebsten Maria, Justina, Dorothea von Zagordin einen Sohn, welcher am 17. ejust geboren, taufen lassen, namens, Friedrich, Wilhelm, Ludolph, Gerhard Augustin.

Die Pathen:

1. Se. Königliche Majestät in Preußen Friedrich Wilhelm.
2. Herr Ludolph von Lüderitz, Königl. Preussischer Oberforstmeister im Herzogthum Magdeburg.
3. Herr Gerhard von Wallrave, Königlicher Preussischer Obrist bei der Artillerie allhier.
4. Herr Augustin von Steube, Erster Prediger bei der Reformierten Gemeinde zu Brandenburg.
5. Frau von Metsch aus dem Hause Nordstemke.
6. Frau von Beltheim aus dem Hause Aderstädt.

Mit der Veröffentlichung dieser Urkunde schien das Datum von Steubens Geburt endgültig festgestellt. Nicht alle Fragen, die sich an das Datum knüpfen, waren jedoch damit gelöst, worauf schon Herr Sucher in seinem Artikel in der „Detroitter Abendpost“, der die Urkunde brachte, hinwies. Vor allem die Frage, wie kam die Familie, ja sogar der Vater Steubens dazu, den 15. November als den Geburtstag anzugeben? Auch der vorsichtige Forscher Friedrich Stapp sah sich vor diese Frage gestellt. Da er in seinen Quellen verschiedene Angaben über das Datum fand, wandte er sich, wie er in einer Anmerkung seiner Steubenbiographie berichtet, an den Leutnant von Steuben in Gumbinnen, einen entfernten Nachkommen unseres Generals, um das exakte Datum zu erfahren, und erhielt zur Antwort, daß es der 15. November 1730 sei. Dieser Tag war also schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Familientradition geworden. Freilich über die Gründe, worauf sich diese Tradition stützte, erfahren wir nichts. Hätte sie schon zu Lebzeiten Steubens bestanden, dann wäre sie gewiß dem ausgezeichneten ersten Biographen unseres Generals, Christoph Daniel Ebeling, nicht entgangen. Ueber die Geburt Steubens berichtet er kurz: „Seine Mutter, aus dem adelichen Geschlechte der von Zagow, gebahr ihn zu Magdeburg im J. 1730.“ Das ist um so mehr zu verwundern, als er unter

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

den Quellen seiner Lebensbeschreibung den Aufsatz von Steubens Vater an erster Stelle anführte.

Müssen wir uns daher über den Ursprung jener Familientradition mit der Annahme bescheiden, daß der Vater Steubens sich im Geburtsdatum seines Sohnes aus irgend welchen Gründen geirrt hat, dann ist das Zeugnis, das wir von General Steuben seit Kurzem selbst haben, von um so größerer Wichtigkeit.

Ende Januar 1929 kam in den Räumen der American Art Association in New York (Madison Ave., 56th to 57th Street) eine Sammlung von Briefen, und andern schriftlichen Urkunden aus der Zeit der amerikanischen Revolution, die sich in der Hinterlassenschaft von General William North, Adjutant und adoptirter Sohn Steubens, befand, zur öffentlichen Versteigerung. Um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dies Ereignis zu lenken, hatte die American Art Association einen prachtvoll ausgestatteten Katalog der einzigartigen Sammlung veröffentlicht, in dem die einzelnen Nummern verzeichnet und kurz erklärt wurden, ja in einzelnen, besonders wichtigen Fällen mit einem Facsimile der Handschrift begleitet waren. Dazu gehörte auch ein Brief, den Steuben am 18. September 1788 an W. North schrieb und der darum von so großer Wichtigkeit für uns ist, weil er darin von seiner Geburtstagsfeier am Tage zuvor (17. Sept.) spricht und erzählt, wie er ihn, zusammen mit ihrem gemeinsamen Freunde, Benjamin Walker, gefeiert hätte. Das Facsimile des Briefes lautet:

New York, Sept. 18, 1788.

Yesterday my dear Bill it was a year when you did cut your name and mine, in a big tree at Steuben, it was a year that the constitution was signed at Philadelphia, it was eleven years when Bourgoin capitulated at Saratoga, and it was mine own fifty-eight year——I celebrated the day in dining with our friend Walker, when we wished health and happiness to our friend in the woods.

Nothing yet from Don Quixoti Contrie, the first vessel must bring letters, till then patience.

Nothing yet decided by Congress, a new Report is made,

my friends are warm, my enemies read hot and all I can do is to keep cool.

Armstrong and me have taken our winter quarters together. on the first of next month we shall occupy the corner house in Nassau street where Mr. Phargnes formerly lived. We pay 48£ till the first of May. I shall be there in the neighborhood of the Church, the Major and the Bishop, Armstrong near the Playhouse, some B-houses and blac Tam.

Our politicians are now busi in setling the Etiquette of the New Court. A Palas Royal [is to be prepared. Audience and leve days to be fixed, the ceremonies to be determined. My opinion as an old Courtier has been asked. I begun by abolishing all nut cracking after the desert. proposed the number of bows to be received and returned and made several useful observations. As to the Queen's Leve I shall say nothing. I wish it could be very late in the evening, and without candlelight. . . .

Van Borkel is become quite a gentleman since he is no more Dutch Minister, but what are all these creatures to you and me if nothing arrives from the Escorial.]

Das Facsimile des Briefes reicht in dem Katalog nur bis "A Palais Royal," die Fortsetzung, die ich in Klammern beigelegt habe, ist dem Katalog entnommen, wo der Brief auf Seite 24 unter der Nummer 140 verzeichnet ist.

Daß der Eingang des Briefes das genaue Datum von Steubens Geburtstag als am 17. September 1730 endgültig feststellt, und damit die Eintragung in das Geburts- und Taufregister der Deutsch-Reformierten Kirche in Magdeburg bestätigt, ist außer aller Frage.

Dagegen bedarf die Stelle, wonach er Briefe aus dem "Don Quixote Contrie" (!) erwartet, einer näheren Erklärung.

In seiner finanziellen Not, die gerade im Jahre 1788 durch die unverzeihlich kleinliche Haltung des Kongresses hinsichtlich seiner Pension aufs höchste gestiegen war, hatte Steuben den Plan gefaßt im Westen Amerikas, der damals noch zu Spanien gehörte, eine deutsche Kolonie zu gründen. Er wandte sich daher an die Spanische Regierung mit dem Ersuchen der geplanten Kolonie 250,000

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Nachdem am Mississippi zur Besiedelung zu gewähren, und wartete damals, als er den Brief an North schrieb, auf eine Antwort aus Spanien. Wäre, wie Friedrich Skapp mit Recht bemerkt, sein Plan durchgegangen, dann hätte die Geschichte der Gewinnung des Westens durch die Vereinigten Staaten gewiß einen anderen Verlauf genommen, und das reiche Mississippi-Thal wäre schon viele Jahre früher der Besiedelung erschlossen worden.

Leider sollte aus Steubens Plan nichts werden, was jedoch seinem Humor, wie der Ton dieses und anderer vertraulichen Briefe an North zeigt, keinen Eintrag tat.

Daß Steuben das Datum seines Geburtstages besser kannte als seine späteren Biographen, bedarf wohl keines Beweises. Wir sind ihm daher besonders dankbar, daß er es uns in dem vorstehenden Briefe zufällig erhalten hat.

## Steuben

An Address by Hon. Richard Bartholdt, delivered at Chicago,  
December 3, 1927

Mr. Toastmaster, Ladies and Gentlemen:

When the last time I had the honor of addressing a Chicago audience I said: "Mr. Toastmaster and Fellow Barbarians." It was during the war, and the diners were the members of the German Club. So you see that with the return of sanity my politeness has also come back.

We are gathered here today to commemorate an event in American history, with the emphasis on the word American. There are certain other organizations in this country which are in the habit of celebrating King George's birthday offering the first toast to the English king and the second to the President of the United States. We men of German ancestry, on the other hand, believing as we do in "America first," have always preferred to celebrate anniversaries significant to America. Even the so-called "German Days" are no exception to the rule, inasmuch as by them we commemorate the arrival of the first German colony on American soil.

And so today, in honoring the memory of Baron Steuben on the 150th anniversary of his arrival in this country, we pay homage to the man and his sterling qualities, but we also have in mind the great good which resulted for the American people from the voluntary offer of his services to George Washington in what was by all odds the darkest hour in our history. For let me say right here that without Baron Steuben, in the opinion of many historians, the cause of liberty and independence might have been lost.

Let history speak for itself. Frederick Wilhelm August von Steuben came to this country exactly a century and a half ago,

on the 1st of December, 1777. He was then 47 years old, and, as a descendant of a military family, had practically been a soldier from his 14th year, when he accompanied his father in a most strenuous and bloody campaign. Reared in the rigorous military school of Frederick the Great, he entered the King's army at the age of 26, and participated in nearly all the great battles of the Seven Years' War. Later he became adjutant general of Frederick the Great, and in this position had occasion thoroughly to familiarize himself with the important tasks of providing for and equipping the troops, of securing and caring for arms and ammunition, of their inspection and control, and of the drilling and training of soldiers—the very essentials which later made his services so invaluable in the Revolutionary War.

At the end of the Seven Years' War he was granted a comfortable pension which would have enabled him to live a life of ease for the rest of his days, but on a visit to Paris he became acquainted with several prominent men of the French court, and also with Benjamin Franklin, the American emissary, who tried to prevail on him to offer his services to Gen. Washington. At this particular time things looked blue for the Colonists. Washington had been forced to retreat from New York, through New Jersey, and across the Delaware, and camped with a diminished and discouraged army in Pennsylvania. Despite this condition of affairs, due mainly to lack of discipline, the appeals in behalf of American freedom found an echo in Steuben's heart and he accepted the offers made to him. When, after a voyage of more than two months, he landed at Portsmouth, the first news he received was of American success in the State of New York and of the surrender of the English general, Burgoyne, with his whole army. New York, Philadelphia and nearly the whole coast, however, were still in possession of the British, and Washington's army was nearly frozen and starved to death in winter quarters at Valley Forge.

Steuben was everywhere received with due honors—no objection to a Prussian Junker then!—indeed, when he and his retinue came through Lancaster, the many Germans residing there accorded him a royal welcome. Gen. Washington, too, re-

ceived him most cordially and with all the honors due an officer of high rank. The Congress readily granted him the rank of major general, and intrusted him with the task to drill the troops and establish better order in the commissary and other departments.

The winter quarters presented a most sorrowful appearance. The troops were in want of practically everything—clothing, provisions, arms and ammunition; and discipline and military order seemed unknown. When the enlistment of a soldier had expired he took musket and uniform home with him; if fatigued, he threw away whatever was burdensome to him. There were 5000 muskets more on paper than required, yet many soldiers were without them. Steuben's first task was, therefore, to inaugurate a system of control over the needs and supply of arms, and in course of time he succeeded in carrying this control to such perfection that, on his last inspection before he left the Army, there were but 3 muskets missing and even those could be accounted for.

In drilling the troops the Inspector General at first experienced great difficulties on account of his deficient knowledge of English, and the story goes that whenever he could not express himself with enough vigor he would turn to one of his officers begging him to cuss out the d—— blockhead for him. Carrying out all the exercises with characteristic Prussian perseverance, he would rise every morning at 3 o'clock and have all soldiers pass muster. Naturally, the good order thus brought about in the Army soon became painfully apparent to the enemy and contributed largely toward winning the war.

After he had been at Valley Forge, Morristown, West Point, and in a number of engagements as Inspector General and Chief of Staff, he was sent South, immediately following the unfortunate battle of Camden, on August 16, 1780, against which another German, Gen. von Kalb, had warned Gen. Gates in vain and in which von Kalb died a heroic death. Steuben was to raise troops in Virginia in support of Gen. Nathaniel Greene who had gone to the Carolinas, and that proved by far the saddest of his American experiences owing to the indifference of

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

and lack of support from the people of Virginia. To Gov. Jefferson's repeated calls but few new recruits responded. On one occasion out of 500 men promised by the Governor only 7 appeared in Steuben's camp, and 2 of those deserted before the day was over. But not once, even in the face of these distressing circumstances, did our hero lose heart. Where hundreds of others in his place would have given up, he stood his ground and managed, from time to time, to send Gen. Greene the much needed succor.

When the American Army was finally organized in accordance with Steuben's plan, he asked for an independent command which, however, despite Washington's earnest recommendation, the Congress refused to give him, owing to jealousies and intrigues. Even in this instance, as in many others, his sense of duty triumphed over his disappointment. Well, fate had reserved a great satisfaction for him. It so happened that Gen. Cornwallis, the commander in Chief of the last formidable British Army, capitulated to that brave German soldier. In the fall of 1781 Cornwallis was besieged at Yorktown, Va., by the French auxiliary fleet on the one side and by the united American Army on the other. General Washington, who from first to last had implicit confidence in Gen. Steuben, had given him a temporary command, and while commanding in the trenches, the English general offered capitulation. When next day Lafayette appeared to relieve him, Steuben refused to give up the command. "It is a recognized rule of war," he said, "that the officer who receives the first offer of capitulation must remain at his post until the negotiations are concluded." Lafayette thereupon appealed to Gen. Washington, and what happened? The Father of the Country decided the controversy in favor of Steuben!

This, my friends, is but a meager account of Baron Steuben's signal achievements. A great deal more might be said. For instance, during the dark days of Valley Forge, while he starved with his soldiers and in the heat of the campaign he mustered the energy to prepare a military textbook for the use of the troops, a work of lasting merit which, by the way, until quite recently has remained the standard manual of the American



Army under the title, "Regulations for the Order and Discipline of the Troops of the United States." And mind you, he was not merely the drillmaster of the Revolutionary Army, as he is frequently called, but Gen. Washington's friend and adviser in all matters of military tactics and strategy, aye, it is claimed with good authority that the final victory of the American arms was in no little degree due to a plan of campaign elaborated by our hero and approved and followed by the Commander in Chief. Think of what that means!

In the face of this glorious record I say without fear of successful contradiction: If there is a man worthy of the lasting gratitude of the American people, it is General Steuben. Nevertheless, he was forgotten. O, yes, during his lifetime Congress voted him a pension and a gold-hilted sword, and the States of New York, Pennsylvania, New Jersey and Virginia made generous land grants in his favor, but posterity knew him no more.

Horace speaks of heroes who are consigned "to a long night of oblivion because they lacked a sacred bard." Or, as Byron expressed it: "They shone not on the poet's page and so have been forgotten." This fits exactly the case of Steuben who was forgotten because no bard or poet sung his praises. Now, let me ask: Did the American press ignore him; did the "Sons and Daughters of the American Revolution" fail to include him among the heroes whom they revere; did the so-called Americanized Encyclopedia Britannica exclude him from its pages; did the authors of American school books omit his name, all of that merely because he happened to be a German? Perish the thought! We are unwilling to believe it. That racial jealousy should go to the length of obliterating the memory of one of the fathers of the country passeth our understanding. Yet the fact remains. Owing to a systematic suppression and a studied slight, the illustrious name of Steuben was buried deep in the dust of a century and a half, unknown and completely forgotten until—well, thereby hangs a tale. With your kind permission I will tell it, though unfortunately I cannot do so without referring to some personal history. It is the story of a successful effort to

bring back to the light of day and rescue from oblivion what others had sedulously buried, the difference being that the revival was dictated by American patriotism, while you will admit that the motives of the grave-diggers could hardly be dignified by any such name.

When in 1893 I first came to Washington as a Representative I looked around for some visible sign of official recognition of the German element and its history on American soil. There was nothing to be found. One day, standing in front of the White House and looking over to Lafayette Square I noticed that the two nearest corners of that beautiful little park were occupied by statues of Lafayette and Rochambeau. France being doubly honored, I asked myself, why should not future generations also be reminded of what men of German blood had contributed to the cause of American independence? The question was, however, who of the German Revolutionary heroes would best typify that idea. There was Muehlenberg who said: "There is a time to pray and a time to fight!" and, descending from the pulpit, buckled on the sword. There was General von Kalb, a most brilliant leader, who, as already mentioned, gave up his life at the unfortunate battle of Camden. There was General Herkimer (Herchheimer) the hero of Oriskany, who, having been shot from his horse in that fierce battle in the Mohawk Valley, continued giving commands on his knees until his life's blood had ebbed away. And there was Steuben. Burning midnight oil I read Frederick Kapp's "Life of Steuben" and came to the conclusion that he really was General Washington's right arm in the whole campaign from Valley Forge to Yorktown. I read of his bold declaration: "Only death can make me give up before America's independence is recognized!" But the determining factor in selecting Steuben for a monument to typify his own imperishable fame as well as the contributions of the German element to Colonial success was a letter which General Washington had written him only a few minutes before he laid down his command. You may be familiar with it, but my story would not be complete without it, so I will read it into the record.

Annapolis, December 23, 1783.

My Dear Baron. Although I have taken frequent opportunities, both public and private, to acknowledge your great zeal, attention and abilities in performing the duties of your office, yet I wish to make use of this last moment of my public life to signify in the strongest terms my entire approbation of your conduct and to express my sense of the obligation the public is under to you for your faithful and meritorious services.

I beg that you will be convinced, my dear sir, that I should rejoice if it could ever be in my power to serve you more essentially than by expressions of regard and affection, but in the meantime I am persuaded you will not be displeased with this farewell token of my sincere friendship and esteem for you.

This is the last letter I shall write while I continue in the service of my country. The hour of my resignation is fixed at 12 today, after which I shall become a private citizen on the banks of the Potomac, where I shall be glad to embrace you and testify the great esteem and consideration with which I am, my dear Baron,

Your most obedient and affectionate,

Geo. Washington.

Armed with this letter—and how the grim old soldier of two worlds must have rejoiced in receiving it!—I proceeded to prepare and introduce the bill for the Steuben monument. I soon discovered that not more than one out of a dozen Congressmen knew anything about this man “Stu-ben,” but it was not long before they knew all about him and even learned to pronounce his name right. Don’t think for a moment that there was no opposition, for there was. You couldn’t see or hear it, but you could feel it. In the Senate committee they tried to kill the bill by procrastination, but I gave them no rest, and so the measure was finally reported out and, after its passage in both Houses, was signed by President Roosevelt on February 27, 1903. It was not until the 7th of December, 1910, however, that the statue was unveiled—a delay of 7 long years which is unaccount-

able to me to this day. The competition among the sculptors had been won by Albert Jaegers, a German-American, now dead, who, as is admitted on all sides, had created a masterpiece of art.

If time permitted, I should like to dwell at length on the unveiling ceremonies, because they meant so much to us. It was the first and only time in American history that government, Congress and nation officially honored a German and publicly recognized his great achievements. Ten thousand citizens of German birth and ancestry, let me say briefly, had come to the national capitol to witness the rare spectacle of a great nation paying its debt of gratitude to one of their own flesh and blood. There was a military and civic parade which, the newspapers declared, surpassed everything of the kind which Washington, the city of great pageants, had ever witnessed. The unveiling ceremony, as a matter of course, was surrounded with all the dignity of a government affair and witnessed from the grand stand by a most brilliant assembly, including the President of the United States, the members of the Cabinet, the Justices of the Supreme Court, the diplomatic corps, members of Congress and officers of the Army and Navy. After a mass chorus by German singing societies Miss Helen Taft, the daughter of the President, pulled the strings, the cover fell and the statue of Steuben with its surrounding allegorical figures, warmed and lit up by the rays of a December sun, presented itself to the gaze of the thousands in all its glory. But few eyes remained dry. I was so overcome by my feelings that I begged President Taft to speak first, but he insisted on my going to the front to deliver my address, the first on the program.

Ever since that time the press has been "mum" on the subject of this monument as well as the unveiling ceremony. Should we, too, forget it? I say no, and that is the very reason I am telling this story. The Steuben monument is, like most statues, not only a tribute to the man, but it is also a reminder to this and future generations of the part played by men and women of German blood in the making of this country. By reviving the memory of the great Revolutionary hero, it has stimulated our own just pride of ancestry and has caused us to name the only political

organization of German-Americans existing in the country after the man who set us an example of loyalty by embracing American citizenship and preferring to be buried in American soil. Aye, that memento of bronze is even more. It is a visible tie between Germany and the United States, the Fatherland and the land of our choice. As you probably know, its counterpart stands in the shadow of the old castle of Potsdam, placed there by an Act of Congress which your humble servant had the honor of introducing with a view to making that tie more binding and bringing home to the attention of the German nation, too, its meaning and significance. It is true that the world war obscured this and other ties. It made us forget what we owe to Germany, but it could not wipe it out. And I predict here and now, though I am not a prophet nor the son of a prophet, that the two great cultural nations will yet march shoulder to shoulder, forgetting what separates them and remembering what unites them, provided we do not remain asleep at the switch and make our influence felt in the councils of the nation.

Now, before I go any further, let me take this opportunity to correct some common errors touching Steuben's personal history. On our side it has often been asserted that he came to America at the instance of Frederick the Great, in other words that this monarch had sent him over. French historians, on the other hand, claim that "Old Fritz" knew nothing at all about Steuben's intentions and furthermore that the influence of prominent Frenchmen was solely responsible for his enlistment in the cause of the colonies. The truth is that Benjamin Franklin influenced his decision more than anyone else, and as to Frederick the Great we must remember that Steuben was drawing a royal pension and, therefore, could not have left the country without the permission of his sovereign. So, while the Prussian King did not actually send him, he did what was almost equivalent, namely, he gave his consent for his trusted general to cast his lot with the Colonies. Hence, the King himself must have sympathized with their cause, a supposition, for which many other proofs might be cited. But how about the French? During the last 10 years especially they never tired of telling us

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

that the aid of their government in our war for independence was actuated solely by love of America, while every historian knows that on the contrary it was hatred of England which prompted the action of the French rulers. Not so Steuben. His adventure, if we may so call it, was in reality nothing but a noble response to the appeals of a people fighting for their liberty. Quite a difference, wasn't it?

Such a motive, needless to tell you, is quite in harmony with German characteristics. Appeal to men of German blood in the name of liberty, and you never appeal in vain. Their history on American soil is one proof after another that they are truly imbued with "the spirit of '76." The first declaration of independence emanated from them, so did the first protests against human slavery. Their very hearts and souls were enlisted in the War for Independence, and in the Civil War what was it that caused them to rally to the banners of Abraham Lincoln in greater proportions than any other element? It was pure love of liberty. They did not quibble over the legal question whether under the Constitution the South had a right to secede. Their instinct of freedom simply told them that human slavery was incompatible with democratic institutions and a blot on the escutcheon of a free country.

And again, what is the impelling motive in their almost unanimous stand against prohibition? To say that it is a craving for the frothy brew is plain libel. O yes, that mild, healthy and refreshing drink was a modest luxury for all and an almost indispensable concomitant of our innocent amusements. Inasmuch as it promoted moderation and temperance, it was to the credit of the Germans to have introduced and popularized it in this country. But to say that their craving for it was any greater than that of the other elements of our population is untrue. No, we protest against prohibition because it outlaws what in conscience we cannot condemn and imposes restrictions inconsistent with personal liberty.

Lastly, was not love of liberty also the real determining factor of German emigration to the United States? We speak

of those who left their old homes to better their condition, but it is but just to say that even those immigrants who hoped to profit materially in the New World and were longing for its fleshpots, were attracted as forcibly by the much-heralded freedom of America as by its prosperity. This craving for freedom is in the blood of the German race and will crop out wherever its descendants may settle. It is not by any means confined to the plain and lowly, but may fairly be termed a national trait. There is no question, my friends, that Baron Steuben, too, though a Prussian nobleman, was moved and inspired by that noble human emotion which the Germans call "Freiheitsliebe."

In conclusion, let us understand that in honoring Steuben's memory, we do not glorify militarism. We honor him because he has shed luster on the German name by the display of qualities and virtues which we admire. Among them none has thrilled our hearts more than his unswerving loyalty to America. We realize that a faithful emulation of his example of love of freedom and country, of valor and perseverance, will make us the best of Americans.

The question which we should propound to ourselves today is: What is the lesson of Steuben's life? What must we do now to be worthy of our great ancestor. My answer is: We must fight, not with the sword, but with the mind, not with bullets but with ballots. For instance: the Anglo-maniacs who would sell out America to England we must boldly oppose with a phalanx of patriots bent on preserving our American heritage. The liberties already lost we must endeavor to regain by waging relentless war upon the Anti-Saloon League and all the bigots who now misuse the church to gain power over the state, as well as against the diggers and cappers who are constantly at work to undermine our temple of freedom. To imperialists who would send our American boys to the shambles to safeguard the dollars invested in the countries South of us, we must reteach the lessons of the fathers. To those who are not really happy unless they can preach racial hatred, we must point out that all the different races who have found an asylum on Amer-

ican soil, are here to stay, and that true Americanism requires us, by placing all races on a common pedestal, to live up to the idealism of a common brotherhood under the flag of a free government. And last, but not least, to our modern war lords who are constantly shouting for a bigger army and navy, we must sternly interpose the objection that the true mission of a democracy is peace which can much more surely be preserved by fair dealing and friendly relations with all the nations of the world, without playing favorites, of course, than by cannon and battleships and other implements of war.

If conditions in our country are not what they ought to be—and by what I have just said you can see that they are not—we must always remember that it is not the fault of our political institutions, but our own fault. A country with universal suffrage is just what its citizens make it. If there is a departure from the ideals of the founders of the Republic, it is because the people have failed in the performance of their public duties. America was greatest when it proclaimed to the world that “all men are created equal.” As compared with that declaration all the wealth and power of the country today sinks into insignificance. Mindful of the illustrious example of our great ancestor whose memory we honor today, let us solemnly resolve to engage in a crusade for the purpose of helping to remold our country in accordance with the ideals Steuben fought for and which we have in our hearts and minds. Plainly, this cannot be brought about by us supinely sitting still, with hands in our pockets. No, for the sake of our common country and our children and children’s children we must act, act politically, and the instrument to accomplish our sublime purpose is the Steuben Society which, I implicitly trust, you will not hesitate any longer in joining.

In thanking Dr. Teichmann, the present efficient head of that useful organization, and Captain Siebel for their kind invitation to me, I also beg you to accept my gratitude for your courteous attention.



## Steuben as a Military Statesman\*

By Brigadier-General John McAuley Palmer,  
Washington, D. C.

In the course of some recent researches in our military history, I had the good fortune to discover some unpublished manuscripts which throw a new light on Washington as a constructive statesman. As these documents also show Washington's close relations with Steuben and his reliance upon the Baron's scientific knowledge, the story of their discovery may be interesting. They reveal an aspect of Steuben's constructive genius and prophetic vision that is little known to his fellow countrymen.

At the beginning of my researches it was necessary to obtain Washington's views on military policy. With this end in view, I made a careful review of his published writings as edited by Jared Sparks. But there I found a remarkable discrepancy. I found Washington's writings full of denunciation and commendation of precisely the same institutions. In 1776, he wrote, "*to place any dependence upon militia is assuredly resting upon a broken staff.*" In 1783, he wrote: *The militia of this country must be considered as the palladium of our security and the first effectual resort in case of hostility.*

Each of these statements is characteristic of a period in Washington's life. Throughout the Revolution, in his official correspondence, he repeatedly denounced the militia as a worthless organization. After the Revolution and throughout his administration as President, he repeatedly commended the militia as essential to the future peace and welfare of his country.

---

\* The material contained in this article is largely drawn from General Palmer's *Washington, Lincoln, Wilson: Three War Statesmen*, recently published by Doubleday, Doran & Co. This book is a history of the Military Evolution of the United States and throws a new light on several important phases of Baron Steuben's military services. In this article, the Baron appears as Washington's trusted adviser in his quest for a sound defence system for the New American Republic. *The Editor.*

How are we to account for this astonishing paradox? How are we to explain that in 1783 and thereafter, he proposed to make a *palladium of security* out of the *broken staff* of 1776?

In pondering upon this militia paradox, it finally occurred to me, that Sparks might have omitted some pertinent document in making his selections for publication. Indeed I found in his preface, that he could only find room for a portion of Washington's writings in the twelve volumes which he proposed to publish. Under these conditions it seemed possible, that a non-military editor like Sparks, might have omitted some pertinent document.

I therefore decided to seek further light in the original Washington papers in the Library of Congress. I hoped that I might find something that would clear up the militia paradox to which I have referred. What I actually found was a complete dissertation on the military policy of the United States written by George Washington himself.

This remarkable document bears the title "Sentiments on a Peace Establishment." It was written at the headquarters of the Continental Army in April, 1783 just after the formal announcement of the cessation of hostilities with Great Britain. This document was omitted by Sparks when he made his selections from Washington's writings, in the interval between 1827 and 1837. Since then, it has been overlooked by all of our historians.

But this is not all that I discovered in the Manuscripts Division of the Library of Congress. In volume 219 of the Washington papers, I found the General's military correspondence for the month of April, 1783. These papers show why and how Washington wrote his "Sentiments of a Peace Establishment." The first of these documents is a letter from Alexander Hamilton, the chairman of a Committee of the Continental Congress. In his letter Hamilton requests the Commander-in-Chief to favor Congress with his "sentiments at large" upon a peace establishment for the new republic. This is a remarkable example of the intelligent foresight of the founders of our

government. At the first moment of recognized political independence, they called upon their trusted military leader for a military system, suited to the needs of a modern republic.

Washington received Hamilton's letter on the 13th of April. But before preparing his own reply he sought the views of his principal military advisers. In this he followed the customary procedure of all well regulated military headquarters. His letter to his Inspector General, Baron von Steuben, is as follows:

Headquarters, April 14, 1783.

MY DEAR BARON:

A Committee of Congress is appointed to consider what arrangements it will be proper to adopt in the different departments with reference to a peace.

Col. Hamilton who is Chairman of this Committee has written me on this subject wishing to know my sentiments at large on such institutions of every kind for the interior defense of these States, as may be best adapted to their circumstances and conciliate security with economy and with the principles of our Governments.

I wish therefore to be favored with your thoughts on this Subject as soon as possible that I may compare them with my own and be able to comply with the request of the Committee in as full a manner and with as little delay as can be.

I am

My dear Baron

Your very Obt.

G. Washington.

Similar letters were sent to the other Generals at or near Headquarters. Their replies are to be found in volume 219 of the "Washington Papers." Those submitted by Baron Steuben, General Knox, General Pickering and General Rufus Putnam are highly constructive documents. It is a singular fact that these important papers also were omitted by Jared Sparks. In his *Writings of Washington*, Sparks had omitted the "Sentiments on a Peace Establishment." In his *Correspondence of the American Revolution* he also omitted the constructive memoirs on the same subject which Washington sought and obtained from his trusted Generals.

Deutfch = Amerikanifche Gefchichtsbätter

The military policy proposed by Washington's advisers was very simple. They considered that the new nation should rest its defense upon what they called a "well-regulated" militia. They also proposed a small regular army, not as a part of the national defense structure, but to serve as a constabulary for the Indian Frontier. It is quite evident that none of them would have proposed a standing army, in any form, had there been no Indian problem in 1783.

I was not surprised to find these views expressed by Knox and Putnam and Pickering. They were native-born Americans. It was therefore natural that they should be infected by the characteristic Anglo-Saxon heresy of reliance upon militia. But I approached Baron Steuben's views with real curiosity. He had served for more than twenty years in the Prussian standing army. He was one of the most accomplished professional soldiers of his generation. How would he approach this problem of suitable military institutions for the new American republic?

Just one week after receiving Washington's letter, Baron Steuben submitted his proposals with the following letter of transmittal:

SIR:

I have the honor to present Your Excellency with my thoughts on a peace Establishment for our interior defence; how far my plan is adapted to the circumstances of the United States and whether it will agree with the principles of our governments I am not able to determine.

This I am Certain of, that we have need of a regular force for the protection of our frontiers, that our Militia ought to be on a regular footing, and that the Establishment of military schools & manufactories will be the best means of providing for our security in future and that a System of this nature will make us more respectable with the powers of Europe than if we keep up an Army of fifty thousand men. With the greatest respect.

I have the honor to be,

Sir, Your Excellencies

Most obedient servant

Steuben

Maj. General

April 21, 1783.

The conclusion of the foregoing letter is most significant. There the Baron expresses his conviction, that with a well-organized militia and with proper arrangements for military education and supply, the new republic would be "more respectable with the power of Europe" than if it should maintain a standing army of "fifty thousand men." And that would have been a large standing army in 1783. Its equivalent in our present population would be a standing army of about two million men.

There is a remarkable unanimity in the views expressed by Washington's advisers. And this is the more remarkable that their replies were all prepared between April 14th and April 25th. That the work of this body of men should have been accomplished so speedily, is a convincing proof that they had already studied the question at issue and that it had long been a subject of discussion between them.

This remarkable agreement upon a highly controversial question, strongly suggests the special scientific influence of Baron Steuben. He had been studying the question at issue for years. As early as the summer of 1779, he had outlined his future plans in a letter to his friend Baron von Frank at Hechingen. In that letter he predicted the ultimate independence of America and suggested that it would then be his duty to assist in preparing a permanent military system for the new republic. For four years since then he had revolved this problem in his mind. Can we doubt that he frequently discussed it with his brother officers on Washington's Staff?<sup>1</sup> When they submitted their views to Washington in April, 1783, they differed in minor details. But they agreed unanimously in the fundamental policy which was concisely stated by Baron Steuben as follows:

"A chain of small forts along the frontier as much for the protection of trade as to be a check for the

---

<sup>1</sup> In his *Washington, Lincoln, Wilson: Three War Statesmen*, General Palmer shows that while Baron Steuben was nominally Inspector General, he actually performed all of the duties of a modern General Staff—for which he had been specifically educated by Frederick The Great.

Indians, a well-organized militia, and the establishment of military schools and manufactories is all that will be necessary for our Security."

After digesting the papers submitted to him by his Generals Washington prepared his own "Sentiments on a Peace Establishment" and transmitted it to the Continental Congress on the second day of May, 1783. In this document, he made an elaborate statement of the military policy, so generally endorsed by Baron Steuben and his other advisers. He pointed out that the existing colonial militia comprised all able-bodied men between the ages of eighteen and fifty. As this mighty host numbered four hundred thousand men, it would be impracticable to give it effective training. He therefore proposed that a sufficient portion of the younger men should be separated from their elders and formed into separate organizations where they could receive effective training. This organized active fraction of the militia would then be available as the Continental Army of the future. This is what Washington meant by a "well-regulated" militia.

It will be observed that in making this proposal Washington was advocating an American adaptation of the Swiss System. And he did this consciously and advisedly. In his "Sentiments on a Peace Establishment" he referred to the well-organized militia of Switzerland as the appropriate and effective military organization for a republic of free men. As we shall see presently, through Baron von Steuben, he was intimately acquainted with the details of the Swiss System as it existed at the close of the Eighteenth Century.

But while Washington recognized that the solution of the militia problem lay in organizing and training a relatively small fraction of the younger men, he realized that this could be done in several ways. Indeed in the papers before him, his generals had suggested several feasible solutions. Washington was always disposed to look at the essentials of a problem and was never inclined to tie himself dogmatically to any one of several feasible solutions. He therefore wrote as follows:

"It is not for me to decide positively, whether it will be ultimately most interesting to the happiness and safety of the United States, to form this Class of Soldiers into a kind of Continental Militia, selecting every 10th, 15th, or 20th Man from the Rolls of each State for the purpose; Organizing, Officering and Commissioning those Corps upon the same principle as is now practiced in the Continental Army—(*Here Washington suggested a special adaptation of the Swiss System like our present National Guard*)—Whether it will be best to comprehend in this body, all Men fit for service between 18 and 25 or some similar description"—(*Here Washington suggested a direct adaptation of the Swiss System based upon universal training*)—or whether it will be preferable in every Regiment of the proposed Establishment to have one additional Company inlisted or drafted from the best Men for 3, 5, or 7 years and distinguished by the name of the additional or light Infantry Company always to be kept complete. These Companies might then be drawn together occasionally and formed into particular Battalions or Regiments under Field Officers appointed for that service."

Having indicated that there were several feasible solutions, Washington then summarized the whole problem as follows:

"One or other of these plans I think will be found indispensably necessary, if we are in earnest to have an efficient force ready for Action at a moment's warning. And I cannot conceal my private sentiment, that the formation of additional or light companies will be most consistent with the genius of our Countrymen and perhaps in their opinion most consonant to the Spirit of our Constitution."

In the foregoing paragraph, Washington is revealed as a practical statesman and politician. He would have been glad to have a Continental Militia like our present National Guard or he would have been glad to train all the younger men as is now done in Switzerland. But he foresaw that either of these proposed reforms would encounter the political opposition of the general body of the militia as it then existed. He therefore proposed that the young men to be trained in each locality

should be incorporated in a special training company in each of the existing militia regiments. He would thus enlist the cooperation and support of the officers of the existing militia organization. This would be a sufficient first step in his proposed reform. The important thing was to segregate the younger men in special training organizations. With this accomplished as a first step, the grouping of the training companies into higher organizations could be left to the future.

The "Papers of the Continental Congress" show that Washington's "Sentiments on a Peace Establishment" was considered by Alexander Hamilton's Committee during the months of May and June 1783. But nothing could be done at that time. The confederation was literally bankrupt. In a letter written by Robert Morris on the 13th of June we learn that there was a treasury deficit and that the proceeds from taxation for the past two years had amounted to less than seven hundred and fifty thousand dollars. There was no money to pay current expenses. No money to pay off the army, no money to pay the interest on the public debt. There was no revenue and no credit. It was manifestly impossible, in these circumstances, for the Continental Congress to undertake any constructive reform.

In his memoir submitted to Washington in April 1783, the Baron had not been able to complete his solution of the militia problem. This was because he was pressed by other important duties just at that time. With the rest of the Staff, he was busy with preparations for the final demobilization of the Continental Army. He was also engaged in preparing a plan of military education to be submitted to the Secretary of War. And, finally, he had just been designated by Washington to take over the frontier posts which, under the Treaty of Peace, were to be relinquished by the British. Under these circumstances he found it necessary to curtail his memoir on the national defense system. The story of his final solution is given as follows in my recent book, *Washington, Lincoln, Wilson, Three War Statesmen*.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Doubleday, Doran & Co., 1930.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

"During the following year, Baron Steuben devoted himself to an exhaustive study of the best defence organization for the United States. Nor was this an unfamiliar subject. The 'Steuben Manuscripts,' in the Library of the New York Historical Society, show that he had devoted years to the scientific study of the military institutions most suitable for a modern republic. Among these manuscripts is one in French, with an English translation, entitled *Réponse aux Questions sur la Milice des Suisses*. The French copy of this paper bears the following endorsement:

Committee of Correspondence,  
Paris, July 6, 1778.

Gentlemen:

I send you the best account I have been able to procure of the establishment of the Militia in Switzerland, and have the honor to be,

With the greatest respect,  
Yr. most obd't Servt.

Arthur Lee.<sup>3</sup>

"This paper gives a detailed account of the organization and training of the militia of the Swiss Canton of Berne.<sup>4</sup> The date of Lee's endorsement shows that this document did not leave Paris until more than nine months after Steuben sailed for America. Nevertheless, there is reason to believe that the paper was either written by Steuben or that this particular French version was annotated by him before he left Paris. Among the footnotes are two that could only have been written by a trained officer intimately acquainted with the Prussian system of combined maneuvers—then little known outside of Prussia. One of these footnotes indicates that its writer was considering the extent to which Prussian military methods could be adapted in a citizen army. That this writer could have been any other than Steuben is therefore highly improbable.

---

<sup>3</sup> Arthur Lee, at that time, was associated with Benjamin Franklin and Silas Deane as one of the American Commissioners in Paris.

<sup>4</sup> A uniform federal militia had not yet been formed in Switzerland at that time. As we shall see, Steuben proposed it for the new American Republic before it was established in Switzerland.

## Deutfch-Amerikanifche Gefchichtsblätter

My guess is that Steuben annotated the original of this document while he was in communication with the American Commissioners in Paris in 1777; that he found it later in the American War Office probably when he was on duty there in the winter of 1779-1780 as Washington's representative in matters relating to the pending reorganization of the Continental Army; that then or later he borrowed it for use in connection with his further study of the national militia problem; and that after using it he neglected to return it.

"In the same volume of the 'Steuben Papers' is another unsigned and undated document entitled 'Thoughts on the Establishment of a National Militia.' Among the opening paragraphs of this paper is the following:

"As I have a mind to give some ideas on the formation and discipline of the militia of a free nation, I think the following regulations may help in the attainment of that perfection so necessary in such an establishment, for the good and security of the state.'

"This paper is based on the *Réponse aux Questions* and is a rather literal and crude adaptation of Bernese methods of organization. References to the Continental Army indicate that it was written after Steuben came to America, but long before he reached his final solution. The paper is principally interesting as a step in the gradual evolution of the Baron's ideas. According to this paper, the militia should be classified according to ages with compulsory training for the men in each class.

"Steuben completed his final solution of the militia problem early in 1784 and submitted it to Washington, who was then in retirement at Mount Vernon. In a letter to the Baron dated March 15, 1784, Washington says:

"I have perused, with attention, the plan which you have formed for establishing a Continental Legion, and for training a certain part of the arms-bearing men of the Union, as a militia in times of peace; and with the small alterations which have been suggested and made, I very much approve of it. It was no unpleasing and flattering circumstance to me to find such a coincident

of ideas as appears to run through your plan and the one I had the honor to lay before a committee of Congress in May last. Mine, however, was a hasty production, the consequence of a sudden call and little time for arrangement; yours of mature thought and better digestion. At the same time that I limited the propriety of a Continental Militia, I glided almost insensibly into what I thought *would*, rather than what I conceived *ought* to be, a proper peace establishment for this country.

“A peace establishment ought always to have two objects in view: the one, present security of posts and stores, and the public tranquillity; the other, to be prepared, if the latter is impracticable, to resist with efficacy the sudden attempts of a foreign or domestic enemy. If we have no occasion for troops for the first purpose, and were certain of not wanting any for the second, then all expenses, of every nature and kind whatsoever on this score, would be equally nugatory and unjustifiable; but while men have a disposition to wrangle, and disturb the peace of society, either from ambitious political or interested motives, common prudence and foresight require such an establishment as is likely to insure us the blessings of peace, although the undertaking should be attended with difficulty and expense; and I can think of no plan more likely to answer the purpose, than the one you have suggested, which, the principles being established, may be enlarged or diminished, at pleasure, according to circumstances. It therefore meets my approbation, and has my best wishes for its success.”

“It will be recalled that in his own plan referred to in the above letter, Washington had pointed out that our national security should rest upon a well-regulated militia. He had definitely referred to the military organization of Switzerland as the model for a modern republic. He had shown that the existing militia organization was defective because it attempted to embody every man from the age of eighteen to the age of fifty. By a ‘well-regulated militia’ he meant a relatively small fraction of the younger men actually organized, armed, and trained. He had suggested several feasible means of accomplishing this object, but did not commit himself positively to any of them.

"In his final plan" Baron Steuben, as a trained general staff officer, tackled this specific problem and solved it in a most rational and scientific manner. He pointed out that the total enrolled strength of the militia, in the year 1784, was more than 400,000. Any effective plan to arm and train such a number would involve prohibitive expense and would be an intolerable social and industrial burden. On the other hand, no possible emergency could demand so large a force. It was therefore absurd to maintain such an establishment. He then estimated the numbers that might be required and concluded that a peace force of 21,000 men, expandible to 42,000 on mobilization, would be sufficient for the defense of the United States at that time. As he needed only 21,000 men out of a total militia strength of 400,000, his "active fraction" would be a small one—much smaller than the active fraction required in Switzerland. If he had to embody every third man as the Swiss then did, it would be necessary to resort to compulsion. But as he needed only every twentieth man, he proposed that the ranks be filled by enlisting volunteers for three years. He proposed to pay these young men a small bounty, to arm and clothe them at public expense, and to call them into training camps for thirty-one days each year. From the standpoint of economy, he showed that adequate training for this small fraction would cost much less money and in industrial burden than the totally inadequate training then demanded of the whole militia.

"It will be observed that Steuben's Continental Militia was, in effect, a modification of the Swiss system as adapted to a country where compulsory service was unnecessary because sufficient numbers could be obtained by voluntary enlistment.

---

<sup>5</sup> This plan was published by Baron Steuben later in the year under the title "A Letter on the Subject of an Established Militia, etc., addressed to the Inhabitants of the United States." The title page of the pamphlet bears the date, 1784. The month and day of publication are not given, but as the text refers to an Act of Congress passed June 3, 1784, it must have been printed after that date and therefore includes the revisions referred to by Washington in his letter of March 15th. There is a copy of this pamphlet in the Library of Congress and another in the Library of the New York Historical Society, and another in the Library of Harvard College.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

It will also be observed that it is identical functionally and structurally with our present National Guard as it has been reorganized since the World War. The only essential difference is in the mode of training. Our present National Guard relies largely upon 'armory training' distributed throughout the year. Steuben proposed thirty-one days in training camps each summer.

"One of the advanced ideas that Steuben had gotten from Frederick the Great was the importance of combined training in order to assure the intelligent team-work of infantry, cavalry, and field artillery. The full importance of this was but little understood outside of Prussia at that time. Steuben sought to secure this advantage for his American National Guard. In order to accomplish this in a sparsely settled country of great area, it was necessary to divide his total force into small training teams. If he should make his training team a 'division' of 7,000 men, he would have only three teams in all, and each of them would occupy approximately a third of the whole national area. With so large an area and with the communications then available it would be impossible to assemble such divisions for team training. Steuben therefore invented a smaller team with a strength of 3,000 men which he called a legion. This gave him seven training camps, each billeted in a much smaller area. Each of his legions was to comprise two troops of cavalry, a battalion of artillery of two batteries, and an organized field train. Indeed by this arrangement, each brigade supported by a troop and a battery preserved his team proportions and gave him fourteen territorial teams for training purposes.<sup>6</sup>

"A territorial military organization based upon the distribution of population in such a manner as to facilitate nation-wide military training, localized military units, and decentralized mobilization has many obvious advantages. Here Steuben appears

---

<sup>6</sup> In a later form of the legion adopted by Washington in 1792, it was subdivided into four sub-legions, each with a regiment of infantry, a battery, and a troop of cavalry. With this modification, Steuben would have been able to divide the national territory into twenty-eight training areas for combined tactical training.

to be a real pioneer, for this system was not perfected even in Europe until long after his day. It was not adopted in our own peace establishment until after the World War, one hundred and thirty-six years after the Baron first proposed it.

“For the purposes of inspection, supervision, and decentralized administration, Steuben also proposed to divide the country into three territorial departments as follows:

The Northern department comprising New England.  
(To this area he allotted two of his militia legions.)

The Middle department comprising New York, New Jersey, Pennsylvania, Delaware and Maryland. (To this area he allotted three of his militia legions.)

The Southern department comprising Virginia, the Carolinas, and Georgia. (To this area he allotted two of his militia legions.)

“As each of these departments was also to include a munitions service and a system of popular military education, they must be recognized at once as the forerunners of our present Corps Areas. Here again Steuben anticipated our present organization by one hundred and thirty-six years.

“It should also be understood that if Steuben’s plan had been adopted, the military schools proposed by him must have trained and developed an effective general staff from the beginning of our national history. It might not have been called a ‘General Staff,’ but it must have performed the general staff function. Steuben was a general staff officer, trained in general staff methods and imbued with sound general staff doctrine. It was the purpose of a military academy, as he and Washington conceived it, to transmit, diffuse, and perpetuate those methods and that doctrine in the American citizen army. If Steuben had been permitted to supervise the establishment of these schools, we may be sure that he would also have transmitted the method of instruction which he had received from Frederick the Great. Thus, the ‘applicatory method’ both as a means of training and as a ‘tactical measuring rod’ must have

been adopted in our service more than a century before it finally crept into the curriculum at Fort Leavenworth.

“Steuben also proposed a small regular army to garrison the posts on the Indian frontier. Washington’s plan of 1783 contained the same proposal. But neither Steuben nor Washington advocated a standing army for purposes of national defense. They proposed a strictly limited number of professional soldiers to perform certain continuing duties that cannot be performed by citizen soldiers. In addition to this small specialized regular army, the plan also contemplated a limited number of highly trained professionals to provide for military instruction and administration in time of peace. Steuben’s own history proves that professional guidance is essential to the efficiency of a citizen army—but in terms of quality rather than quantity.

“Steuben’s plan of 1784, together with his proposals on military education submitted the year before, constitute a complete national defense system. As he had perfected the organization and discipline of the citizen army which won our independence, so now he sought to perpetuate that institution for the future. If our fathers had adopted the plan which he outlined, we should have been prepared for every subsequent military emergency from the War of 1812 to the Civil War and the World War. And strange to say Steuben’s plan was prophetic of the present military organization which we have finally attained after more than a century of costly, painful, and spasmodic evolution. Everything that is meritorious in our new military organization since the World War was contained in a simpler and more economical form in Steuben’s original plan. But our existing military organization is burdened and disfigured by many expensive, cumbersome, and unnecessary excrescences which have no place in Baron Steuben’s original plan.

“Steuben’s Continental Militia was a military organization of the Swiss type. But it was not the result of blind imitation. As a scientific military expert, the Baron was studying the

military needs of a 'free nation.' As an experienced Prussian veteran he was familiar with every detail of the standing army system as it then existed in Europe. This he recognized as an essentially monarchical institution that could have no congenial place in the new American republic. In his quest for a more appropriate form, it was natural that he should turn to Switzerland for a modern embodiment of that ancient Teutonic war host of freemen which had long ceased to exist in every other part of Europe. He arrived at a solution similar to that of Switzerland not by imitation, but because the Swiss military system is the characteristic military organization for a democracy. No candid and competent mind seeking effective military organization in terms of modern democracy can arrive at any other solution. The British Territorial Force is a case in point. When Lord Haldane advocated its establishment he was actually, though no doubt unconsciously, advocating a voluntary service adaptation of the Swiss Military System identical in type with Steuben's Continental Militia and with the American National Guard. But he advocated it because it was adopted to the military needs of modern British democracy and not because other democracies had found similar solutions for the same problem. It is significant, however, that Baron Steuben and Lord Haldane, both profound students of German military efficiency, should arrive at the same means of translating that efficiency into terms of Anglo-Saxon democracy."

Since the establishment of the League of Nations there has been a continued effort to solve the problem of land armaments. It is recognized that there is a profound relation between the problem of armament and the problem of peaceful world organization. But so far, the efforts of the League have led to a deadlock. This is largely because the armament formula contained in Article VIII of the League Covenant is incomplete. It overstresses the factor of *quantity* and ignores the factor of *type*. Many thoughtful men are beginning to recognize that large citizen armies of the Swiss type would be highly conservative of



## Deuts̄ch-Amerikanische Geschichtsblätter

peace, while a return to the small standing armies of Marlborough's day would not be unfavorable to military adventure.

In this connection it is interesting to find that this problem of peace-conservative armament was solved years ago by the founders of the American Republic. They proposed a peace-conservative Army of the People as one of the essential institutions of a Government by the People. In their solution of this problem we see the profound influence of Steuben's scientific knowledge tempered by Washington's strong common sense and practical statesmanship.

## **Baron von Steuben, Father of the American Army**

Address delivered at the Unveiling Ceremonies of the Steuben Monument

By DR. CHARLES J. HEXAMER

*President of The National German-American Alliance.\**

The second half of the eighteenth century was especially significant and important in the political and cultural development of mankind. Its momentous events, occurring in rapid succession, its great men, its bloody wars, its heroes from Frederick the Great on a throne down to the lowest ranks of the common people, and its scientists, scholars, and thinkers of all nationalities formed in vast array the advent of a new era. The portending signs and events found their culmination in the French Revolution, that gigantic broom that swept the cobwebs from the brains of man and removed by one fell stroke the accumulated rubbish of many centuries. The Zeitgeist breathed the equality of man—equal rights and liberty for all. The seeds of coming nations were then sown and a new order of things was evolved.

The events leading to the Revolution of the American Colonies, and finally culminating in the founding of our Republic, were some of the many influences which gave rise to the social upheaval in Europe. On the other hand, the excesses of the

---

\* The impressiveness of the Unveiling Ceremonies was greatly enhanced by the presence of thousands of German-Americans who had assembled in Washington to witness the official recognition of the great achievements of one of their distinguished countrymen. While a mass-chorus of German Singers lent special dignity to the exercises, Dr. Charles J. Hexamer, as the spokesman of the National German-American Alliance, voiced the high esteem and veneration in which Steuben had been held by his compatriots for more than a century.

It was but a few years later that, during the height of the war psychosis, a committee of the Senate, induced by foreign propaganda and false accusations of doubtful individuals, recommended the revocation of the charter of the National German-American Alliance, an act which indirectly encouraged the persecutions of its president and finally resulted in his fatal breakdown.

Reign of Terror in France exerted a beneficent influence in moderating opinions in our young Republic; people learned that liberty did not mean license and that our Constitution stands for a masterful expression of the will of a free people under salutary self-control.

Among the many valuable services of Benjamin Franklin and the "Father of his Country" must be mentioned that they recommended BARON VON STEUBEN to Congress. The genius of Washington, with his knowledge of men and things, intuitively grasped the true spirit of military discipline; not only would it become a great help to the Army and its officers, and enable him to win battles, but he also felt that its influence would reach far into the future, when, after laying aside their arms, soldiers would again go about their peaceful pursuits, and the golden lessons of fidelity and discipline, where every part works for the benefit of the whole, would finally spread throughout the broadest strata of the Nation. This was achieved, and was due in a great measure to "Washington's right arm," BARON VON STEUBEN.

How deep the sympathies of the best of the German peoples were at the time for the American colonists in their struggle for freedom can be gleaned from Schiller's newspaper articles, and his drama "Kabale und Liebe" scourges the utter rottenness of the system whereby German princelings sold their soldiers as mercenaries to England.

Franklin, when he met STEUBEN in France, immediately recognized that he had before him an officer who not only followed the struggle of the American Colonies with keen interest, but who also prayed for their success. The best proof of STEUBEN'S sentiments is contained in the letter which he addressed, from Portsmouth, to the Congress of the United States, in which he states that the only motive bringing him to this hemisphere is his desire to serve a people making such a noble fight for their rights and freedom. He does not crave titles or money. His only ambition in entering our ranks as a volunteer is to acquire the confidence of the commanding general of our armies and to accompany him through all his campaigns, as he did the King of Prussia during the Seven Years' War. He

would like to attain with his life's blood the honor that at some future day his name may be enrolled among the defenders of our liberty.

Though it is to be presumed that STEUBEN's biography is well known, I feel it my duty to limn by a few sketches the career of this extraordinary man.

Among European officers of our War of Independence FREDERICK WILLIAM VON STEUBEN is undoubtedly the foremost in military knowledge. He rendered services to our Nation which for actual value leave those of others far behind, although some may be better known to our people through the glamour of romance and deeds of a more spectacular display.

He was born on September 17, 1730, at Magdeburg, the son of the Prussian Capt. von Steuben, a descendant of an old and noble family, which for generations had produced famous soldiers. He entered the Prussian Army at the early age of 14, was wounded at the Battle of Prag, serving in the Volunteer Battalion of von Mayr, and fought throughout the Seven Years' War. At Kunersdorf he was again wounded and taken prisoner. He became adjutant to Gen. von Hülsen. Fighting at one time against the French, at another against the Russians and Austrians, he so distinguished himself that in 1762 he became captain of the staff and personal adjutant of the King. Later he commanded a cavalry regiment. He resigned his commission in 1763.

After several years of service as court marshal to the Prince of Hohenzollern-Hechingen, while a general in the army of the Markgrave of Baden, he again met, on a visit to Paris, in December, 1777, his friend St. Germain, French minister of war. The latter advised him to go to America. Benjamin Franklin, at that time our ambassador to France, did likewise, and rejoiced when he found that it did not require much persuasion. STEUBEN was considered an authority on military matters. As a member of the staff of Frederick the Great he had actively and carefully studied the commissary departments. He had seen how to provision and keep armies in an efficient state of health, and knew

how to handle large military bodies. In short, he was "a past master of all the sciences of war, had acquired his knowledge at the most famous high school of those times, and, what was more, he had proved himself worthy and distinguished."

He no doubt felt that among the American patriots he would find excellent raw material, "Free men fighting for liberty, willing and capable of enduring every hardship that would lead them to victory." The masses of recruits needed vigorous measures to make them valuable. And in STEUBEN lived the enthusiasm of the creator, the master, whose heart and soul were in his work. We can in truth call him the "Father of the American Army." Like a father he rejoiced in the progress of his men. He started his work with a number of picked men, and in a fortnight his company knew how to bear arms and had a military air, knew how to march, and to form in columns, to deploy and execute maneuvers with excellent precision.

Well could the Secretary of War at the time write that all congratulated themselves on the arrival of such a man, experienced in military matters. His services were the more valuable because the want of discipline and internal order in our Army was generally felt and greatly regretted. The general state of affairs on the arrival of STEUBEN can best be gleaned from STEUBEN'S notes, which are preserved in the archives of the Historical Society of New York.

The Army was divided into divisions, brigades, and regiments, commanded by major generals, brigadier generals, and colonels. Congress had stipulated the number of soldiers for a regiment and a company, but the constant flood and tide of men having enlisted for six or nine months made the condition of a regiment or a company problematical. The words "company," "regiment," "brigade," or "division" meant nothing, as they certainly offered no standard for figuring the strength of a corps or of the Army. The number of men in them was so changeable that it was impossible to arrange a maneuver. Often a regiment was stronger than a brigade. STEUBEN saw a regiment of 30 men and a company which consisted of a corporal. Records were badly kept, reliable reports were impossible, and con-

## Deutsches-Amerikanische Geschichtsblätter

clusive evidence could not be gained of where the men were and whether the money due them had been actually paid. Officers employed two and some even four soldiers as body servants.

Military discipline did not exist. Regiments were made up at random. Some had 3, others 5, 8, and 9 subdivisions. The Canadian regiment even had 21.

Every colonel used the system he personally preferred. One used the English, another the French, and a third the Prussian regulations. Only on the march unanimity of system reigned. "They all used the single-file march of the Indians."

Furloughs and discharges were granted without the knowledge of higher officers. When the troops were in camp, the officers did not stay with them, but lived apart, sometimes several miles away, and in winter usually went to their homes. Often but four officers remained with a regiment. The officers thought that their duties consisted in attending guard mount and to head their troops in battle.

Soldiers did not know how to use their weapons, had no confidence in them, and used their bayonets as spits to broil their food when they had any. Uniforms could easily be described, because the troops were almost naked. The few officers who had military coats at all had them of any kind, color, and cut. STEUBEN states that at a "dress parade" he saw officers in sleeping-gowns, which had been made from old woolen blankets and bedspreads.

Such a thing as the proper administration of a regiment none knew. The consequence was that chaotic disorder reigned everywhere, and the results obtained were ludicrously inadequate in proportion to the sums expended.

Just as little as the officers knew of the numbers of men at their command as little did they know about the weapons, ammunition, and equipment of their troops. No one kept records or accounts except the Army contractors who supplied the different articles.

A terrible scarcity of money reigned all over the country. The British had put large quantities of counterfeit paper money

in circulation, which brought with it an enormous devaluation; \$400 to \$600 were asked for a pair of shoes, and it took a "month's pay of a common soldier to buy a square meal."

We must recall these facts in order to estimate at its full value STEUBEN's great sacrifice in remaining at his post. One not of the moral caliber of STEUBEN would have precipitately fled from the service, for neither pecuniary nor social advantage were to be gained by serving the Colonies.

The horrors of the camp at Valley Forge, where he was first sent, are known to every school child. STEUBEN showed himself worthy of the trust imposed in him. Washington had appointed him Inspector General, and soon STEUBEN showed the stuff he was made of, bringing order out of the chaos, introducing an excellent system of accounts and strict military discipline. He could not speak English well, but in spite of this handicap he succeeded in the difficult task, for a foreigner, of making himself beloved and popular with all classes. He introduced systematic regulations, held daily reviews, personally inspected everything, and made himself familiar with every detail. Droll incidents, of course, took place; the men made mistakes in maneuvering, the Baron made bad breaks in English, his volleys of French and German were in vain, and though he swore in three languages, that did not help matters; but suddenly STEUBEN's good common sense and generous heart would assert themselves and he would call his adjutant to help him scold these dunces (Dummköpfe), in reality to explain in plain English what he wanted the men to do. It was his big and generous heart which soon made him a universal favorite, for he not only enforced strict discipline, but he also scrupulously looked after the welfare of every soldier. He investigated everything, the reports of physicians, the condition of the sick, the treatment the men received from their officers, the quarters and provisions given to his men, and, finally, he was always with them. Up at break of day, always active, never tiring, he accompanied his men on their marches and participated in their hardships and in camp he arranged their amusements. His tact and sound judgment were apparent everywhere, the military tactics of the school

of Frederick the Great were adapted to the conditions of the American troops and their surroundings. He was not a blind follower of military customs and superannuated formulas, as one might have easily been led to expect. His instructions were fitted to local conditions and, therefore, were appreciated; the officers strove zealously to emulate his example. Soon raw recruits were transformed into active and able parts of Washington's war machine.

Thus STEUBEN in spirit as well as in fact became "the drill-master of the Continental Army," an unselfish and faithful helper, esteemed by Washington, who well knew that STEUBEN was worthy the order of merit and faithfulness his former master had bestowed upon him.

STEUBEN was not a stickler for forms, not a mere "drill sergeant," but a broad-minded man, head and shoulders above most of those of his time who had taken up the "art of war" as a profession.

He possessed the genius of a great military organizer, creating armies out of nothing, "stamping them out of the ground." Thus in Virginia, in the winter of 1780 and 1781, after the unfortunate Battle of Camden, S. C., STEUBEN was sent with Gen. Greene "to create an army." In spite of great difficulties, such as demoralization, ignorance of military discipline, and the pervading tendency to "plunder," he succeeded so well that Arnold's marauding invasion was halted and Lafayette could score successes. With a strong hand, by hard personal application, he broke the prejudice of officers who thought it beneath them personally to teach common soldiers. This born aristocrat showed his fellow officers how democratic he was at heart, working to achieve results, and knowing no social barriers to accomplish them. His example was contagious, and jealous opponents were silenced by the excellent results of STEUBEN'S methods.

Gen. Scammel wrote to Sullivan that "Baron STEUBEN sets all a truly noble example. He is a past master in everything, from the big maneuver down to the smallest detail of the service. Officers and soldiers alike admire in him a distinguished man who held a prominent place under the great Prussian monarch,



and who now, notwithstanding this fact, condescends, with a grace wholly his own, to drill a small body of 10 or 12 men as a drillmaster." Under his leadership extraordinary progress had been made toward order and discipline within the whole Army. The great change which became everywhere apparent caused Washington to report to Congress that he would not be doing his duty if he should longer keep silent in regard to the high merits of BARON VON STEUBEN. His ability and knowledge, the never-tiring zeal with which he labored since he entered his office, constituted an important gain for the Army.

The results of STEUBEN'S "drilling" were forcibly shown at the Battle of Monmouth, when Lee's lines, through incompetence or treachery, were breaking in confusion and defeat seemed certain, and STEUBEN, by Washington's command, brought the impending flight to a standstill and led the reunited lines against the fire of the enemy—a splendid example of discipline and mutual confidence between leader and troops. Alexander Hamilton, an eyewitness, declared that he then for the first time became aware of the overwhelming importance of military training and discipline. Discipline and drill had saved the day for the cause of liberty and had proved to the American Army that it was able to cope on an equal footing with the drilled armies of the enemy.

That STEUBEN was a master of military science, using his own ideas, is clearly shown by the rules and regulations he issued under extraordinary difficulties during the winter campaign of 1778 and 1779. He was the inventor of the formation of light infantry, a lesson to be learned even by his former master, Frederick the Great, who studied the American War closely and adopted the system in his own army, then the model of the world, blindly followed by all the armies of Europe.

STEUBEN'S regulations were used for generations after his death, until new inventions and conditions made changes necessary.

In Washington's council of war STEUBEN'S word was of great influence and often heeded. In the archives of the His-

torical Society of New York his carefully drawn plans of campaign are still to be found.

At the siege of Yorktown he was the only American general who had previously participated at sieges, at Prag and Schweidnitz, and so it happened that he was in command, his troops occupying the most advanced trenches, when Cornwallis raised the white flag of surrender. Washington in the Army order of the next day specially mentions that to brave STEUBEN belonged a great part of the credit of victory.

After peace had been declared and the Army was disbanded, Washington commended, in his own handwriting, the extraordinary services which Gen. STEUBEN had rendered the American cause.

Washington was the moving spirit, the soul of the great fight for freedom, but to STEUBEN must be awarded the credit of having been the power which supplied that master spirit with the means. Clear-sighted historians do not hesitate to designate STEUBEN as the most valuable man Europe gave America in our fight for freedom.

As has been said:

His system of reviews, reports, and inspections gave efficiency to the soldiers, confidence to the commander, and saved the Treasury not less than \$600,000.

Congress considered STEUBEN's services too valuable to discharge him after peace was declared, and it was STEUBEN who worked out the plans for the establishment of our small standing Army and the foundation of our Military Academy. In spite of strong opposition his recommendations received the support of Washington, and Congress adopted them. The Military Academy he suggested is to-day none other than the Nation's famous Military Academy at West Point. STEUBEN's plans included professorships of history, geography, international law, oratory, the fine arts, etc. He held that an officer should have a liberal education and the best moral and physical training obtainable.

When in 1784 the place of Secretary of War became vacant, STEUBEN applied for it, believing that he could serve his country

well. Political cliques and intrigues shelved his aspirations; the threadbare excuse, for the want of a better one, that he was a "foreigner" to whom such an important post should not be intrusted, was put forward; such was the gratitude of our Republic after a great war, in which STEUBEN has so forcibly proved his fidelity and force of character.

He keenly took this disappointment to heart, and in March, 1784, tendered his resignation. Congress accepted it on April 15, with the resolution that the thanks of the United States be expressed to him for the great zeal and the efficiency he had displayed in every position intrusted to him, and presented him with a gold-handled sword as a sign of the high appreciation of his character and merits. The States of New York, New Jersey, Pennsylvania, and Virginia made him grants of land.

In trying to procure reimbursement for the large sums he had advanced during the war he, however, experienced endless trouble and annoyances. Other men had come to the front and supported the claims of generals they favored. Finally, at a session when some opponents even argued in favor of repudiating the contracts made in good faith, Representative Page arose and told how STEUBEN had offered us his sword under generous terms and had rendered us such essential services that one should blush for Congress if the views of certain Members were adopted, that it was unworthy of Congress to split hairs about the meaning of the terms of contracts, and that he did not weigh them according to the amount of money involved, for he considered the services of the distinguished veteran more valuable than the highest sum which could possibly be awarded him.

Returning to private life, STEUBEN became a public-spirited citizen of the highest type. He probably gave the first impulse to the founding of the Order of the Cincinnati, and was one of the original members of this patriotic society. He was elected a regent of the University of New York, and at all times kept in touch with all questions, civil and military. The German Society of New York reveres in him one of its founders, and he was its president until his death. The society had been founded

## Deutſch-Amerikanische Geſchichtsblätter

in 1784, to aid German immigrants on similar lines to the German Society of Pennsylvania, founded 20 years before.

STEBEN could enjoy but a short time the annual pension of \$2,500 finally granted him in 1790 and the land grant of the State of New York. He had retired to his farm in the summer of 1794; as usual, he went to spend the hot season under the oak trees that shaded his simple hut, occupying his time with agricultural pursuits and scientific studies, when he was suddenly stricken. The brave warrior and noble citizen was never fully to recover. He died shortly after his sixty-fourth birthday, on November 28, 1794.

On Oneida's heights, deep within an old forest reservation, we find a massive monument of gray stones to which the mosses and lichens fondly cling. Here rest the mortal remains of STEBEN, the father of the American Army.

We honor ourselves in honoring the memory of our great dead.

The great oaks about his grave will fall in the course of time, time will also crumble this statue into dust, but as long as the American Nation exists the memory of STEBEN will endure.

## Nachrichten von den Lebensumständen des Baron von Steuben, Generalmajors in Diensten der vereinten Staaten von Nordamerika.<sup>1</sup>

Von Christoph David Ebeling.

Die großen Verdienste des Generalmajors von Steuben wurden nicht nur schon bei seinen Lebzeiten dankbar von den Nordamerikanern anerkannt, sondern auch nach seinem Tode läßt man ihnen öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren und beehrt zugleich den Charakter des Verstorbenen mit den unverdächtigsten Lobsprüchen. Daß seine Lebensumstände aber in dem Lande, zu dessen Freiheit er so thätig mitwirkte, nicht vollständig bekannt sind, wird niemand befremden, der die widersprechenden Nachrichten kennt, welche man darüber in Deutschland verbreitet hat. Dagegen weiß man bei uns auch nur wenig von der ehrenvollen Aufnahme, welche Steuben in Nordamerika wiederfuhr, von dem ausnehmenden Verdienste, daß er sich um das Kriegswesen der vereinten Staaten gerade zu einer Zeit erwarb, wo es die wichtigsten Folgen für die Freiheit derselben hatte.

---

<sup>1</sup> Bei dieser Lebensbeschreibung liegen folgende Auffätze zum Grunde: 1) Zuverlässige Nachrichten von dem Geschlecht und Herkommen des nordamerikanischen Generals F. W. V. G. A. von Steuben; von dem Vater desselben eigenhändig aufgesetzt, und im historischen Portefeuille 1785. St. 4. S. 447-453 abgedruckt. 2) Authentische Familien-Nachrichten von dem N. A. Generalmajor Fr. Wilh. von Steuben. Aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten, welche von der Schwester des Generalmajors, der verwitweten Hauptmannin von Canig herrühren, und in Hansens Staats-Materialien, Dessau 1784. St. 6. S. 635-640 eingerückt sind. 3) Zuverlässige Nachrichten von dem amerikanischen General von Steuben, im Journal von und für Deutschland 1785. August. S. 84-88. Aus mündlichen Nachrichten von Personen, die Steuben am hohenzollerischen Hofe genauer kannten. 4) Nachricht von dem N. A. General von Steuben, in Schölzers Staatsanzeigen N. 5. S. 39. 40. Nachrichten zweier Männer in Hamburg und Schlessien, die ihn gekannt haben wollen. 5) Schreiben des Generalmajors von Steuben aus dem Lager zu New-Windsor vom 4. Julius 1779 an den geheimen Rath . . . in Heddingen. Steht in Schölzers Briefwechsel N. 7. S. 327-337. 6) Verschiedene in den amerikanischen Zeitungen vom J. 1794 bei Gelegenheit seines Todes eingerückte Nachrichten.

Baron Steuben<sup>2</sup> war der älteste Sohn eines sehr verdienten preussischen Ingenieur-Offiziers, Wilhelm Augustins von Steuben, der als Obristwachtmeister und Vice-Kommandant von Cüstrin im J. 1783 in hohem Alter verstarb. Seine Mutter, aus dem adelichen Geschlechte der von Jagow, gebahr ihn zu Magdeburg im J. 1730. Als der König von Preussen seinen Vater bald darauf nach Rußland sandte, nahmen seine Eltern ihn als Kind mit dahin, und dort erhielt er seine erste Bildung. Sein Vater, der nicht mit Gütern gesegnet war, bestimmte ihn früh zu den Kriegsdiensten, wodurch er selbst sein kleines Glück gemacht hatte, und suchte ihn schon in der ersten Jugend dazu vorzubereiten. Als er im J. 1739 aus Rußland zurückkehrte, ließ er ihn, nachdem der neue König von Preussen Schlesien erobert hatte, von den Jesuiten zu Reisse und Breslau, vorzüglich in den mathematischen Wissenschaften, unterrichten, und führte ihn selbst in dem zweiten schlesischen Kriege in den Stand ein, dem er ihn gewidmet hatte. Unter seiner Aufsicht machte er als Freiwilliger den Feldzug im J. 1744 mit, und wohnte der Belagerung von Prag bei. Nachher erweiterte er seine Kenntnisse noch mehr unter seinem Oheim dem preussischen Obersten von Lüdwik.<sup>3</sup> Im J. 1747 ward er zuerst als Fähnleinjunker bei dem Westwisischen, nachmals Tauenzienischen Infanterie-Regimente in Breslau angestellt, zwei Jahre darauf wurde er zum Fähnrich, im J. 1753 zum Unterlieutenant, im J. 1755 aber zum Premierlieutenant befördert. Im siebenjährigen Kriege diente er in allen Feldzügen mit vielem Beifall seiner Obern, auch des Prinzen Heinrichs und selbst seines Königs. Er wurde zweimal in der Schlacht bei Prag im J. 1757 und nachher auch in der Schlacht bei Kunnersdorf, jedoch niemals schwer, verwundet. Im J. 1758 suchte er die Erlaubniß unter dem Bataljon des bekannten Parteigängers Mayr als Freiwilliger, jedoch ohne Verlust seiner Regimentsstelle zu die-

<sup>2</sup> So nannte man ihn stets in Amerika; in Deutschland zählte man seine Familie nicht zu den eigentlichen Baronen, ob sie gleich zu dem alten Adel gehörte. In ältern Zeiten schrieben seine Vorfahren sich schlechtthin Steube. Diese zogen im 13. Jahrhunderte aus Franken ins Mansfeldische, wo sie vier Rittergüter besaßen. S. Spangenberg's Adelshistorie. Der Generalmajor von Steuben erhielt in der Taufe die Namen: Friedrich Wilhelm Rudolf Gerhard Augustin.

<sup>3</sup> Dieser Name findet sich nicht in der Liste seiner Vorfahren, welche sein Vater aufgesetzt hat. Soll es vielleicht Westwik heißen?

nen, und erhielt sie. Mayr lernte seine Thätigkeit und Dienstfeifer bald schätzen, und machte ihn zu seinem Generaladjutanten. Nach dessen Tode ward er im J. 1759 dem General Hülsen als Brigadeflieutenant zugegeben, machte den Zug nach Polen mit, und wohnte der Schlacht bei Stunnersdorf bei. Im J. 1761 nahm ihn der König von dem Regimente weg, und machte ihn zum Quartiermeister-Lieutenant. Als solcher gerieth er in eben dem Jahre bei Treptow in russische Gefangenschaft, und ward nach Petersburg geführt. Nicht lange nach der Zeit, da Peter der III. in Rußland zur Regierung kam, erhielt auch Steuben die Freiheit und gelangte bei diesem Fürsten, der alles was preussisch war, bewunderte und bis zur Thorheit liebte, zu großem Ansehn.<sup>4</sup> Peters kurze Regierung machte dem aber bald ein Ende. Nach dessen Entthronung kehrte er jedoch, da Katharina II. den Frieden mit Preussen bestätigte, zum Heere des Königs zurück, und ward zum Kapitän in seinem Gefolge erhoben, am Ende des Jahrs auch zum Kommandanten von Torgau ernannt.

Nach erfolgtem allgemeinen Frieden verließ Steuben die preussischen Dienste. Die Veranlassung dazu gaben einige Streitigkeiten, worein er mit dem Grafen von Anhalt gerieth, der mit ihm zugleich Flügeladjutant war. Vermuthlich hing das damit zusammen, daß ihm eine Kompanie bei dem salmuthischen Regimente, das zu Wesel in Besatzung lag, angeboten wurde, wodurch er seinen Ehrgeiz beleidigt glaubte, indem er sie für keine, seinen langen treuen Diensten angemessene Belohnung hielt. Er verweilte eine Zeit lang zu Halle und Dessau, gab sich darauf für krank aus, und reiste ins Wildbad in Schwaben. Von da aus suchte er den Abschied beim Könige, den er aber nicht erhielt. Wahrscheinlich war dies die Reise, welche er im J. 1764 in Gesellschaft des Prinzen Friedrichs von Württemberg, der damals noch in preussischen Diensten war, nach Schwaben that. Bei dieser Gelegenheit lernte er den

<sup>4</sup> Die Nachrichten in Schölzers Staatsanzeigen S. 60 sagen, er habe dort eine komisch-hohe Rolle gespielt, die ihm aber gefährlich zu werden drohte. Es fehlt an öffentlichen Nachrichten wie bedeutend und wie komisch diese Rolle gewesen sei. Aus dem folgenden sollte man doch kaum schließen dürfen, daß Friedrich II. es für eine verächtliche Rolle gehalten habe. Sein Vater sagt, Peter habe St. mit vieler Gnade und ganz besonderer Auszeichnung aufgenommen.

Fürsten von Hohenzollern-Hechingen kennen, der ihn auf Empfehlung der Prinzessin von Württemberg und auf ein sehr verbindliches Schreiben des Prinzen Heinrich von Preussen, in seine Dienste als Hofmarschall nahm.<sup>2</sup> In diesem Amte that er nicht nur nur seinem Fürsten, der doch von etwas heftigem Karakter war, stets ein Genüge, sondern erwarb sich auch viele Hochachtung und Liebe, sowohl an dem Hofe seines Fürsten, als an den benachbarten. Der Karakter, welchen er dajelbst behauptete, war ihm sehr rühmlich. Er war, so schilderte ihn ein Augenzeuge, dienstfertig, Menschenfreund, und suchte seinem Herrn jeden Verdruß zu ersparen, indem er, was dessen Zorn hätte erregen können, in der Stille beilegte, zwar strenge auf Ordnung und Erfüllung der Dienstpflichten hielt, aber auch wieder durch liebevolle Herablassung seine Untergebenen zu gewinnen mußte. Er selbst verwaltete sein Amt mit allem Anstande, aller Ordnung und pünktlichen Geschäftigkeit, die es erforderte. Man rühmt auch, daß er nur ein einzigesmal sich in eine Hofabale, nämlich gegen den verdienstvollen, aber freimüthigen Kanzler von Stader eingelassen habe, der dadurch sein Amt verlor, und auf Gnadengehalt gesetzt wurde.

Am 3. 1771 begleitete er seinen Herrn auf einer Reise nach Frankreich, welche ihm zu Bekanntschaften mit Ministern und Generalen verhalf, die in der Folge von großer Wichtigkeit für ihn

<sup>2</sup> Vermuthlich haben die amerikanischen Zeitungen aus dieser Würde, die eines Unterstatthalters eines Kreises des deutschen Reiches gemacht, welche sie Steuben beilegen; dergleichen aber die deutsche Staatsverfassung gar nicht kennt. Die Nachricht beim Schläger sagt, einer seiner Bedienten, den er in Berlin reiten lernen ließ, und der nun hohenzollerischer Stallmeister geworden war, habe ihm zu der Hofmarschallstelle verholten. Daß die ganze Anekdote falsch sei, wie mehr nachtheilige Umstände in besagter Nachricht, die gewiß nicht von Steubens Freunden herrührt, erhellet aus dem Journal für Deutschland und der Aufklärung, die seine Schwester über diese Sache gegeben hat. Der Stallmeister hatte sich freilich durch seine Geschicklichkeit im Reiten vom gemeinen Kantonsiten des leinwizischen Regiments so weit empor gehoben, war aber nie Steubens Bedienter, ja nicht einmal wirklicher Soldat bei dem Regimente, wobei derselbe stand. Denn von dem Dienste machte ihn der königliche Oberstallmeister Graf Schafgottsch frei, und ernannte ihn einige Zeit nachher zu seinem Beuter. Als hohenzollerischer Stallmeister ward er vom Kaiser geadelt. Dieser Baron von Höffel soll in der Folge Schuld gewesen sein, daß von Steuben den Dienst des Fürsten verlassen mußte. So erzählt es die schloßzerische Nachricht. Die im Journal für Deutschland, welche über Steubens Aufenthalt in Schwaben doch so umständlich ist, erwähnt dieses Manes gar nicht.



wurden. Auch der Umgang mit verschiedenen vornehmen Engländern, welche sich damals in Paris aufhielten, ward ihm vortheilhaft, denn er lernte jetzt schon ihre Sprache einigermaßen, ohne zu ahnen, daß deren Kenntniß ihm bald so unentbehrlich seyn würde. Nach der französischen Reise, welche einige Jahre dauerte, schien Steuben alle bisherigen Pläne seines lebhaften Ehrgeizes aufgegeben zu haben, und sich mit der Achtung seines Fürsten und der Liebe des Hofes und seiner Freunde zu begnügen, als auf einmal ein böshaftes Gerücht wider ihn sich verbreitete, welches ihn nöthigte, die neuen Entwürfe zu einem ruhigen stillen Leben zu verlassen, und seine erste Laufbahn wieder zu betreten. Wer eigentlich der Verbreiter jenes abscheulichen Gerüchts war, das Steuben eines Verbrechens beschuldigte, wovon der Verdacht an einem andern höhern Hofe zu der Zeit, so wie ehemals bei den Griechen, schwerlich solches Aufsehn gemacht hätte, ist nicht öffentlich bekannt geworden; jedoch wird erzählt, daß es der Geistlichkeit gelungen sei, Steuben bei seinem Fürsten verhaßt zu machen, so daß er genöthigt war, sich an den markgräflichen badenschen Hof nach Karlsruhe zu begeben. Es war dem Weltlaufe gemäß, daß der in Ungnade gefallene Mann von seinen Freunden verlassen wurde. Doch blieb ihm einer übrig, nämlich der würdige Kanzler von Frank, der das Geschrei der Verläumder nicht achtete, sich seines Freundes nachdrücklich selbst bei dem Fürsten annahm, und seine Ehre rettete. Daß dies dem treuen Freunde völlig gelungen, erhellet schon daraus, daß Steuben noch von Amerika aus mit dem Fürsten und den ersten Männern an seinem Hofe Briefe wechselte, die von dem besten Vernehmen mit denselben zeugen. Doch ehe das wieder hergestellt war, blieb Steuben lange Zeit in einer sehr unangenehmen Lage. Ein Engländer von der Oppositionspartei, den er in Karlsruhe kennen lernte, zeigte ihm einen Weg, sich aus derselben zu helfen, indem er ihm eröffnete, daß es den gegen England aufgestandenen Amerikanern, so sehr Frankreich sie unter der Hand mit Offizieren, Ingenieuren und Kriegsbedürfnissen versorgte, doch

\* Vielleicht irrt man nicht, wenn man die Worte in der schlözerischen Nachricht „durch eben den Kanal, der ihn zur Hofmarschallswürde verhalf, kam er auch vom Hofe wieder weg“ auf das obige Gerücht zieht, dessen jedoch gedachte Nachricht mit keinem Worte erwähnt. Die ganze Erzählung beruht auf dem Berichte im Journal für Deutschland S. 185 ff.

gänzlich an einem geübten Lehrer der Taktik fehle. Da Steuben sich hauptsächlich in seinem zwei und zwanzigjährigen preussischen Dienste dieser Wissenschaft gewidmet, und sie in dieser höchsten Schule der Kriegskunst praktisch aufs vollkommenste studirt hatte, so zeigte sich ihm jetzt eine erwünschte glänzende Aussicht, und sein Ehrgeiz erwachte mit aller Stärke wieder. Er sagte dem Engländer, daß er einen preussischen Offizier kenne, der sich in dieser Wissenschaft ausgebreitete Kenntnisse und Uebung erworben habe, und unter gewissen Bedingungen erbötig wäre, in des amerikanischen Kongresses Dienste zu treten. Der Engländer schrieb dies an Beaumarchais, wie auch an die Abgeordneten des Kongresses, Dr. Franklin und Silas Deane, nach Paris, und erhielt zur Antwort, daß man kein Bedenken tragen würde, mit einem Manne dieser Art, wenn er mit bewährten Zeugnissen nach Paris käme, sich in Unterhandlungen einzulassen. Steuben reiste demzufolge im Mai 1777 nach Paris, versehen mit Empfehlungsschreiben an die französischen Minister, worunter auch die von dem Fürsten von Hohenzollern selbst waren. Seine Unterhandlungen zerstückelten sich aber, weil man nicht alle Bedingungen, die Steuben machte, eingehen wollte. Dieser suchte daher in französische Kriegsdienste zu treten; aber auch hier, wo so viele tausend einheimische Offiziere dienstlos auf Beförderung warteten, waren seine Bemühungen vergebens. Er machte einen Versuch bei dem spanischen Abgesandten; allein da war ihm die Religion, zu welcher er sich bekannte, im Wege. Trostlos kehrte Steuben jetzt von Paris nach Karlsruhe zurück, wo ihm die Briefe seiner Freunde eine baldige Verforgung hoffen ließen. Allein auch da war ihm das Glück, oder vielmehr die Geistlichkeit, welche Einfluß genug hatte, seine Hoffnungen zu vereiteln, ganz zuwider.

Zu so vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen kamen nun auch drückende Schulden hinzu, seinen Kummer zu vermehren. Er sah sich also genöthigt, zu seinem ersten Projekte, den Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten des Kongresses, von neuem seine Zuflucht zu nehmen, und reiste daher im September 1777 abermahls nach Paris. Jetzt war er so glücklich, seinen Zweck zu erreichen, und mit Franklin unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu schließen.

Denen zufolge erhielt er, wie in dem Berichte des Journals für Deutschland versichert wird, das Patent als Generalmajor, welches die höchste unter den militärischen Würden in den vereinten Staaten ist, nebst einem jährlichen Gehalte von 24000 Livres (4360 Dollar) und 8000 Livres Reisekosten. Außer den im Dienste gewöhnlichen Mundbedürfnissen, wurden ihm auch 2 Negerclaven und 4 Pferde zum Geschenke bewilligt, und die Ernennung verschiedener Offiziere, die unter ihm dienen sollten, zugestanden.<sup>7</sup> So viel ist gewiß, daß er noch in diesem Monate die Reise nach Amerika antrat, wohin ihn eine Fregatte l'Heurense, von 26 Kanonen, welche mit sehr vielen Kriegsbedürfnissen beladen war, überbrachte. Er langte am 1. Dezember zu Portsmouth in New-Hampshire, nach vielen ausgestandnen Gefährlichkeiten, glücklich auf der Fahrt an, und begab sich, nach einem kurzen Aufenthalte in Boston, am 10. Januar 1778 nach Yorktown in Pennsylvanien, dem damaligen Aufenthalte des Kongresses. Er fand allenthalben, wie er selbst dankbar, aber auch nicht ohne eitle Uebertreibung rühmt, eine seinen Verdiensten und den Empfehlungen, die er mitbrachte, gemäße Aufnahme. Washingtons Briefe beweisen aber, wie sehr willkommen er den Amerikanern war. Er begab sich, dem Verlangen des Kongresses zufolge, nicht lange nach seiner Ankunft zum Hauptquartiere des Oberfeldherrn in dem Winterlager bey Valley Forge. Washington nahm ihn sehr gefällig auf, und erkannte bald, wie wichtig er dem Kriegswesen der vereinten Staaten werden könne. Schon am 28. April schrieb er dem Kongresse: „Ich kann über die Verdienste des Baron von Steuben nicht länger schweigen; denn ich

---

<sup>7</sup> Mit diesen und andern nicht ganz wahrscheinlichen Umständen wird die Sache im Journal für Deutschland erzählt. Steubens Brief S. 329. scheint dem allen jedoch stark zu widersprechen; denn so wenig derselbe von Ruhmvedigkeit frei ist, so erzählt er doch, daß der Kongreß den Tag nach seiner Ankunft eine Committee von drei Gliedern an ihn gesandt habe, um zu wissen, unter welchen Bedingungen er in Dienste treten wollte? worauf er geantwortet habe, er wäre gar nicht Willens, Bedingungen vorzuschlagen, sondern gedächte den Feldzug als Volontair zu machen. Einiges von dem hier erzählten und von dem, was darauf folgt, ist gar nicht der Verfahrensart des Kongresses gemäß, und aus Washingtons Briefen erblicket deutlich, daß der Kongreß den Baron ihm erst zusandte, um zu erfahren, ob er ihn für brauchbar hielte.

betrachte ihn als einen wahren Gewinn für den Dienst, daher ich ihn auch der Aufmerksamkeit des Kongresses bestens empfehle.“<sup>8</sup>

Einige Tage vorher hatte der General Conway, der aus französischen Diensten in amerikanische übergetreten war, seine Stelle als General-Inspektor niedergelegt, und schon am 5. Mai ward Steuben an dessen Statt mit Generalmajors Rang angestellt, so daß dieser von dem ersten Tage anfangen sollte, da er zur Armee gekommen war. Die ganze General-Inspektion ward jetzt erst nach einem neuen Plane, welchen Washington dem Kongreß vorlegte, eingerichtet.“ Steuben gab sich nun außerordentlich viele Mühe, die Kriegsübungen des Heeres zu verbessern, und ihr bei allen Regimentern die nöthige Gleichförmigkeit zu geben. Die vollkommene Einigkeit, welche hierüber zwischen dem Oberfeldherrn und ihm herrschte, war nicht wenig dazu behülflich, daß sein Unternehmen, allen großen Schwierigkeiten ungeachtet, so gut von Statten ging. Es war gewiß nichts Geringses, daß ein Fremder, der noch der Landessprache nicht mächtig genug war, um sich leicht und deutlich darin auszudrücken, ein kaum erst errichtetes, zu keiner Unterwürfigkeit gewöhntes Heer, das noch dazu eben damals für Freiheit focht, und bei dem viele Vorurtheile gegen Ausländer herrschten, zu den Regeln einer scharfen Kriegszucht gewöhnte, und die sehr vernachlässigte Ordnung in der Oekonomie der Regimente einführte, wodurch dem Staate große Summen erspart wurden. Dieß war ein Unternehmen, dem nur ein sehr einsichtsvoller, muthiger und zugleich rechtschaffener Mann gewachsen seyn konnte, der die unerbittliche Strenge des Dienstes, mit aller der Klugheit, Leutfeligkeit und Herablassung verband, welche ihm die Herzen seiner Untergebenen gewannen. Dadurch gelang es ihm jedoch bald, das amerikanische Heer zu einer Stufe der Einsicht, Pünktlichkeit und Ordnung zu erheben, auf welcher es, wo nicht über die britischen Veteranen, die es zu bekämpfen hatte, hervorragte, doch ihnen gleich stand. Wie sehr Steuben in diesem Antheile den Beifall seiner

<sup>8</sup> Ich muß diese Stelle aus B. Briefen nur aus dem Gedächtnisse anführen, da ich das Buch auswärts verliehen habe. Eben deswegen kam ich auch einige andere, wo seiner gedacht wird, nicht vergleichen.

<sup>9</sup> Gordons History of the U. St. V. 3. p. 67. seq. Ihm zufolge soll ein gewisser Baron d'Arndt zuerst die Idee dazu gegeben haben. Journal of Congress 1780. Sept. 25.

Vorgelesen erwarb, beweisen nicht nur die neue Einrichtung der General Inspektion im J. 1781, wodurch sein Wirkungskreis sowohl als seine Gewalt sehr erweitert, und er bloß vom Kongresse, vom Kriegssekretär und vom Oberbefehlshaber abhängig gemacht ward, sondern auch der bald darauf mit 80 Dollar monatlich für Reisekosten vermehrte Gehalt desselben.<sup>10</sup> Seine nach Deutschland in diesen Zeiten geschriebenen Briefe zeugen von dem redlichen Eifer, womit er sich der guten Sache widmete, welcher er diente, und wie glücklich er sich in seiner damaligen Lage schätzte. Im Winter 1778 verfertigte er die Ordonanz für die Reiterei und das Fußvolk, welche sogleich gedruckt ward, und noch jetzt bei dem Heere der vereinten Staaten gültig ist.<sup>11</sup>

Seinen kriegerischen Muth und Einsichten bewährte Steuben bei mehr als einer Gelegenheit während der Revolution. Er ward in dem Gefechte bei Monmouth am 28. Junius 1778 von Washington abgesandt, um die in großer Unordnung sich zurückziehende Division des Generals Lee wieder herzustellen, welches er auch glücklich ausführte, und nachher dem Oberfeldherrn, auf dessen Befehl, eine Verstärkung zuführte.<sup>12</sup> Im Jahre 1781 befand Steuben sich in Virginien an der Spitze einer kleinen Schaar von sogenannten virginischen Achtzehnumonth-Männern und Miliz, um den Einbrüchen der Engländer unter Arnold und Philipps zu widerstehen. Hier hatte er gewöhnlich den thätigen Parteigänger Oberstlieutenant Simcoe gegen sich, dem der englische Oberfeldherr Cornwallis die Vernichtung des steubenschen Korps vorzüglich empfohlen hatte. Simcoe hatte auch einigemahl das Glück, seinen Gegner zu überlisten, und einen beträchtlichen Waffenvorrath, den

<sup>10</sup> Journal of Congress 1781. Jan. 10. Jul. 26.

<sup>11</sup> *Baron de Steubens Regulations for the Order and military Discipline of the Troops of the U. St.* Philadelphia. 12.

<sup>12</sup> Zu dem gedruckten Briefe sagt er: „Ich kommandirte den linken Flügel des ersten Treffens, und war so glücklich, die Entscheidung dieses Tages zu unserm Vortheil zu bringen.“ S. 332. Ubrige Angaben sind aus seiner Aussage im Kriegsgerichte über General Lee genommen, der ihm in seiner Vertheidigung zwar spöttisch antwortete, aber nicht widerspricht. S. Proceedings of the General Court Martial for the Trial of Major Gen. Lee. Philad. 1778. fol. p. 30 sq. p. 57. 60. Die öffentlichen Berichte über dieß Gefecht gedenken Steubens nicht; allein er diente hier auch bloß als Freiwilliger.

er bewachte, zu zerstören.<sup>13</sup> Im Junius stieß Baron Steuben zu dem Heere des General Lafayette, und war mit ihm bei der Gefangennehmung des britischen Heeres zu Yorktown in Virginien. Hier hatte er am 19. Oktober, dem Tage der Uebergabe, den Befehl in den Laufgräben.<sup>14</sup>

Die Beschwerlichkeiten des Krieges hatten auf Steubens Gesundheit schon keinen vortheilhaften Einfluß gehabt, als nach geschlossenem Frieden noch Sorgen der Nahrung hinzukamen. Wahrscheinlich hatte er während des Krieges nichts erspart, und erwartete jetzt Belohnung seiner Dienste von dem Staate, zu dessen Rettung er aufs treueste mitgewirkt hatte. Allein die Finanzen der vereinten Staaten erlaubten ihnen nicht, alles zu thun, was ihre Dankbarkeit von ihnen forderte. Wie große, obgleich übertriebne, Hoffnungen er sich indessen gemacht hatte, ersieht man aus dem gedruckten Briefe.<sup>15</sup> Es währte lange, ehe nur ein Theil davon erfüllt ward. Der Staat Pennsylvanien hatte ihm durch einen öffentlichen Beschluß vom 21. März 1783 so viel Ländereien versprochen, als ihm gebührt hätten, wenn er Generalmajor der Truppen dieses Staates gewesen wäre;<sup>16</sup> allein dieß waren Ländereien in menschenleeren, den Einfällen der Indier ausgesetzten Wüsten. Die Generalversammlung von New-Jersey schenkte ihm durch eine besondere sehr rühmliche Akte vom 23. Dezember 1783 ein ansehnliches Landguth in der Ortschaft New-Barbados auf Lebenszeit, jedoch so, daß er es selbst bewohnen sollte; eine Bedingung, die dem „tiefen Gefühl nicht gemäß war, welches sie von den vielen ungemeinen Diensten hegen, die er den vereinten Staaten geleistet hatte, und die ihre Dankbarkeit der Welt so gern kund machen wollte.“<sup>17</sup> Noch verlegner scheint der Kongreß anfangs gewesen zu seyn, alle ihm gethanene Versprechungen zu erfüllen. Endlich aber half ihm die dankbare Freigebigkeit des Staats New-York, der ihm durch eine Akte vom 5. Mai 1786, „für seine den vereinten Staaten während

<sup>13</sup> S. Tarleton's History of the Campaigns of 1780 und 1781. Lond. 1787. 4. p. 344. 349. Stedman's Hist. V. 2. c. 44. p. 388 sq.

<sup>14</sup> S. The Herald NYork. 1794. V. 1. Nr. 60.

<sup>15</sup> Schöizers Briefw. B. 7. S. 336.

<sup>16</sup> Dieß betrug, wo ich nicht irre, 2000 Acres. Vergl. Penns. Acts 1785. Ch. 185. §. 5. 13.

<sup>17</sup> Acts V. 2. C. 403. p. 381.

des Krieges geleisteten wesentlichen Dienste," eine Viertel-Ortschaft oder 16000 Acres schenkte. Diese wurden ihm in einer sehr fruchtbaren angenehmen Gegend der nachmaligen Grafschaft Herkemer angewiesen, wo er sich in der Folge anbaute, und den übrigen Theil seines Lebens in ländlicher Muße zubrachte. Im J. 1792 wurde die ganze Ortschaft nach seinem Namen benannt.<sup>18</sup> Auch der Kongreß konnte ihm nun Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und belohnte im J. 1790 seine „Aufopferungen und hervorstechenden Dienste, wofür die vereinten Staaten ihm bisher noch nicht hinlänglich Ersatz gegeben hatten," mit einem jährlichen Gehalte von 2500 Dollars.<sup>19</sup> Sollte man es von dem ehrlichen deutschen Charakter erwartet haben, daß man von Steubens Vaterlande aus dieser Belohnung entgegen arbeiten würde? Und doch hat sich ein Deutscher dieser unedelmüthigen Handlung schuldig gemacht.<sup>20</sup>

Vielleicht wurde dieser Verrath gerade zu der Zeit ausgebrütet, als Edward Livingston in der deutschen Gesellschaft zu New-York seine warme Lobrede auf deutsches Talent und deutsche Redlichkeit hielt, in welcher er von Steuben, der Vorsteher dieser Gesellschaft war, nachdem er einige große Deutsche, auch unsern Gellert, Götzner und Klopstock gepriesen hatte, öffentlich sagte: „Es wäre vergebnes Bemühen, hier einen Namen verschweigen wollen? Wenn von deutscher Tugend die Rede ist, wer kann da Steubens Namen übergehen? oder wenn man von Verdiensten spricht, wird da die Bewunderung von den seinigen schweigen?“<sup>21</sup>

<sup>18</sup> S. Erdbeschr. von Am. B. 2. S. 1066. Acts of New-York 9. Sess. C. 77. §. 33.

Amerf. Magaz., B. I. St. 3.

<sup>19</sup> S. Laws of the U. States I Congr. 2 S. Ch. 16.

<sup>20</sup> Den Beweis geben Schlözers Staatsanzeigen B. 16. S. 126. Es wurde die im schlözerischen Briefwechsel befindliche Nachricht, Steuben betreffend, in der Maryland Gazette vom 10. Mai 1790. übersetzt, und der Uebersender dieser Zeitung begleitete sie mit der Anmerkung: „daß Obscure wohlgemeinte Uebersetzung zu spät gekommen sei; denn Steuben habe die Pension weggehabt, weil er in Europa einen Gehalt von 600 Luisdor aufgeopfert. Einen Spott über die Pension findet man auch in den Staatsanzeigen B. 4. S. 143.

<sup>21</sup> New-York Mag. 1790. p. 234. Steuben war schon seit mehreren Jahren Präsident der deutschen Gesellschaft in New-York, welches seit dessen Tode David Grimm ist. Im J. 1780 wählte ihn auch die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia zu ihrem Mitgliede.

Weit mehr als alle diese Lobreden beweisen seinen Werth die Schilderungen, welche man nach seinem Tode öffentlich von seinem liebenswürdigen Karakter gemacht hat. Er starb auf seinem Landguthen den 28. November 1794 am Schlage im 64. Jahre seines Alters.

Steuben genoß die Liebe und Verehrung, nicht nur Washingtons und der Offiziere und Soldaten, mit denen er diente, sondern auch aller, die ihn kennen lernten; daher folgte ihm auch allgemeines Bedauern nach, wie aus den vielen Aufsätzen erhellet, worin die amerikanischen Zeitungen einmüthig seinen Verlust beklagten. Ein Mann, der ihn fünfzehn Jahre lang genau gekannt hatte, sagt von ihm: Zu den militärischen Vorzügen fügte er alle Tugenden eines Bürgers und alle Vollkommenheiten eines Wohlerzogenen hinzu. Er hatte ausgebreitete Kenntnisse, einen hellen Verstand und ein gesundes Urtheil. Die Natur hatte sein Herz offen für alle ihre Kinder geschaffen, und nie verschloß er es ihnen. Nie fand ich ihn einer unwürdigen Handlung schuldig, und nie sah ich ihn eine gute unterlassen!<sup>22</sup>

---

<sup>22</sup> Herald am angef. Orte. Dieses Urtheil bestätigt den Brief eines würdigen Geistlichen zu New-York, der ihn genau kannte, und die Nachricht von seinem Tode mit den Worten beschloß: Er war ein Mann von sehr liebenswürdigem Karakter. Ohne Zweifel dürfen wir von dem würdigen Biographen verdienter Amerikaner, dem Hrn. Prediger Belknap in Boston, eine vollständigere und genauere Lebensbeschreibung des General erwarten. Es soll mich freuen, wenn ich höre, daß meinem gütigen Freunde dieser kleiner Beitrag zu seinem vortrefflichen Werke nicht unwillkommen ist.



**Copie eines Schreibens von dem General Major von Steuben, an  
den Geheimrath von Frank in Nechingen: im Lager zu  
Neuwindsor am Nord Fluß, den 4. Jul. 1779.**

Hier haben Sie mein 5tes Schreiben, mein Freund, welches ich aus diesem Weltteil an Sie abgehen lasse. Da ich bis daher auf keines eine Antwort erhalten: so bin ich besorgt, daß Ihnen meine Briefe nicht zugekommen seien. Zwei Schiffe, mit welchen ich Pakete nach Europa abgehen ließ, sind von den Engländern aufgehoben worden: von den zwei andern, welche Briefe für Sie und einen andern Freund hatten, bin ich ungewiß; Ihr Stillschweigen, mein teuerster Freund, macht mich besorgen, daß auch diese sind verloren gegangen. Da ich gegenwärtiges durch den französisch-bevollmächtigten Minister, Mr. Gerard, abgehen lasse, und ich mir schmeichle, daß es Ihnen zu Handen kommen wird: so will ich, so viel möglich, dasjenige wiederholen, was ich bereits in meinen vorigen umständlich gesagt habe.

Meinen ersten Brief an Sie, mein teuerster Freund, schrieb ich von Boston, ungefer 5 Wochen nach meiner Ankunft in diesem Weltteile. Er enthielt meine ReiseBeschreibung und alle widrige Begebenheiten, so mir auf dieser Reise zugestoßen. Die Beschreibung eines Sturms werden Sie besser im Robinson Crusoe oder andren Abenteurern finden, als ich sie Ihnen geben kann. Ich will Ihnen nur so viel sagen, daß ich zwei dergleichen, und jeden von der größten Art, ausgestanden: den ersten in dem Mittelländischen Meere, nahe an den Afrikanischen Küsten; und den andern an denen von Neu Schottland. Jeder währte 3 Tage; und durch jeden, besonders durch den ersten, war meine Fregatte dermaßen beschädigt, daß unsre See-Officiers selbst alle Hoffnung aufgaben.—Fügen Sie zu diesen kleinen Unannehmlichkeiten hinzu, daß der Vordertheil des Schiffs 3-mal in Brand geriet, und daß wir 1700 Centner Pulver an Bord hatten; und ferner, daß eine Empörung unter dem SchiffsVolk uns in die Verlegenheit setzte, mit 14 Mann gegen 84 uns in ein Gefechte einzulassen, um uns der Rädelköpfer zu be-

mächtigen; daß wir in der gefährlichsten Jars-Zeit 66 Tage mit der Reise zubrachten: und dann werden Sie finden, daß diese Ueberfart einer der härtesten war, so man sich denken kan.

So widerwärtig aber meine Reise war: so schmeichelhaft war meine Ankunft in Amerika. Wir langten den 1. Decemb. 1777 in *Portsmouth*, der Hauptstadt in *New Hampshire*, an. Bevor wir in den Hafen einliefen; sandte ich meinen Sekretär in einer Schaluppe an den Commandanten, um meine Ankunft wissen zu lassen. *General Langdon*, welcher das Commando hat, kam selbst an Bord des Schiffes, und holte mich und meine Officers in seiner Schaluppe ab. Bei meiner Ankunft in dem Hafen wurden die Kanonen von der Festung, und von allen Schiffen, so im Hafen lagen, abgefeuert. Etliche Tausend Einwohner bewillkomnten mich bei meinem Aussteigen ans Land auf die freundschaftlichste Art. *Mr. Langdon* fürte mich in sein Haus, wo wir zu Mittag speisten: während der Zeit alle Einwohner der Stadt zuliefen, wie um ein *Rhinoceros* zu sehen.

So sehr ich auch von meiner beschwerlichen Reise abgemergelt war: so wandte ich doch den andern Tag an, um alle Festungswerke zu besuchen. Den dritten Tag sah ich die Truppen der Garnison; und den 4ten Dec. setzte ich meine Reise nach *Boston* zu Lande fort.

Mein Empfang zu *Boston* war eben so schmeichelhaft für mich, als der in *Portsmouth*. Ich fand daselbst den berühmten *Mr. Hancock*, vormaligen Präsidenten vom Congresse. Dieser zeigte mir eine vom Congresse erhaltene Ordre, daß für mich und meine Suite die erforderliche Bequemlichkeiten zur Reise (nach *Porttown*, woselbst damals der Congreß versammelt war) veranstaltet werden sollten. *Mr. Hancock* unterzog sich selbst der Besorgung. Es wurden mir Wagen, Schlitten, und Handpferde angeschafft: 5 Mohren wurden mir zu Reit- und Wagen-Knechten gegeben, und ein Commissarius, um auf dem Weg Quartir und Fourage zu besorgen. Da ich von *Paris* nicht mehr als Einen Kammerdiener und Einen Koch mitgenommen: so engagirte ich in *Boston* noch 2 Engländer als Bediente, und formirte meine Feld-Equipage für mich und meine Officers. Von hier aus schrieb ich Ihnen meinen ersten Brief, in welchem ich einen an *Se. Durchl. den Fürsten*, und ein Paquet an den Capitaine von *H—*, bei-

legte: und so viel ich mich erinnere, war auch ein Brief an Fr—— dabei.

Die Einrichtung meiner Equipage hielt mich über 5 Wochen in Boston auf, und den 10. Jan. setzte ich meine Reise nach *Yorktown* fort. Hier wurde ich vom Congreß mit aller erdenklichen Distinction empfangen. Ein Haus war für mich eingerichtet, und 2 Schildwachten vor meiner HausTüre. Den Tag nach meiner Ankunft sendete der Congreß eine Committe von drei Gliedern, um zu wissen, unter welchen Bedingungen ich die hiesigen Dienste annemen wollte. Meine Antwort war, daß ich gar keine Bedingungen mit dem Congresse zu machen Willens wäre, daß ich den bevorstehenden Feldzug als *Volontaire* machen wollte, und daß ich bloß für die bei mir habende Officiers die Patente verlangte, und daß ich weder Rang noch Gage annehmen wollte. Diese Erklärung ward so vom Congresse aufgenommen, als ich es erwartete. Ich erhielt eine schriftliche Dankagung in den verbindlichsten Ausdrücken, mit dem Aerbieten, daß ich in allen Stücken defranirt werden sollte. Meine Officiers erhielten ihre Brevets, und selbst meinem Sekretär wurde der Rang und Gage eines Capitains erteilt.

Hier muß ich bemerken, daß in der Constitution unseres hiesigen Militaires, kein höherer Rang, als der eines GeneralMajors, bestimmt ist. General Washington ist der älteste GeneralMajor; und als General en Chef sind ihm alle Vorrechte eines GeneralFeldMarshalls in andern Armeen, zugestanden. Seine Autorität ist so uneingeschränkt, als die des Stathalters in Holland immer seyn mag. Die andern GeneralMajore, deren Anzahl sich gegenwärtig nicht weiter denn auf 9 erstreckt, commandiren Corps, Treffen, Flügel, und Divisionen: Gen. *W. Gates* commandirt die NordArmee, Gen. *L. Lincoln* die SüdArmee, und Gen. *Sullivan* die Armee gegen die Indier. Alle sind unter den Befehlen des Generals en Chef. Der zweite Rang ist der als Brigadier General: diese commandiren Brigaden, gleich den GeneralMajors in Europäischen Armeen.

Bei meiner Ankunft zur Armee wurde ich ebenfalls mit mehreren EhrenBezeugungen empfangen, als ich erwartete. Gen. *Washington* kam mir auf etliche Meilen weit entgegen, und

begleitete mich nach meinem Quartier, woselbst ich einen Officier und 25 Mann zur Wache fand: und als ich solche verbat, mit dem Befehl, daß ich bloß als Volontair, anzusehen wäre, erwiderte er auf die höflichste Art, daß die ganze Armee mit Vergnügen solche Volontairs bewachen wollte. — Er präsentirte mir den Gen. Maj. Lord *Stirling*, und verschiedene andre Generale, und zugleich den Obr. Lieut. *Fernans* und Maj. *Walker*, welche der Congreß zu meinen GeneralAdjutanten ernannt. Denselben Tag wurde mein Name der Armee zum Losungswort gegeben: und den folgenden Tag rückte die Armee aus, und Gen. *Washington* begleitete mich, um die Truppen zu sehen. Mit Einem Wort, wenn der Prinz Ferdinand von Braunschweig, oder der erste Feldmarschall aus Europa, an meine Stelle gekommen wäre: so hätte er nicht mit mehreren EhrenBezeugungen empfangen werden können.

Meine Volontärdienste dauerten nicht länger, denn 5 Wochen, in welchen ich die Armee exercirte, und verschiedene Veranstaltungen machte, welche mit solchem Beifall angenommen wurden, daß ich den 26. Apr. das Patent als *General Major*, und zu gleicher Zeit die Commission als General-Inspecteur aller Armeen, erhielt. Meine Gage wurde auf 16400 französ. Livres festgesetzt: außer diesem wird meine Tafel und alle meine Leute durch einen eignen Commissaire frei gehalten, und in allen Stückenournirt; 22 Pferde für mich und meine Equipage, und 1 Rittmeister, 2 Lieut., und 40 Dragoner, wurden mir zu meiner Garde vom Congreß zugestanden. Außer diesem haben meine Adjutanten und Officiers die ihrem Rang angemessenen Pferde — und KnechtsPortionen. Ich habe 2 GeneralAdjutanten, 2 InspectionsAdjutanten, und 2 Secretaires, so vom Congreß bezalt werden: außer diesem habe ich den Major *des Epinier*, einen Neveu des berühmten *Beaumarvais*, und den *Marquis de Brittain*, Major in hiesigen Diensten, als Adjutanten.

So sehr diese entscheidende EhrenBezeugungen schmeichelhaft sind: so groß sind meine Verbindungen, mein Freund, um solche zu verdienen. So weit meine Seelen- und Leibes-Kräfte zureichen; wende ich solche ohne Unterlaß an, um das Verlangen einer Nation zu erfüllen, die mich mit solchem Vertrauen beehret. Keine Schwierigkeit, keine Mühe, keine Gefahr, soll und kan meinen Fortgang

hintern. Mein Departement ist weitläufig: der achte Teil der Welt erwartet, daß meine Verfügungen ihm nützlich seyn sollen. Sie sind es bishero, Gott sei Dank! und mit Freuden will ich für eine Nation sterben, die mich so mit ihrem Zutrauen beehrt. Alle meine Unternehmungen haben bisher den glücklichsten Fortgang; und ich kan sagen, daß mit jedem Tage sich das Zutrauen vermeret, so die Armee in mich gesetzt hat. Bei der Schlacht vor Monmouth leztern Jars, commandirte ich den linken Flügel des ersten Treffens, und war so glücklich, die Entscheidung dieses Tags zu unjerm Vorteil zu bringen. Und in allen kleinen Vorfällen, sowol in letzterer als in dieser Compagne, bin ich so glücklich gewesen, daß jeder Soldat wünschet, unter meiner Anführung zu seyn. Leztern Winter verfertigte ich die Ordinanz für die Infanterie und Cavallerie: sie wurde sogleich gedruckt und publicirt.

Der Congreß bezeugte mir seinen Dank durch ein verbindliches Schreiben, welches in allen Zeitungen publicirt wurde; und machte mir hiernächst ein Präsent von 2 schönen englischen Reitpferden, und 4000 Thlr. (1 Thlr. ist 5 Livr. 10 Sous.). Jeder von meinen Adjutanten, und selbst meine Secretaire, erhielten Gratificationen. Ich brachte meinen Winter in Philadelphia zu. Den 4 Jan. ernannte mich der Congreß zum Mitglied des Kriegs-Directorii. Den 26 März gieng ich zur Armee ab. Während meinem Aufenthalt in Philadelphia, errichtete ich eine genaue Freundschaft mit dem französischen Minister Mr. Gerard, dessen Abreise nach Europa ich sehr bedaure. Er tat mir die Ehre, eigens zur Armee zu kommen, um mich zu besuchen. Er wurde bei der Armee mit allen Ehren-Bezeugungen eines Gesandten empfangen. Den Tag nach seiner Ankunft ordete ich ein Manoeuvre mit 8 Regimenten Infanterie und 16 Kanonen an: nach Endigung desselbigen Mr. Gerard, nebst dem General en Chef, und allen Generalen und Obersten der Armee, bei mir speiseten, welches eine Tafel von 60 Couverts ausmachte.

Nunmero bin ich in meiner Tour, um alle Regimente die Musterung zu passiren, und das System einzuführen, welches in meiner Ordinanz festgesetzt ist. Alles gehet mir hier glücklich von statten. Mein Freund, ich bin nunmero der fünfte General im Rang: und wenn ein Fieber, oder 1 Lot Mehl, meinen Lauf nicht

unterbricht; so sind die Gränzen weitläufig genug, um einen Ehrgeizigen zu befriedigen. Zwei bis drei Tare Mühe: und dann, mein Freund, müssen Sie mir versprechen, mich in Paris zu besuchen; und da wollen wir abreden, ob Sie mit mir in Europa, oder in Amerika, zu Mittag speisen wollen. — O mein teuerster Fr. . . . warum habe ich meine Tare so verschleudert! Zwei Tare Arbeit — wenn wir Arbeit und Gefahr nicht scheuen — können einen Mann weit bringen! Die Erfahrung überzeugt mich, und ich kan mir meine Trägheit nicht vergeben.

Welch ein schönes, Welch ein glückliches Land ist dieses! Ohne Könige, ohne Hoheprieister, ohne ausfugende GeneralWächter,<sup>1</sup> und ohne müßige Baronen. Hier ist jedermann glücklich. Armut ist ein unbekanntes Uebel. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich Ihnen meine Beschreibung von der Glückseligkeit<sup>2</sup> dieser Einwohner machen wollte. Des Abt Raynal seine ist nicht vollkommen richtig, doch die beste: lesen Sie solche, und urteilen Sie selbst.

Nun genug von mir und meinem neuen Vaterlande: wie geht es Ihnen, mein Freund! wie geht es unserer durchlauchtigsten Herrschaft? Mit Versicherung meines untertänigen Respects, bitte ich beiliegendes dem besten Fürsten einzuhändigen. Mein Glück wird alsdann erst vollkommen seyn, wenn Denenelben von der Größe meiner Dankbarkeit überzeugende Beweise werde geben können. Meine weitläufigen Geschäfte, und die Unsicherheit des Meeres, haben mich bisher daran gehindert. Nichts desto weniger

<sup>1</sup> In *verbis simus faciles* etc. Als Brutus in Rom die königl. Regierung abgeschafft hatte, sprachen die Herrn. Patricier sehr viel von Freiheit, und — ritten indeß beinahe auf den frei gewordenen Plebejern herum. Auch unter dem Protector Cromwell Lobsangen viele, besonders Herren von der Armee, daß kein König mer wäre. . . . Das Wort General-Wächter ist von je her in Nordamerika unbekannt: aber wie heißen die Herren, die seit dem J. 1774 den Einwohnern alljährlich die großen Summen zur Fortsetzung des Kriegs, bei Strafe von Feuer und Schwert abnehmen? S.

<sup>2</sup> Alle Europäer, die im jetzigen Kriege nach Amerika gekommen, sprechen einbellig von diesem ausnehmenden, einem jeden soaleich in die Augen fallenden, allgemeinen Wohlstande des Landes. Nun dieser von beiden Theilen eingestandne Wohlstand, hat entweder erst seit der Rebellion 1774 angefangen. Dies behauptet kein Mensch; dies kan auch nach der Natur der Sache nicht seyn: ein elendes Volk braucht, auch unter der weisesten Leitung, Menschenalter, um glücklich zu werden. Eder er schreibt sich aus der vorigen Periode her, da Amerika ruhig unter Britischer Regierung stand. Also konnte diese nicht hart, unterdrückend, tyrannisch seyn. S.

habe ich, vor meine Abreise von Philadelphia, einem gewissen Hrn. Robert Morris den Auftrag gemacht, eine complete Collection von Amerikanischen Bäumen zu besorgen, deren 300 und etliche 20 verschiedene Sorten sind; und von jeder Sorte 3 oder 4 Stämme nächsten Herbst nach Paris unter der Adresse von Mr. Gerard abzusenden: welcher letztere diese Bäume auf meine Kosten nach Strasburg zu senden mir versprochen, und zugleich ein Advortissement an Se Durchl. den Fürsten geben wird. Eine gleiche Collection wurde durch Hrn. Morris dieses Frühjar für den König in Frankreich besorgt. Der JapansenGarten ist der vortrefflichste Grund zu dieser Sammlung. Nichts als die Unsicherheit der Schifffahrt wird mich abhalten können, um mit dieser oder der ersten Gelegenheit, so wol der Fürstin, als auch der Prinzessin von F. . . . durch WestIndische Ware meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Und denn, mein Freund, was für Sie? was für S——, was für ——? In Wahrheit, ich habe noch Verbindungen zu erfüllen, ehe ich meinen Brief vollende. Was macht Fr——, ist er verheiratet, ist er glücklich? Wo nicht, lassen Sie ihn kommen: jetzt kan ich ihm seine Dienste belonen. Im Fall er den Schluß fassen wollte: so geben Sie mir schleunig Nachricht, und ich will seine Reisekosten nach Strasburg übermachen.

Ich schrieb Ihnen, daß ich Sch—— hier employren wollte, ohngeachtet es schwer ist, ohne die englische Sprache in hiesigen Diensten fortzukommen. Ich bin derselben nummero vollkommen Meister, daß ich alles schreiben und sprechen kan, was ich will: und selbst meine Ordinanz habe ich in der englischen Sprache niedergeschrieben. Da Sch—— nicht hergekommen ist, und ich von Ihnen seit der Zeit nichts gehört habe: so vermute ich, daß Sie entweder meinen Brief nicht erhalten, oder daß er auf eine andre Art versorgt ist. — Uebrigens muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir hier 6 ausländische Officiers mer zu schaffen machen, als 200 amerikanische; und die meisten Ausländer haben hier ihren Credit durchaus verloren, so daß es von Tag zu Tag schwerer fällt, fremde Officiers zu employren. Eine große Anzahl deutscher Baronen und französischer Marquis sind bereits wieder abgesehelt; und ich bin allemal besorgt, wenn sich ein Baron oder Marquis

melden läßt. Wir sind hier in einer Republik, und der Hr. Baron gilt nicht Einen Heller mer, als M<sup>tr</sup>. Jakob oder M<sup>tr</sup>. Peter: und hiezu können sich die (deutschen und) französischen Nasen schwerlich gewöhnen. Unser General der Artillerie war Buchbinder in Boston: ein würdiger Mann, der sein Metier aus dem Grunde versteht, und seine gegenwärtige Stelle mit vielen Ehren verwaltet.

Der Baron von Kalbe, und ich, sind nun die einzigen fremden Generale in hiesigen Diensten: und Kalbe, welcher über 30000 *L i v r*. Einkünfte in Frankreich hat, wird mit Ende dieses Feldzugs resigniren.<sup>3</sup> — Nun, mein Freund, will ich Ihnen noch meinen Prospect vorlegen, und dann meinen Brief schließen. Ich endige diesen Krieg hier, oder er endiget mich: wahrscheinlicher Weise kan England das Spiel nicht länger, als höchstens 2 Jare, aushalten. Alsdann ist meine Beforgung, um das MilitärWesen nud die Miliz in den 13 Provinzen auf einen gleichförmigen und soliden Fuß zu setzen, und alsdann mit dem Congreß abzurechnen, was wir einander schuldig sind. Die Beibehaltung meines *Apointements à* 16400 *L i v r*. ist mir bereits auf Zeitlebens versichert: nicht Güter, sondern Herrschaften, in der besten Provinz *Jersey* oder *Pensylvaien*, hat mir der Congreß versprochen: eine considerable Pension von Frankreich nach (glücklich) geendigtem Kriege, wurde wir von dem französischen Hof zugesagt, bevor ich nach Amerika ging: und dann kan ich auf eine gute Gratification, von jeder der 13 Provinzen insbesondre, Rechnung machen. Alles dieses erfordert nicht mehr dann 3 Jare Leben, Gesundheit, Standhaftigkeit und Mut. Die ersten 2 Umstände hängen nicht von mir ab: die letztern sind in meiner Gewalt und Willen. Und wenn dieses erfüllt ist, mein Freund! dann sehe ich Sie in Europa; und dann verabreden wir mit einander, ob Sie bei mir in Philadelphia, oder zu Paris, zu Mittag essen wollen.

Glauben Sie mir, mein Freund! dieser Erdball ist nicht so groß, als wir uns einbilden. Eine Ameise verdient nicht ihre Nahrung, wenn sie zu träge ist, solche am andern Ende des Hauses zu suchen; und ich verschwendete 14 Jare meines Lebens. Numero ist Canada mir die Wildhütte, Georgien der Lindich: und

<sup>3</sup> Kalbe war noch neulich, den 16. Aug. 1780, mit in dem Treffen bei *C a m b e n*, wurde verwundet, und gefangen, und starb. S.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

dieser Strich enthält den achten Teil der Welt; an beiden Enden dieses Teils wird ein von mir unterzeichneter Befehl vollzogen! Dieses schmeichelt ein wenig einen Ehrfüchtigen, und hieran erkennen Sie Ihren Freund.

Wenn Sie mir schreiben, mein bester Freund! so adressiren Sie hinfüro ihre Briefe an Mr. Gerard à Versailles, durch welchen ich sie am sichersten erhalten werde. Hier ist seine Adresse. Mr. Gerard, Conseiller des Affaires Etrangères, à Versailles.  
— Und hier die meinige:

To His Excelléce, the honorable Baron of Steuben,  
Inspector General and Major General of the Armees of  
the united States in North America.

Haben Sie die Gewogenheit, mein Freund! und senden Sie dem würdigen General R. . . d einen Auszug meines Schreibens. Meine häufigen Geschäfte verhintern mich, an alle diejenige Personen zu schreiben, welche ich verehere. S p . . . gehört mit unter diese Gal: lassen Sie ihn meine gegenwärtige Umstände wissen; ich bin versichert, er nimmt Teil daran. Wenn General R . . . oder sonst jemand von meinen Freunden, Officers oder andere Personen kennt, die ihr Glück in diesem WeltTeile suchen wollen; so wird eine Zeile von seiner oder Ihrer Hand hinreichend seyn, daß ich alles anwenden werde, um für ihr Glück zu sorgen.

Leben Sie wol, leben Sie glücklich, mein teuerster Freund! Lassen Sie mich bald etwas von Ihnen hören. So lang ich lebe, bin ich mit aufrichtiger Freundschaft

der Ihrige

Steuben.

## Memorials of Baron Von Steuben—Unpublished and Forgotten Papers

### PREFATORY REMARKS

Despite the multitude of important letters and documents left by Baron von Steuben, of which the most complete collection is preserved in the sixteen Octavo Volumes and in the two sizable boxes in the library of the New York Historical Society, no attempt has hitherto been made to publish either that whole collection or at least some of the most important papers. This is all the more incomprehensible and surprising since nearly all these papers are historical documents throwing light on the Revolutionary War and on the problems which the founding and especially the safeguarding of the young Republic presented to the distinguished soldier and patriot.

It has, therefore, occurred to the editor that we could not celebrate the bicentennial of Steuben's birthday more fittingly than by printing a few of his most important unpublished writings and thereby give our readers a better insight into the character, the mental power and the ardent patriotism of the man than they could possibly gain from the hackneyed remark in our histories that he was the drillmaster of Washington's Army.

It is significant that several of the papers which are reproduced here from their original manuscripts are essentially concerned with his position as Inspector General of the Army, which he had to explain and to defend to a Congress more or less ignorant of military matters, and not inaccessible to the intrigues of jealous fellow officers. Steuben's remarkable success in the temporary inspectorship to which Washington had appointed him upon his arrival at Valley Forge, and the fact that he was a foreigner had aroused the envy of certain officers among whom Lee, Mifflin and Lafayette were the most conspicuous. Suddenly Steuben found himself checked in his activities by a congressional order, according to which Major Generals and Brigadier Generals should in future exercise their men themselves.

Steuben at first ignored the intrigues behind this order and continued to work in the army as if nothing had happened. Gradually, however, he began to feel the disadvantages of his situation most keenly, and for a time he even seems to have thought seriously of leaving the service and returning to Germany, especially since he was refused a permanent command in the line. That he finally gave up the idea of resigning and decided

to continue to serve the country in the inspectorship is conclusive proof of his adaptability and his genuine patriotism. It was then that he wrote with the approval of Washington a new plan for the permanent establishment of the inspectorship entitled "*Memorandum.*"

In the introduction to this paper he tells of the deplorable conditions of the American Army at Valley Forge, the general confusion and disorder, and how, at the request of Washington, he had sketched a plan for establishing a uniformity in the various departments. Pointing with justified pride to what he had achieved as a temporary Inspector General, he emphasizes at the same time that, to make the effects of his salutary arrangement permanent, the inspectorship itself must in future be made permanent, and its duties and powers be laid down and defined. This he does in the rest of the paper which is devoted to the exposition of his plan.

If Steuben imagined that Congress would immediately adopt his plan he was greatly mistaken. It postponed action for months and finally referred the whole matter to a committee. Not until February 19, 1779, a resolution regulating the inspectorship was finally passed.

While waiting in Philadelphia for Congress to act, Steuben seems to have written the second paper, which is reproduced here: his "*Letter to the Board of War,*" asking its opinion on his manuscript containing his instructions to the soldiers which thus far he had been obliged to give extempore.

Again Steuben reviewed in this letter the chaotic condition in which he found the Army at Valley Forge, and he proceeds to describe the measures he took to get order into the chaos. The instructions which had brought about the decided change in the Army he has now gotten in shape for the printer.

The Board of War as well as Congress immediately recognized the value of Steuben's work and ordered it printed. As this book which was entitled "Regulations for the order and discipline of the troops of the United States"; later known and long used in the Army as "the blue book," is too bulky for reproduction in the year-book, we print instead his rare *Abstract of a "System of Military Discipline, especially composed for the use of the Militia of Pennsylvania."* Philadelphia, 1779.

In a letter addressed to the Officers and Privates of the Militia of Pennsylvania Joseph Reid, President of Congress and the Board of War, especially recommends the "Abstract," the result of great experience compiled by Steuben, "the valuable and judicious officer," for the use of the continental troops. It is significant that Reid reminds them of the "inestimable advantages" which the "Abstract" has for "a well regulated Militia," the very expression which Washington afterwards used in his recommendation of a general organization of the national man-power for the national defense. When perusing the "Abstract" the present day reader will get an idea of the thoroughness of Steuben's instructions

## Deutsche Amerikanische Geschichtsblätter

which he himself had imbibed in the rigorous school of Frederick the Great, and without which it remains doubtful whether Washington's Army could have defeated the well trained and well equipped English and Hessian troops in comparatively so short a time.

The list of the German Officers who were taken prisoners of war at Yorktown, October 19th, 1781, is of peculiar value. Not only because it is the only source of our knowledge of these names, but also because Steuben's request for them doubtless manifests his human interest in the fate of his captured countrymen. Comparing the original numbers of the officers of the 5 regiments on their arrival in America with the numbers given by Adjutant von Hoenning, we find that the losses which they suffered during the siege of Yorktown must have been considerable. About one-half of the captured officers remained with their regiments and shared the hardships of the captivity of the common soldiers, while the others went to New York with Cornwallis.

Among the plans which Steuben left as a legacy to the American nation after the war was over is the highly important plan for the establishment of a military Academy and a military Manufactory which he had sketched at the request of General Lincoln, the Minister of War. What Steuben had in mind was the establishment of an institution after the model of the Prussian military schools founded by the Great Elector and later developed by Frederick the Great, in which the future officers of the American Army were to be educated. How admirably he succeeded in transplanting and adopting the organization of the Prussian military schools to American conditions is shown by the plan itself and its later realization in the Military Academy at West Point.

Steuben's instructive letter to Lieutenant-General von Gaudy, a Prussian officer who, like Steuben, had been a pupil of the great Frederick and had fought in the Seven Years' War, is given here in English, although it was originally written in French. It is one of the few letters which show that Steuben had not broken off all connections with his former comrades, and at the same time gives us a glimpse of the sources of his military writings and the literature he consulted. With just pride he points to the fact that he had succeeded in forming an army capable of defeating Great Britain and that the result of this Revolution had crowned his enterprise. While he cannot give an account similarly satisfactory of the political affairs, he still amuses himself with the profession which for so many years was the object of his studies. It is for this reason that he asks his friend and former comrade to give him a copy of the works which he had published on military matters. Especially he asks for a German copy of von Gaudy's "Elements of Tactics," of which he wants to make a more accurate translation for his American pupils than that which they are now using.

## Deutsches Amerikanische Geschichtsblätter

The most elaborate and important of Steuben's papers on military policy, given here in the original draft as well as in the later printed form, is the "*Letter on the subject of an established Militia, addressed to the Inhabitants of the United States,*" published during the latter part of 1784. New York, printed by J. McLean & Co.

In an introduction showing the remarkable penetration with which he surveyed the geographical and political situation of America and its attendant difficulties and dangers, Steuben points out how the unguarded Eastern Coast depends for its security on an adequate Navy, while the protection of the Western Frontier, exposed to the constant attacks of the Indians, rests upon a chain of well chosen posts, strongly fortified and respectably garrisoned. It is upon the necessity of such protection that he bases his subsequent plan of an established Militia, for upon it will depend not only the American share of "a most lucrative future commerce," but also "the peace, prosperity and extension of the Western settlement," which his prophetic eye foresees.

Steuben had submitted his plan to Washington who, in a letter of March 15th, 1784, expressed his hearty concurrence after he made some small alterations. These changes can easily be discovered now by comparing Steuben's draft with the printed copy. It seems to me significant that Steuben should have addressed his publication directly to the citizens of the United States. Whether he did this at the suggestion of Washington we do not know, we may conclude, however, that it was not done without the latter's knowledge. In view of the excellent character and the great national importance of our document it is all the more surprising that only a very few copies of the printed version should have come down to us.

As General Palmer in his present enlightening essay on "Steuben as a Military Statesman" has discussed this paper so ably, further discussion of its contents does not seem necessary at this place.

J. G.

1.

MEMORANDUM.

When these troubles first began, the citizens unanimously took up arms to defend themselves against their oppressors. The courage and firmness of those Provinces thus began to shake off the yoke, engaged the others to follow their example, and fight for the cause of Liberty. They formed Battalions, Regiments, Companies, etc. They chose Generals, Colonels, and Officers of every rank. The greatest part of those officers distinguished themselves by their bravery, some by their knowledge and penetration, and very few by the military experience they had acquired in the last war, in serving Great Britain against the French. Such was the state of the American Army at the beginning of this War, when Congress found it necessary to take into their service foreign officers of experience in order to establish an uniform system in the Army. Several presented themselves, and were advantageously employed, but most of them not answering the good opinion that had been entertained of their military knowledge, and the native officers perceiving the ignorance of those Foreigners, grew dissatisfied to see them filling superior posts, which they themselves could in fact more justly claim. Several were highly discontented, and a general prejudice against foreigners soon prevailed. The greatest part of them proved unequal to the employment with which they had been entrusted, and were obliged to return home. The American officers supported then themselves their new military establishment, which became more and more extensive as the Army grew more formidable.

Soon after, a great number of French officers, animated by the noblest desire of acquiring glory, came over and offered their services to these States. The greatest part of them, were officers of distinguished merit and abilities, acquainted both with

the theory and practice of the several parts of the art of war—officers of the corps of artillery and engineers, having the strongest recommendations, but the Nation was already so prejudiced against them, that their being employed in the Army excited new discontent and the greatest part of them not being able to exhibit their military knowledge, for want of the English tongue, they had so many *disagreements* that they left the service and the Continent, some others undertook to introduce military discipline in the Army, but they met with so many obstacles that they gave up their enterprize, and contented themselves with showing their courage and intrepidity on every occasion.

The Army being always in motion, the Generals always employed in the operation of war, there was very little time to think of introducing either discipline and order, or uniform manoeuvres and evolutions equally necessary for an army. Ours contented themselves with following the regulations of the British as well as the circumstances allowed. However, several parts of the Army—the troops were formed in an imperfect manner, the necessary order was wanting and the several departments: All this began to be attended with very ill consequences for the Army.—The Commander in Chief made his representations to Congress on that object, Commissioners were appointed for regulating the most indispensable things in the several departments of the Army. It was determined that Regiments and Corps should be formed in a different manner. Gen. Gates was appointed President of a Board of War, some plans were sketched out for several parts of the Military Constitution, that have not been executed well enough, to avoid many inconveniences which are yet subsisting at this time.

Such was the state of the Army when I arrived at Valley Forge.—I found there a Committee of Congress conferring with the Commander in Chief for regulating several objects concerning the Army, as the fixing the number of regiments and companies, which was one of the most essential, the Congress approved their resolution on that head, but the means for putting it in execution were yet wanting. There was no established system of manoeuvres, no settled regulations for discipline and

good order, or an uniformity in the service. Each regiment had a particular order of march, and a different discipline. Each Col. had his own manner of exercising his troops, each Brigadier a different way of forming his guards, detachments, etc. The brigades and regiments in which our army was divided were so unequal in their numbers that it would have been impossible to execute any manoeuvre or even to make any arrangement.

At that time Gen. Washington proposed me to sketch out a plan for establishing an inspection, in order to introduce an uniformity in all these several parts.

I began by forming battalions of the strength of about half a regiment, according to the new arrangement, i. e. of about 200 rank and file, and as the strength of the regiments differed so much, I divided the brigades into battalions according to their numbers, in order to have corps of a strength nearly equal—in a word, I made use of such means I found at hand to arrive as much as possible at an uniformity in the service, and I appeal to the Commander in Chief and the Army, whether the arrangements I made pro tempore, have not produced a good effect.

However, it is absolutely necessary that the duties of the office of Inspector General should for the future be laid down and defined, in doing which it appears necessary to consider.

1st. What are the motives which induce the States to establish an inspection in the Army?

2°. In what manner can this inspection be established conformable to the genius of the country and constitution of the Army?

The absolute necessity of uniformity in an army is so well known that it needs no argument. To expect this a military code, however well it might be written would not of itself be sufficient.—The rules there laid down would be differently explained and executed.—Disputes would arise, and uniformity never established.—It is therefore necessary that some person should be appointed to preside over the execution of those rules and this is the duty of the Inspector General.

The Commander in Chief of an army has it not in his power to attend in so particular a manner to the different departments—



the office of Inspector Gen. should be confided in some intelligent gen. officer well versed in the theory and practice of manoeuvring troops, the composition and formation of the different corps of an army—the customs of different armies—the necessary equipment of the troops, etc., etc.—all which should come under his notice—uniformity in all these parts, as the arming, cloathing and pay of the troops is indispensably necessary.—One or more regiments better armed than the rest will create discontent, murmur, and often a revolt in an army—all which will be prevented by the appointment of an Inspector General whose duty it is to preside over these matters.

The papers herewith delivered marked A and B are extracts of the duties of the Inspectors General, in the French and Prussian service, wrote by officers who have served those Powers, and translated by Mr. Walker.

Neither of these arrangements can be adopted without alterations, in a free state where the Troops of the different provinces consider themselves as allies united to defend the same cause.—In Prussia the Inspector General is properly the King's Commissary.—He receives all his orders from him, and is accountable to him only for his actions.—In France the Inspector General is the Minister of War's Commissary, whose orders he receives and presides at the execution.—But here, where we are happy enough to have neither king nor minister, the question is, of whom the Inspector General is to receive his orders, and to whom he is answerable for their execution.

Congress has established a Board of War, and I imagine that the Inspector General should be under an immediate control from that board, who themselves are answerable to Congress. The Inspector General should then be answerable to the Board of War, and each Colonel to the Inspector General. In that manner, he will be the Commissary of the States, and as such, every regiment, corps or particular officer are obliged to give him an account of every thing that belongs to his department.

It may be asked: How far the Inspector General is subject to the Commander in Chief? I answer: As far as the General of Artillery, the Quarter-Master General, or any other General

in the Army, so far, that tho he were authorized by the Board of War, he should not have it in his power to introduce the least thing without the consent of the Commander in Chief, and in case he has any objection to what the Inspector General wants to alter or to introduce, the execution of it must be suspended, till further orders from Congress.

But no body in the army, besides the Commander in Chief has a right to give orders to the Inspector General relative to his department; his military rank in the army must not be confounded with his rank of inspector.

It is to be wished for several reasons that no stranger might ever be entrusted with the place of Inspector General, but that that employment be always in the hands of a general officer native of the country, but if Congress thinks fit to entrust a foreigner, I propose that at the same time a Brigadier of the Nation be appointed and joined with him in the office, who, acting in conjunction with him, may acquaint himself with the duties of that department, and one day become Inspector General himself.

In the arrangement which I made pro tempore, there were only four Lieut. Cols. appointed as Sub-Inspectors. I propose to preserve the same number for the Infantry, but instead of being distributed in the several Divisions of the Army, I wish they could have the inspection of the troops of the different States, that is to say, that each Col. Inspector might have the troops of three or four States under his inspection.

A Colonel would be also necessary for inspecting the cavalry, and another for the light troops, all receiving their instructions relative to the discipline, order and exercise from the Inspector General.

The appointment of the Brigade Inspector has not quite answered my wishes. I requested a Major out of each brigade, and I was given a great number of Captains, some Majors, and even some Colonels to fill that part; however, all of them officers of merit and to whom are owing the progress our Army have already made in the manoeuvres. I think, however, more proper, to join this function with that of the Major of Brigade, if Con-

gress thinks fit to do with regard to the latter, what Marshal de Broghe did in the French Army last war.—That is, that one of the oldest Majors be chosen out of each brigade, under the appellation of Majors of Brig. His business will be to collect the returns, lists, etc., of all the battalions of his brigade; he is to keep the details, and take care of the formation of all the guards, detachments, etc. All the orders are to be directed to him, and he is to impart them to the brigadiers and colonels, and by the adjutants to all the officers of his brigade. He is to inspect into the police of the camp, the discipline and order of the service.—He is to do no duty in the line, except going with detachments against the enemy. He is to be always in camp, and has his orders executed thro' the adjutants of the battalions. But then, it would be necessary for the brigadiers to have an A B C with the rank and pay of first lieutenant, to be allowed two horses and a servant, and consequently entitled to two rations for man and horse, and to be under the immediate orders from the Brigadier General.

The rank of the Inspector General and of the officer joined with him in the office should always be determined by Congress—I think that the more his functions are important, the more he should be entitled to a respectable rank. In France and Prussia, the Inspectors General are ancient Lieutenant Generals who besides their authority as inspectors, take in their turn the commands and enjoy in their turn the prerogative their rank entitles them to; and I doubt whether any officer in the service would accept of the office of Inspector General, if that office deprived him of his command in the line, and of ever having an opportunity of distinguishing himself against the enemy.

The colonels appointed as sub-inspectors preserve their command and rank in the line, but when they are acting in this last character, they are not to be considered according to the rank they hold, but the functions they are performing as inspectors appointed by the States, and authorized to make all the enquiries relating to that department. So no coll. is to make any difficulty to have his regt. mustered by a colonel younger than himself, it is not the colonel but the inspector who is then mustering. In

the performance of his office the inspector is the representative of the States, and is to be respected as such, without any regard to his rank in the line of the army.

(In France, the colonels of regiments are obliged to have their regiments mustered not only by the Inspectors General, but by the Commissaries of War who have not even a military rank in the Army.—In Prussia, whole garrisons are mustered by inferior officers when they are acting as inspectors.)

No inspector is to muster his own regiment.

The Department of the Inspection being thus established, approved and authorized by Congress, it remains to examine in what manner the Inspector General, the general officer joined with him in the office, and the colonels inspectors are to exercise their functions. Congress has already given out general resolutions, which may serve as instructions to the Inspector General, but to those instructions, and the duties of the inspectors in foreign service, our circumstances require several things to be added which are of the greatest importance.

1°. In foreign services, the regts. are already formed, there is nothing to do but to keep them complete; in our army on the contrary, the greatest part are not yet formed, or rather have not been as yet completed.

2°. In foreign services, the Inspector General is to keep the regiments complete in cloathing, arms and accoutrements; in our army, several regiments are not yet completely equipt.

3°. In foreign services there is an established military code, and it is by that code the inspector judges whether the troops are in order or not; in our service, that code is yet to be written, and it is the Inspector General's duty to compose it, and submit it to Congress to have it approved of and authorized.

Among these important objects the formation of regiments appears to me the most essential. Some of our regiments are almost complete, some want half their men, and some have not the eighth part of them—which is the cause of the greatest disorder in the administration as well as in the manoeuvres and the service in general.

It is then necessary that the Inspector General begin by making an exact review of every regiment in particular, of which he is to make his report, not only to the Commander in Chief, but to the Board of War. In that review, the Inspector General is to examine 1st the number and situation of the men of each regt. 2°. The number and condition of the arms. 3°. The cloathing. 4°. The tents and other equipage. Each colonel is to be obliged to give the Insp. Gen. exact returns of all these objects, he afterwards sends his report to the Board of War, and gives at the same time advice to the several departments, that the regiments may be provided with their wants.

I have already hinted that it would be convenient to appoint the colonels inspectors to the troops of the several States, and I think it should also be proper that they might keep up a correspondence with the Legislature of the States of which they have the troops under their inspection, as much for the purpose of recruiting the regiments, as to provide them with the necessary arms and equipment.

At the 1st review, the Inspector Gen. must take exact information of all the effective men, not only of those present with the regiment, but of all the rank and file who are otherwise employed but not in the service of the guards and the line.

He must examine every man singly, in order to know whether he has been given exact returns of the regiment—he must examine the arms, accoutrements and ammunition of each soldier.

He must himself give the form for all the returns he asks for, and when he finds fault in the administration, discipline, or any other part, he must acquaint with it the Commander in Chief, and propose the means of remedying it.

The Inspector General is to have a collection of all the military regulations hitherto given, add to it those he judges necessary, and put them all in order, after which, he is to submit them to the judgment and approbation of the Board of War, or other persons appointed by Congress, and then they must be printed as a military code.

The Inspector General and the officers under his orders are to redact, digest that work, and at the beginning of the next campaign part of the regulations are to be printed and distributed among the officers of the army.

The exercise and manoeuvring of the troops will always be under the inspection of the Inspector General, all the new manoeuvres will be introduced by him and the old ones executed according to the new established principles. In order to maintain so necessary an uniformity, the colonels inspectors will cause every day a brigade to exercise in their presence, they will have two or more battalions formed out of it—they will direct the exercise or manoeuvre and have it executed by the colonels of the regiments, tho' those colonels might be older than themselves in the army.

It is in these circumstances particularly, that the colonels insprs. must be respected as inspectors, not as colols.

When the inspector is not present the brigadier, or, on his absence, the oldest colonel is to order the exercise, and the manoeuvres which they are at liberty to vary as the circumstances and the ground require, without however, altering anything in the principles of the execution.

When a manoeuvre is to be performed with several brigades, the Inspector General is to present his disposition to the Commander in Chief; the brigadiers and the battalions that are to execute the manoeuvres are to be appointed in general orders, and are to receive their instructions from the Inspector General.

In camp or garrison, where there is a parade of the guards, the inspector is to cause his troops to perform two or three evolutions. The adjut. gen. or town major must for that purpose assemble the troops an hour before guard mounting, then the inspector orders the exercise. But as soon as the drums beat the General, the inspector leaves the command to the gen. of the day in camp, and in a garrison to the commandant of the place.

## II.

### LETTER TO THE WAR-BOARD.

When I arrived at Valley Forge, I made it my chief care to instruct myself of the state of our army, and the formation of our brigades and battalions, both of infantry, cavalry, artillery and light troops.

His Excellency Gen. Washington ordered the necessary information to be given to me in writing, and I was struck at first sight, with the disproportion between the military constitution of our army, and its real state.—The difference was no less than 6 to 46, and tho' I was assured every day that a number of recruits were expected, I could not but foresee the impossibility, of our army being so much as half completed.

The infantry was divided into brigades—but those brigades were so unequal in number, that the one could scarce come to a sixth part of the other.

The difference between the regiments was still more perceptible than that between the brigades, and the same disproportion subsisted between the companies of every regt.

The formation of a regiment was then impossible, since there were but very few of these, the colonels opposed that of the brigades; every one of them would command his own regt., tho' he could have no more than 40 men under arms.—So, each regiment was divided in as many platoons as its strength allowed and all these platoons together composed a brigade, stronger or weaker.

They differed even in the manner of forming a troop or a composed battalion, each brigade major had his own peculiar formation.

There was no more uniformity in the manoeuvres than in the formation.—Each colonel exercised his own regiment ac-

ording to his own ideas, or to those of any military author that might have fallen into his hands.

The only part which retained a shadow of uniformity, was the least essential of all, the manual exercise, as it was nearly an imitation of that established in the English Army.

The most essential part which is the march-and manoeuvring-step, was as varied as the colour of our uniforms.

Such was the state of our army, when the Commander in Chief desired me to exercise the troops and introduce an uniformity of manoeuvres.

The season was already advanced, and I foresaw that I would perhaps have no more than five or six weeks, to execute an enterprise to success of which required an infinite detail.—I was quite destitute of the necessary means—but instead of looking for the means I wanted, I shifted it as well as I could with those I found at my hand.

Instead of following the ordinary system of the exercise *en détail*, I overturned it, and began where (in following military rules) I ought to have finished.—I formed battalions, and I exercised *en grand*.

My enterprise succeeded better than I had dared to expect, and I had the satisfaction in a month's time, to see not only a regular step introduced in the Army, but I also made manoeuvres that were performed with ten and twelve battalions with as much precision, as the evolution of a single company.

I dictated my dispositions in the night, in the day I had them performed.

The Commander in Chief appointed some brave officers to assist me in my operations, and it is more to them than to myself, who was then quite ignorant of the language, that America owes the sudden change that was brought about in the order of our Army.

It was in a good way of becoming soon (as I had promised myself) in a state little different from the best in Europe, had I not met with, an insurmountable obstacle, which is yet subsisting, and the removal of which I will not venture to propose.—This



obstacle, is our Military Constitution, an ill combined, ill calculated one, and I dare say, every way defective, as constitution more hurtful to us than the armies of the enemy, because it opposes itself to the good order of arrangement indispensably necessary for the good of an army. But I have now said enough about evils we cannot hinder, therefore I will proceed :

As I was obliged to give my instructions in an *ex tempore* manner and even to adapt the plan of my operations to the circumstances, rather than to my particular system, I proposed to put in order those instructions I had already performed, and to add those which I thought indispensably necessary, and to redact under the direction of the Commander in Chief, a code of military regulations, to introduce a thorough uniformity in the service.

The General approved my design, and to facilitate the execution, ordered me to repair to Philadelphia, where I might be at hand to have the necessary informations from the Board of War, etc.

I have the honor, Gentlemen, to present you the beginning of this work, it will be as little complicated as possible, so I flatter myself that it will prove as useful to the militias, as to the standing army.

Before I proceed any further in this performance, I desire to have your opinion of it. I shall afterwards present it to His Excellency the Commander in Chief, that he may add or diminish what he shall think fit.—I will then submit it again to you, Gentlemen, that you may make your report to the Honorable Congress, in order to have their sanction and authority to put it in execution.

### III.

#### FOR THE USE OF THE MILITIA OF PENNSYLVANIA

An Abstract of a system of Military Discipline: framed by the Hon. the Baron Steuben, Major General and Inspector General of the Armies of these United States. Approved by His Excellency General Washington. Confirmed by the Hon. the Congress. Philadelphia: Printed by F. Bailey, in Market Street. M.DCC.LXXIX.

*To the Officers and Privates of the Militia of Pennsylvania.*

Gentlemen,

Permit me to recommend to you, the following Extracts from a System of Military Discipline, formed by the Baron Steuben, Inspector General of the armies of these United States. They are the result of great experience, and compiled by this valuable and judicious officer, for the use of the continental troops, approved by his Excellency General Washington, and established by Congress, as the rule of practice and discipline in their armies. The whole is simple and easy; but this Abstract renders it more so, as every motion and evolution, not absolutely necessary for actual service, is retrenched. To set before you the inestimable advantages of a well regulated militia, or to animate you to improve yourselves in the use of arms, and observance of discipline, are, at this time of day, unnecessary; your good sense, your experience of the advantages to be derived from it; and, above all, the spirit you have shewn in this great contest for freedom, afford the most solid assurances, that you will consider that service most pleasant and honorable, which will best qualify you to save and serve your country. The hourly expectation of reinforcements at New York, to make the last desperate and destructive effort of disappointed tyranny and malice; the recom-

mentation of the Honorable Congress thereupon; a regard to our own safety, and of those who are dear to us as ourselves; the preservation of this beautiful and convenient city, and the honour and interests of the state, all conspire to animate, and even demand of us, that we should be vigilant, active and persevering.

For my own part, Gentlemen, I shall never call you to any danger or hardship, which I shall not partake with you. The honour of leading you to the field, in case of an invasion, or of a vigorous exertion to drive our enemies entirely out of our land, and being at all times connected with you in military duty, I consider as one of the most distinguished and pleasing duties of the station to which I am advanced.

I am, Gentlemen,

With the greatest regard and esteem,

Your most obedient,

And very humble servant,

JOS. REED, President.

## CHAPTER I.

### *Of the Formation of a Company.*

A company is to be formed in two ranks, at one pace distance, with the tallest men in the rear, and both ranks sized, with the shortest men of each in the centre. A company thus drawn up, is to be divided into two sections or platoons; the captain to take post on the right of the first platoon, covered by a serjeant; the lieutenant on the right of the second platoon, also covered by a serjeant; the ensign four paces behind the centre of the company; the first serjeant two paces behind the centre of the first platoon, and the eldest corporal two paces behind the second platoon; the other two corporals are to be on the flanks of the front rank.

CHAPTER II.

*Of the Formation of a Regiment.*

A regiment is to consist of eight companies, which are to be posted in the following order, from right to left.

First captain's  
Colonel's.  
Fourth captain's.  
Major's.  
Third captain's.  
Lieutenant colonel's.  
Fifth captain's  
Second captain's.

For the greater facility in manoeuvring, each regiment consisting of more than one hundred and fifty files, is to be formed in two battalions, with an interval of twenty paces between them, and one colour posted in the centre of each battalion; the colonel fifteen paces before the centre of the first battalion; the lieutenant-colonel fifteen paces before the centre of the second battalion; the major fifteen paces behind the interval of the two battalions; the adjutant two paces from the major; the drum and fife-major two paces behind the centre of the first battalion; their places behind the second battalion being supplied by a drum and fife; and the other drums and fifes equally divided on the wings of each battalion.

When a regiment is reduced to one hundred and sixty files, it is to be formed in one battalion, with both colours in the centre; the colonel sixteen paces before the colours; the lieutenant-colonel eight paces behind the colonel; the major fifteen paces behind the centre of the battalion, having the adjutant at his side; the drum and fife-major two paces behind the centre of the battalion; and the drums and fifes equally divided on the wings.

Every battalion, whether it compose the whole, or only half of a regiment, is to be divided into four divisions and eight platoons; no platoon to consist of less than ten files; so that a

regiment consisting of less than eighty files, cannot form a battalion, but must be incorporated with some other, or employed on detachment.

In case of the absence of any field officer, his place is to be filled by the officer next in rank in the regiment; and in order that the officers may remain with their respective companies, if any company officer is absent, his place shall be supplied by the officer next in rank in the same company; but should it happen that a company is left without an officer, the colonel or commanding officer may order an officer of another company to take the command, as well for the exercise as for the discipline and police of the company in camp.

When the light company is with the regiment, it must be formed twenty paces on the right on the parade, but must not interfere with the exercise of the battalion, but exercise by itself; and when the light infantry are embodied, every four companies will form a battalion, and exercise in the same manner as the battalion in the line.

#### THE MANUAL EXERCISE.

##### I.

*Poise—Firelock!* Two motions.

- 1st. With your left hand turn the firelock briskly, bringing the lock to the front, at the same instant seize it with the right hand just below the lock, keeping the piece perpendicular.
- 2d. With a quick motion bring up the firelock from the shoulder directly before the face, and seize it with the left hand just above the lock, so that the little finger may rest upon the feather spring, and the thumb lie on the stock; the left hand must be of an equal height with the eyes.

##### II.

*Cock—Firelock!* Two motions.

- 1st. Turn the barrel opposite to your face, and place your thumb upon the cock, raising the elbow square at this motion.

- 2d. Cock the firelock by drawing down your elbow, immediately placing your thumb upon the breech-pin, and the fingers under the guard.

III.

*Take Aim!* One motion.

Step back about six inches with the right foot, bringing the left toe to the front; at the same time drop the muzzle, and bring up the butt-end of the firelock against your right shoulder; place the left hand forward on the swell of the stock, and the fore-finger of the right hand before the trigger; sinking the muzzle a little below a level, and with the right eye looking along the barrel.

IV.

*Fire!* One motion.

Pull the trigger briskly, and immediately after bringing up the right foot, come to the priming position, placing the heels even, with the right toe pointing to the right, the lock opposite the right breast, the muzzle directly to the front and as high as the hat, the left hand just forward of the featherspring, holding the piece firm and steady; and at the same time seize the cock with the fore-finger and thumb of the right hand, the back of the hand turned up.

V.

*Half-cock—Firelock!* One motion.

Half bend the cock, briskly bringing down the elbow to the butt of the firelock.

VI.

*Handle—Cartridge!* One motion.

Bring your right hand short round to your pouch, flapping it hard, seize the cartridge, and bring it with a quick motion to your mouth, bite the top off down to the powder, covering it instantly with your thumb, and bring the hand as low as the chin, with the elbow down.

VII.

*Prime!* One motion.

Shake the powder into the pan, and covering the cartridge again, place the three last fingers behind the hammer, with the elbow up.

VIII.

*Shut—Pan!* Two motions.

- 1st. Shut your pan briskly, bringing down the elbow to the butt of the firelock, holding the cartridge fast in your hand.
- 2d. Turn the piece nimbly round before you to the loading position, with the lock to the front, and the muzzle at the height of the chin, bringing the right hand up under the muzzle; both feet being kept fast in this motion.

IX.

*Charge with Cartridge!* Two motions.

- 1st. Turn up your hand and put the cartridge into the muzzle, shaking the powder into the barrel.
- 2d. Turning the stock a little towards you, place your right hand closed, with a quick and strong motion, upon the butt of the rammer, the thumb upwards, and the elbow down.

X.

*Draw—Rammer!* Two motions.

- 1st. Draw your rammer with a quick motion half out, seizing it instantly at the muzzle backhanded.
- 2d. Draw it quite out, turn it, and enter it into the muzzle.

XI.

*Ram down—Cartridge!* One motion.

Ram the cartridge well down the barrel, and instantly re-covering and seizing the rammer backhanded by the middle, draw

it quite out, turn it, and enter it as far as the lower pipe, placing at the same time the edge of the hand on the butt-end of the rammer, with the fingers extended.

XII.

*Return—Rammer!* One Motion.

Thrust the rammer home, and instantly bring up the piece with the left hand to the shoulder, seizing it at the same time with the right hand under the cock, keeping the left hand at the swell, and turning the body square to the front.

XIII.

*Shoulder—Firelock!* Two motions.

- 1st. Bring down the left hand, placing it strong upon the butt.
- 2d. With a quick motion bring the right hand down by your side.

XIV.

*Order—Firelock!* Two motions.

- 1st. Sink the firelock with the left hand as low as possible, without constraint, and at the same time bringing up the right hand, seize the firelock at the left shoulder.
- 2d. Quit the firelock with the left hand, and with the right bring it down the right side, the butt on the ground, even with the toes of the right foot, the thumb of the right hand lying along the barrel, and the muzzle being kept at a little distance from the body.

XV.

- 1st. With the right hand turn the firelock, bringing the lock to the rear, and instantly stepping forward with the left foot a large pace, lay the piece on the ground, the barrel in a direct line from front to rear, placing the left hand on the knee, to support the body, the head held up, the right hand



and the left heel in a line, and the right knee brought almost to the ground.

- 2d. Quitting the firelock, raise yourself up, and bring back the left foot to its former position.

XVI.

*Take up—Firelock!* Two motions.

- 1st. Step forward with the left foot, sink the body, and come to the position described in the first motion of grounding.
- 2d. Raise up yourself and firelock, stepping back again with the left foot, and as soon as the piece is perpendicular, turn the barrel behind, thus coming to the order.

XVII.

*Shoulder—Firelock!* Two motions.

- 1st. Bring the firelock to the left shoulder, throwing it up a little, and catching it below the tailpipe, and instantly seize it with the left hand at the butt.
- 2d. With a quick motion bring the right hand down by your side.

XVIII.

*Secure—Firelock!* Three motions.

- 1st. Bring up the right hand briskly, and place it under the cock.
- 2d. Quit the butt with the left hand, and seize the firelock at the swell, bringing the arm close down upon the lock, the right hand being kept fast in this motion, and the piece upright.
- 3d. Quitting the piece with your right hand, bring it down by your side, at the same time with your left hand throw the muzzle directly forward, bringing it within about one foot of the ground, and the butt close up behind the left shoulder, holding the left hand in a line with the waist belt, and with that arm covering the lock.

XIX.

*Shoulder—Firelock!* Three motions.

- 1st. Bring the firelock up to the shoulder, seizing it with the right hand under the cock.
- 2d. Bring the left hand down strong upon the butt.
- 3d. Bring the right hand down by your side.

XX.

*Fix—Bayonet!* Three motions.

- 1st and 2d motion, the same as the two first motions of the secure.
- 3d. Quitting the piece with your right hand, sink it with your left down the left side, as far as may be without constraint, at the same time seize the bayonet with the right hand, draw and fix it, immediately flipping the hand down to the stock, and pressing in the piece to the hollow of the shoulder.

XXI.

*Shoulder—Firelock!* Three motions.

- 1st. Quitting the piece with the right hand, with the left bring it up to the shoulder, and seize it again with the right hand under the cock, as in the second motion of the secure.
- 2d. Bring the left hand down strong upon the butt.
- 3d. Bring the right hand down by your side.

XVII.

*Present—Arms!* Three motions.

- 1st and 2d motion, the same as in coming to the poise.
- 3d. Step briskly back with your right foot, placing it a hand's breadth distant from your left heel, at the same time bring down the firelock as quick as possible to the rest, sinking it as far down before your left knee as your right hand will

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

permit without restraint, holding the right hand under the guard, with the fingers extended, and drawing in the piece with the left hand till the barrel is perpendicular; during this motion, you quit the piece with the left hand, and instantly seize it again just below the tail-pipe.

XXIII.

*Shoulder—Firelock!* Two motions.

- 1st. Lift up your right foot and place it by your left, at the same time bring the firelock to your left shoulder, and seize the butt-end with the left hand, coming to the position of the first motion of the secure.
- 2d. Bring the right hand down by your side.

XXIV.

*Charge Bayonet!* Two motions.

- 1st. The same as the first motion of the secure.
- 2d. Bring the butt of the firelock under the right arm, letting the piece fall down strong on the palm of the left hand, which receives it at the swell, the muzzle pointing directly to the front, the butt pressed with the arm against the side; the front rank holding their pieces horizontally, and the rear rank the muzzles of theirs so high as to clear the heads of the front rank, both ranks keeping their feet fast.

XXV.

*Shoulder—Firelock!* Two motions.

- 1st. Bring up the piece smartly to a shoulder, seizing the butt with the left hand.
- 2d. Bring the right hand down by your side.

XXVI.

*Advance—Arms!* Four motions.

- 1st and 2d the same as the two first motions of the poise.
- 3d. Bring the firelock down to the right side, with the right hand as low as it will admit without constraint, flipping up the left hand at the same time to the swell, and instantly shifting the position of the right hand, take the guard between the thumb and forefinger, and bring the three last fingers under the cock, with the barrel to the rear.
- 4th. Quit the firelock with the left hand, bringing it down by your side.

XXVII.

*Shoulder—Firelock!* Four motions.

- 1st. Bring up the left hand, and seize the fire lock at the swell.
- 2d. Come smartly up to a poise.
- 3d and 4th. Shoulder.

*Explanation of Priming and Loading, as performed in the Firings.*

*Prime and Load!* Fifteen motions.

- 1st. Come to the recover, throwing up your firelock, with a smart spring of the left hand, directly before the left breast, and turning the barrel inwards; at that moment catch it with the right hand below the lock, and instantly bringing up the left hand, with a rapid motion, seize the piece close above the lock, the little finger touching the feather-spring; the left hand to be at an equal height with the eyes, the butt of the firelock close to the left breast, but not pressed, and the barrel perpendicular.
- 2d. Bring the firelock down with a brisk motion to the *priming position*, as directed in the 4th word of command, instantly placing the thumb of the right hand against the face of the steel, the fingers clenched, and the elbow a little turned out, that the wrist may be clear of the cock.

- 3d. Open the pan by throwing back the steel with a strong motion of the right arm, keeping the firelock steady in the left hand.
- 4th. Handle cartridge.
- 5th. Prime.
- 6th. Shut pan.
- 7th. Cast about.
- 8th and 9th. Load.
- 10th and 11th. Draw rammer.
- 12th. Ram down cartridge.
- 13th. Return rammer.
- 14th and 15th. Shoulder.

N. B. The motion of recover, coming down to the priming position, and opening the pan, to be done in the usual time, the motions of handling the cartridge to shutting the pan, to be done as quick as possible; when the pans are shut, make a small pause, and cast about together; then the loading and shouldering motions are to be done as quick as possible.

*Position of each Rank in the Firings.*

*Front Rank! Make ready! One motion.*

Spring the firelock briskly to a recover, as soon as the left hand seizes the firelock above the lock, the right elbow is to be nimbly raised a little, placing the thumb of that hand upon the cock, the fingers open by the plate of the lock, and as quick as possible cock the piece, by dropping the elbow, and forcing down the cock with the thumb, immediately seizing the firelock with the right hand, close under the lock; the piece to be held in this manner perpendicular, opposite the left side of the face, the body kept straight, and as full to the front as possible, and the head held up, looking well to the right.

*Take Aim! Fire!*

As before explained.

*Rear Rank! Make Ready! One motion.*

Recover and cock as before directed, at the same time stepping about six inches to the right, so as to place yourself opposite the interval of the front rank.

*Take Aim! Fire!*

As before explained.

The recruits being thus far instructed, the officer must take twelve men, and placing them in one rank, teach them *to dress* to the right and left; to do which the soldier must observe to feel the man on that side he dresses to, without crowding him, and to advance or retire, till he can just discover the breast of the second man from him, taking care not to stoop, but to keep his head and body upright.

When they can dress pretty well, they must be taught *to wheel*, as follows.

*To the Right,—Wheel!*

At this word of command the men turn their heads briskly to the left hand man.

*March!*

The whole step off, observing to feel the hand they wheel to, without crowding; the right hand man, serving as a pivot for the rest to turn on, gains no ground, but turns on his heel; the officer will march on the flank, and when the wheeling is finished, command,

*Halt!*

On which the whole stop short on the foot then forward, bringing up the other foot, and dressing to the right.

*To the Left,—Wheel!*

The whole continue to look to the right, except the right hand man, who looks to the left.

*March!*

As before explained.

CHAPTER III.

*The Exercise of a Company.*

Article 1.

*Of opening the Ranks.*

*Rear Rank! Take—Distance!*

*March!*

The rear rank steps back four paces, and dresses by the right; the officers at the same time advancing eight paces to the front, and dressing in a line; the serjeants who covered the officers, take their places in the front rank; the non-commissioned officers who were in the rear, remain there, stepping back four paces behind the rear rank.

*Rear Rank! Close to the Front!*

The officers face to the company.

*March!*

The rear rank closes to within a common pace, or two feet; and the officers return to their former posts.

Article 2.

*Of the Firings.*

The captain will divide his company into two or more sections, and teach them the fire by platoons.

The officers must give the words of command with a loud and distinct voice; observe that the soldiers step off, and place their feet, as directed in the manual exercise; and that they level their pieces at a proper height; for which purpose they must be accustomed always to take sight at some object.

The officer will often command, *As you were!* to accustom the soldier not to fire till he receives the word of command.

In all exercises in detail, the men will use a piece of wood, instead of a flint; and each soldier should have six pieces of wood, in the form of cartridges, which the serjeant must see taken out of the pieces when the exercise is finished.

When the company exercises with powder, the captain will inspect the company, and see that all the cartridges not used are returned.

### Article 3.

#### *Of the March.*

In *marching to the front*, the men must be accustomed to dress to the centre, which they will have to do when exercising in battalion; and for this purpose a serjeant must be placed six paces in front of the centre, who will take some object in front to serve as a direction for him to march straight forward; and the men must look inwards, and regulate their march by him.

The captain must exercise his company in different sorts of ground; and when, by the badness of the ground, or any other accident, the soldier loses his step, he must immediately take it again from the serjeant in the centre. The officers must not suffer the least inattention, but punish every man guilty of it.

#### *The Oblique March*

Must be practised both in the quick and common step, agreeable to the instructions already given.

#### *The March by Files.*

Is as important as difficult. In perfecting it, the officers must be attentive that the soldiers bend their bodies a little forward, and do not open their files.

The leading file will be conducted by the officer; who will post himself for that purpose on its left, when they march by the right, and the contrary when they march by the left.



*The Counter March.*

*Note.* This march must never be executed by larger portions of a battalion than platoons.

Caution.

*Take Care to counter march from the Right, by Platoons!*

*To the Right,—face! March!*

The whole facing to the right, each platoon wheels by files to the right about; and when the right hand file goes on the ground where the left stood, the officer orders,

*Halt! to the Left,—face!*

and the company will be formed with their front changed.

Article 4.

*Of Wheeling.*

The captain will exercise his company in wheeling entire, and by sections or platoons, both in the common and quick step, taking care that the men in the rear rank incline a little to the right or left, according to the hand they wheel to, so as always to cover exactly their file-leaders.

Article 5.

*Of Breaking off, and Forming by the oblique Step.*

The captain having divided his company into two sections, will give the word,

*Sections! Break off!*

Upon which the section on the right inclines by the oblique step to the left, and that on the left, following the former, inclines to the right, till they cover each other, when they march forward.

*Form Company!*

The first section inclines to the right, shortening its step, and the second to the left, lengthening its step, till they are uncovered, when both march forward, and form in a line.

Two or more companies may be joined to perform the company exercise, when they have been sufficiently exercised by single companies, but not till then; the inattention of the soldiers, and difficulty of instructing them, increasing in proportion with the numbers.

CHAPTER IV.

*Exercise of a Battalion.*

When a battalion parades for exercise, it is to be formed, and the officers posted, agreeable to the instructions already given in the third and fourth chapters.

The battalion being formed, it is then to perform the manual exercise, and the wheelings, marches, manoeuvres and firings described in this and the following chapters, or such of them as shall be ordered.

*N. B.* When a battalion performs the firings, the six centre files, (*viz.* three on each side the colours) are not to fire, but remain at a reserve for the colours; and the officers of the two centre platoons are to warn them accordingly.

The battalion will wheel by divisions or platoons, by word of command from the officer commanding.

By { *Platoons!* } To the { *Right,* } *Wheel!*  
           { *Divisions!* }            { *Left,* }

*March!*

When the battalion wheels, the platoons are conducted by the officers commanding them; the supernumeraries remaining in the rear of their respective platoons.

The colours take post between the fourth and fifth platoons.

The wheeling finished, each officer commanding a platoon or division, commands.

*Halt! Dress to the Right!*

and posts himself before the centre, the serjeant who covered him taking his place on the right.

*Forward,—March!*

The whole step off, and follow the leading division or platoon; the officer who conducts the column receiving his directions from the commanding officer. When the battalion wheels to the right, the left flank of the platoons must dress in a line with each other, and the contrary when they wheel to the left.

*Battalion! Halt!*

*By Platoons! To the Left,—Wheel!*

*March!*

The wheeling finished, each officer commanding a platoon or division, orders

*Halt! Dress to the Right!*

dresses his platoon, and takes post in the interval; the battalion being now formed in a line.

## CHAPTER V.

### *Of the Firings.*

When the troops are to exercise with powder, the officers must carefully inspect the arms and cartridge boxes, and take away all the cartridges with ball.

The first part of the general will be the signal for all firing to cease; on the beating of which the officers and non-commissioned officers must see that their platoons cease firing, load and shoulder as quick as possible. The commanding officer will continue the signal till he sees that the men have loaded and shouldered.

Article 1.

*Firing by Battalion.*

Caution.

*Take Care to fire by Battalion!*

*Battalion! Make ready! Take Aim! Fire!*

If there be more than one battalion to fire, they are to do it in succession from right to left; but after the first round, the odd battalions fire so soon as the respective battalions on their left begin to shoulder; and the even battalions fire when the respective battalions on their right begin to shoulder.

Article 2.

*Firing by Divisions and Platoons.*

Caution.

*Take Care to fire by Divisions!*

*Division! Make ready! Take Aim! Fire!*

They fire in the same order as is prescribed for battalions, in Article 1.

The firing by platoons is also executed in the same order in the wings of the battalions, beginning with the right of each; that is, the first and fifth platoons give the first fire, the second and sixth the second fire, the third and seventh the third fire, and the fourth and eighth the fourth fire; after which they fire as before prescribed.

Article 3.

*Firing Advancing.*

The battalion advancing receives the word,

*Battalion! Halt!*

*Take Care to fire by Divisions!*

They fire as before.

Article 4.

*Firing Retreating.*

When a battalion is obliged to retire, it must march as long as possible; but if pressed by the enemy, and obliged to make use of its fire, the commanding officer will order,

*Battalion! Halt!*

*To the Right about,—Face!*

and fire by battalion, division, or platoon, as before directed.

CHAPTER VI.

*Of the Service of the Guards.*

Article 1.

*Of the different Guards, with their Use.*

The different guards of the army will consist of

- 1st. Out post and piquet guards.
- 2d. Camp and quarter guards.
- 3d. General and staff officers guards.

The piquet guards are formed by detachments from the line, and are posted at the avenues of the camp, in such numbers as the general commanding thinks necessary for the security of the camp.

The camp and quarter guards are for the better security of the camp, as well as for preserving good order and discipline.

Every two battalions will furnish a camp and quarter guard between them, to consist of

Subal.	Serj.	Corp.	Drum.	Priv.	} For the camp guard.
1.	1.	1.	1.	27.	
-	-	1.	-	9.	} For the quarter guard.

The camp guard of the front line is to be posted three hundred paces in front of it, and that of the second line the same

distance in the rear of the second line, each opposite the interval of the two battalions who furnish it.

Each guard will post nine sentinels, *viz.* one before the guard, two on the right and two on the left; these five sentinels, with those from the other battalions, forming a chain in front and rear of the camp; the sixth and seventh sentinels before the colours; and the eighth and ninth before the tents of the commanding officers of the two battalions.

In order to complete the chain of sentinels round the camp, the adjutant general will order two flank guards from the line, to consist of a commissioned officer, and as many men as are necessary to form a chain on the flanks.

The intention of the camp guards being to form a chain of sentinels round the camp, in order to prevent improper persons entering, or the soldiers going out of camp, the commanding officers of brigades will add to, or diminish them, so as to answer the above purpose.

The quarter guard is to be posted twenty paces in the rear of the line of wagons, and will furnish three sentinels, *viz.* one at the guard, and one behind each battalion.

The guards of the general and field officers will be as follows :

	Sub.	Serj.	Corp.	Priv.
A major general will have.....	1	1	1	20
A brigadier general .....	0	1	1	12
Quarter-master-gen. (as such).....	0	1	1	12
Adjutant general .....	0	1	1	12
Commissary general .....	0	0	1	6
Pay-master general .....	0	0	1	6
Auditors .....	0	0	1	6
Judge advocate general.....	0	0	1	3
Muster-master general .....	0	0	1	3
Clothier general .....	0	0	1	3
Brigade commissary .....	} According to circumstances.			
General hospital.....				
Provost guard .....				

Any additional guard to the quarter-master, commissary or

clothier general, will be determined by the stores they may have in possession.

The different guards are all to mount at one hour, to be regulated by the commanding officer for the time being.

The camp and quarter guards are to parade before the interval of their battalions, where they will be formed by the adjutant who furnishes the officer, and immediately sent off to their respective posts.

The guard of a major general is to be furnished from his own division, each brigade furnishing it by turns; it is to be formed by the major of brigade, and sent from the brigade parade.

The guard of a brigadier general is to be furnished by his own brigade, and formed and sent from the brigade parade by the major of brigade. The brigade commissary's guard is to be furnished in the same manner.

The other guards being composed of detachments from the line by brigades, each detachment is formed on the brigade parade by the major of brigade, and sent with an adjutant to the grand parade.

All guards (except those which are honorary) should ordinarily be of force proportioned to the number of sentinels required, allowing three relieves for each post.

## Article 2.

### *Of the Grand Parade.*

As soon as a detachment arrives on the grand parade, the officer having dressed the ranks, commands,

#### *Order—Firelocks!*

and then takes post eight paces in front of his detachment; the non-commissioned officers fall two paces into the rear, except one who remains on the right of every detachment. Each detachment takes post on the left of that preceding it, and is examined by the brigade major of the day as it arrives.

When the whole are assembled, the adjutant of the day dresses the line, counts the files from right to left, and takes post on the right.

The brigade major then commands,

*Attention! Shoulder—Firelock! Support—Arms!*

*Officers and Non-commissioned Officers!*

*To the Centre—March!*

The officers then march to the centre, and form themselves, according to seniority, in one rank, sixteen paces in front of the guards; the non-commissioned officers advance and form two ranks, four paces in the rear of the officers, and with the same distance between their ranks.

The brigade major then appoints the officers and non-commissioned officers to their posts; the officers in the following manner:

The 1st on the right of the.....	1st	} Platoon.	1	
2d on the right of the .....	8th			10
3d in the centre, on the right of the....	5th			19
4th on the right of the 2d divis. or....	3d			6
5th on the right of the 4th divis. or....	7th			15
6th on the right of the .....	2d			4
7th on the right of the .....	8th			13
8th on the right of the .....	4th			8
9th on the right of the .....	6th			17
10th in the rear of the .....	1st			12
11th in the rear of the .....	8th			18
12th in the rear of the .....	5th			9
13th in the rear of the .....	3d			5
14th in the rear of the .....	7th			14
15th in the rear of the .....	2d			7
16th in the rear of the .....	6th			16
17th in the rear of the .....	4th			11
18th in the rear of the .....	5th			2
19th in the rear of the .....	1st			
20th in the rear of the .....	8th			



Deutſch-Amerikanifche Geſchichtsblätter

The non-commissioned officers are posted thus: A serjeant on the right of each platoon, and one on the left of the whole; the rest as file-closers equally divided to each platoon.

Whilst this is doing, the adjutant divides the guard into eight platoons, leaving proper intervals between the platoons for the officers who are to command them.

The brigade major having appointed the officers and the battalion being divided, he commands,

*Officers and Non-commissioned Officers!*

*To your Posts!*

The officers and non-commissioned officers face outwards from the centre.

*March!*

They go directly to their posts in the battalion.

The brigade major then advances to the general officer of the day, informs him that the battalion is formed, and takes his directions relative to the exercise.

The general of the day will usually order the manual exercise to be performed, and some manoeuvres, such as he thinks proper; the major of brigade of the day giving the words of command.

The exercise being finished, the major of brigade commands,

*Order—Firelocks!*

The drums then beat from right to left of the parade, and passing behind the officers of the day, take post on their left.

The major of brigade then orders,

*Shoulder—Firelocks! Support—Arms!*

*Officers and Non-commissioned Officers!*

*To the Centre—March!*

The advance as before to the centre, and the brigade major appoints them to their respective guards, takes the name of the

officer commanding each guard, and gives him the parole and countersign. The adjutant having in the mean time told off the guards, and divided them into platoons, the brigade major then commands,

*Officers and Non-commissioned Officers!*

*To your Posts! March!*

The officers go to their respective posts.

The brigade major then commands,

*Present—Arms!*

And advancing to the general, acquaints him, that the guards are formed; and on receiving his orders to march them off, he commands,

*Shoulder—Firelocks!*

*By Platoons! To the Right—Wheel! March!*

The whole wheel, and march by the general, the officers saluting him as they pass; and when the whole have passed, they wheel off and march to their respective posts.

### Article 3.

#### *Of relieving Guards and Sentinels.*

The guards in camp will be relieved every twenty-four hours. The guards without the limits of the camp will ordinarily be relieved in the same manner; but this must depend on their distances from camp, and other circumstances, which may sometimes require their continuing on duty for several days. In this case they must be previously notified to provide themselves accordingly.

The guards are to march in the greatest order to their respective posts, marching by platoons, whenever the roads will permit.

When the new guard approaches the post, they carry their arms; and the officer of the old guard, having his guard paraded, on the approach of the new guard, commands,

*Present—Arms!*

and his guard present their arms.

The new guard marches past the old guard, and takes post three or four paces on its right (both guards fronting towards the enemy); and the officer commands,

*Present—Arms!*

and the new guard present their arms.

The two officers then approach each other, and the relieving officer takes his orders from the relieved. Both officers then return to their guards, and command,

*Shoulder—Firelocks!*

*Non-commissioned Officers! Forward,—March!*

The non-commissioned officers of both guards, who are to relieve the sentinels, advance in front of the new guard.

The serjeant of the new guard then tells off as many sentinels as are necessary; and the corporal of the new guard, conducted by a corporal of the old guard, relieves the sentinels, beginning by the guard-house.

When the sentinel sees the relief approach, he presents his arms, and the corporal halting his relief at six paces distance, commands,

*Present—Arms!*

*Recover—Arms!*

This last command is only for the sentinel relieving, and the one to be relieved; the former immediately approaching with the corporal, and having received his orders from the old sentry, takes his place; and the sentry relieved marches into the ranks, placing himself on the left of the rear rank.

*Front—Face!*

Both sentries face to the front. The corporal then orders,

Deutscli-Amerikanische Geschichtsblätter

*Shoulder—Firelocks! Support—Arms!*

*March!*

and the relief proceeds in the same manner till the whole are relieved.

If the sentries are numerous, the serjeants are to be employed as well as the corporals in relieving them.

When the corporal returns with the old sentinels, he leads them before the old guard, and dismisses them to their ranks.

The officer of the old guard then forms his guard in the same manner as when mounted, and marches them in order to camp.

As soon as he arrives in the camp, he halts, forms the men of the different brigades together, and sends them to their respective brigades, conducted by a non-commissioned officer, or careful soldier.

When the old guard march off, the new guard present their arms, till they are gone, then shoulder, face to the left, and take the place of the old guard.

The officer then orders a non-commissioned officer to take down the names of the guard, in the following manner :

Hours they go on, 10-4, 10-4. 12-6, 12-6. 2-8, 2-8.

Post No.	Men's nam.	Men's nam.	Men's na.
1.			
2.			
3.			
4.			
5.			
6.			
7.			
8.			

Suppose the guard to consist of twenty-four men, and to furnish eight sentinels, they are divided into three relieves, and the posts being numbered, (beginning always with the guard-house) each man's name is put down against the number of the

post he will always stand sentry at during the guard, by which means an officer knows what particular man was at any post during any hour of the day or night.

The relieve of sentries is always to be marched in the greatest order, and with supported arms, the corporal often looking back to observe the conduct of the men; and if an officer approaches, he is to order his men to handle their arms, supporting them again when he has passed.

The corporals are to be answerable that the sentries, when relieving, perform their motions with the greatest spirit and exactness.

A corporal who is detected in having the insolence to suffer sentries to relieve each other, without his being present, shall, as well as the sentry so relieved, be severely punished.

#### Article 4.

##### *Instructions to Officers on Guard.*

On the vigilance of the officer depends not only the safety of his guard, but that of the whole army.

As it is highly necessary an officer should have some knowledge of his situation, he must, immediately after relieving the old guard, visit the sentinels, and examine the ground round his post; and if he thinks the sentries not sufficient to secure him from a surprize, he is at liberty to place more, acquainting therewith the general or field officer of the day who visits his post; but without their leave he is not to alter any that are already posted. He must cause the roads leading to the enemy and to the next posts to be well reconnoitred by an officer of the guard, or for want of one, by an intelligent non-commissioned officer and some faithful men, inform himself of every thing necessary for his security, and use every possible precaution against a surprize. He must permit no stranger to enter his post, nor suffer his men to talk with him. If a suspicious person, or a deserter from the enemy approaches, he must stop him and send him to headquarters, or to a superior officer. He must on no account suffer the soldiers to pull off their accoutrements, or straggle

more than twenty paces from the guard; and if water or any other necessaries are wanted for the guard, they must be sent for by a non-commissioned officer and some men (with their arms if at an out-post) on no account suffering a soldier to go by himself; but never whilst the sentinels are relieving. He must examine every relief before it is sent off; see that their arms are loaded and in order, and that the men are acquainted with their duty; and if by any accident a man should get the least disguised with liquor, he must on no account be suffered to go on sentry.

At every relief the guard must parade, and the roll be called; and during the night (and when near the enemy, during the day) the guard must remain under arms till the relief returns.

During the day the men may be permitted to rest themselves as much as is consistent with the safety of the guard; but in the night, no man must be suffered to lay down or sleep on any account, but have his arms constantly in his hands, and be ready to fall in on the least alarm.

Between every relief the sentries must be visited by a non-commissioned officer and a file of men; and, when more than one officer is on guard, as often as possible by an officer. A patrol also must be frequently sent on the roads leading to the enemy.

During the day, the sentinels on the out-posts must stop every party of men, whether armed or not, till they have been examined by the officer of the guard.

As soon as it is dark, the countersign must be given to the sentinels of the piquets and advanced posts, after which they are to challenge all that approach them; and if any person, after being ordered to stand, should continue to approach or attempt to escape, the sentry, after challenging him three times, must fire on him.

The sentinels of the interior guards of the camp will receive the countersign, and begin to challenge at such hours as shall be determined in orders, according to circumstances.

A sentinel, on perceiving any person approach, must challenge briskly, and never suffer more than one to advance, till he

has the countersign given him; if the person challenged has not the countersign, the sentry must call the serjeant of the guard, and keep the person at a little distance from his post, till the serjeant comes to examine him.

Whenever a sentry on an out-post perceives more than three men approach, he must order them to stand, and immediately pass the word for the serjeant of the guard; the officer of the guard must immediately parade his guard, and send a serjeant with a party of men to examine the party: The non-commissioned officer must order the commanding officer of the party to advance, and conduct him to the officer of the guard; who, in case he is unacquainted with his person, and does not choose to trust either to his clothing or to his knowledge of the countersign, must demand his passport, and examine him strictly; and if convinced of his belonging to the army, must let him pass.

If a sentry, on challenging, is answered, *relief*, *patrole* or *round*, he must in that case order the serjeant or corporal to advance with the countersign; and if he is then assured of their being the relief, &c. he may suffer them to advance.

A sentinel must take the greatest care not to be surprized; he must never suffer the person who advances to give the countersign, to approach within reach of his arms, and always charge his bayonet.

The officers who mount the camp guards must give orders to their sentries not to suffer any person to pass in or out of camp, except by one of the guards, nor then till the officer of the guard has examined him.

In case one of the guard deserts, the officer must immediately change the countersign, and send notice thereof to the general of the day; who is to communicate the same to the other guards, and the adjutant general.

As soon as the officer of a guard discovers the approach of the enemy, he must immediately send notice to the nearest general officer, call in the sentries, and put himself in the best posture of defence. If attacked on his post, he will defend it to the utmost of his power, nor retreat, unless compelled by superior force; and even then he must retire in the greatest order, keep-

ing a fire on the enemy, whose superiority, however great, can never justify a guard's retiring in disorder. Should the enemy pursue a guard into camp, the officer must take care to retire through the intervals of the battalions, and forming in the rear of the line, wait for further orders.

When an officer is posted at a bridge, defile, or any work, with orders to maintain it, he must defend himself to the last extremity, however superior the force of the enemy may be, as it is to be supposed that the general who gave those orders will reinforce him, or order him to retire whenever he thinks it proper.

An officer must never throw in the whole of his fire at once; for which reason every guard is to be divided into two or more divisions or platoons, according to its strength; any number above eight and under twenty-eight men forming two platoons; the eldest officer taking post on the right of the first platoon, the next eldest on the right of the second platoon, and the third on the left of the whole; the non-commissioned officers cover the officers; the drum is to be on the right of the captain, and the sentinel one pace advanced of the drum. If the guard consists of no more than twelve men, it forms in one rank.

#### Article 5.

##### *Method of going and receiving the Grand Rounds.*

The general and field officers of the day will visit the several guards during the day, as often and at such hours as they judge proper.

When the sentry before the guard perceives the officer of the day, he will call to the guard to turn out; and the guard, being paraded, on the approach of the officer of the day, present their arms.

The officer of the day will examine the guard, see that none are absent; that their arms and accoutrements are in order; that the officers and non-commissioned officers are acquainted with their duty; and that the sentinels are properly posted, and have received proper orders.



Not only the officers of the day, but all general officers are at liberty to visit the guards and make the same examination.

The officers of the guard shall give the parole to the officer of the day, if demanded.

During the night, the officers of the day will go the grand rounds.

When the officer of the day arrives at the guard, from whence he intends to begin his rounds, he will make himself known as such, by giving the officer of the guard the parole.— He will then order the guard under arms, and having examined it, demand an escort of a serjeant and two men, and proceed to the next post.

When the rounds are challenged by a sentinel, they will answer, *Grand rounds!* and the sentry will reply, *Stand, grand rounds! Advance serjeant with the countersign!* Upon which the serjeant advances and gives the countersign. The sentinel will then cry, *Advance, rounds!* and present his arms till they have passed.

When the sentry before the guard challenges, and is answered, *Grand rounds!* he will reply, *Stand, grand rounds! Turn out the guard! Grand rounds!* Upon the sentinel's calling, the guard is to be turned out and drawn up in good order, with shouldered arms, the officers taking their posts. The officer commanding the guard will then order a serjeant and two men to advance towards the round and challenge. When the serjeant of the guard comes within ten paces of the rounds, he is to halt and challenge briskly. The serjeant of the rounds is to answer, *Grand rounds!* The serjeant of the guard replies, *Stand, grand rounds! Advance serjeant with the countersign!* and orders his men to present their arms. The serjeant of the rounds advances alone, and giving the countersign, returns to his rounds; and the serjeant of the guard calls to his officer, *The countersign is right!* On which the officer of the guard calls, *Advance, rounds!* The officer of the rounds then advances alone, and on his approach the guard present their arms. The officer of the rounds passes along the front of the guard immediately to the officer, (who keeps his post on the right) and gives him the parole.

He then examines the guard, orders back his escort, and demanding a new one, proceeds in the same manner to the other guards.

Article 6.

*Honours due from Guards to General Officers and others.*

To the commander in chief: All guards turn out with presented arms; the drums beat a march, and the officers salute.

To major generals: They turn out with presented arms, and beat two ruffles.

To brigadier generals: They turn out with presented arms, and beat one ruffle.

To officers of the day: They turn out with presented arms, and beat according to their rank.

Except from these rules a general officer's guard, which turns out and pays honours only to officers of superior rank to the general whose guard it is.

To colonels: Their own quarter guards turn out once a day with presented arms; after which they only turn out with ordered arms.

To lieutenant colonels: Their own quarter guards turn out once a day with shouldered arms; after which they only turn out and stand by their arms.

To majors: Their own quarter guards turn out once a day with ordered arms; at all other times they stand by their arms.

When a lieutenant colonel or major commands a regiment, the quarter guard is to pay him the same honours as are ordered to a colonel.

All sentries present their arms to general officers, and to the field officers of their own regiments; to all other commissioned officers they stand with shouldered arms.

The president of congress, all governors in their own states, and committees of congress at the army, shall have the same honours paid them as the commander in chief.

Deutfch = Amerikanifche Gefchichtsblätter

When a detachment with arms passes before a guard, the guard shall be under arms, and the drums of both beat a march.

When a detachment without arms passes, the guard shall turn out and stand by their arms.

After dark, no honours are to be paid, and when near the enemy, no honours are to be paid with the drum.

THE END.

IV.

LIST OF THE GERMAN OFFICERS TAKEN PRISONERS AT YORKTOWN, OCTOBER 19th, 1781.

York, Octob. 25th, 1781.

Sir.

In Consequence of Your Command, I collected the Names of the German officers, having been under the Command of Lord Cornwallis, at York and Gloucester, and was at Your Camp the day before yesterday, to do myself the honour to wait on You, and to deliver the above mentioned Return, when I was informed, that You went out just before. As there is some hinderance from having the honour at present, I am as bold as to send them included.

I beg Your leave for waiting on You an other Time, having the honour to be with the utmost Respect,

Sir,

Your

most-obedient & most-humble Servant

E. C. de Hoenning.

To

Major-General de Steuben.

Return of the officers of the Hessian Prince Hereditary Regiment, taken prisoners October 19th, 1781.

Lieut.-Col. de Fuchs, going to New York.

Major Waldenberg, going to New York.

Captain de Gall, sick at Gloucester.

Captain Lauen, going to New York.

Captain Kummel, going to New York.

Captain Gebhard, with the Regiment.

Captain Kimm, with the Regiment.

Secd Lieut. de Westerhagen, with the Rgmt.

Secd Lieut. de Andresohn, taken Prisoner Octob. 14th.

Secd Lieut. de Keudell, with the Rgmt.

Secd Lieut. Ungewitter, with the Rgmt.

Secd. Lieut. Pfaff, with the Rgmt.

## Deutfch = Amerikanifche Gefchichtsblätter

Ensign Motz, going to New York.  
Ensign de Hoening, Adjut., going to New York.  
Ensign Schoenewolff, with the Regiment.  
Ensign de Coudres, with the Regiment.

### STAFF.

Chaplain Hausknecht, going to New York.  
Qrtr. Mr. Maj. Ludwig, going to New York.  
Surgeon Maj. Bauer, killed by a Shell, Octob. 16th.

### HESS. REGIMENT DE ROSE.

Major O'Reilly, going to New York.  
Major Scheer, with the Regiment.  
Captain Roll, wounded by a Piece of Shell, and died.  
First Lieut. Schwaner, going to New York.  
First Lieut. Butte, with the Regiment.  
First Lieut. Hoepfner, with the Regiment.  
Secd Lieut. de Netzer, going to New York.  
Secd Lieut. Burghof, with the Regiment.  
Ensign Runck, taken Prisoner, Octob. 14th.  
Ensign de Roder, Adjut., with the Rgmt.  
Ensign Brauns, going to New York.  
Ensign Spangenberg, with the Regiment.

### STAFF.

Surgeon Maj. Wurfelmann, wounded, at Gloucester.

### YAGERS.

Captain Ewald, going to New York.  
Lieut. Pickell, going to New York.  
Lieut. de Bohlen, with the Detachment.  
Lieut. of the Ansp. Bach, sick at Gloucester.

de Hoening.

List of the officers of the two Regiments of Anspach taken prisoners of war the 19th of October, 1781.

### REGIMENT DE VOIT:

1. Colonel de Voit, sick at Gloucester.
2. Lt. Colonel de Reitzenstein, going to Europe.

## Deutsche Amerikanische Geschichtsblätter

3. Major de Teiz, going to Europe.
4. Captain de Ellrod, with the Regiment.
5. Captain de Stein, with the Regiment.
6. Captain de Tritschler, going to New York.
7. Captain de Koenitz, with the Regiment.
8. First Lieutenant de Reitzenstein, wounded at Gloucester.
9. First Lieutenant de Keller, going to New York.
10. First Lieutenant de Marshall, with the Regmt.
11. First Lieutenant de Drechsel, with the Regmt.
12. First Lieutenant de Diemar, going to New York.
13. Second Lieutenant Feder, sick at Gloucester.
14. Second Lieutenant Prechtel, with the Regmt.
15. Second Lieutenant Guttenberg, sick at Gloucester.
16. Second Lieutenant Drexel, with the Regmt.
17. Second Lieutenant Minameyer, going to New York.
18. Second Lieutenant Baumann, with the Regmt.
19. Second Lieutenant Doehlemann, going to New York.
20. Second Lieutenant de Fabris, with the Regmt.
21. Second Lieutenant Halbmeier, with the Regmt.
22. Second Lieutenant Bayer, going to New York.

### STAFF:

1. Judge-Avocat-Lieutenant Rummel, sick at York.
2. Chaplain Wagner, going with the Hospital.
3. Surgeon Rapp, with the Regmt.
4. Quarter-master Meyer, going to New York.

### REGIMENT DE SEYBOTHEN:

1. Colonel de Seybothen, going to New York.
2. Major de Beust, with the Regiment.
3. Captain de Eib, going to New York.
4. Captain de Molitor, going to New York.
5. Captain de Quesnoy, with the Regmt.
6. Captain de Metsch, with the Regmt.
7. First Lieutenant de Kruse, with the Regmt.
8. First Lieutenant Seidel, going to New York.
9. First Lieutenant de Adelsheim, going to New York.
10. First Lieutenant de Reitzenstein, with the Regmt.
11. First Lieutenant de Streit, going to New York.
12. First Lieutenant de Weitershaussen, going to New York.
13. Second Lieutenant de Tunderfeldt, sick at Gloucester.
14. Second Lieutenant de Altenstein, going to New York.

Deutfch = Amerikanifche Gefchichtsblätter

15. Second Lieutenant Weinhard, with the Regmt.
16. Second Lieutenant de Cyriaci, with the Regmt.
17. Second Lieutenant Lindemeyer, with the Regmt.
18. Second Lieutenant Hirsch, going to New York.
19. Second Lieutenant Graebner, with the Regmt.
20. Second Lieutenant de Matolai, sick at Gloucester.
21. Second Lieutenant Popp, going to New York.

STAFF:

1. Quarter-master Daig, going to New York.
2. Surgeon Schneller, going with the Hospital.

York, October 25th, 1781.

## V.

### PLAN FOR THE ESTABLISHMENT OF A MILITARY ACADEMY.

1. The establishment shall consist of a military academy and a military manufactory. The direction and government of which shall be committed to a director general, the four senior officers of the establishment and two professors of the academy, who shall be called the Council of Directory.

2. The superior or inferior officers, the professors and masters of the academy shall be appointed by Congress.

3. Commissioners appointed by Congress shall yearly examine the administration of the establishment to whom the Council of Directors shall expose their accounts, and give every information respecting the establishment which may be required of them.

4. One hundred and twenty young gentlemen under the denomination of volunteer cadets shall be educated every three years, eighty of whom shall be destined for the infantry, twenty for the cavalry, and twenty for the engineers, and artillery.

5. No person shall be received as a volunteer cadet under the age of fourteen years, nor without having received what is called a grammar school education.

6. No cadet shall be obliged to enter into the army against his inclination, but shall be at liberty to choose what career he pleases.

7. Each cadet shall pay for his entertainment, clothing and instruction 300 dollars per annum.

8. If a cadet leaves the academy before his three years expire he shall be deprived of a certificate and the benefits attending one.



9. Each cadet shall be instructed in the following sciences and arts.

Natural and experimental Philosophy.  
Eloquence and the *Belles Lettres*.  
Civil Law and the Law of Nations.  
History and Geography.  
Mathematics.  
Civic Architecture.  
Drawing.  
French language.  
Horsemanship.  
Fencing.  
Dancing and  
Music.

Independent of the above, those cadets designed for the artillery and engineers will receive particular instruction from the officers of this corps.

10. The cadets shall live in a convenient house, they will eat at four different tables which will be decently and equally served, and at each of which an officer will preside in rotation. They will be uniformly habited and subject to the rules of the academy. Their clothing (except linen) and subsistence will be furnished by the establishment.

11. There will be five professors, for each of whom a convenient house will be constructed and land annexed sufficient for a yard and garden. They will also receive the pay and emoluments mentioned in the lists of appointments.

Professors—One of the mathematics.  
One of the history and geography.  
One of the law of nations and civil law.  
One of natural and experimental philosophy.  
One of eloquence and the *belles lettres*.

12. There will be seven masters of arts who will have con-

Deutfch= Amerikanifche Gefchichtsblätter

venient houses and gardens with the pay and emoluments noted .  
in the list of appointments.

Masters—One of civic architecture.

One of drawing.

One of the French language.

One of riding.

One of dancing.

One of fencing.

One of music.

The rules and statutes for the academy shall be formed by the first council of directors, or by persons named by Congress whose sanction shall be necessary to their existing as a permanent ordinance.

Congress will recommend the passing a law by which no person shall be employed as an officer in the army who has not served as an officer in the late war, or received his education at one of the military academies and can produce a certificate signed by the director general of his capacity.

The rank of each cadet will be shown by the date of his certificate, and if an army should be formed, the first class would serve as captains, the second as lieutenants and the 3d as ensigns.

## VI.

### STEUBEN TO BARON DE GAUDY.

New York, 1787-'88.

Sir,—The same paper that contained the announcement of Frederick William's accession to the throne, also informed me that you were in your proper place. Sincere regret for my old master, the best wishes for his present majesty, and satisfaction at seeing your merits rewarded, were the sentiments that I experienced on receiving the news.

Permit me, sir, on this occasion to renew an acquaintance of which I am sorry to say a long lapse of time and distance have deprived me. You may have heard, perhaps, that I have thought proper to put in practice in another hemisphere the military knowledge which I acquired while I had the honor of serving you under the same colors. My success has outstripped my most sanguine expectations. The difficulties which I had to encounter were innumerable. A foreigner, ignorant of the language of the country, without resources or help—without authority, I may say—I succeeded in forming an army capable of resisting Great Britain, and the result of this Revolution has crowned my enterprise. How happy I should be could I give you as satisfactory an account of our political affairs as I can of our military successes. But I can not. As this matter is not at all within my capacity I shall content myself with the remark, that it is with real regret I see so soon tottering the edifice which I helped to build at so much labor and suffering. But I am forgetting that I am writing to a royalist who will rejoice at the bad fortune of rebels.

Notwithstanding that I have laid aside the sword for the second and probably the last time, I still amuse myself with the profession which for so many years was the object of my study.

It is on this account that I beg you to give me a copy of the works which you have published on military matters, and thus increase my military library. Long since I have had your "Elements of Tactics" translated into English for the instruction of the officers; but M. de Holtzendorff's French translation does not do justice to the author, and he does not seem to have paid the least attention to the engraved plans. Will you have the goodness to send me the German copy, and I shall translate it more accurately for my American pupils.

You must not, however, believe that I have introduced the entire system of drill, evolutions, maneuvers, discipline, tactics, and Prussian formation into our army. I should have been pelted had I attempted it, and should inevitably have failed.

My ordinance, which was translated in Paris, is a rhapsody that I hope has never reached you; but if you have seen it by chance, I beg you not to condemn it without considering my situation.

In the first place the genius of this nation is not in the least to be compared with that of the Prussians, Austrians, or French. You say to your soldier, "Do this and he doeth it;" but I am obliged to say, "This is the reason why you ought to do that," and then he does it.

Your army is the growth of a century, mine of a day. My officers were as raw as my soldiers. This army was renewed almost after every campaign, and I considered myself too fortunate if I had my recruits four weeks before the commencement of active operations.

Judge, then, whether I could amuse myself much with the management of arms and parades. Contrary to my principles, I was forced to begin my task at the wrong end, and after executing great maneuvers with six or eight thousand men together, I have sent my generals and colonels to learn the manual exercise.

After what I have related above, you will admit that my task was not an easy one, and you will judge my ordinances indulgently. I should also tell you that besides infantry, cavalry,

artillery, and light troops, everything belonged to my department, and my aids and assistants were all of my own creation.

In all the deviations from the Prussian ordinance that I was compelled to make, there is one that I never regretted. It is the formation of my battalions, which were numerically only half the strength of a Prussian battalion. The battalion was commanded by a lieutenant colonel or major. It was divided into two divisions; each division into two companies; the company into two platoons; the platoons into two sections; the sections into two demi-sections; the demi-sections into two squads; and the squads into two files. Two battalions formed a regiment, commanded by a colonel; two regiments a brigade, commanded by a brigadier general; two brigades a division, commanded by a major general. A battalion of light infantry, or rifles, two squadrons of dragoons, and two companies of artillery attached to this division, formed a legion. This simple formation was of infinite service to me, as well as for my maneuvers for the subdivision of detachments. You see that I did not adopt the five companies in a battalion, and that mine was already ready, each officer remaining with his company.

## VII.

### THE BEST POSSIBLE MILITARY ESTABLISHMENT FOR THE UNITED STATES.

Sir,

It is the more immediate object of this essay to hold up to consideration what I conceive to be the best possible military establishment for the United States, but should any idea not immediately connected with this subject happen to fall from me, I flatter myself that the indulgence of the public will ascribe it not to the vanity or assurance of a political projector, but to that honest anxiety which I have ever felt for the dignity and happiness of this rising empire.

The local situation of America, which far removed from Europe and her wranglings must long continue to make a large army unnecessary, is not without its difficulties and its dangers. On the east an unguarded coast, on the west a defenseless frontier, neighbors on the one side who may cease to be friends, and savages on the other who are unalterably our enemies, this is the local situation of the United States.

The security of the former must necessarily be committed to a navy, but a navy must grow out of dock yards and arsenals and until they begin to operate, for they are a work of industry and time, our principal ports at least should be raised above the fear of injury or the dishonor of insult; the latter, the protection of our western frontiers, is a subject of perhaps more immediate importance, for upon this hangs, not only all our share of a most lucrative commerce, but what is infinitely more, the peace, prosperity and extension of our western settlements.

These objects can not be secured but by a chain of well chosen posts strongly forfeited and garrisoned. Hence therefore will arise the necessity of an established continental corps,

for as their service will be lasting and national, their establishment of course must be federal and permanent.

To call a militia to such duty, so distant from their homes, and so much more trying to patience than to valor would be extremely embarrassing and expensive and yet infinitely short of both the wishes and expectations of government. But independently of all such arguments as may result from the nature of the service or general expense, individual embarrassment and eventual disappointment which must await every plan of performing it by a round of militia draughts—there are other and very powerfull motives to a small regular establishment.

Tho' America has been hitherto successful and tho' no immediate cloud seems to threaten the sunshine of her tranquility, yet it would be idle indeed were we to conclude from thence that she was to stand always exempted from the fortunes and the fate of other nations.

A spirit of providence is one of the strongest assurances of national wisdom and we can not do better than to lay out our accounts for some foreign war or domestic struggle, where then in either case would government look up for military talents and experience. Would she call upon the servants of the late controversy? If she did she would find many if not all of those to whom she could have most safely committed the interests of the republic, old or disabled, busy or disqualified, diffident of themselves, above the necessity of hazardling either life, reputation or ease, and totally lost to every military idea and remembrance, except the hardships and the cares.

For if we examine mankind under the impressions of property and interest, we shall find that to make any art a study, it should not only be a passion but a business.

The merchant may read Marshall Saxe and the mathematician Mons. Vauban, but it is the soldier alone who regards their lessons as the highway to honor and influence and who takes up the sword not as the hasty avenger of some sudden wrong but as a comparison for life, that will study and digest them. Must we than have a permanent army in time of peace? Most those

hands which are to cultivate our fields and navigate our vessels be employed in the use of arms? and must the already burthen'd citizen be bowed down to the earth in supporting a class of men who are to be kept together under the bare apprehensions of a probable event.

These objections are more than plausible and can only be obviated by the number of materials which shall compose your establishment and the arrangements which may be taken concerning inlistment, reception, and muster, sources but too often of much unnecessary expenditure and the most flagrant abuse.

I would therefore propose, that the whole American army should consist of one legion of 3000 men, permanent and continental, a corps of artillerists, sappers, miners artificers and of 1000 permanent and continental also and seven legions of established militia, consisting of 3000 men each, the whole will then amount to 25000 effectives.

I shall offer some few thoughts on the legionary constitution in general and the parts and uses of this establishment in particular. Upon a review of all the military of Europe there does not appear to be a single form which could be safely adopted by the United States, they are unexceptionably different from each other and like all human institutions seem to have grown as much out of accident as design, the local situation of the country, the spirit of the government, the character of the nation, and in many instances the character of the prince, have all had their influence in determining the formation and discipline of their respective troops and render it impossible that we should take either as a model. The legion alone has not been adopted by any and yet I am bold in asserting, that whether it be examined as applicable to all countries or as it may more immediately apply to the existing or probable necessity of this, it will be found strikingly superior to any other form.

1st. Because being a compleat tho' little army in itself it is ready to begin its operations on the shortest notice or slightest alarm.



2dly. Because having all the component parts of the largest army of any possible description, it is prepared to meet any different species of war which may present itself.

And 3rdly. Because in every case of detachment the first constitutional principle will be presented all the embarrassing business of draughting and detail which in armies differently framed too often distract the commanding officer will be avoided.

It may easily suggest itself from this sketch that in forming a legion the most difficult task is to determine the necessary proportion of each species of soldier which is to compose it. These must obviously depend upon what will be the theatre and what the stile of the war. In the plains of Poland **whole brigades** of cavalry would be necessary against every enemy. In the forests and among the hills of America a single regiment would be more than sufficient against any and as there are but two kinds of war to which we are much exposed, an attack from the sea side by an European power or an invasion of your back settlements by an Indian enemy, it follows of course that musketeers and light infantry should make the greatest part of your army. On these principals I would propose the following draught,—that a legion consists 1st of a legionary, a brigade and a regimental staff. 2dly of two brigades of musketeers each brigade of two regiments, each regiment of eight companies forming two battalions and each company of a captain, lieut., ensign, six sergeants, one drum, one fife, sixty privates and four supernumeraries. 3rdly of a battalion of riflemen of four companies, each company to have a captain, 3 lieutenants, six sergeants, a bugle horn and drum, sixty privates and four supernums. 4thly of a division of artillery consisting of two companies, each to have a captain, capt. lieut. and 3 lieutenants, six sergeants, twenty artificers, forty matrosses, a drum, fife and four supernums. 5thly of a squadron of cavalry consisting of two troops, each troop to have a captain, two lieuts., a cornet, six sergeants, one farrier, one sadler, a trumpeter, sixty dragoons and four supernums. 6thly of a train of artillery and equipage to consist of one quarter master, one cloathing and pay master, 5 conductors (sergts.), twenty artificers and seventy waggoners

## Deutch-Amerikanische Geschichtsblätter

or drivers. The principal staff and regimental officers will be named by Congress, the subordinate staff by heads of departments both to be commissioned by Congress and subject to their orders alone.

The men will be enlisted for eight years and supported at the common expence of the United States, who after the expiration of their enlistments will accommodate each man with some given quantity of land.

The most exact uniformity should be established throughout all the component parts of this corps—the distinction of states should be carefully avoided and their services as well as their recompence be intirely dependent on Congress. The corps of artillery tho' not a part of the legion bears an intimate relation to it and it cannot be more properly considered than at this moment. It is not necessary however to say more upon it than that it will be under the immediate command of its own general and that the officers shall be composed of field engineers, geographers and artillerists, men who have made the military mathematics their study their obvious employment will be in designing and constructing magazines and dock yards, superintending military manufactories, surveying highways, bays, harbours, etc., etc., while the soldiers will be employed in garrisoning the ports and guarding the naval and military stores and places of deposit and the artificers in such manufactures and works as shall be allotted to them. The corps of horse may be of much service, divided into detachments it may be usefully engaged in keeping up a ready communication between the different posts and with proper arrangements will be much less expensive than expresses. But as the whole corps will not exceed 120 rank and file they may with great propriety be employed in guarding the residence of Congress, the public boards and papers etc., etc. Congress and its followers should never be exposed to the mad proceedings of a Mob. Guards are also sometimes necessary and always proper in receiving foreign ministers and upon some other occasions.

In looking back upon what I have written I am so happy as to find that much of what I had proposed to say on the uses of

this establishment has been anticipated in the course of my introduction, I will close the sketch however with a summary view of them.

To this corps you will commit the security of your docks and arsenals, the defence of those ports which already exist and such others as may hereafter be constructed.

From them you will derive all necessary assurance concerning your dependant settlements and effectually preserve that important water communication which has fallen to you by treaty. In times of peace they will operate as a principle of discipline and formation to your established militia and in time of war become a ready barrier against the designs of avarice and the assaults of ambition and to close all, they will serve as a nursery for those talents which it must ever be your wisdom to encourage, and which in the course of fortune it may become your interest to employ.

In treating the latter part of this subject, the established militia, it may be previously necessary to take a view of your present system.

It is a flattering but I believe a mistaken idea that every citizen should be a soldier, it would be as sensible and consistent to believe that every citizen should be a sailor.

An apprenticeship must necessarily precede the acquisition of any trade and the use of arms is really a trade as shoe or boot making; were courage the only qualification required in a soldier it would be otherwise but gallantry alone leaves the character very incomplete, to this must be added youth, size, temperance and inclination, docility of temper, an adroitness in the exercises of the field and a patience under every vicissitude of fortune. Some of these are no easy lesson to a mind filled with ideas of equality and freedom and in many instances are only to be learned with industry and pains.

I have but one inference to draw from these remarks, it is this: that however gallant your militia may be (and I know them to be brave) they must necessarily want much of the true military character.

It may now be asked what are the sources of this defect? I will venture to suggest them. A want of uniformity in their constitution in their discipline and in their arms—the inadequacy of the several laws under which they exist—the imperfect execution of those laws such as they are and the indifference with which every man must regard a business not in some degree pleasing or professional.

Thence has arisen that uncertainty of temper, that want of assurance in themselves, that reluctance to come out, that impatience to get home, and that waste of public and destruction of private property which have ever marked an operation merely militia.

These are characteristics which can not be denied and which must be as lasting as your belief and declaration that every citizen—without exception must be a soldier, but when we add the expense of such an establishment to the probable disappointment which must follow its operations it will appear ruinous indeed.

Pennsylvania, it is said, enrolls about 60,000 men by their militia law and I suppose that in the article of expense it does not differ widely from those of the other states. These men are obliged to assemble six times in the year at some given place of rendezvous—four days of the six are employed in exercise, the remaining two in reviews. For nonattendance on reviews each delinquent pays 1 shilling per day and for nonattendance on exercise 5 shillings per day, the man who absents himself from all will pay 40 shillings per annum and he who attends all must necessarily lose six days labor while some from their distance and other circumstances will lose ten or twelve, but taking eight as an average and calculating the expense of each man at six shillings per day, it will amount to 48 shillings per man per ann. it then follows that if the whole militia should assemble six days in the year the aggregate expense will amount to 386,666 dollars per ann. If they neglect this service and pay the fines they will amount to 320,000 dollars per ann. Viewed in any point of light how imposing and vexatious must this be to the

people, for by attendance do they promote the interest of the state, or does the individual return to his home satisfied that the information he has received as any compensation for the loss he sustains? And what is the obvious consequence of non-attendance? Are the fines a revenue to the state, a serviceable fund I mean, or can the good wishes and confidence of a people be increased by the operation of a law whose penalty they prefer to its obligation. I am convinced that under another name these impositions would not be tolerated and that an insurrection must follow.

If the annual expense of Pennsylvania be 386,000 dollars and if she be considered as an eight part of the United States our whole expense per ann. will be 3,113,328 dollars. This is her expense in the hour of peace; what it would be in war is beyond all calculation, but it may not be amiss to take a view of those obviously additional sources which must then take place.

It is, I believe, an acknowledged opinion that the expense of any corps will depend much upon its discipline. An old soldier will live upon half the allowance of a new levy, not because he has less appetite, but because he has more care and more management, the one will regard his arms and accoutrements with all the solicitude of friendship, the other with all the indifference of contempt. The veteran taught by the diseases he has felt or the observations he has made, is attentive to his own health and avoids everything which would most probably expose it. The militia man or new levy fatigued perhaps by the march of a single day, throws himself down without any regard to the place or situation and rises in the morning incapable of duty. These are facts which can not be contradicted and which hold up to your view some articles of expense which should be considered though they can not be ascertained. There are many others of the same description, such for instance is the loss sustained by the inefficiency of convoys and the inattention of guards and such the loss in calling forth a farmer, a mechanic, or a merchant at a shilling a day; the farmer, it is true, loses less than either, but still there is no proportion between the profit

of his farm and the wages of his sword. Under these considerations trade and agriculture cannot escape unhurt, they must feel some unkind influence foreign from their habits and unfriendly to their genius. But there is still another more pressing and calamitous, I mean the rotation service. I will illustrate my idea by a supposition: A state whose militia consists of 100,000 men is attacked, the whole can not be called forth; 10,000 may be equal to the contest but unless the war be almost instantly closed and that is not to be expected, the principal of rotation must be adopted and the first detachment is relieved by a second, the second by a third and the third by a fourth, so that in reality the state must always pay 20,000 men to have 10,000 in the field. How then, are these defects to be supplied and these abuses corrected? I answer by changing their constitution and lessening their numbers.

The militia of the United States may be calculated at 400,000; on what occasion or for what purpose shall we ever want this number. The difficulty of bringing a twentieth part of them together has been sufficiently evinced, the impossibility of instructing and what is still more, feeding them if collected, wants no proof.

Giving up then the chimerical idea of having 400,000 militia let us look for a number which may be less expense, sooner collected and more easily taught. At one period of the late war Great Britain attacked us with an army of more than 40,000 effectives. Where is the European power that can do more? We do not therefore want 400,000 men nor do we want 50,000, for as we can not be surprised, an army of 25,000 will be equal to any foreign attack or internal convulsion which may happen to exist. I would therefore propose that seven additional legions be formed from the whole militia force of the United States, to these I would give the name of established militia, their parts and construction to be exactly the same as the continental legion. To determine what proportion of this corps will fall to each state, an exact register of the numbers in each should be previously obtained, but not to stop at what is very immaterial in mere proposition I would hazard the following proportions:

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

North Department	{ To New Hampshire Massachusetts Rhode Island and Connecticut }	Two Legions
Middle Department	{ New York Jersey Pennsylvania Delaware and Maryland }	Three Legions
Southern Department	{ To Virginia North Carolina and Georgia }	Two Legions

It is to simplify the system and render its operation easy that I make this division into departments. The proportion of the states composing each may be easily determined. The smaller will give companies and the larger battalions until the several legions are complete.

In the appointment of officers the method pursued in Germany and the Swiss cantons should be adopted. Each government appoints the officers necessary for its own contingent of troops.

If a German prince or a swiss canton sends a company only, they appoint no officer higher than a captain, if a battalion a lieutenant colonel, if a regiment a colonel, if two regiments a brigadier and if two brigades a major general. In instances where neither the prince nor canton sends a sufficient number to give these higher ranks the superior officers are called from the circle which has furnished the largest contingent. These officers remain absolutely subject to the state, which has sent them and are dismissed with the same formality with which they have been appointed. For instance if a court martial should sentence to disgrace a major who belongs to a canton which only furnishes a company, the approbation or disapprobation belongs to the canton or prince who furnishes the greatest part of the regiment. If a colonel or brigadier belongs to a prince or canton

who has furnished only a battalion or regiment should be tried by a court martial the sentence is invalid without the approbation of the Grand Diet of the Empire.

Officers of whatever rank will receive pay for those days only which they actually employ in the service of the public. They will have a right to resign their places after each yearly review but while they hold their commissions they will be subject to whatever ordinance may be given by government.

This ordinance will regulate the pay and emoluments of each grade, determine the uniformity of the discipline, arms and accoutrements and the duties of the service in general. With regard to the men the following regulations should take place:

1st. That the first class be engaged for three different periods, one-third for two years, one-third for three, and one-third for four; this is in a company of 72 men 24 will be engaged for two years, 24 for three and 24 for four.

2nd. That, after the expiration of the time of the two years men, the same number shall be replaced by recruits inlisted for three years and that all the subsequent engagements shall be for no less term than this. By this arrangement when the times of one-third of a corps expire a like number will be enlisted, this will prevent a total expiration and there will always be two-thirds disciplined soldiers to one-third recruits.

3rd. That none but citizens be received.

4th. That their age be neither less than 18 nor more than 24.

5th. That each man be well formed and at least 5 feet 6 inches high.

6th. That both negroes and mulattos be excluded.

The best way of engaging men is in my opinion by bounty. The expense will not be great and the inconveniency and ill-humor which must attend draughting be avoided.

The bounty need not exceed ten dollars per man. To this must be added for the whole term of service, a hat, coat, vest, pair of overalls, pair of shoes, and a stock to each, and at the expiration of his service his arms and accoutrements with such



other honorary present as government may think proper to make, should be given him.

The whole annual expense will not exceed fifteen dollars per man and for this he subjects himself to military law thirty-one days in the year, twelve of which should be employed in exercising in detail, twelve in learning the evolutions and maneuvers and seven in reviews.

The time for these exercises must depend upon the season of the year and the place upon the population of the state, etc., but it were to be wished that at each rendezvous of inspection one legion complete might be assembled and that on every third year all the troops of the department would encamp together.

The soldier and the state will come under this further obligation to each other that each month's service (exclusive of the time taken up in repairing to the rendezvous for which he will receive a certain stipulated allowance) shall count for a year but should an invasion or any other cause make it necessary for government to call him out he shall be obliged to repair to the place appointed on the shortest notice and to serve any length of time not exceeding one year, which government may deem expedient for this time, he shall receive the pay and emoluments annexed to a war establishment. By such an arrangement I dare assure to the United States an army as useful and reputable as that of any republic in Europe and as to its expense I will venture again to advance that it will not cost more than one-third of the sum which is now expended; and this may be levied upon every man who falls under the present system and will not rise above 12 shilling 6 pence a year per man.\* Should it be objected that the scale upon which I have gone is too small the proportion of each state may be increased without breaking in

---

\*NOTE:—As I have in a former instance made the militia establishment of Pennsylvania a subject of calculation it may not be improper to say what would be the expense of that commonwealth under the operation of the system I propose. For the support of her share of a board of war and inspection the continental legion corps of artillerists and others, her share of the expence will be 65,000 dollars and for her proportion of the seven militia legions 35,000 the whole annual expense then will amount to 100,000 dollars—how striking is this difference.

upon the principals of formation or should the finances of any particular state permit, and her politics require another corps it may be raised upon the same plan. The contingent of the elector of Brandenburg if I mistake not is 6,000 men. He can not keep less but as king of Prussia he keeps up 114,000. Much of what has been said of the uses of the federal legion may be applied to these militia corps like that in peace they will be a most excellent school for the instruction of the young and in war present a safe and immediate guard or barrier behind which government may take its further measures of defense with confidence and ease. I have now filled up the limits which I have prescribed for myself upon this occasion and cannot but hope that a plan so clearly efficient as well as economical will not fail to secure the attention at least of your honorable body. I foresee, however, that it will be subject to one very popular objection—it is in fact a standing army. Yes, sir, I admit it, it is a standing army composed of your brothers and your sons. Can Congress conceive or can their constituents require a better security—are they not your natural guardians and can it be supposed that the cockade and feather the vox et preterea nitril—of the military character can alienate either their affections or their interest.

VIII.

A LETTER ON THE SUBJECT OF AN ESTABLISHED  
MILITIA, AND MILITARY ARRANGEMENTS, AD-  
DRESSED TO THE INHABITANTS OF THE  
UNITED STATES.

BY BARON DE STEUBEN.

*Friends and Fellow Citizens,*

It is the duty of every member of the community, particularly in a Republic, to be attentive to its welfare, and to exert himself to contribute to its prosperity. Under the influence of this idea permit me to engage your attention, on a subject of the utmost importance to every country, but more particularly to one having so recently emerged from the waves of despotism, and now taking her station amongst the nations, on the broad basis of liberty and independence. I have risked my fortune in the general scale, and hazarded my life for the attainment of the inestimable blessings of liberty, for which you have bravely fought, bled, and conquered. I acknowledge myself interested for your happiness and cannot be silent.

Having spent the greatest part of my life in military pursuits, I feel a confidence in my subject; and thinking it by no means probable that I shall ever engage on the busy theatre of life again, having no personal views to answer by the operation of the system, I shall write with freedom, confident that if any idea not immediately connected with the subject should fall from my pen, it will be ascribed not to the vanity or assurance of a political projector, but to that honest anxiety which I have ever felt for the dignity and happiness of this rising empire.

The immediate object of my address is to hold up to your calm consideration what I conceive to be the best possible military establishment for the United States. Be not alarmed fellow

citizens at the expression; for no country ever risked their political existence without one that did not fall a prey to the avarice or ambition of her neighbors. Though America has hitherto been successful, and though no immediate cloud seems to threaten the sunshine of her tranquility, yet it would be idle indeed were we to conclude from thence that she was always to stand exempted from the fortunes and fate of other nations.

The local situation of America, happily removed from Europe and her wranglings, must long continue to make a large army unnecessary—it is not however without its difficulties and its dangers.

On the east an unguarded coast, and a dangerous and formidable colony planted. On the west a defenseless frontier. Neighbors on the one side who may never be friends; and savages on the other who are unalterably your enemies. This is your local situation. The security of the former must necessarily be committed in a great measure to a navy; but a navy can only grow out of dockyards and arsenals, and the well regulated commerce of your country; and until they begin to operate, for they are the products of industry and time. Your principal ports at least should be raised superior to the fear of injury, or the dishonor of insult.

The latter, *viz.* the protection of your western frontier, is a subject of perhaps more immediate importance; for upon this rests not only your share of a most lucrative commerce, but closely connects with it the peace, prosperity, and extensions of your western settlements. These objects are not to be secured but by a chain of well chosen posts, strongly fortified and respectably garrisoned. Hence arises the necessity of an established continental corps; and as their services will be lasting and national, their establishment ought to be federal and permanent.

To draught a militia for such duty, so distant from their homes, and so much more trying to patience than to valor, would be extremely embarrassing and expensive, and fall infinitely short of both the wishes and expectations of government. But independent of arguments resulting from the nature of the

service or general expense, individual embarrassments or eventual disappointments, which must avail every plan for performing it by militia draughts—there are other and very powerful motives for a small regular establishment.

A spirit of Providence is one of the strongest assurances of national wisdom, and it may not be improper to lay out your accounts for foreign war or domestic struggle. Where, in an exigency of this kind, without an establishment, would government look up for military talents and experience? Would she call upon her servants who have been engaged in the late controversy? If she did she should find many, if not all of those to whom she could most safely have committed the interest of the republic, old or disabled—busy or dissatisfied—diffident of themselves—superior to the necessity of hazarding either life, reputation, or ease; and totally lost to every military idea and remembrance, except the hardships and the cares. If we examine mankind under the impressions of property and interest, we will find that to make any art a study it should not only be a passion but a business. The merchant may read Marshall Saxe, the Mathematician Monsieur Vauban, but it is the soldier alone who regards their lessons and takes up the sword; not as the hasty avenger of a sudden wrong, but as his companion for life, that will study and digest them.

I am conscious in the opinion of many I am undertaking a difficult task in attempting to convince a free people, who have established their liberties by the unparalleled exercise of their virtues, that a permanent military establishment is necessary to their happiness, absolutely so to their federal existence. I shall not in this essay address your passions, but I shall appeal forcibly to your reason. I shall convince you by the statement of a regular and exact calculation, that your present system of militia draughts recommended by Congress, is not only impracticable in itself, and replete with every inconvenience that can shackle military movements, but it takes a double proportion of every necessary to collect and station them, and more than double the sum to support your frontier in this mode, than by a small regu-

lar establishment. Every objection to this system the operations of simple reasoning will fully obviate, by attending to the numbers and materials that shall compose your establishment, and the arrangement that may be made concerning enlistment, reception and muster, sources but too often of much unnecessary expenditure, and of the most flagrant abuse.

Upon a review of all the military of Europe, there does not appear to be a single form which could be safely adopted by the United States; they are unexceptionably different from each other, and like all other human institutions, seem to have started as much out of accident as design. The local situation of the country; the spirit of the government; the character of the nation, and in many instances the character of the prince, have all had their influence in settling the foundation and discipline of their respective troops, and render it impossible that we should take either as a model. The legion alone has not been adopted by any, and yet I am confident in asserting, that whether it be examined as applicable to all countries, or as it may more immediately apply to the existing or probable necessity of this, it will be found strikingly superior to any other. 1st.—Being a complete and little army of itself, it is ready to begin its operations on the shortest notice or slightest alarm. 2nd.—Having all the component parts of the largest army of any possible description, it is prepared to meet every species of war that may present itself. And, 3rd.—As in every case of detachment the first constitutional principle will be preserved, and the embarrassments of draughting and detail, which in armies differently framed too often distract the commanding officer, will be avoided.

It may easily suggest itself from this sketch, that in forming a legion the most difficult task is to determine the necessary proportion of each species of soldiers which is to compose it; this must obviously depend upon what will be the theatre, and what the style of the war. On the plains of Poland, whole brigades of cavalry would be necessary against every enemy—but in the forest and among the hills of America, a single regiment would be more than sufficient against any, and as there are but two

kinds of war to which we are much exposed, *viz.* An attack from the sea side by an European power, aided by our sworn enemies settled on our extreme left, and an invasion of our back settlements by an Indian enemy; it follows of course that musketeers and light infantry should make the greatest part of our army; on these principles I should propose the following draught. That a legion consist, 1st.—Of a legionary brigade and regimental staff. 2nd.—Of two brigades of musketeers, each brigade of two regiments, each regiment of eight companies forming two battalions, each company of a captain, lieutenant, ensign, six sergeants, one drum, one fife, sixty privates, and four supernumeraries. 3rd.—Of a battalion of riflemen of four companies, each company to have a captain, three lieutenants, six sergeants, a bugle-horn and drum, sixty privates, and four supernumeraries. 4th.—A division of field artillery consisting of two companies, each to have a captain, captain-lieutenant, three lieutenants, six sergeants, twenty artificers, forty matrosses, drum, fife, and four supernumeraries. 5th.—A squadron of cavalry consisting of two troops, each troop to have a captain, two lieutenants, a cornet, six sergeants, one farrier, one saddler, one trumpeter, sixty dragoons, and four supernumeraries. 6th.—Of a train of artillery and equipage, to consist of one quartermaster, one clothing and paymaster, five conductors, twenty artificers, and seventy wagoners and drivers.

The principal staff and regimental staff officers, will be named by Congress — the subordinate staff by heads of departments — both to be commissioned by Congress, and subject to their orders alone. The men will be enlisted for eight years, and supported at the common expense of the United States, who after the expiration of their enlistment will accommodate each man with a given quantity of land. The most exact uniformity should be established throughout the component parts of this corps. The distinction of states should be carefully avoided, and their service as well as their recompense be entirely dependent upon Congress. The corps of artillery, though not a part of the legion (excepting the field artillery), bears an im-

mediate relation to it, and it cannot be more properly considered than at this moment. It is not necessary to say more upon it, than, that it shall be under the immediate command of its own general, and that the subordinate officers shall be composed of field engineers, geographers, and artilleryists, men who have and will make military mathematics their study. Their obvious employment will be designing and constructing magazines and dock-yards, superintending military manufactures, surveying high-ways, bays, harbors, etc., while the soldiers will be employed in garrisoning the forts, and guarding the naval and military stores and places of deposit, and artificers in such manufactures and works as shall be added to them. The corps of horse may be of much service; divided into detachments it may be usefully engaged in keeping up a ready communication between the different posts, and with proper arrangements will be much less expensive than expresses. But as the whole corps will not exceed one hundred and twenty, rank and file, they may with great propriety be employed in guarding the residence of Congress, the public offices, papers, etc. Congress and their executive officers should never be exposed to the mad proceedings of a mob. Guards are necessary, and always proper at the seat of government.

In looking back upon what I have written, I am so happy as to find that much of what I had proposed to say on the uses of this establishment, has been anticipated in the course of my introduction; I will close the sketch however with this summary view of them. The American army at present should consist of neither more nor less than one complete legion of 3,000 men permanent and colonial; a corps of artillery, sappers, miners, artificers, etc., of 1,000 permanent and continental also; and seven legions of well disciplined militia of 3,000 men each, subject to the call of their country, and ready to act on the shortest notice. Agreeable to this your standing force in time of peace will be but 4,000 men, and your effective force in case of invasion 25,000 well disciplined troops.

To your established corps you will commit the security of your docks and arsenals—the defence of those forts which al-



ready exists, and such others as may hereafter be constructed. From them you will derive all necessary assurance relative to your dependent settlements, and effectually preserve that important water communication which has fallen to you by treaty. In times of peace they will operate as a principle of discipline and formation to your established militia, and in those of war become a ready barrier against the designs of avarice and the assaults of ambition; and finally, they will serve as a nursery to those talents which it must ever be your wisdom to encourage, and which in the course of fortune it may become your interest to employ.

In treating the latter part of this subject, *viz.* the established militia, it may be previously necessary to take a view of your present system. It is a flattering but I believe a mistaken idea—that every citizen should be a soldier. It would be as sensible and consistent to say every citizen should be a soldier. An apprenticeship must necessarily precede the acquisition of any trade, and the use of arms is as really a trade as shoe or boot making. Were courage the only qualification requisite in a soldier, it would be otherwise, but gallantry alone leaves the character very incomplete; to this must be added youth, size, temperance and inclination; docility of temper, and adroitness in the exercise of the field, and a patience under every vicissitude of fortune. Some of these are no easy lesson to a mind filled with ideas of equality and freedom; and in many instances are only to be learned with industry and pains. I have but one inference to draw from these remarks (*i. e.*) that however gallant your militia may be (and I know them to be brave) they must necessarily want much of the true military character. It may now be asked what are the sources of this defect? I will venture to suggest them; a want of uniformity in their discipline and in their arms—the inadequacy of the several laws under which they exist—the imperfect execution of those laws, such as they are—and the indifference with which every man must regard a business not in some degree pleasing or proficient. Hence has arisen that uncertainty of temper—that want of confidence in themselves—

that reluctance to come out—that impatience to get home—and that waste of public and destruction of private property, which has ever marked an operation merely militia.

These are characteristics that cannot be denied, and which must be as lasting as your belief and declaration, "That every citizen without exception, must be a soldier." But when we add the expense of such establishment to the probable disappointment which must follow its operations, it will appear ruinous indeed.

Pennsylvania, it is said, enrolls by its militia law, about sixty thousand men—and I suppose, that in the article of expense it does not differ widely from those of the other states; these men are obliged to assemble six times in a year at some given place of rendezvous; four days of the six are employed in exercise and two in reviews.

For non-attendance on reviews, each delinquent pays ten shillings per day, and for non-attendance upon exercise five shillings per day;—therefore the man who absents himself from all will pay forty shillings per annum, and he who attends all must necessarily lose six days labor, while some, from their distance from the place of rendezvous, will lose ten or twelve. But taking eight as an average, and calculating the expense of each man at six shillings per day, it will amount to forty-eight shillings per man per annum; it then follows, that if the whole militia should assemble six days in the year, the aggregate expense will amount to 386,666 dollars per annum—if on the other hand they neglect this service and pay the fines, they will amount to 320,000 dollars per annum: View it in any light, how imposing and vexatious must this be to the people—for by attendance do they promote the interest of the state? Or does the individual return to his home satisfied, that the information and instruction he has received is any compensation for the loss he sustains? And what is the obvious consequence of non-attendance? Are the fines a revenue to the state, a serviceable one I mean; or can the good wishes or confidence of a people be increased by the operation of a law, whose penalty they prefer to its obligation?

I am convinced that under another name these impositions would not be tolerated, and that an insurrection would follow the exercise of them.

If the annual expense of Pennsylvania for training her militia be 386,666 dollars, and if we consider her as an eighth part of the United States, the aggregate expense of the United States in times of perfect peace, for the instruction of men to whom she cannot risk her fate in war, will be annually 3,113,328 dollars, what it would be in war is beyond all calculation, but it may not be amiss to take a view of the obviously additional sources which must then take place. It is I believe an acknowledged fact, that the expense of any corps will depend much upon its discipline. An old soldier will live upon half the allowance of a new levy—not because he has less appetite, but because he has more care and more management. The one will regard his arms and accoutrements with all the solicitude of friendship; the other with all the indifference of contempt. The veteran, taught by the diseases he has felt or the observations he has made, is attentive to his health, and though attentive to his duty avoids every thing which would most probably expose it—the militiaman, or new levy, fatigued and disheartened perhaps by the march of a single day, and measuring the tedious hours of his enlistment, throws himself down without any regard to the place or situation; rises in the morning reluctant and languid, and perhaps for want of attention to himself incapable of performing his duty. There are facts which cannot be contradicted, and which hold up to your view some articles of expense, which should be considered, though they cannot be ascertained.

There are many other of the same description; such for instance is the loss sustained by the inefficiency of convoys and the inattention of guards, and such the loss in calling forth a farmer, a mechanic, or a merchant at a shilling a day; the farmer it is true loses less than either, but still there is no proportion between the profits of his farm and the wages of his sword. Under these considerations trade and agriculture cannot remain unhurt, they must feel some unkind influence foreign to their

habits, and unfriendly to their genius. But there is still another more pressing and calamitous: I mean the rotation service. For example: A state whose militia consists of 100,000 men is invaded, the whole cannot be called forth—10,000 may be equal to the contest—but unless the war be almost instantly closed, and that is not to be expected, the principle of rotation must be adopted, and the first detachment is relieved by a second, the second by a third, and the third by a fourth, so that in reality the state must a very large proportion of the time pay and feed 20,000 men, to have 10,000 in the field. How then are these defects to be supplied? I answer by changing their constitution, and lessening their number. The militia of the United States may be calculated at 400,000 men, on what occasion, or for what purpose, shall we ever want this number; the difficulty of bringing a twentieth part of them together has been sufficiently evinced; the impossibility of instructing, and what is still more of feeding them if collected, wants no proof. Giving up therefore the chimerical idea of having 400,000 militia, and that every citizen is a soldier, let us look for a number that will be less expensive, sooner collected, and more easily taught, those lessons necessary for a soldier to know.

At one period of the late war, Great Britain attacked us with an army of more than 40,000 effectives; where is the European power that can do more. We cannot therefore want 400,000 men, nor do we want 50,000; for as we cannot be surprised, an army of 25,000 will be equal to any foreign attack, or internal convulsion, that may happen to exist. I would therefore repeat my proposal, that in addition to the established continental legion, that seven legions be formed from the whole militia force of the United States;—call them the established militia, and let their composition and construction be exactly the same with your continental legion.

To determine what proportion of this corps will fall to each state, an exact register of the numbers in each should be previously obtained; but not to stop at what is very immaterial in mere proportion, I would hazard the following:

Deutscher = Amerikanischer Geschichtsblätter

North Department	{ To New Hampshire, Massachusetts, Rhode Island, and Connecticut, }	Two Legions
Middle Department,	{ To New York, Jersey, Pennsylvania, and Maryland, }	Three Legions
Southern Department,	{ To Virginia, North Carolina, South Carolina, and Georgia, }	Two Legions.

It is to simplify the system, and to render its operations easy, that I make this division into departments; the proportion of the states composing each may be easily determined—the smaller will give companies the larger battalions until the several legions are complete. In the appointment of officers for the established militia, I think the following method should be pursued: Each state appoints the officers necessary for its own contingent of troops. If either send a company only, they send no officer higher than a captain; if a battalion, a lieutenant-colonel and major; if a regiment, a colonel; if two regiments, a brigadier; and if two brigades, a major-general. In instances where neither state sends a sufficient number to give these higher ranks, the superior officers are called from the district which has furnished the largest contingent.

These officers remain absolutely subject to the state which has sent them, and are dismissed with the same formality with which they have been appointed. For instance: If a court-martial should sentence to disgrace a major, who belongs to a state which only furnishes a company, the approbation or disapprobation belongs to the supreme of that state which furnishes the largest part of the regiment. If a colonel or brigadier belonging to a state which has furnished only a battalion or regi-

ment, should be tried by a court-martial, the sentence is invalid without the approbation of the grand convention of the empire.

Officers of whatever rank will receive pay only for those days which they actually spend in the service of the public; they will have a right to resign their places after each yearly review, but while they hold their commissions, they will be subject to whatever ordinance may be issued by government. This ordinance will regulate the pay and emoluments of each grade; determine the uniformity of the discipline, arms, and accoutrements, and the duties of the service in general. With regard to the men the following regulations should take place:

I. That the first class be engaged for three different periods; one-third for two years; one-third for three, and one-third for four; that is, in a company of seventy-two men, twenty-four will be engaged for two years; twenty-four for three years, and twenty-four for four years.

II. That after the expiration of the time of the two years men, their places shall be supplied by another enlistment of the same number of men for three years, and that all subsequent engagements shall be for no less time than this. By this arrangement when the times of one-third of a corps expire, a like number will be enlisted; this will prevent a total expiration, and there will be always two-thirds disciplined troops to one-third recruits.

III. That none but citizens be received.

IV. That their age be not less than eighteen, nor more than twenty-four.

V. That each man be well formed and at least five feet six inches high, and

VI. That both negroes and mulattoes be excluded.

The best method of engaging men in service is by bounty; the experience will not be great, and the inconveniency and ill-humor which attends draughting be avoided. The bounty need not exceed ten dollars per man; to this must be added for the whole term of service, a hat, coat, vest, pair of overalls, pair of

shoes, and a stock; and at the expiration of his service, provided he has not been capitally censured, his arms and accoutrements should be given to him. In the operation of this system, at the expiration of every third year 7,000 well disciplined men, with their arms and accoutrements, will be added to the effective force of the United States, and the best possible magazine for a republic firmly established, (*viz.*) arms and accoutrements in the course of a few years be put into the hands of every member of the community, and a perfect knowledge of the duties of a soldier engraved on the mind of every citizen. This will secure you a respectable station amongst the powers of Europe; and if not ensure you a perfect peace, at least furnish you with the ability of checking the ardour of any power that may be hardy enough to attack you.

The whole annual expense of this establishment will not exceed fifteen dollars per man per annum, and for this he subjects himself to military discipline thirty-one days in a year, twelve of which he will be employed in exercise, in detail, and twelve in learning the evolutions and maneuvers, and seven in review.

The time for these exercises must depend upon the season of year and the place; upon the population of the state, etc., but it were to be wished that at each rendezvous of inspection, one legion complete might be assembled, and that on every third year all the troops of the department would encamp together.

The soldier and the state must come under this further obligation to each other, that each month's service (exclusive of the time taken up in repairing to the rendezvous for which he will receive a certain stipulated allowance) shall count for a year; but should an invasion or any other cause make it necessary for government to call him out, he shall be obliged to repair to the place appointed on the shortest notice, and to serve any length of time not exceeding one year, which government may deem expedient. For this time he shall receive the pay and emoluments annexed to a war establishment. By such an arrangement, I dare assure to the United States, an army as useful and as respectable as that of any republic in Europe; and as to

its expense, I will venture again to advance, that it will not cost more than one-third of the sum which is now expended; and this may be levied upon every man who falls under the present system, and will not demand from him but twelve shillings and six pence per annum, in lieu of forty, which simply considered is evidently more eligible; but when viewed as a discharge from the irksome routine of militia duty, I cannot but suppose but it must be embraced with ardour by every individual at present enrolled in the militia.

As I have in a former instance made the militia establishment of Pennsylvania a subject of calculation, it may not be improper to say what would be the expense of that commonwealth, under the operation of the system proposed. For the support of her share of a board of war and inspection—the continental legion—corps of artillerists and others—her share of the expense will be 65,000 dollars, and for her proportion of the seven militia legions 35,000 dollars, the whole annual expense then will amount to 10,000 dollars, and consequently she must save yearly 286,666 dollars—how striking is this difference.

Should it be objected that the scale upon which I have gone is too small, the proportion of each state may be increased without breaking in upon the principles of formation, or should the finances of any state permit, or her politics require another corps, it may be raised upon the same plan.

Much of what has been said on the uses of the federal legion may be applied to the militia corps, like that in peace they will be a most excellent school for the instruction of the young, and in war present an immediate guard or barrier, behind which government may take its further measures of defense with confidence and ease; and if necessary in war, the rank and file of your army may be doubled, and the list of your officers remain the same; for being perfectly trained in the military schools, which the operation of this plan will establish, I should without hesitation pledge myself for their abilities in their professions.

Having now filled up the limits which I had prescribed for myself upon this occasion, I cannot but hope a plan so clearly



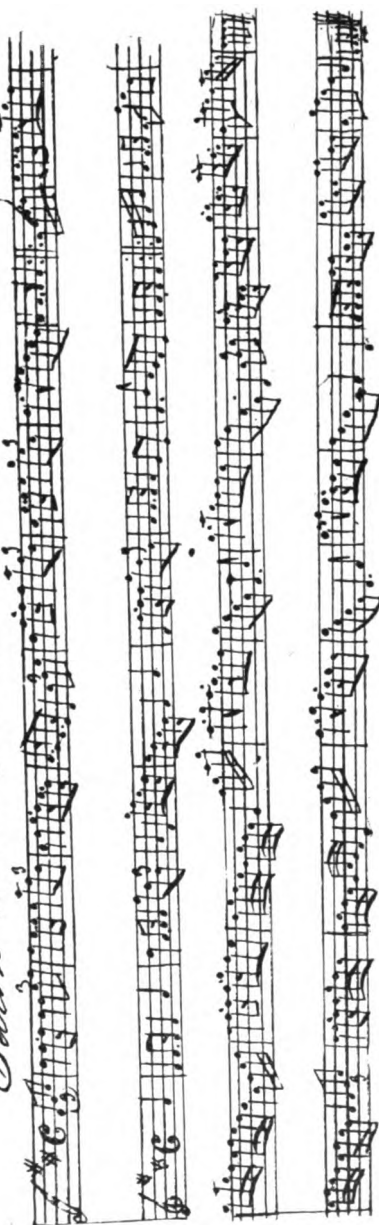
Deutfch-Amerikanifche Gefchichtsblätter

efficient, as well as economical will not fail to secure the attention of the United States.

I foresee, however, it will be subject to one very popular objection, "It is in fact a standing army." Yes fellow citizens I admit it—it is a standing army, but composed of your brothers and your sons. Can you require or conceive a better security? Are they not your natural guardians? And shall it be supposed a cockade and feather, the *Vox et preteria nihil*, of the military character can alienate either their affections or their interest? Be assured you reflect upon yourselves by nourishing the suspicion, and wound the feelings of men who at least are entitled to your gratitude and esteem.

STEUBEN.

*Baron Studer's American March*



## Conrad Weiser

By JULIUS GOEBEL

Next to Baron von Steuben the most distinguished German of the 18th Century to render this country invaluable political services, was, without question, Conrad Weiser. And, as in the case of Steuben, it has taken two centuries for these services to receive proper recognition by the American nation.

Conrad Weiser came to America as a boy of about 13 years when his father, Johann Conrad Weiser, having lost his wife, decided to join the thousands of refugees from the Palatinate and the neighboring Rhenish districts who, in 1709, were flocking to England to escape the religious persecutions and the wretched economic conditions at home, caused by the French devastations of the Palatinate and the war of the Spanish succession.

What attracted these thousands to England seems to have been the fact that English agents, as a parliamentary investigation afterwards brought out, had secretly encouraged a Lutheran clergyman from the famine-stricken Palatinate, Josua Kocherthal by name, to go to London for help and support and that Queen Anne had generously assisted him. While in London Kocherthal wrote a booklet in which he praised the advantages of the Colony of South Carolina as a possible refuge for his impoverished countrymen. This booklet was called the "Golden Book" because on its front pages it showed a picture of Queen Anne in gold leaf printing. We learn from emigrant letters, printed in Vol. XII of this year book, that the "Golden Book" was distributed by English agents in the remotest hamlets of the countries along the Rhine, thus awakening the hope for betterment and desire for immigration.

Kocherthal, returning to Germany, applied in January, 1708, to the English agent at Frankfort on the Main for passports and money for himself and sixty-one persons who were to accompany

him to England and eventually to America. This was granted him and the prospective settlers, but on their arrival in London it was found that they were too poor to live without financial help and it was then that the Queen allowed each person a shilling a day, until the Lords of Trade decided to send them to the colony of New York, where they were assigned land in the vicinity of the present city of Newburgh on the Hudson.

The report of the generous treatment which Kocherthal and his settlers had been accorded in London must have spread like wildfire, for by October, 1709, some 13,000 German refugees, men, women and children, had arrived in London. While there can be no question that England was eager to obtain German Protestants as settlers for her American colonies and had secretly encouraged their emigration, the sudden arrival of these masses of foreign people in London created a serious problem which finally led to a highly interesting parliamentary investigation during which it was claimed that by giving protection to German Protestants England was only paying back the debt she owed for the protection which German cities granted to fugitive English Protestants during the reign of Mary.

Meanwhile the thousands of German refugees, most of whom had been reduced to absolute pauperism, had to be housed and fed, and again it was then that Queen Anne proved her generous heart by allowing each person six pence a day for their sustenance.

Among the thousands of refugees we also find Johann Conrad Weiser with his eight minor children waiting to be transported across the ocean. We have no personal record of the sufferings and the privations endured by them, both in London and on their journey to New York, but fortunately a short autobiographical sketch, written by Conrad Weiser toward the close of his life, has come down to us which gives us a clear insight into the early years of his development, and contains besides interesting glimpses of early pioneer life in New York and Pennsylvania, with which Weiser's life is closely interwoven.

The autobiographical sketch reads in part as follows:

“On November 2, 1696, I, Conrad Weiser, was born in Europe, in the land of Württemberg, in the County (Amt) of Herrenberg; the village is called Astäst, and I was christened at Kupingen, nearby, as my father has informed me. I say, I was born on November 2, 1696. My father's name was Johann Conrad Weiser. My mother's name was Anna Magdalena, her family name was Uebele. My grandfather was Jacob Weiser, my great-grandfather, also Jacob Weiser. He was village-mayor (Schultheiss) in the village of Great Aspach also in the land of Württemberg. In this latter village my ancestors from time immemorial were born and are buried there, as well on my father's as my mother's side. In 1709, my mother passed into eternity, on the last day of May, in the 43rd year of her age, leaving eight children and was buried there by the side of my ancestors. She was a God-fearing woman and much beloved by her neighbors. Her motto was: 'Jesus Christ, I live for Thee, I die for Thee, Thine am I in life and death.'

“In the year above mentioned, namely, in 1709, my father moved away from Great Aspach on June 24, and took eight children with him. My eldest sister, Cathrina, remained there with her husband, Conrad Boss, with whom she had two children. My father sold them his house, fields, meadows, vineyard and garden, but they could only pay him seventy-five Gulden, the remainder, 600 Gulden, was to be paid to my father later, which was never done, so it was made a present to them. In about two months we reached London, England, along with several thousand Germans, whom Queen Anne, of glorious memory, had taken in charge, and was furnishing with food. About Christmas Day we embarked, and ten shiploads, with about 4,000 souls, were sent to America.

“On June 13, 1710, we came to anchor at New York in North America, and in the same autumn were taken to Livingstone's Manor at the expense of the queen. Here in Livingstone's, or as it was called by the Germans, Loewenstein's Manor, we were to burn tar, and cultivate hemp, to repay the expenses incurred by the queen in bringing us from Holland to England and from England to New York. We were directed by several commis-

## Deutsches = Amerikanische Geschichtsblätter

sioners, viz.: John Cost, Henry Meyer, Richard Seykott, who were put in authority over us by Robert Hunter, governor of New York. But neither object succeeded, and in 1713 the people were discharged from their engagements and declared free. Then the people scattered themselves over the whole province of New York. Many remained where they were. About 150 families determined to remove to Schohary (a place about 40 English miles to the West of Albany). They therefore, sent deputies to the land of the Maguas to consult with Indians about it, who allowed them to occupy Schohary. For the Indian deputies who were in England at the time the German people were lying in tents on the Blackmoor, had made a present to Queen Anne of Schohary, that she might settle these (German) people upon it. Indian guides were sent to show the Germans where Schohary was. My father was the first of the German deputies.

“In November, 1713, when the above mentioned deputies had returned from the Maqua country to Livingstone's Manor, the people moved the same autumn to Albany and Schenectady, so as to be able to move in the spring to Schohary. Bread was dear, but the people worked very hard for a living, and the old settlers were very kind and did much good to the Germans, although some of a different disposition were not wanting. My father reached Schenectady the same fall, where he remained with his family over winter, with a man named John Meyndert.

“A chief of the Maqua nation named Quaynant visited my father, and they agreed that I should go with Quaynant into his country to learn the Maqua language. I accompanied him and reached the Maqua country in the latter end of November, and lived with the Indians. Here I suffered much from the excessive cold, for I was but badly clothed; and towards spring also from hunger, for the Indians had nothing to eat. A bushel of Indian corn was worth five to six shillings. And at this period the Indians, when drunk, were so barbarous, that I was frequently obliged to hide from drunken Indians.

“In the spring of 1714 my father removed from Schenectady to Schohary, with about 150 families in great poverty. One bor-

rowed a horse here, another there, also a cow and plow-harness. With these things they united and broke up jointly so much land that they raised nearly enough corn for their own consumption the following year. But this year they suffered much from hunger, and made many meals on the wild potatoes and ground beans, which grew in great abundance in that place. The Indians called the potatoes ochma-nada, the ground beans otach-ragara. When we wished for meal we had to travel 35 to 40 miles to get it, and had then to borrow it on credit. They would get a bushel of wheat here, a couple at another place, and were often absent from home three or four days before they could reach their suffering wives and children, crying for bread.

“The people had settled in villages of which there were seven. The first and nearest Schenectady was called Kneskern-dorf; second, Gerlacho-dorf; third, Fuchsen-dorf; fourth, Hans George Schmidts-dorf; fifth, Weisers-dorf, or Brunnen-dorf; sixth, Hartmans-dorf; seventh, Ober Weisers-dorf. So named after the deputies who were sent from Livingstone’s Manor to the Maqua country.

“Towards the end of July I returned from among the Indians to my father, and had made considerable progress or had learned the greater part of the Maqua language. An English mile from my father’s house there lived several Maqua families, and there were always Maquas among us hunting, so that there was always something for me to do in interpreting, but without pay. There was no one else to be found among our people who understood the language, so that I gradually became completely master of the language, so far as my years and other circumstances permitted.

“Here now this people lived peaceably for several years without preachers or magistrates. Each one did as he thought proper. About this time I became very sick and expected to die, and was willing to die, for my stepmother was indeed a stepmother to me. By her influence my father treated me very harshly. I had no other friend and had to bear hunger and cold. I often thought of running away, but the sickness men-

tioned put a bit in my mouth; I was bound as if by a rope to remain with my father and obey him.

"I have already mentioned that my father was a widower when he left Germany and landed in 1710 with eight children in New York, where my two brothers, George Frederick and Christopher, were bound by the governor, with my then sick father's consent, over to Long Island. The following winter my youngest brother, John Frederick, died in the sixth year of his age, and was buried in Livingstone's bush, as the expression then was, and was the first one buried where now the Reformed Church in Weisersdorf stands.

"In the year 1711 my father married my stepmother, whom I have mentioned above. It was an unhappy match and was the cause of my brothers and sisters all becoming scattered. At last I was the only one left at home, except the three children he had by my stepmother, viz.: John Frederick, Jacob and Rebecca. Everything went crab fashion, one misfortune after another happened to our family, of which I always was partaker. I frequently did not know where to turn and learned to pray to God, and His word became my most agreeable reading.

"But to return to Schohary. The people had taken possession without informing the governor of New York, who, after letting them know his dissatisfaction, sold the land to seven rich merchants, four of whom lived in Albany; the other three in New York. The names of those in Albany were Myndert Shyller, John Shyller, Robert Livingstone and Peter Van Brygess; of those of New York, were George Clark, at that time secretary; Dr. Stadts and Rip Van Dam. Upon this a great uproar arose in Schohary and Albany, because many people wished the poor people to retain their lands. The people of Schohary divided into two parties; the strongest did not wish to obey, but to keep the land, and therefore sent deputies to England to obtain a grant from George the First, not only for Schohary, but for more land in addition. But the plans did not succeed according to their wishes, for in the first place the deputies had to leave secretly and embarked at Philadelphia in 1718. As soon as they got to



sea they fell into the hands of pirates, who robbed them as well as the crew of their money, but then let them free.

“My father, who was one of the deputies, was three times tied up and flogged, but would not confess to having money; finally, William Scheff, the other deputy, said to the pirates, ‘This man and I have a purse in common and I have already given it to you, he has nothing to give you.’ Upon which they let him go free. The ship had to put into Boston to purchase necessaries for the crew and passengers in place of those taken by the pirates. When they reached England they found times had changed and that there was no longer a Queen Anne on the throne. They still found some of the old friends and advocates of the Germans among whom were the chaplains at the King’s German Chapel, Messrs. Boehm and Roberts, who did all in their power. The affairs of the deputies finally reached the Lords Commissioners of Trade and Plantations and the Governor of New York, Robert Hunter, was called home. In the meanwhile the deputies got into debt; Walrath, the third deputy, became homesick, and embarked on a vessel bound to New York, but died at sea. The other two were thrown into prison; they wrote in time for money, but owing to the ignorance and over-confidence of the persons who had the money to transmit which the people had collected, it reached England very slowly. In the meanwhile Robert Hunter had arrived in England, had arranged the sale of the Schohary lands in his own way, before the Board of Trade and Plantations. The opposite party was in prison, without friends or money. Finally when a bill of exchange for 70 pounds sterling arrived, they were released from prison, petitioned anew, and in the end got an order to the newly arrived governor of New York, William Burnett, to grant vacant land to the Germans who had been sent to New York by the deceased Queen Anne.

“Towards the end of 1720 this William Burnett arrived in New York. In the commencement of 1721 I was sent to New York with a petition to Governor Burnett. He appeared friendly and stated what kind of an order from the Lords of Trade and Plantations he brought with him, which he was resolved to

comply with, but deputies were yet in England, not content with the decision, but could get nothing more done. In the last-named year, viz.: 1721, William Scheff returned home, having quarreled with my father; they both had hard heads. At last, in November, 1723, my father also returned. Scheff died six weeks after his return.

“Governor Burnett gave patents for land to the few who were willing to settle in the Maqua country, namely, in Stony Arabia, and above the Falls, but none on the river, as the people hoped. They, therefore, scattered. The larger part removed to the Maqua country or remained in Schohary and bought the land from the before-named rich men.

“The people got news of the land on Suataro and Tulpehocken, in Pennsylvania; many of them united and cut a road from Schohary to the Susquehanna River, carried their goods there, and made canoes, and floated down the river to the mouth of the Suataro Creek (Swatara), and drove their cattle over land. This happened in 1723. From there they came to Tulpehocken, and this was the origin of the Tulpehocken settlement. Others followed this party and settled there, at first, also, without the permission of the proprietary of Pennsylvania or his commissioners; also against the consent of the Indians from whom the land had not yet been purchased. There was no one among the people to govern them, each one did as he pleased, and their obstinacy has stood in their way ever since.”

Conrad Weiser did not move to Pennsylvania with the first group of settlers in 1723, but remained in Schohary until 1729, when he, with his wife and family, moved to Pennsylvania and settled on the Tulpehocken.

As soon as he arrived there he identified himself with the Lutheran Church of the settlement, which had already been organized before his coming. Being a man of deep religious feeling, he soon felt himself repulsed, however, by the dissensions within this congregation, and we can well understand how he was attracted by the religious fervor and mysticism of Beissel, the leader of the Ephrata Cloister Community.

For a time Weiser seems to have found contentment in his association with the Cloister Community, but he was too shrewd and critical an observer not to take notice of the weaknesses and shortcomings of Beissel.

We have a letter written by Weiser when he severed his connections with the Ephrata Community, showing the deeper reasons which prompted him to take this step. The letter is addressed to Beissel, after stating that he (Weiser) and other members of the Ephrata Community had long protested in vain against the domination and the suppression of innocent minds, the prevailing pomp and luxury, both in dress and magnificent buildings, etc., it reads as follows:

"For these and other reasons which I reserve for myself to state them at a fitting opportunity, I take leave of your young, but already decrepit sect, and I desire henceforth to be treated as a stranger, especially by you, the presiding officers. I make a distinction between the innocent minds and you, and hope the time will come, when they shall be liberated from their physical and spiritual bondage, under which they are groaning. I protest once more against you, the overseers, who feed yourselves and do not spare the flock, but scatter and devour them. I hope the end is near and deliverance will come. . . . I am in earnest; you may ridicule me as much as you please.

"Herewith I conclude and live in hope that the time will come when all knees shall bow before the name of Jesus, even those of such proud saints who publicly declare rather to burn in hell than bow before Him.

"Why dost thou exalt thyself, poor earth? The judgment of God can humble thee in a moment. Do it rather willingly; it is no disgrace, for the heathen are His inheritance, and the uttermost parts of the earth His possession. He is King of all kings, and a Lord of all lords. Worship, majesty and power belong to Him, for the Father has made all things subject to Him. He will give His honor to no other, nor His glory to the mighty. He is the Lord and beside Him there is no Saviour.

"If there is any one not satisfied with my statement, let him convince me to the contrary. Victory belongs to truth. The authority of man has no power. To be silent is good at times, but in this case it would be bad. If you have anything to say in your defense, or undertaken a reformation, let me know, for I shall be glad to hear it.

"Finally, I remain a friend of truth and sincerity, and of all those who love them, but a sworn enemy of all lies and hypocrisy. Farewell,

CONRAD WEISER."

September 3, 1743.

During the first decade of Weiser's residence in Pennsylvania his chief interest was centered on the religious questions and movements which agitated the colony at this period. As he

## Deutsche Amerikanische Geschichtsblätter

had been attracted by the Ephrata sect, so he felt himself drawn to the Moravians who appeared at that time in Pennsylvania and developed great missionary activity under such leaders as Bishop Spangenberg and Count Zingendorf. From these he imbibed his deep interest in missionary work among the Indians and the lofty idea of civilizing the latter by conversion and education. Moreover, Zingendorf's beautiful plan of uniting the various German sects and denominations into one general union of Protestant Christians found an enthusiastic advocate and supporter in Weiser.

His greatest and most effective activity Weiser developed, however, in the service of the government of the colony. As early as 1731 his friend Shikellimy, chief of the Six Nations with headquarters at Shamokin, came to Weiser and persuaded him to accompany him (Shikellimy) as his interpreter to the provincial council at Philadelphia. Here Weiser met the official heads of the Province, and from now on to the end of his life he was recognized as the official interpreter of Provincial Pennsylvania, respected and trusted by the Indians as well as by the colonists. For this position he was especially fitted not only by his intimate knowledge of the character, the language and customs of the Indians, acquired when he lived with the Mohawks during his youth, but also by his innate tact, his integrity and his diplomatic skill. In fact, it was Weiser who, by his far-sighted policy, guided the provincial leaders of Pennsylvania in their dealings with the Indians, but also he was instrumental indirectly in shaping the future destiny of the American nation. Or, as Captain H. M. M. Richards in his address on "Our Country's Debt to Conrad Weiser" has ably expressed it:

"By Weiser's instrumentality our country was preserved to English Domination, a work which has placed not only our country but the entire world under the debt which is being so tardily acknowledged.

A great crisis was arising in the affairs of America in 1732, just when the man selected by God to avert it began to take part in the public affairs of Pennsylvania.

“Stretched along a narrow fringe of the Atlantic Ocean were to be found the colonies under dominion of the British crown. Encircling them to the west was a continuous line of strong French forts and outposts, stretching from Canada to the Gulf of Mexico. It was the constant aim of the latter to become masters of the entire land, and they hoped to do so by gradually straightening their offensive lines until, figuratively speaking, they had pushed their opponents into the sea.

“With this vast territory at stake, and with but a limited number of white people available, the co-operation of the Indians became a necessity. Every nerve was stretched by both parties to this end. Whoever should succeed in gaining the red man as an ally was bound to be victorious.

“There were two great aboriginal nations whose friendship and alliance were sought by both parties. Every known means and artifice of the day being used for that purpose.

“One of these was the Delaware tribe, to which may be added the Shawnee, then located to the west in Ohio. The other embraced the Iroquois or Six Nations, comprising the Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga and Seneca tribes, to which, in 1712, was added the Tuscaroras.

“The old legend is that in the distant past Leni Lenape (original people) or Delawares, as they journeyed eastward from the far west were beset by a powerful, hostile tribe on the Mississippi River.

“To overcome their foes they willingly accepted the aid offered by the Mengwe or Iroquois. This alliance continued until the end of the migration eastward, when eventually, the Delawares settled in Pennsylvania while the Iroquois occupied the region along the Great Lakes.

“In time hostilities broke out between the former friends and the Iroquois claimed that they overcame the Delawares fairly in battle and made them their vassals. On the other hand the Delawares asserted that it was through a despicable artifice they consented to allow the Iroquois to become merely their protectors, and, to that end, donned the petticoat of a woman.

“From that day, when the Delawares ascertained how they had been duped there existed a bitter animosity between the two bodies, which nothing could heal.

“The advent of Weiser upon the scene found the Delawares, then a weakened tribe, occupying his own Pennsylvania, with their friends, the Shawnees, largely in the western part, and the Six Nations, or Iroquois, constantly growing in strength, covering all that territory in New York which served as a barrier between the French in Canada and English to the south.

“To accomplish their aim the French were constantly intriguing with all the various Indian tribes to gain them over. Allied with the Iroquois it would seem as if nothing could prevent a successful invasion from the north. Having the Delawares with them they hoped to split the colonies in twain by a raid into Pennsylvania through the gateway of the Upper Susquehanna.

“To bring their plans to naught it devolved upon the English to frustrate them. There was no man living being able to handle this intricate problem save Conrad Weiser. Knowing to the full the strength of the Iroquois, amongst whom he had been brought up, and realizing as well the comparative weakness of the Delawares, amongst whom he lived, he unhesitatingly cast in the lot of the Province with the former, and threw over the latter. He was not blind to the fact that in so doing his beloved Province would be deluged with blood, its people, and his own neighbors massacred, their homes destroyed, their wives and little ones killed or carried into captivity, and the land filled with the cries of widows, orphans and sufferers; and yet, beyond and above all that, he had a vision of victory which would sweep French dominion from North America, to be followed by a free and mighty nation which should shape the destiny and affairs of the entire world.

“There were many steps to this end. For thirty years it was his aim to keep the savage neutral, and it was his wisdom alone which succeeded in so doing. His first step was to induce the Province to recognize the supremacy of the Six Nations. With one foot on the Delawares he caressed the Iroquois and con-

demned the French. In a short time the Governor was persuaded to pursue the same policy.

“The Penns had made it a rule to purchase honestly titles for all property acquired from the Indians. With the advent of the settlers at Tulpehocken in 1723, on the border land, the Iroquois began to realize the value of the land, and demanded payment for the same, claiming that, as masters of the Delawares, it belonged to them and that the latter had no right to sell without their consent. To retain their friendship such payment was made by the advice of Weiser.

“In 1742 a conference was called for the purpose of remunerating the Six Nations for that portion of the land purchased from them in 1736, which lay west of the Susquehanna River. The Delawares were not even invited to attend, but merely told they might be present at their own expense. Complaint was made to the Governor by the Iroquois that people were daily settling on the Juniata Valley lands and spoiling the hunting. He was asked to remove them. This he promised to do but called attention to the fact that a number of Delaware Indians above the source of the Lehigh River, on the Minisink lands, had refused to give peaceful possession of the territory secured by the ‘Walking Purchase.’ Then it was that, turning to the Delawares who were present, the Iroquois Chief, Cannassetego, scathingly accused them of dishonesty, gave them no opportunity to defend themselves, and ordered them to remove immediately. They sullenly withdrew to brood over this insult, which was never forgotten. . . . So, for thirty years there was a semblance of peace and neutrality, with the Delawares and Shawnees gradually drifting into the arms of the French, and the Six Nations becoming firmly anchored to the English through the wisdom and untiring efforts of Conrad Weiser. It was a loaded magazine to which was laid a dangerous fuse. The explosion came with the defeat of Braddock in July, 1755, in his ill-fated and mis-managed expedition against Fort Duquesne, and with it there swarmed into eastern Pennsylvania marauding parties of savages, burning, killing, scalping as they went and causing such

sorrow and misery as we trust may never befall our beloved state again.

“Having secured the friendship of the Six Nations, our country is indebted to Conrad Weiser for his vigilance in preventing the hostile Delawares from penetrating the Blue Range, then the outskirts of settlement, into the lower counties. Had this occurred the progress of civilization would have been kept back for a quarter of a century at least, there would have been no Declaration of Independence, and we would have remained a mere appendage of either Great Britain or France.

“With the opening of hostilities, stockade forts were erected throughout the whole length of the Blue Mountains. A Pennsylvania regiment was formed and Weiser was commissioned a Lieutenant-Colonel on Oct. 31, 1755, and given command of the first battalion, guarding all approaches and defences between the Susquehanna and the Delaware Rivers. Even though small parties of the enemy crept through from time to time, doing much harm before they returned, yet these positions were never permanently forced by any hostile bodies of reasonable size, and all efforts to actually invade Pennsylvania were frustrated.

“The French and Indian War did not end until 1759, but hostilities ceased in Pennsylvania by the end of 1757, and this is but another of the debts owing to Conrad Weiser by his country. Through his wisdom the powerful Six Nations were secured as allies and victory thereby assured the British cause. While this brought about the Delaware outbreak under the banner of France, with much suffering, yet the war had hardly begun when the far-seeing and experienced Conrad Weiser saw the advantages to be gained by diplomatic efforts and peace overtures. Fortunately his views were entirely in accord with those of the dominant Quaker element, whose principles were of peace and not of war, and who were entirely willing to give material sums of money to accomplish the desired result in this way, while they were most unwilling to contribute a farthing towards the necessary expenses of the war. The government at once fell heartily in accord with the project.



“Taking advantage of the mastery claimed by the Six Nations over the Delawares, with the aid of Sir William Johnson, New York, the Iroquois Chiefs were prompted to send messengers to the Delawares and Shawnees reminding them that they were their vassals and asking why they had taken up arms against their friends the English. Conferences were held by Weiser with Teedyuscung, the great Delaware Chief, whose heart was with the English rather than with the French, his aid was secured and at last a great gathering of representatives of both the Six Nations and the Delawares met in conference at Easton, lasting from July 21 to August 7, 1757, which ended most happily, and not only was peace practically assured, but the Delawares were so placated that they went away happy at the thought of a restored manly standing. Teedyuscung was especially honored and deserved it.

“It only remained to secure the final consent of some of the extreme western tribes. To that end the active cooperation of the Moravian Missionary, Frederick Post, was secured, whose tireless labors, in the midst of greatest difficulties and personal danger to himself, finally met with success. The alienation of the Indians from the French was completely effected, resulting in the destruction of Fort Duquesne and total abandonment of the hard fought field of the enemy.”

In view of the fact that Weiser, during his long and successful career had made the greatest sacrifices in the interest of the settlers on the Pennsylvania frontier, the declining years of his life present a rather tragic aspect. Instead of receiving the eternal gratitude of the frontiersmen, he was bitterly criticised for having the Iroquois kept loyal while making enemies of the Delawares. His determination to do justice to the Indians so enraged the frontiersmen who demanded a scalp-bounty that they threatened to kill him. Many turned against him when he accepted the Governor's Commission as Colonel, charging him to organize the defence of the country during the French-Indian war. The French, as was to be expected, offered a reward for his scalp. Many looked upon him with envy, others with suspicion because he was of the Governor's party and served the interests of the

Proprietaries, about whose delay of defensive measures during the French-Indian war the frontiersmen were greatly infuriated.

And yet Weiser was busy day and night in the defence of his fellow citizens; everywhere his forces were repelling the savage Indians in their incursions, for inspite of his failing health, he was as brave, vigilant and active as ever.

On a visit to his farm at Womelsdorf, near Reading, Weiser died suddenly on July 13, 1760, from what was then called a violent colic.

Not until he was gone was it realized by friends and foes what a loss the colony had incurred and many were the expressions of grief and regret. The finest and most lasting tribute was paid him, however, by President Washington who, on a visit to his grave, said :

“Posterity cannot forget his services.”

## Dr. Ernst Hermann Arnold.

Mit dem am 9. März 1929 in Atlantic City erfolgten Ableben des Herrn Dr. E. H. Arnold ist ein höchst interessantes Leben zum Abschluß gekommen, welches in der Geschichte des amerikanischen Deutschtums nicht übersehen werden sollte.

Ernst Hermann Arnold wurde am 11. Februar 1865 in Erfurt, Deutschland, als Sohn des Herrn Dr. Johann Bruno Arnold, Homeopath und zu gleicher Zeit Chef-Ingenieur der königlich-preussischen Eisenbahnen, und Frau Ernestine, geborene Orzafowski, Tochter eines polnischen Flüchtlings, deren Mutter aber deutsch-hugenottischen Ursprungs war, geboren. Sein Großvater Johann Arnold war ein Veteran der napoleonischen Kriege von 1813—1814 und Gendarmereioffizier in Halle. Man kann sich deshalb leicht vorstellen, welche verschiedenartigen Einflüsse auf die geistige Entwicklung des jungen Mannes eingewirkt haben müssen.

Arnold erhielt seine erste vorbereitende Erziehung in der Realschule in Halle, kam im Jahre 1883 nach Amerika und fand sofort Anstellung an der Amerikanischen Turnerzeitung in Milwaukee, für welche er litterarisch wie auch als reisender Vertreter bis zum Jahre 1887 tätig war. Im Jahre 1888 erhielt er sein Zeugnis als Lehrer von der Normal-Turnlehrerschule in Milwaukee und sofort eine Anstellung als Turnlehrer in Trenton, N. J. Dort verblieb er bis zum Jahre 1891, um dann in Halle und Leipzig Orthopädie zu studieren, worauf er seine medizinischen Studien an der Yale Universität fortsetzte. Nach weiterem Studium in Halle und Leipzig erhielt er eine Anstellung als Direktor der New Haven Normalschule für Gymnastik, während welcher Zeit er ebenfalls als Arzt praktizierte und seine besondere Aufmerksamkeit der orthopädischen Wundarznei widmete. Infolge seiner besonderen Fähigkeiten in diesem Gebiete wurden ihm manche Ehren zuteil, so zum Beispiel auch die Ernennung zum Chef der New Haven Orthopädie Dispensary und Lehrer Klinischer Wundarznei an der Yale Universität. Während des Weltkrieges diente er als Vorisiter des Ko-

mittees für Rekonstruktionserziehung der medizinischen Abteilung der Armee der Ver. Staaten.

Dr. Arnold verneinte in keiner Weise seine deutsche Abstammung und beteiligte sich in lebhafter Weise an den Wohltätigkeitsbestrebungen zu Gunsten der darbedenden Bevölkerung und besonders die Kriegsbeschädigten, wofür die deutsche Regierung ihn besonders ehrte.

Auch als Schriftsteller war Dr. Arnold sehr tätig und viele seiner erzieherischen Werke wurden in den Kreisen der medizinischen Profession hoch anerkannt und vielfach als Lehrbücher verwendet.

Dr. Arnold heiratete im Jahre 1889 Fräulein Marie Nagel, die Tochter von August und Marie Nagel, in Trenton, N. J., welcher Ehe zwei Kinder entsprossen, Marie Ernestine, verheiratet mit Joachim Heinrich Meyer, und Dr. S. Bruno Arnold, welche mit der Mutter den Verstorbenen überlebten.

Dr. Arnold war ein Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois und gehörte vielen ärztlichen und anderen Vereinigungen an, wie auch der Steuben Gesellschaft von Amerika. Unsere Gesellschaft hat durch seinen Tod ein treues Mitglied verloren, dessen tatenreiches Leben vielen Deutsch-Amerikanern als Beispiel dienen sollte.

---

### Charles A. Wacker.

Nach einem langen, inhaltsreichen und erfolgreichen Leben hat der Schnitter Tod am 31. Oktober 1929 uns eins unserer besten Mitglieder entrisen, Charles S. Wacker, welcher der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois seit ihrer Gründung im Jahre 1900 angehörte und unsere Arbeiten und Bestrebungen immer in der freigebigsten Weise unterstützte.

Geboren am 29. August 1856 in Chicago als Sohn von Friedrich und Catharina (Hummel) Wacker, besuchte Charles S. Wacker hier in Chicago die öffentlichen Schulen und später die Lake Forest Academy, um dann zum Abschluß seiner akademischen Erziehung seine Studien in Stuttgart, Deutschland, und an der

Universität in Genf in der Schweiz fortzusetzen. Von 1876 bis 1879 bereiste er dann Europa, Afrika und die gesamten Vereinigten Staaten und kehrte dann nach Chicago zurück, um praktisch in das Leben einzutreten. Seine Karriere begann er als Laufbursche in einer Getreide-Maklersfirma, aber bereits im Jahre 1880 schloß er sich seinem Vater an in der Gründung der Mälzerei — Friedrich Wacker and Son —, aus welcher später die Wacker & Birk Brewing and Malting Company entstand. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1884 wurde Charles S. Wacker Präsident und Schatzmeister dieser Firma, welche Stelle er bis zum Jahre 1889 einnahm, in welchem Jahre das ganze Unternehmen an das englische Syndikat verkauft wurde. Herr Wacker war auch mehrere Jahre lang Präsident der McEvoy Brewing Company und nachdem er alle seine Interessen in diesen Unternehmungen veräußert hatte, widmete er sich zuerst besonders der Chicago Heights Land Association und der Chicago Heights Terminal Transfer Railroad Company. Er war fernerhin Direktor in mehreren sehr großen Geschäftsunternehmungen, wie z. B. der Corn Exchange National Bank, der Illinois Merchant Trust Company, der Calumet & Chicago Canal & Dock Company, der Chicago Title & Trust Company, der Republic Iron and Steel Company und der Chicago Auditorium Association.

So sehr er auch an der Entwicklung von geschäftlichen Unternehmungen interessiert war, so schenkte er aber noch größeres Interesse kommunalen Entwicklungen. Während seines ganzen Lebens schenkte er sozialen Entwicklungen die größte Aufmerksamkeit und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Zeit für solche Angelegenheiten zur Verfügung zu stellen. Frühzeitig während der Zeit der World's Columbian Exposition (Weltausstellung von 1893) diente er als Direktor derselben in hervorragender Weise.

Für über zwanzig Jahre stand er an der Spitze der Bewegung, Chicago zur wirklichen und der schönsten Gartenstadt der Welt zu machen, und so wurde er im Jahre 1909 Vorsitz der damals geschaffenen Chicago Plan Commission. Der Originalplan für die Verbesserung und Entwicklung der Stadt rührte allerdings von dem berühmten Architekten Daniel Hudson Burnham her und war auf Veranlassung des City Club of Chicago ausgearbeitet worden.

Als der Plan der Stadtverwaltung unterbreitet worden war, ernannte Mayor Bisse Charles S. Wacker zum dauernden Vorsitz der Commission, und was Herr Wacker in dieser Stellung ausführte, wurde von der Stadt und der ganzen Bevölkerung in solcher Weise anerkannt, daß noch zu seinen Lebzeiten die umgebaute South Water Street auf seinen Namen umgetauft wurde.

Während der Jahre 1904 und 1905 war Charles S. Wacker Vize-Präsident und dann Präsident des Merchants Club, und unter seiner Leitung als solcher wurden viele Verbesserungen in der Stadtverwaltung vorgeschlagen und durchgeführt, die allgemeinen Anklang fanden.

In Verbindung mit diesen Arbeiten für das öffentliche Wohl der Stadt übernahm Herr Wacker auch die Leitung der Chicago Relief and Aid Society, aus welcher sich das Chicago Bureau of Charities entwickelte, dessen erster Präsident Herr Wacker war. So war er ebenfalls ein Direktor des Chicago Chapters des American Red Cross, des Chicago Council of Social Agencies und der Illinois Social Hygiene League, wie er auch in einer Menge weiterer Wohltätigkeitsanstalten und Unternehmungen regen Anteil nahm.

Um sein Interesse für Kunst und künstlerische Bestrebungen zu zeigen sei hier nur angedeutet, daß er Jahre lang mit dem Art Institute of Chicago in leitender Stelle verbunden war, er wurde zum Ehrenmitglied des Chicago Chapter of the American Institute of Architects erwählt, er war Mitglied des „Palette und Chisel Club“, der Artists Guild, des Arts Clubs, der Cliff Dwellers, und ein lebenslängliches Mitglied des Field Museum of Natural History. Jahre lang war er im Direktorat der Auditorium Association, war einer der Männer, die den Garantiefund für das Theodore Thomas Orchester zusammenbrachten und dadurch das Chicago Symphony Orchester zu einer Möglichkeit machten; er war Direktor der Civic Music Association und der Chicago Band Association, Ehrenpräsident des Chicago Singvereins.

Daß er seine deutsche Abstammung nicht vergaß, geht daraus hervor, daß er auch in allen bedeutenden deutsch-amerikanischen Unternehmungen eine führende Rolle spielte. Er war Mitglied des Schwaben-Vereins und der Turngemeinde, deren Arbeiten und

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Ziele er in jeder nur möglichen Weise förderte. Beim Ausbruch des Weltkrieges war er Präsident der Deutsch- und Oesterreich-Ungarischen Hilfs-gesellschaft und war auch in der Nachkriegszeit immer bereit, mit offener Hand alle unternommenen Hilfsaktionen zu unterstützen.

Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten seiner weit ausgedehnten Tätigkeit einzugehen, doch sei hier noch angegeben, daß er den folgenden Clubs angehörte: Chicago, Commercial, University, Union League, Bankers, Chicago Athletic, German, Germania, Racquet, Mid-Day, Froquois, Outwentsia, City Club, Lake Geneva Country, Chicago Yacht und Lake Geneva Yacht Club.

Trotz all der gewaltigen Erfolge in seinem Leben, trotz all der Ehren, mit welchen er überhäuft wurde, blieb Charles S. Wacker immer der leutselige Mann, der auch mit dem geringsten seiner Mitbürger in demokratischer Weise zu verkehren verstand, und sich dadurch eine große Zahl von Freunden in allen Lebenskreisen schuf.

Charles S. Wacker war zweimal verheiratet, er heiratete seine erste Frau, Ottlie M. Glade, im Jahre 1887, welche ihm am 26. Oktober 1904 durch den Tod entrißen wurde. Dieser Ehe entstammten drei Kinder: Frederick G. Wacker, Charles S. Wacker, Jr., und Frau Rosalie Wacker Zimmermann. Am 19. März 1919 heiratete er Frä. Ella Todtmann, welche ihn mit seinen Kindern aus erster Ehe überlebte.

Eine dauernde schwere Erkrankung zwang den tätigen Mann, sich im Jahre 1926 von jeder aktiven Arbeit zurückzuziehen, aber mit ungebrochenem Mutte hielt er am Leben fest, bis er am eingangs angegebenen 31. Oktober 1929 in Lake Geneva, Wisconsin, seinem Sommerheime, durch den Tod von seinen Leiden erlöst wurde. In unauffälliger Weise, wie er gelebt, wurde er am 2. November desselben Jahres auf dem Graceland Friedhofe in Chicago zur letzten Ruhe gebettet.

Mit dem Ableben von Charles S. Wacker ist ein reiches Leben zum Abschluß gekommen, welches einen dauernden Platz im Andenken seiner vielen Freunde, in der Geschichte des Chicagoer Deutschthums und in der Geschichte seiner Vaterstadt behalten wird.

Leo Ernst.

Mit dem Tode von Leo Ernst ist ein Mann aus dem deutschen Leben Chicagos getreten, der sich in allen Kreisen, den deutschen sowohl wie den amerikanischen, des höchsten Ansehens erfreute und von seinen Freunden, besonders denjenigen, die ihn näher kannten, aufs Höchste geschätzt wurde wegen seines menschenfreundlichen Wesens, seiner stillen Wohlthätigkeit und seiner zurückhaltenden Bescheidenheit, die jede offene Anerkennung scheute.

Geboren am 6. November 1853 in Baden, Deutschland, besuchte er dort die öffentlichen Schulen und kam dann mit seinen Eltern im Jahre 1865 nach Chicago, wo er in dem berühmten Dyrenforth'schen Business College seine Erziehung vervollständigte. Jedermann, der die Gründlichkeit der Erziehung kennt, die den Schülern in Dyrenforth's College zuteil wurde, weiß, daß damit für einen Mann wie Leo Ernst die Grundlage und der Wunsch für weitere Selbsterziehung gelegt wurde und das praktische Leben machte einen Mann aus ihm, dessen Rat in allen Lebenslagen gerne eingeholt wurde.

Leo Ernst begann seine geschäftliche Tätigkeit in den Bankgeschäften von Henry Greenebaum, wo er drei Jahre lang blieb, um dann als Buchhalter in die Brauerei von Bartholomae & Leicht einzutreten. Dort arbeitete er acht Jahre lang und erlernte das Brauereigewerbe aufs gründlichste. Er wurde dann Geschäftsführer einer Brauerei in Philadelphia, wo er von 1882 bis 1884 verblieb, um dann nach Chicago zurückzukehren, um mit seinen Brüdern Charles E. und Otto die Ernst Brothers Brewing Company zu gründen, deren Präsident er bis zum Jahre 1890 blieb. Er wurde dann Präsident der Independent Brewing Association, nun die Prima Company und auch als die Primalt Products Company bekannt, deren Geschäfte er bis zu seinem Ableben leitete.

Trotzdem Leo Ernst geschäftlich eine bedeutende Rolle spielte, so fand er doch Zeit, sich wenn auch in stiller Weise politisch zu betätigen, ohne jedoch, wie so viele andere in seiner Lebensstellung, sich um politische Vorbeeren zu bemühen, doch war er in dem Kampfe für persönliche Freiheit einer der mächtigsten Führer. Er war ein sehr belesener Mann und interessierte sich besonders für deutsche



und amerikanische Geschichte, Politik und Volkswirtschaft, was ihm in vielen Fällen gut zu statten kam. Während des Krieges beteiligte er sich lebhaft an allen Angelegenheiten, die im Interesse des deutschen Kulturgedankens veranstaltet wurden und vertrat den Standpunkt, der heutzutage von allen eingeweihten und Gerechtigkeit liebenden Leuten vertreten wird. Er wurde deshalb von vielen Seiten scharf angegriffen, was ihn aber nicht hinderte, in ruhiger Weise seine Prinzipien zu verteidigen. Die sich während und nach dem Kriege entwickelnden Verhältnisse und Anschauungen, draußen sowohl wie hier in den Vereinigten Staaten, dem Lande, welches er als sein wirkliches Vaterland betrachtete, bereiteten ihm ernste Enttäuschungen, so daß er sich von jeder öffentlichen Betätigung zurückzog, wodurch er von vielen Seiten als ein verbitterter Einsiedler betrachtet wurde, was er in Wirklichkeit aber nicht war, denn im Stillen half er seinen in Bedrängnis geratenen Freunden und Bekannten in solcher Weise, wie es seine Verhältnisse gestatteten.

Er hatte sich im Jahre 1893 mit Frä. Louise C. Fuerst verheiratet, aus welcher Ehe vier Söhne entsprangen: Norman, Hilmar, Wainwright und Matthew. Er war ein liebevoller Gatte und Vater, dessen Andenken von seinen Hinterbliebenen und Freunden in herzlichster Weise niemals vergessen werden wird. Er starb am 16. Dezember 1929 und wurde am 18. Dezember auf dem Rosehill Friedhofe zur letzten Ruhe beigesetzt.

---

#### August Queders.

Mit dem am 18. Dezember 1929 erfolgten Tode August Queders ist eine der interessantesten Personen aus dem deutsch-amerikanischen Leben Chicagos geschieden, ein Mann, welcher durch eigene Tatkraft sich von der Stelle eines einfachen Arbeiters zum hoch angesehenen Manne emporgearbeitet hatte, ein Mann, welcher in seinem langen Leben nicht die Leiden und Entbehrungen vergaß, die er selbst durchzumachen hatte und deswegen die Lage solcher Menschen zu beurteilen wußte, denen das Schicksal nicht zu hold gewesen.

August Queders wurde am 24. August 1853 in Arnstedt, Schleswig-Holstein, geboren und kam im Jahre 1868 mit seinen

Eltern nach Chicago, wo er seine Kenntnisse, die er zuerst in einer guten Schule in seiner Heimat erworben, auszuweiten suchte. Da aber die Eltern nicht mit Glücksgütern überhäuft waren, mußte er frühzeitig an die Arbeit gehen und arbeitete zuerst 7 Monate lang für die damals gut bekannte Firma Schober und Heinemann, später als Aufstreicher für W. Reason und machte zu der Zeit seine ersten bemerkenswerten Erfahrungen während des Chicagoer Feuers, welches er voll und ganz miterlebte, da er sich trotz seiner Jugend ernst am Rettungswerk beteiligte. Er hatte sich frühzeitig dem Aurora Turnverein angeschlossen und wurde durch seine übermäßige Stärke bald in weiteren Vereinskreisen bekannt, was ihm auch die Gelegenheit gab, sich frühzeitig im politischen Leben zu betätigen.

Im Jahre 1874 wurde er auf Empfehlung seiner Freunde bei der städtischen Polizei angestellt, wo er sich einen ausgezeichneten Namen erwarb und wo ihm weitere Gelegenheit gegeben wurde, seine Bekanntschaftskreise auszuweiten. Während er als Polizist, größtenteils in der unteren Stadt und im Bezirk an der Harrison Straße diente, lernte er seine künftige Frau, Fräulein Lena Freese kennen, mit der er im Jahre 1879 die Ehe schloß und mit welcher er in glücklicher Ehe bis zu ihrem Tode zusammenlebte.

Im Jahre 1882 resignierte er vom Polizeidienst und trat eine Stelle als Agent bei der Westside Brewery an, wodurch sein Bekanntenkreis auch weiterhin vermehrt wurde und ihm die Gelegenheit geboten wurde, praktisch in die Politik einzutreten. Jeder, der sich erinnert, was in diesen Jahren die Stelle eines Brauereiaagenten bedeutete, kann sich leicht erklären, was dies für den ehrgeizigen und strebsamen August Lueders bedeutete. Nach einigen Jahren, während welchen er in Gesangs- und Turnervereinen und auch besonders in Wirtskreisen eine führende Stelle eingenommen hatte, trat er in die Dienste der Manhattan Brewery und wurde einer der Führer und der offizielle Vertreter des Chicagoer Wirtsvereine, wie auch des staatlichen Wirtsverbandes und ebenfalls in der nationalen Wirtsbewegung, welche damals bereits einen schweren Kampf gegen die „blauen“ Gesetze und Prohibition zu kämpfen hatten.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

In diesen Jahren wurde er auch Ehrenmitglied des Schleswig-Holsteiner Vereins von Cincinnati, er gehörte dem schleswig-holsteinischen Veteranenverein von 1848—1850 an und leitete die fünfzigjährige Erinnerungsfeier an die schleswig-holsteinische Revolution hier in Chicago.

Auch in den Freimaurerkreisen spielte August Rueders eine führende Rolle. Frühzeitig hatte er sich der Lessing-Loge No. 551 dieser Vereinigung angeschlossen. Infolge seines Einflusses unter den deutsch-amerikanischen Stimmgebern wurde er im Jahre 0000 zum Mitglied der Wahlbehörde von Cook County ernannt und versah dieses Amt in redlicher und anerkannter Weise.

Betrauert von der großen Zahl seiner Freunde von fern und nah wurde er am 21. Dezember 1929 in Waldheim zu Grabe getragen. Er hinterließ einen Sohn, Dr. Walter F. Rueders und mehrere Enkelkinder. Mit seinem Tode verlor die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois ein liebes Mitglied.

---

### Carl C. Koeßler.

Carl C. Koeßler, im Jahre 1872 in Langenburg, Deutschland, geboren, widmete sich nachdem er in Deutschland die öffentlichen und höheren Schulen absolviert hatte, dem Hotelwesen und diente von der Pike auf, wie die Kundschaft ist, indem er als Lehrling und Kellner in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz und in Italien tätig war, wodurch er sich einen reichen Sprachenschatz und gediegene Kenntnisse in dem von ihm erwählten Lebensberufe eignete. Er kam im Jahre 1894 von Wien, Oesterreich, nach Chicago, wo er in die Verwaltung des berühmten Bismarck Hotel eintrat. Er verblieb dort 8 Jahre, um dann mit Herrn Max A. Reich die Verwaltung des Congress Hotels zu übernehmen, worauf die beiden Herren unter dem Namen Koeßler & Reich das Atlantic Hotel (früher Kaiserhof genannt) gründeten.

Herr Koeßler verstand es durch sein freies und aufmunterndes Wesen sich Freunde in allen Gesellschaftskreisen zu schaffen, Freundschaften, die ihm bis an sein Lebensende treu blieben. Er nahm lebhaften Anteil an allen deutschen Bewegungen in Chicago und in den Ver. Staaten und gehörte den einflussreichsten Gesellschaften

an, was ihm bei seinem hilfsbereiten Herzen gut zu statten kam. Öffentlich und im Stillen half seine freigebige Hand einem Jeden, den er der Hilfe würdig fand, obgleich er dabei in mancher Weise ausgenützt wurde, was ihn aber nicht abhielt, weiter zu helfen, wo es not tat.

Während der Jahre 1914 bis 1917 war er ein Direktor der Deutschen und Oesterreich-Ungarischen Hilfsgesellschaft, später in der Nachkriegszeit war er in jeder Hilfsaktion zu finden, um der Not in Deutschland, Oesterreich, Ungarn und überall wo die Notlage in deutschen Kreisen Unterstützung forderte, nach Kräften abzuhelpfen.

Herr Koehler gehörte eine Reihe von Jahren der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois an und unterstützte die Gesellschaft in praktischer und selbstloser Weise bis an sein Lebensende.

Herr Koehler heiratete im Jahre 1898 eine Verwandte, Friederike Koehler, welche ihn mit einem Sohne, Ernst Koehler, welcher sich ebenfalls dem Hotelwesen widmete und in die Fußstapfen seines Vaters trat, überlebte.

Carl C. Koehler starb am 23. Februar 1930 und wurde am 24. Februar auf dem Graceland Friedhofe zur letzten Ruhe beigelegt. Mit seinem Ableben hat die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois, wie auch das gesamte Deutschtum der Stadt Chicago, einen seiner besten Freunde verloren, dessen Andenken ihn für Generationen überleben wird.

---

### Fred R. Minuth.

Nach einem reichen, inhaltsreichen, mühe- und sorgenvollem Leben ist Fred R. Minuth am 16. März 1930 in Grand Haven Michigan, wo er seit 24 Jahren sein Heim machte, nach langwieriger Krankheit im Alter von 76 Jahren gestorben. Mit ihm hat die deutsche Zeitungswelt in Amerika einen Mann verloren, der sich von keinen Hindernissen abschrecken ließ, immer wieder mit neuer Energie und Tatkraft die Feder zu ergreifen, um sein gewaltiges Wissen und seine gründlichen Kenntnisse zum Gemeingut des gesamten Volkes zu machen. Wie so vielen anderen deutschen

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Schriftstelleru war es auch ihm nicht vergönnt, goldene Lorbeern zu pflücken, aber sein Name wird mit an erster Stelle stehen, wenn einst eine würdige Geschichte des deutschen Journalismus in Amerika geschrieben werden wird.

Fred. A. Minuth wurde am 5. Januar 1854 als Sohn des Landwirts Hermann Minuth in Brüsterort in Ostpreußen geboren und erhielt eine recht gute Erziehung in den öffentlichen Schulen seiner Heimat, die er durch den Besuch der Universität in Königsberg vervollständigte. Früh wandte er sich der journalistischen Tätigkeit zu, indem er zuerst für die Königsberger Allgemeine Zeitung arbeitete. Bald aber gründete er mit einigen Freunden die „Ostpreussische Grenzzeitung“ in Birkfallen, welche heute noch besteht. Da ihm jedoch die dortigen Verhältnisse nicht das gewünschte Fortkommen boten, kam er im Jahre 1888, nachdem er ein und ein halbes Jahr in Holland gewesen war, zum ersten Male nach Amerika. Im Januar 1890 verheiratete er sich mit Mathilde geb. Blaid aus Hirzau in Württemberg in Philadelphia. Seine erste Frau, die er in Deutschland geheiratet hatte, war nach ungefähr vierjähriger Ehe im Jahre 1884 gestorben. Im Jahre 1894 war er Redakteur an der „Philadelphia Gazette“. Im Jahre 1897 ging er mit seiner Familie zurück nach Deutschland. Infolge seiner großen mechanischen Begabung erhielt er eine Anstellung als Ingenieur in Essi-Chefir in der asiatischen Türkei. Dort hatte er große Aussichten sich eine feste Zukunft zu gründen, aber das Klima war zu ungünstig für ihn und er sowohl wie seine ganze Familie erkrankte an der Malaria, sodaß er fast mittellos seine Stelle aufgeben mußte und war er gezwungen, fast zwei Monate lang mit Frau und Kindern im deutschen Hospital in Konstantinopel zu verbleiben, bis es ihnen möglich wurde, wieder nach Deutschland zurückzuzufahren. Zuerst ging er mit seiner Familie zu seinen Schwiegereltern im Schwarzwald, nahm dann eine Stelle bei Siemens & Halske an, wo er aber nicht lange verblieb und reiste er im Frühjahr 1899 zum zweiten Male nach Amerika. Die Familie blieb zwei Jahre im Schwarzwald, bis sie sich wieder mit dem Vater und Gatten vereinigen konnte.

Zuerst versuchte Minuth sich durch die Gründung der „Zeitungskorrespondenz für Nordamerika“ unabhängig zu machen.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

aber das Unternehmen war nur von kurzer Dauer. Da er bestimmte und feste Ansichten hatte und stets für seine eigene Meinung offen und ehrlich eintrat, so gelang es ihm nicht, irgendwo festen Fuß zu fassen und mußte er solche Arbeiten, nicht immer auf journalistischem Gebiete, aufnehmen, wo sie sich boten. Im Jahre 1906 kaufte er eine Farm in der Nähe von Grand Haven, Mich., doch gelang es ihm nicht, dieselbe in passender Weise zu entwickeln, da ihm die Mittel dazu fehlten und auch weil der sandige Boden, grundverschieden von dem seiner Heimat Erde, nicht zu verarbeiten war, wie er erhofft hatte.

Zimmer wieder kehrte Minuth zur Journalistik zurück und gründete dann die Monatschrift „Der Deutsche Kulturträger“, eine Zeitung, in welcher er seinen Standpunkt und seine Lebenserfahrung zur Geltung zu bringen hoffte. Da ihm aber die ersehnte Unterstützung ausblieb (und der Weltkrieg ausbrach), so mußte er auch dieses Unternehmen nach etwa zwei Jahren aufgeben.

Im Jahre 1916 redigierte er für kurze Zeit die „Illinois Staatszeitung“ und schrieb geschichtliche und wissenschaftliche Aufsätze für verschiedene Zeitungen, wie auch zum Beispiel für die Chicaguer Abendpost und Sonntagspost, welche allgemeinen Anklang fanden.

Sein zunehmendes Alter machte es ihm unmöglich, mit jüngeren Kräften zu konkurrieren und so konnte er keine Stellung in einer mechanischen Werkstatt, die ihm angeboten worden war, annehmen. Er sah sich nach weiterer Beschäftigung um, doch das Glück war ihm nicht hold, da ihm der finanzielle Hintergrund fehlte. So zog er sich in sein Heim in Grand Haven zurück, wo ihm seine Bücher und Versuche und fortgesetzte Korrespondenzen mit leitenden Persönlichkeiten in Deutschland und Amerika eine gewisse geistige Befriedigung schafften und ihm seinen Lebensabend verschönert hätten, wenn die ewige Geldnot nicht das bittere Gewürz gewesen wäre. Während der letzten drei Monate war er meistens ans Bett gefesselt, so daß sein Tod für ihn eine wirkliche Erlösung war.

Er hinterließ seine Witwe, Mathilde geb. Blaik, drei verheiratete Töchter und fünf Söhne und sechs Enkelkinder, die zusammen mit seinen Freunden das Ableben des charakteristischen Mannes tief betrauern.

Dr. Ludwig Hermann Abele.

Mit dem Ableben des Herrn Dr. Ludwig Hermann Abele ist einer jener stillen und bescheidenen deutschen Gelehrten aus unserer Mitte geschieden, auf welche das Deutschtum Chicago stolz sein kann. Er war ein Mann, welcher sich in keiner Weise vorzudrängen versuchte, aber um so mehr geschätzt und angesehen war bei denjenigen, die ihn näher kannten.

Er wurde am 6. Juli 1865 in Konstanz am Bodensee als Sohn des dortigen Oberzollinspektors Ludwig H. Abele und dessen Frau Maria H. geborene Schaller geboren, besuchte in seiner Heimatstadt die öffentlichen Schulen und das städtische Gymnasium, um dann seine Erziehung an der Universität Freiburg i/Br. fortzusetzen. Er promovierte im Jahre 1891 und war dann bis zum Jahre 1893 Arzt beim Norddeutschen Lloyd, worauf er dann in München die Augenheilkunde als Spezialfach aufnahm und Assistent an der dortigen Universitätsklinik wurde. Vom Jahre 1895 bis 1898 war er zuerst erster Assistent an der egl. Universitätsklinik in Königsberg und dann zwei Jahre Oberarzt daselbst.

Dr. Abele verheiratete sich am 4. Februar 1901 mit Frä. Antonie G. Ruernberg und kam dann im Jahre 1903 nach Chicago, woselbst er sich als Augenspezialist niederließ. Vom Jahre 1909 bis 1917 war er Vertrauensarzt beim deutschen Generalkonsulat, welche Stelle er infolge des Eintritts der Ver. Staaten in den Weltkrieg niederlegen mußte.

Als Arzt gehörte er dem Stabe des Post-Graduate Hospitals, des St. Joseph, des Mexican Brothers, des Grant und des Evangelical Diaconissen Hospitals an.

Dr. Abele unterstützte in lebhafter Weise alle berechtigten deutschen Bestrebungen in der Stadt und unterstützte die Wohltätigkeitsbestrebungen im Interesse der Notleidenden in Deutschland und Oesterreich-Ungarn in finanzieller und ratgebender Weise, wodurch er in eifriger Weise von seiner hochgeschätzten und wohl bekannten Frau Gemahlin aufs Beste unterstützt wurde.

Mit seinem plötzlich und unerwartet am 12. April 1930 in Florida erfolgten Tode, wohin er sich zu seinem üblichen Frühjahrsurlaub seit den letzten 12 Jahren begeben hatte, verlor das Deutsch-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

tum Chicagos eines seiner besten und hochgeschätzten Mitglieder und die Deutsch-Amerikanisch-Historische Gesellschaft von Illinois einen guten Freund und liebes Mitglied. Seine Leiche wurde auf dem Graceland Friedhofe eingäschert und wird die Urne dort für ein späteres Begräbnis in Deutschland aufbewahrt. An seinem Sarge hielten Dr. Harvey von der Crane Company, für welche Gesellschaft er seit 21 Jahren die Augenfälle behandelt hatte, Herr Dr. Curt Ossendorff von der Deutschen Medizinischen Gesellschaft, und Consul Dr. Schueller vom Deutschen Generalkonsulat hier treffende Ansprachen, in welchen dem Verstorbenen die ihm gebührende Anerkennung als Nachruf ausgesprochen wurde.

---

### Henry Schoellkopf.

Auf der Heimreise von Deutschland begriffen, wohin er sich zur Wiedererlangung seiner Gesundheit begeben hatte, ist Henry Schoellkopf am 16. April 1930 auf hoher See unerwartet vom Tode ereilt worden. Jahre lang hatte Henry Schoellkopf gelitten, aber mit ungebrochenem Mute alles versucht, seine körperliche Frische wiederherzustellen, um auch weiterhin seine volle Kraft und Energie den vielen Unternehmungen widmen zu können, an welchen er Interesse nahm, viele darunter für deutsch-amerikanische Bestrebungen, in welchen er eine hervorragende Rolle spielte.

Henry Schoellkopf wurde am 27. April 1866 als Sohn von Henry und Emma Schoellkopf, alten Chicagoer Pionieren hier geboren, erhielt seine erste Erziehung in der berühmten Privatschule von Prof. J. B. Lauth, besuchte dann die Universität Chicago und graduierte späterhin vom Union College of Law der Northwestern Universität.

Sein Vater hatte im Jahre 1851 hier in Chicago ein Colonialwarengeschäft gegründet, welches bald eine wohlbekannte und gern besuchte Zusammenkunftsstelle für das hiesige Deutschtum und auch für viele hier geborene Amerikaner wurde, welche dort viele von Deutschland und Europa eingeführte Waren finden konnten, die im Allgemeinen sonst nicht hier zu finden waren. Das Geschäftshaus wurde während des Chicagoer Feuers zerstört, aber sofort nach dem



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

großen Brande wieder eröffnet. Nach dem Tode des Vaters übernahm Henry Jr. die Leitung des Unternehmens, bis dasselbe im Jahre 1920 geschlossen wurde und der junge Mann sich dann vollständig der Verwaltung des von seinem Vater ererbten Grundeigentums widmete, neben den vielen deutsch-amerikanischen Unternehmungen, die ihm besonders am Herzen lagen.

Herr Schoellkopf war ein eifriger Turner und gehörte Jahre lang der Chicago Turngemeinde an. In der Vorkriegszeit und auch während des Krieges vertrat er mit anderen Herren, trotz der schwierigen Verhältnisse, deutsche Kulturzwecke und opferte Zeit und Geld für die Erhaltung des deutschen Theaters hier in Chicago. Er war in allen Wohlfahrtsbewegungen für die Kriegssopfer in Deutschland und Oesterreich rege tätig und brachte es durch sein Beispiel fertig, daß auch andere, fern stehendere Kreise ihre Unterstützung nicht verjaagten.

Henry Schoellkopf war ein treues Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois und war immer bereit mit finanzieller Unterstützung, wenn die Not es forderte, um die Druckkosten für unser Jahrbuch zu decken.

Er war Mitglied des Chicago Real Estate Boards, lebenslängliches Mitglied der Chicago Historical Society, Mitglied des Art Institute von Chicago, des Field Museum of Natural History und des Germania Clubs.

Mit seinem Ableben ist eine interessante Persönlichkeit aus dem Leben Chicagos geschieden, betrauert von seinen vielen Freunden, seinen Schwestern und seiner Frau Gemahlin, mit welcher er vor zwei Jahren die Ehe geschlossen hatte.

---

### Professor Karl Pietsch.

Mit dem Ableben von Professor Pietsch hat die deutsche Wissenschaft in Amerika, sowie unser Volkstum in weiterem Sinne einen der besten Vertreter verloren.

In einer kurzen biographischen Skizze hat uns Pietsch selbst erzählt, daß er am 4. Januar 1860 in Stettin geboren war, die Schulen seiner Vaterstadt besuchte und dann auf der Universität

Berlin 3 Jahre lang neuere Sprachen studierte. Im Herbst 1887 bestand er sein Dokorexamen und ging dann daran, sich für das Staatsexamen vorzubereiten, als er die Bekanntschaft von Enos M. Barton, dem Präsidenten der Western Electric Co. von Chicago, machte, der seine Frau und drei Kinder nach Berlin zur weiteren Erziehung gebracht hatte und Pietisch bat, den Unterricht der beiden älteren Kinder zu übernehmen. Schon nach der dritten Stunde machte ihm Barton den Vorschlag nach Amerika zu kommen, wo er ihm eine Privatschule gründen wolle. Da die Aussichten auf eine baldige Anstellung in Deutschland bei der damaligen Ueberfüllung des Lehrfaches sehr gering waren, so ging Pietisch auf den verlockenden Vorschlag gerne ein und wanderte im Herbst 1889 nach Amerika aus und folgte seinem Gönner nach Chicago, wo er den Unterricht der Barton'schen Kinder zunächst fortsetzte. Bald sah er jedoch ein, daß er zum Leiter einer Privatschule nicht geeignet sei, und als sich die Gelegenheit bot, an der kürzlich gegründeten Newberry Library durch den Einfluß Bartons anzukommen, nahm er die Stelle mit Freuden an.

Er bekleidete sie bis zum Jahre 1896, wo er einen Ruf als Lehrer des Französischen an der jungen University of Chicago erhielt. Auch den Unterricht im Spanischen übernahm er und widmete sich dieser Sprache, für die durch den spanisch-amerikanischen Krieg und den Erwerb der Philippinen ein Bedürfnis entstanden war, schließlich ganz und mit großem Erfolg. Seinen Schülern eine oberflächliche Kenntniss des Spanischen zu geben, wie es seit der Verdrängung des Deutschen während des Weltkriegs Mode ward und heute noch ist, genügte ihm nicht. Sein Hauptziel war von Anfang an auf die Ausbildung von Lehrern gerichtet, und dabei kam ihm die gründliche philologische Ausbildung, die er in Berlin unter der Leitung des berühmten Romanisten Tobler genossen hatte, vorzüglich zu statten.

Im Jahre 1900 unternahm er eine längere Reise nach Spanien, um in den Bibliotheken dort Material für seine späteren wissenschaftlichen Werke zu sammeln. So entstanden seine meisterhaften syntaktischen Forschungen und die Herausgabe der Spanischen Gral-Fragmente, die seinen Ruf als führender Gelehrter weithin trugen. Unter seinen fortgeschrittenen Schülern, die ihn liebten

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

und verehrten, befindet sich heute eine Anzahl Professoren des Romanischen an anderen Universitäten.

Seit 1901 war ihm die provisorische Leitung der romanischen Abteilung an der Chicagoer Universität übertragen worden, legte sie aber im Jahre 1908 nieder, um, wie er sagte, einer jüngeren Kraft Platz zu machen. Im Jahre 1925 ließ er sich pensionieren und kehrte nach Deutschland zurück, wo er am 1. April dieses Jahres starb.

Trotz den Anfeindungen, die Professor Pietsch, wie jeder Deutsche in akademischer Stellung während des Weltkrieges zu erdulden hatte, blieb er seinem Deutschtum treu, vorbildlich als Charakter und als großer Gelehrter eine Zierde deutscher Wissenschaft, der Amerika so viel verdankt.

## Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

### Bericht des Schriftführers.

Infolge widriger Verhältnisse wurde keine Generalversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois im vergangenen Jahre einberufen und die Geschäfte der Gesellschaft von den bisherigen Beamten in üblicher Weise weitergeführt.

Das im vergangenen Jahre veröffentlichte Jahrbuch, Band No. XXIX (1929) war hauptsächlich dem Andenken Carl Schurz gewidmet. Das Buch hat allgemein Anklang gefunden und gab in Verbindung mit anderen Veröffentlichungen über Carl Schurz, besonders diese von C. W. Casum, Geschichtslehrer an der Culver Military Academy in Culver, Indiana, betitelt: "The Americanization of Carl Schurz" und veröffentlicht von der University of Chicago Preß, ein prächtiges Denkmal für den berühmten amerikanischen Politiker und Staatsmann, das besonders in Deutschland hoch gepriesen wurde. Dieses Buch schloß sich in passender Weise den vorhergegangenen Veröffentlichungen unserer Gesellschaft an, besonders da es in einem weiteren Artikel auf General von Steuben hinwies, dessen zweihundertjähriger Geburtstag in diesem Jahre gefeiert wird, nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in hervorragender Weise in Deutschland.

Unsere diesjährige Veröffentlichung ist natürlicherweise dem Andenken General von Steubens gewidmet, dessen hervorragende Stellung als Nächster zu Washington in dem glücklichen Erfolg des Befreiungskrieges der dreizehn Kolonien gegen England endlich voll und ganz anerkannt wird. Im Auftrage des Vorstandes hat Herr Professor Goebel eine Reise nach dem Osten gemacht, um weiteres Steubenmaterial zu sammeln, welches ihm, wie aus diesem Bande auch hervorgeht, in glücklicher Weise gelungen ist.

Auch im vergangenen Jahre hat die Germanistic Society of America uns in großzügiger Weise unterstützt und auch in diesem Jahre den Versandt des Jahrbuches an ihre Mitglieder übernommen. Wir sind der Germanistic Society von Amerika besonders dankbar für ihre Unterstützung, da wir dadurch in der Lage waren, auch in diesem Jahre unseren finanziellen Pflichten prompt nachkommen zu können, ohne uns weiterhin nach Unterstützung umsehen zu müssen. Allerdings hat unser Präsident, Herr Dr. Schmidt, wiederum tief in seine eigene Tasche gegriffen und nicht nur die Reise des Herrn Professor Goebel nach dem Osten zum größten Teil möglich gemacht, sondern er hat auch wie in früheren Jahren die

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

Portokosten und die Druckerrechnungen für die Büreauarbeiten der Gesellschaft persönlich gedeckt. Die Portokosten und Büreausgaben waren im vergangenen Jahre ziemlich bedeutend, besonders weil wiederum Hunderte von Briefen ausgesandt wurden, um neue Mitglieder zu gewinnen. Mit welchem Erfolg? — das zeigt leider die Mitgliederliste — drei neue Namen — die Herren Wm. Bartholomay, Ernst F. Kruegen und Capt. A. F. W. Siebel, welche wir hiermit herzlich in unserer Mitgliederzahl willkommen heißen.

Aus den in unserem Jahrbuche enthaltenen kurzen Nachrufen ist zu ersehen, daß wir manche treue Freunde durch den Tod verloren haben, wie Herrn Chas. S. Wader, Carl C. Koepler, August Lueders, Leo Ernst, Henry Schoellkopf, Dr. S. L. Abele, und Dr. E. S. Arnold, der letztere von New Haven, Conn., deren Andenken in würdiger Weise durch die Veröffentlichung in unserem Jahrbuch gewahrt wird.

Dieser Verlust ist für die Gesellschaft ein recht empfindlicher, nicht nur weil sie treue Freunde waren, sondern weil auch dadurch die Zahl unserer Mitglieder eine geringere geworden ist. Wir richten deshalb an unsere Mitglieder die dringende Bitte, Propaganda für unsere Arbeiten und Veröffentlichungen zu machen und jüngere Elemente für die historische Forschung des deutschen Elementes in den Vereinigten Staaten zu interessieren. Gerne senden wir zahlreiche Briefe aus, gerne übernehmen wir persönliche Korrespondenzen, wenn uns passende Namen für solche Werbezwecke zugesandt werden.

Wiederum haben wir uns gezwungen, unsere Geschäftsstelle zu verändern. Dieselbe befindet sich nun in dem Zimmer 1223, Steuben Bldg., 188 West Randolph Straße, Chicago, Ill., wohin alle Zuschriften für die Gesellschaft zu richten sind, und von wo aus gerne jede gewünschte Auskunft erteilt wird.

Ergebenst unterbreitet

W a g N a u m , Schriftführer.

Deutch = Amerikanische Geschichtsblätter

Finanzbericht.

1929

April 23. Kassenbestand ..... \$ 627.00

Einnahmen

Mai	2.	Julius Scharfe, New York.....	\$ 10.00
		Chicago Public Library.....	5.00
	15.	Albert Breitung, Chicago.....	5.00
	16.	University of Chicago Press.....	19.50
		Louis Guenzel, Chicago.....	10.00
Juli	15.	Dirschwald'sche Buchhandlung, Berlin....	3.30
		Geo. W. Wild, Milwaukee, Wis.....	5.00
		Phil. S. Dilg, Evanston, Ill.....	5.00
	29.	University of Chicago Press.....	12.50
Aug.	8.	Carl Frid, Chicago.....	25.00
	12.	Leopold Grand, Chicago.....	5.00
Sept.	9.	J. W. Schlachter.....	5.00
	12.	Johannes Koppelke, Crown Point, Ind....	5.00
Okt.	2.	Germanistic Society of America.....	300.00
Nov.	11.	Ferdinand Thun, Reading, Pa.....	100.00
	15.	Schwaben-Verein, Chicago.....	50.00
Dez.	27.	Ludwig Racuffl, Chicago.....	5.00
			570.80
			\$1197.80

Ausgaben

1929			
Aug.	2.	University of Chicago Press.....	\$ 27.35
	8.	Fred Klein Company.....	500.00
Okt.	17.	Fred Klein Company.....	300.00
		University of Chicago Press.....	3.00
Nov.	13.	Fred Klein Company.....	147.25
			977.60

1930

Jan. 1. Kassenbestand ..... \$ 219.70

Einnahmen:

Jan.	4.	Dr. Otto L. Schmidt, Chicago.....	\$ 5.00
	7.	Julius F. Muench, St. Louis, Mo.....	5.00
		W. A. Wieboldt, Chicago.....	5.00
		Wm. Mannhardt, Chicago.....	10.00
		A. C. Did, Milwaukee, Wis.....	5.00

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	Carl E. Schmidt, Escoda, Mich. ....	5.00
	Theo. Stempel, Indianapolis, Ind. ....	10.00
	E. S. Schulz, St. Louis, Mo. ....	5.00
	Emil Baensch, Manitowoc, Wis. ....	5.00
	A. J. Walter, St. Louis, Mo. ....	5.00
	J. S. A. Lacher, Wautesha, Wis. ....	5.00
	S. Wollenberger, Chicago. ....	5.00
	F. S. Brammer, Chicago. ....	10.00
	F. von Byssow, Chicago. ....	5.00
	Dr. J. Polinger, Chicago. ....	5.00
	Carl E. Koehler, Chicago. ....	5.00
8.	Arthur Woltersdorf, Chicago. ....	5.00
	Henry Schoellkopf, Chicago. ....	5.00
	Emil Eitel, Chicago. ....	5.00
	Mag. J. Kohler, New York. ....	5.00
	Ernst Ebel, Chicago. ....	5.00
	Herm. J. Dirks, Chicago. ....	5.00
	Christian Dob, Hinsdale, Ill. ....	5.00
	A. J. Holle, Passaic, N. J. ....	10.00
	Richard Baffermann, Chicago. ....	5.00
	John Prochazka, East Orange, N. J. ....	15.00
	C. Benninghofen, Hamilton, C. ....	10.00
	Alfred R. Rippert, Cincinnati, O. ....	5.00
	John E. Traeger, Chicago. ....	5.00
	Carl F. Lomb, Rochester, N. Y. ....	5.00
9.	M. C. J. Paple, Chicago. ....	5.00
	E. A. Fide, Davenport, Iowa. ....	10.00
	Henry W. Brendel, Buffalo, N. Y. ....	5.00
	John Großgebauer, Paterson, N. J. ....	5.00
	Miß Louise Lewes, Chicago. ....	10.00
	Herm. Pachmeister, Chicago. ....	5.00
	Richard Bartholdt, St. Louis. ....	5.00
	S. A. Homeyer, St. Louis. ....	5.00
	Ludwig Vogelstein, New York. ....	5.00
	Magda Heuermann, Oak Park, Ill. ....	5.00
	Nathan Straus, New York. ....	5.00
	A. G. Scheunemann, Chicago. ....	10.00
10.	A. Koehling, Chicago. ....	5.00
	Heinrich Behr, Bloomington, Ill. ....	5.00
	Henry Bartholomay, Chicago. ....	5.00
	A. Kroch, Chicago. ....	5.00
	Edgar J. Niblein, Chicago. ....	5.00
	Chicago Turn-Gemeinde. ....	5.00
	Michael F. Birten, Chicago. ....	5.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

13.	S. M. Shrood, New York.....	5.00
	Society of the Divine Word, Tchny, Ill...	5.00
	Richard E. Schmidt, Chicago.....	5.00
	Albert Breitung, Chicago.....	5.00
	Herm. Horn, New York.....	5.00
	Ferdinand Schevill, Chicago.....	5.00
	Edw. A. Light, Chicago.....	5.00
14.	August Bluhm, Pasadena, Cal.....	5.00
	Davenport Turner Society, Davenport, Iowa.....	5.00
	Max L. Reich, St. Louis, Mo.....	25.00
	Phil. S. Dilg, Evanston, Ill.....	5.00
	A. C. E. Schmidt, Chicago.....	5.00
15.	H. von Waderbarth, Chicago.....	10.00
	Fred Klein, Chicago.....	5.00
	Irving Lehmann, New York.....	5.00
	Rev. W. T. Janssen, Kings, Ill.....	5.00
	E. F. Habicht, New York.....	25.00
	Ernst J. Pruetgen, Chicago.....	5.00
16.	Paul Mausolff, New York.....	10.00
	Paul Schulze, Chicago.....	5.00
	Louis Guenzel, Chicago.....	10.00
	Hugo A. Koehler, St. Louis.....	5.00
	Horace L. Brand, Chicago.....	5.00
21.	A. F. Madlener, Chicago.....	10.00
	Ad. Gill, Chicago.....	5.00
	Wm. Schulze, Chicago.....	5.00
	Chas. Spindler, San Francisco, Calif.....	5.00
	Dr. Hugo Franz, Chicago.....	5.00
	H. D. Lange, Glendale, Cal.....	5.00
25.	Fred Nees, Chicago.....	5.00
25.	Rud. Pagenstecher, New York.....	5.00
27.	F. Diehl, Chicago.....	5.00
31.	Wm. Bartholomay, Chicago.....	5.00
	Karl Eitel, Chicago.....	5.00
	Albert Kuhlmeier, Chicago.....	5.00
Feb. 4.	Wm. F. Petersen, Chicago.....	10.00
	Jacob Ruehl, Chicago.....	5.00
	John Eifelmeier, Milwaukee, Wis.....	5.00
10.	Newberry Library, Chicago.....	5.00
	B. Altheimer, New York.....	5.00
14.	Hans von Reinsperg, Chicago.....	5.00
	August Fitzer, Los Angeles, Cal.....	5.00



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	17. Public Library, Milwaukee, Wis.....	10.00
	Wm. Schwefel, deceased, Chicago.....	5.00
März 22.	Joseph Matt, St. Paul, Minn.....	5.00
	A. F. W. Siebel, Chicago.....	5.00
April 1.	Dr. L. S. Abele, Chicago.....	5.00
	Heinrich Heine, Highland Park, Ill.....	5.00
	28. German Society of Pennsylvania, Phila= delphia .....	5.00
Mai 28.	University of Southern California, Los Angeles .....	3.34
		614.34
		\$ 834.04

### Ausgaben

1930		
April 1.	Prof. Julius Goebel.....	\$100.00
	5. Prof. Julius Goebel.....	100.00
		\$ 200.00
Kassenbestand am 21. Juni 1930.....		\$ 634.04

### Verwaltungsrat.

Dr. Otto L. Schmidt  
Hrn. Michael  
Prof. Julius Goebel  
M. E. J. Pappe  
H. von Wackerbarth

### Beamte.

Dr. Otto L. Schmidt.....Präsident  
Max Baum.....Schriftführer  
M. E. J. Pappe.....Schatzmeister

# Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

## Mitgliederliste.

### Ehrenmitglieder:

- Prof. Everts B. Greene, Columbia Universität.  
Prof. F. J. Herriott, Drake Universität.  
Prof. Hermann Enden, Berlin.

### Mitglieder:

- |                            |                           |
|----------------------------|---------------------------|
| Berlin                     | Girten, Hon. Michael F.   |
| Universität-Bibliothek     | Grand, Leopold            |
| Ministerium des Innern     | Günzel, Louis             |
| Bismarck, N. D.            | Hachmeister, Herm.        |
| State Historical Society   | Heine, Heinrich           |
| Bloomington, Ill.          | Heinen, Dr. Alois         |
| Behr, Heinrich             | Heuermann, Frh. Magda     |
| Brooklyn, N. Y.            | Hummel, Ernst             |
| Neumerkel, Waldemar        | Holinger, Dr. J.          |
| Buffalo, N. Y.             | Käuffl, Ludwig W.         |
| Brendel, Henry W.          | Klein, Fred               |
| Chicago, Ill.              | Köple, Chas. A.           |
| Bartholomay, Henry         | Kroch, Ad.                |
| Bartholomay, Wm.           | Kruetgen, C. J.           |
| Baum, <b>Mag</b>           | Kuhlmei, Albert           |
| Brammer, F. S.             | Leight, Edw. A.           |
| Brand, Horace L.           | Mabler, Albert F.         |
| Breitung, Albert           | Mannhardt, Wm.            |
| Chicago Historical Society | Mees, Fred                |
| Chicago Turn-Gemeinde      | Newberry Library          |
| Diehl, Fred                | Papke, Mag. E. J.         |
| Dilg, Phil. S.             | Petersen, Dr. Wm. F.      |
| Dicks, Herm. J.            | Public Library            |
| Dod, Christian             | Recher, D.                |
| Ebel, Ernst                | Reinsperg, Hans von       |
| Eitel, Emil                | Rhode, R. C.              |
| Eitel, Karl                | Röhling, Albert           |
| Fleischer, Chas. S.        | Rosenfield, S. W.         |
| Franz, Dr. Hugo            | Rühl, Jacob               |
| Gallauer, Carl             | Schevill, Prof. Ferdinand |
| Gärtner, F. C.             | Schlachter, J. W.         |
| Will, Adolph               | Scheunemann, R. G.        |
|                            | Schmidt, A. C. C.         |
|                            | Schmidt, Julius           |
|                            | Schmidt, Dr. O. L.        |

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

- |                             |                          |
|-----------------------------|--------------------------|
| Schmidt, Richard E.         | Glendale, Cal.           |
| Schulze, Paul               | Lange, S. D.             |
| Schulze, Wm.                | Heidelberg               |
| Schwaben-Verein             | Universitäts-Bibliothek  |
| Seifert, Rudolf             | Hamilton, C.             |
| Siebel, A. F. W.            | Benninghofen, C.         |
| Trick, Carl                 | Indianapolis, Ind.       |
| Tewes, Fr. Louise           | Stempel, Theo.           |
| Träger, Hon. John W.        | Jowa City, Jowa          |
| Uihlein, Edgar J.           | State Historical Society |
| Wackerbarth, G. von         | Kings, Ill.              |
| Wieboldt, Wm. A.            | Janssen, Rev. W. L.      |
| Wassermann, Richard         | Los Angeles, Cal.        |
| Woltersdorf, Arthur         | Fitger, August           |
| Wollenberger, Herm.         | Madison, Wis.            |
| Wyow, Felix F. W. von       | State Historical Society |
| Zimmermann, W. F.           | of Wisconsin             |
| Columbia, Mo.               | Manitowoc, Wis.          |
| State Historical Society    | Wansch, Hon. Emil        |
| of Missouri                 | Milwaukee, Wis.          |
| Cincinnati, C.              | Did, Ad. C.              |
| Rippert, Hon. Alfred        | Eiselmeyer, J.           |
| Culver, Ind.                | Public Librarian         |
| Casum, C. B.                | New York City, N. Y.     |
| Davenport, Jowa             | Alzheimer, Ben.          |
| Hille, Hon. E. A.           | Boschwitz, Carl          |
| Turngemeinde                | Frank Julius J.          |
| Des Moines, Jowa            | Habicht, F. C.           |
| Historical State Department | Hansen, Ferdinand        |
| East Orange, N. J.          | Horn, Herm.              |
| Prochaska, John             | Kohler, Max              |
| Frankfurt a. M.             | Lehman, Irving           |
| Städtische Bibliothek       | Mausloff, Paul           |
| Freeport, L. I., N. Y.      | Ragenstecher, Rud.       |
| Kentler, Chas.              | Public Library           |
| St. Thomas, N. Y.           | Shrood, E. W.            |
| Korst, Walter               |                          |

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Strauß, Nathan Vogelstein, Ludwig	St. Paul, Minn. Matt, Jos.
Newark, N. J. Görß, August	Techny, Ill. Society of the Divine Word
Oscoda, Mich. Schmidt, Dr. Carl E.	Urbana, Ill. Goebel, Prof. Julius.
Pasadena, Cal. Blum, August	Washington, D. C. Library of Congress Palmer, Gen. John McA.
Passaic, N. J. Kolle, A. J.	Waukesha, Wis. Vacher, J. S. A.
Paterston, N. J. Großgebauer, John	Wt. Lebanon, Pa. Hanns Fischer
Philadelphia, Pa. Zeits, Anthony J. German Society of Pennsylvania	Bonn, Deutschland Universitäts-Bibliothek
Rochester, N. Y. Lomb, Carl F.	Köln am Rhein Städtische Bibliothek
San Francisco, Cal. Spindler, Chas.	München Deutsche Akademie
Springfield, Ill. Illinois State Historical Library	Leipzig Deutsche Bücherei
St. Louis, Mo. Barthold, Hon. Richard Sommer, S. Aug. Kühler, Hugo A. Schulz, C. S. Teich, Max L. Walter, A. J.	Göttingen Universitäts-Bibliothek Gießen Die Hessische Universitäts- Bibliothek Stuttgart Das Auslands-Deutschtum



96  
04

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter  
German-American Historical Review

---

J a h r b u c h

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen  
Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Max Baum  
Schriftleiter

---

Jahrgang 1931  
(VOL. XXXI)

Im Auftrage der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois  
German-American Historical Society of Illinois  
Room 1223 Steuben Building, 188 West Randolph St.  
CHICAGO, ILL.

---

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
CHICAGO, ILL.

1931





Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter  
German-American Historical Review

---

J a h r b u c h

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen  
Gesellschaft von Illinois

Max Baum  
Schriftleiter

---

Jahrgang 1931  
(VOL. XXXI)

Im Auftrage der  
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois  
German-American Historical Society of Illinois  
Room 1223 Steuben Building, 188 West Randolph St.  
CHICAGO, ILL.

---

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
CHICAGO, ILL.

1 9 3 1



**Inhalts-Verzeichnis:**

	Seite
Rußlanddeutsche Siedlungen in den Vereinigten Staaten von Amerika	5
Schwabenverein Chicago .....	127
Der Gegenseitige Unterstützungs-Verein von Chicago .....	137
Henry von Wackerbarth .....	157
Prof. Julius Goebel .....	165
Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois .....	167

---

Copyright, 1981  
German-American Historical Society  
of Illinois.

## V o r w o r t.

Trotzdem Professor Julius Goebel infolge schwerer Krankheitserscheinungen schon lange vollständige Ruhe pflegen mußte, traf uns sein Tod am 28. März dieses Jahres fast unvorbereitet. Kurze Besprechungen über den Inhalt des Jahrbuches hatten jedoch stattgefunden und so erscheint diese Nummer im vollen Sinne des verehrten Verstorbenen.

Die aktiven Beamten der Gesellschaft beschloßen dann auch als Hauptartikel die Doktorarbeit des Herrn Richard Sallet, Herausgeber der New Ulmer Zeitung in New Ulm, Minn., über „Die Wanderungen der Ausländerdeutschen in den Vereinigten Staaten“, welche Arbeit an Vollständigkeit und Stil nichts zu wünschen übrig läßt, sondern auch neue und wichtige Aufschlüsse über diesen Teil des Ausländerdeutschtums bringt, die für jeden Freund deutsch-amerikanischer Geschichte von größtem Werte sind, in diesem Bande erscheinen zu lassen.

Im Anschluß daran beschloßen wir ebenfalls in kurzen Zügen die Geschichte und Entwicklung einiger der ältesten deutschen Vereine Chicagos, wie gleichfalls in Verbindung damit einen Ueberblick über die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois selbst zu bringen, wodurch ein umfassendes Bild deutsch-amerikanischen Lebens vorgeführt wird, welches die Vergangenheit mit der Gegenwart in nähere Verbindung bringen soll. Es geschah dies mit der besonderen Absicht, das kürzlich eingewanderte Element auf den Wert der Geschichte ihrer Stammesgenossen in solcher Weise aufmerksam zu machen, um bei diesen ein lebhafteres Interesse für historische Forschung und Auffassung im größeren Zusammenhang mit den vielfach nur lose an einander geknüpften Veröffentlichungen der verschiedenen Vereinigungen und Gruppen zu erwecken.

Auch in der Zukunft wird die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois gerne bereit sein, uns zur Verfügung gestellte passende historische Arbeiten, die mit deutsch-amerikanischer Geschichte in Zusammenhang stehen, zu fördern und wenn möglich in unseren Jahrbüchern zu veröffentlichen.

M a g B a u m, Schriftführer.



## Rußlanddeutsche Siedlungen in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Richard Sallet.

### Vorwort.

Der Census der Vereinigten Staaten des Jahres 1920 weist 116,535 Personen auf, die in Rußland geboren und deutscher Muttersprache sind, sowie 186,997 in Amerika geborene Personen, deren Eltern in Rußland geboren und deutscher Muttersprache sind. Im Ganzen sind es 303,532, eine Zahl, die es wohl wert erscheinen läßt, daß man ihr einige Aufmerksamkeit widmet.

Zunächst: Wer sind diese Leute? Es sind keine Russen, um dies vorweg zu nehmen. Deutschstämmige sind es, deren Vorfahren einst von Deutschland nach Rußland gezogen waren und die nun während des letzten halben Jahrhunderts nach den Vereinigten Staaten gewandert sind. Einen zweiten, weit verbreiteten Irrtum über die Rußlanddeutschen Amerikas will ich hier gleich aufklären: Es sind keineswegs nur Mennoniten, die in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat gefunden haben. Ich schätze, daß der Anteil der Mennoniten an der Gesamtziffer etwa ein Zehntel beträgt. Die große Mehrheit dagegen setzt sich aus evangelischen nicht-mennonitischen Wolga- und Schwarzmeerdeutschen zusammen. Der übrige Teil besteht aus katholischen Schwarzmeer- und Wolga-deutschen, sowie Deutschen aus Wolhynien und Litauen.

Ich schätze die Zahl der rußlanddeutschen Siedlungen in den Vereinigten Staaten auf rund 1500. Zuweilen sind es nur einige Familien, deren Farmen aneinander grenzen und die an Sonntagen sich zu Gottesdiensten versammeln, zuweilen 500 Familien, die eine Ortschaft mit ihrer Umgebung oder einen ganzen Stadtteil einer größeren Stadt bevölkert haben. Gewöhnlich aber setzt sich eine solche Siedlung aus einer oder mehreren Kirchengemeinden zusammen.

Jede Einwanderergruppe scheint sich ein Stück Erde auferoren zu haben, das ihrer alten Heimat am ähnlichsten sah. Am

Gudson River, dem „amerikanischen Rhein“, ließen sich Rheinpfälzer nieder; in der californischen Tiefebene stoßen wir auf Italiener aus der Mailänder Gegend; hoch oben im Norden von Minnesota sitzen die Finnen inmitten von Wäldern und Seen; Pommeren und andere Norddeutsche sind im mittleren Wisconsin ansässig geworden. Aber die weite Prärie zwischen Mississippi-Missouri und den Rocky Mountains, das ist die eigentliche neue Heimat der Rußlanddeutschen in Amerika. „Hier ist es ja gerade so wie in Rußland“, riefen erfreut die ersten Schwarzmeerdeutschen, die im Frühjahr 1873 im damaligen Dakota-Territorium Holzpflocke in die Erde schlugen, um ihre „claims“ abzugrenzen. Hier in den Prärie-Staaten wohnen auch heute noch weit über die Hälfte aller amerikanischen Rußlanddeutschen.

Durch langjährige Verbindung mit der „Dakota Freien Presse“ bin ich mit den Rußlanddeutschen Amerikas bekannt geworden und habe auf ausgedehnten Reisen Hunderte ihrer Siedlungen besucht. Ihr bemerkenswerter Anteil an der Entwicklung des großen amerikanischen Westens ist mir deutlich bewußt geworden. Zugleich stellte ich fest, daß sowohl amerikanische wie auch deutsche Geographen und Historiker kaum etwas von den Rußlanddeutschen erwähnen. Selbst die 1927 neu erschienene Geschichte der Deutschen in Amerika von Professor Dr. H. B. Faust<sup>1)</sup> bringt nichts über die Rußlanddeutschen. Ich habe auf meinen Reisen Aufzeichnungen über die verschiedenen Gruppen gemacht, da es mir zur Herzenssache geworden war, dafür Sorge zu tragen, daß die Verdienste dieser ausgezeichneten Siedler, ihr großes Kolonisationswerk, von der Öffentlichkeit gewürdigt werden. Die nachfolgenden Kapitel sind im Wesentlichen der Niederschlag meiner Notizen. Nur bei den katholischen Wolgadeutschen, soweit es sich um ihre Ansiedlungen in Kansas handelt, habe ich mich auf einen Artikel gestützt, der in den „Kansas State Historical Collections“<sup>2)</sup> erschienen ist. Auch in den früheren Jahrgängen der „Dakota Freien Presse“<sup>3)</sup> habe ich manches wertvolle Material finden können.

Mein Dank an dieser Stelle geht an Professor Dr. h. c. N. W. Schlesinger von der Harvard-Universität, der mir erste Anregung zu vorliegender Arbeit gab und durch ständige Ermun-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

terung ihren Fortschritt förderte, und an Professor Dr. Arved Schulz von der Universität zu Königsberg, dessen großzügiges Interesse am Rußlanddeutschtum die Vollendung der Schrift und ihre Annahme als Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde ermöglichte. Ferner fühle ich mich Professor Dr. Julius Goebel von der Staatsuniversität von Illinois und Dr. Otto L. Schmidt, Vorsitzenden der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsgesellschaft von Illinois, verpflichtet für ihre gütige Förderung in der Drucklegung der Arbeit. Aber ich darf auch die tätige Mithilfe aller meiner lieben rußlanddeutschen Freunde in Amerika nicht unerwähnt lassen. Ich müßte tausend Namen nennen, wollte ich sie alle aufzählen, die mir auf meinen Reisen durch die Siedlungen das Material zu den Aufzeichnungen lieferten. Mein Dank geht an alle, und wenn sie den Text lesen, dann wird ein jeder seine Zeile oder Stelle wiederfinden, die er beigetragen hat.

### I.

#### Die Beteiligung der deutschen Gruppen Rußlands an den Rußlanddeutschen Siedlungen Amerikas.

Es ist zunächst notwendig, den deutschen Kolonien in Rußland selbst einige Aufmerksamkeit zu widmen, um festzustellen, welche von ihnen an den Wanderungen nach Amerika beteiligt sind. Zu diesem Zwecke teile ich die Deutschen in Rußland in folgende acht Gruppen ein: (1) die baltischen Deutschen; (2) die Litauendeutschen; (3) die Polen- und Wolhyniendeutschen; (4) die Petersburger Deutschen; (5) die Wolgadeutschen; (6) die Deutschen in Transkaukasien; (7) die Schwarzmeerdeutschen; (8) die Deutschen in den andern Teilen des europäischen und asiatischen Rußland.

Nur fünf dieser Gruppen haben wesentliche Kontingente ihrer Bevölkerung nach Amerika gesandt. Hier und da finden wir einen Deutschen aus den Dörfern um Leningrad, aus Transkaukasien und dem Baltikum.<sup>4)</sup> Auch von der achten Gruppe finden wir nur

wenige Siedlungen in Amerika. Dies erklärt sich daraus, daß die Gründung der Dörfer in Nordkasien, Ufa, Orenburg, Sibirien und Turkestan zur gleichen Zeit erfolgte, als die Abwanderung nach Amerika stattfand.<sup>5)</sup> Erst nach dem russisch-japanischen Kriege, als die Gefahr eines Weltkrieges näherrückte, setzte auch von dieser Gruppe eine Abwanderung nach Amerika ein.<sup>6)</sup> Sie sind nicht für sich geschlossen, sondern haben sich mit ihren Schwarzmeer-, bez. wolgadeutschen Vettern und Landsleuten vermengt. Nur gelegentlich fand ich sie in einer Siedlung beisammen. So ist z. B. eine kleine Gruppe aus dem Kubangebiet südöstlich McPherson, Kans., unter Mennoniten ansässig, eine andere kleine Gruppe, Leute aus dem Gouvernement Stavropol, bei New Leipzig, N. D.

Deutsche aus Litauen sind in den U. S. A. gänzlich zerstreut. Bei Waterbury, Conn., soll eine größere Anzahl von ihnen wohnhaft sein.

Wolhyniendeutsche gibt es in Amerika in ganz beträchtlicher Anzahl. Die ersten sind 1873 hinübergezogen, und ihre ältesten Siedlungen sind im Staate Pennsylvania.<sup>7)</sup> Eine große Zahl von Wolhyniendeutschen finden wir in den Staaten Michigan und Wisconsin. Michigan hat zwei Hauptgruppen, die Siedlungen von Bay City-Saginaw und die im Berrien County. Berrien County ist die Hochburg der Wolhyniendeutschen Amerikas. Hierher kamen die ersten um 1890 und als ich die Leute fragte, wie sie gerade nach Michigan gefunden hätten, erhielt ich die Antwort: „Hier erinnert uns die Landschaft an die alte Heimat.“ Heute sind etwa 900 wolhyniendeutsche Familien im Berrien County, Mich., wohnhaft.

Ich möchte hinzufügen, daß es außerordentlich schwierig ist, Wolhyniendeutsche und Litauendeutsche in den Vereinigten Staaten zu finden. Man kann höchstens zufällig auf sie stoßen und sich günstigsten Falles von einer Siedlung zur nächsten durchfragen. Sie haben keine eigenen Zeitungen, die ihnen als Bindeglied dienen könnten. Sie haben vor allen Dingen nicht das völkische Kolonistenbewußtsein, wie es den Schwarzmeer- und besonders den Wolgadeutschen eigen ist.

Die eigentliche Geschichte der Rußlanddeutschen Amerikas ist verknüpft mit den beiden noch verbleibenden Gruppen, den Wolga-

und Schwarzmeerdeutschen. Die mennonitischen Siedlungen sind in verschiedenen Werken bereits behandelt worden,<sup>9)</sup> und so beschränke ich mich hier auf die evangelischen und katholischen Leute der beiden Gruppen. Sie haben in Rußland in gesonderten Ortschaften gewohnt und haben auch in Amerika unabhängig von einander aber doch vielfach benachbart gesiedelt. Mit der Ausbreitung sind dann ihre Siedlungen hier und da in einander übergegangen, wie man es besonders in den Staaten Nord- und Süd-Dakota, Kansas und Washington findet.

## II.

### Die evangelischen Schwarzmeerdeutschen.

#### 1. Vorläufer.

Die ersten Schwarzmeerdeutschen kamen um das Jahr 1847/48 nach Amerika. Nachforschungen über diese Vorläufer der Auswanderung erwiesen sich als außerordentlich schwierig. Es scheint sich nur um Leute aus den Kolonien Johannestal, Worms und Rohrbach und aus der Stadt Odeffa zu handeln. Ob sie alle zu einer Gruppe gehörten, ist nicht mehr festzustellen. Wahrscheinlich ist jedoch, daß sie gemeinsam nach Amerika wanderten und sich erst in der Neuen Welt zerstreuten. Auch das Jahr ist nicht mehr genau zu ermitteln. Wir wissen nur, daß ein Teil dieser Gruppe sich auf Kelley's Island, einer Insel im Erie-See bei Sandusky ansiedelte, wo die Leute Weinbau betrieben. Ein anderer Teil dieser ersten Auswandererschar zog nach Burlington, Iowa, und eine Familie nach Wisconsin weiter.

Was diese ersten Schwarzmeerdeutschen nach Amerika trieb, wird wohl ein ungeklärtes Geheimnis bleiben. Ich neige zu der Ansicht, daß einige der Auswanderer Briefe ihrer von Deutschland nach Amerika gewanderten entfernteren Blutsverwandten zu Gesicht bekommen haben mögen. Es war nicht selten, daß nach 1815 ein Sohn der schwäbischen Familie nach Rußland, einer nach der Schweiz und drei nach Amerika zogen. Auf dem Wege über Deutschland mag manche Nachricht über Amerika auch nach Odeffa und in die deutschen Kolonien Südrußlands gedrungen sein.



Auch in den folgenden Jahren sind vereinzelt Schwarzmeerdeutsche nach Amerika gezogen, so um 1853 ein Sohn des reformierten Pastors aus Rohrbach, der jahrelang selber reformierter Pastor in Burlington, Va., war und um 1865 wieder in seine Heimat zurückkehrte. 1869 ließ sich eine Familie aus Sarata, Westarabien, in Pindneyville, Illinois, nieder. Die Auswanderung dieser Familie mag durch religiöse Gründe veranlaßt worden sein; denn die Einwohner der Kolonie Sarata waren ursprünglich katholisch und dann zur evangelischen Kirche übergetreten.

## 2. Ansiedlung in Dakota 1873.

Die eigentliche Wanderung starker Gruppen evangelischer Schwarzmeerdeutscher nach Amerika und ihre Ansiedlung in den Vereinigten Staaten begann jedoch erst 1872/73 und wurde veranlaßt durch einen Ukas des Zaren vom 4. (16.) Juni 1871, der die Militärfreiheit der deutschen Kolonisten auf zehn Jahre begrenzte und eine spätere Verfügung, die die erste Aushebung zum Militärdienst auf Herbst 1874 ansetzte. Diese Ereignisse in der alten Heimat wurden auch von den früheren Amerikaeinwanderern aufmerksam verfolgt, und es entstand damals ein lebhafter Briefwechsel zwischen Sandusky, Ohio, und Johannestal, Cherson.

Im Sommer 1872 besuchte ein Angehöriger der Siedlung von Kelleys Island sein altes Heimatdorf. Er erzählte viel von der Neuen Welt, wurde überall empfangen und stets von einer Schar Wißbegieriger begleitet. Schließlich wurden die zarischen Behörden auf ihn aufmerksam, fürchteten Unruhen und wollten ihn arretieren. Freunde gaben ihm Bauernkleidung und brachten ihn bei Nacht und Nebel sicher über die Grenze. Noch in demselben Spätsommer verkauften vier Familien in Johannestal ihre Ernte auf dem Felde und zogen im September gen Amerika. Wenige Wochen später hatten ungefähr 35 weitere Familien aus Johannestal, Worms, Rohrbach und anderen Dörfern sich auf den Weg gemacht. Die Reise ging über Hamburg, Hull, Liverpool nach New York und von dort nach Sandusky, Ohio, wo sie alle im Dezember 1872 eintrafen.

Im Frühjahr 1873 wurden 12 Kundschafter vorwärts geschickt, um Land zur Ansiedlung zu suchen. Diese zogen durch Michigan, Illinois, Wisconsin. Dort war jedoch keine zusammenhängende Fläche Heimstättenland mehr zu haben, und die vereinzelt daliegenden Landstücke schienen ungeeignet; denn die Leute hatten von Anfang an im Sinn, geschlossen zu siedeln. So kamen sie schließlich bis Nebraska, wo sie geeignetes Land fanden, das jedoch nicht mehr freies Heimstättenland war, sondern einer Eisenbahngesellschaft gehörte. Vier Kundschafter gingen nun weiter bis Yankton, S. D., und fanden hier endlich, was sie suchten. Nordwestlich Yankton waren hier und da einige Heimstätten, aber sonst sah man nichts als Himmel und Prärie, eine weite Fläche, ein wahres Colorado für Schwarzmeerdeutsche. Die Kundschafter kehrten nach Sandusky zurück, eine Versammlung wurde einberufen und man beschloß, sich auf den Weg nach dem Westen zu machen. Im April 1873 zogen alle los bis auf vier Familien, die in Sandusky zurückblieben. Sie erreichten Yankton und nahmen noch in demselben Monat südöstlich der heutigen Stadt Scotland Heimstätten auf. Die Kolonisten halfen selber beim Abstecken des Landes und nannten ihre Ansiedlung Odeffa-Siedlung, da die Leute alle aus den Odeffaer Kolonien herkamen.<sup>9)</sup>

### 3. Ansiedlung in Nebraska 1873.

Eine zweite größere Gruppe, etwa 400 Personen von Worms und Rohrbach, schloß sich unter Führung einflußreicher Kolonisten im Juni 1873 zusammen, um der ersten Gruppe nach Amerika zu folgen. Sie landeten im August in New York und wurden von dem dortigen lutherischen Hafenmissionar nach Burlington, Ia., gewiesen, wo sie die oben erwähnte Gruppe antrafen, sich mit Gewehren und Munition versahen und nach Lincoln weiterfuhren. Hier mieteten sie ein eigenes Haus zur Unterkunft, während die ärmeren Leute im Immigrantenhause untergebracht wurden. Dann wurden Erkundungsfahrten in die Umgegend gemacht, um Land anzusehen. Die Landpreise bei Lincoln waren damals schon \$12 pro Aker, was bei den ungleichen Vermögensverhältnissen der Kolonisten eine geschlossene Ansiedlung aller Leute unmöglich machte.

Die Leute wollten aber durchaus beieinanderbleiben, um eigene Kirchen und Schulen einzurichten und die Sprache und Sitten der alten Heimat aufrecht zu erhalten. Regierungsland war damals nur im äußersten Westen Nebraskas zu haben und auch meist schon in Händen der großen Viehzüchter. So wurden viele Familien des Wartens müde und zogen nach Süd-Dakota auf die Siedlung Odeffa weiter. 22 Familien blieben und fanden schließlich passendes Land nahe bei Sutton im Besitz der Burlington-Eisenbahn. Es wurde ein Kaufvertrag geschlossen und 16,120 Acker zum Durchschnittspreis von \$7 pro Acker, also \$112,840, in bar bezahlt. 8 Jahre später hatte diese Gruppe bereits ein Gesamtvermögen von \$500.000.<sup>10)</sup> Eine kleine Gruppe von Leuten aus Bessarabien ließ sich ebenfalls 1873 bei Columbus, Nebr., nieder.

#### 4. Ausbreitung in Süd-Dakota 1874 — 1890.

So begann die Einwanderung der evangelischen Schwarzmeerdeutschen. Die Odeffasiedlung wurde durch ständigen Zuzug verstärkt. Man breitete sich nach Norden, Nordwesten und Westen aus. Schon im Jahre 1874 war die Gegend von Menno und Freeman erreicht. In jenem Jahre siedelten sich die ersten Familien aus Kassel, Cherson, dort an und gründeten die Siedlung Kassel, das heutige Township Cassel, in unmittelbarer Nachbarschaft von den Mennoniten, die sich ebenfalls im Sommer 1874 bei Menno und Freeman niederließen. In die Gegend von Freeman kamen 1874 auch die ersten Auswanderer aus der Krim. 1876 ließen sich Leute aus den Kolonien Alt- und Neu-Danzig, Cherson, in der heutigen Siedlung Danzig bei Avon nieder. 1877 kam eine Gruppe von etwa 20 Familien in die Gegend von Tripp. Im folgenden Jahre zogen Leute aus Kulm und Postal, Bess., in die Gegend südwestlich von Parkston in das heutige Township Kulm. 1880 war die Gegend nördlich Delmont erreicht, zur selben Zeit die Nordgrenze von Hutchinson County. In wenigen Jahren war alles Heimstättenland in den Counties Jankton, Bon Homme, Hutchinson und Douglas von Schwarzmeerdeutschen besiedelt.

Die heutigen Städte in diesem Teile von Süd-Dakota wurden fast alle später angelegt, und zwar entstanden sie, wie die meisten

Städte des amerikanischen Westens, durch den Eisenbahnbau. 1879 wurde die Strecke Marion—Running Water gebaut, und in jenem Jahre entstanden Marion, Freeman und Menno. Damals hatte schon ein unternehmungstüchtiger Schwarzmeerdeutscher einen Laden in Marion eröffnet. Freeman und Menno haben infolge eines Fehlers in dem zuständigen Büro in Washington ihre Namen vertauscht. Freeman sollte eigentlich Menno heißen, weil ringsum Freeman meistens Mennoniten wohnen. 1883 entstand 2½ Meilen südöstlich Parkston eine kleine Ortschaft Dakota City, mit einigen Läden und einem Postamt. Als 1886 die Milwaukee Eisenbahn von Jankton nach Mitchell gebaut wurde, entstand die heutige Stadt Parkston, indem man das Städtchen Dakota City mit seinen Hütten auflud und an die Eisenbahn transportierte.

Das Land im Südosten von Süd-Dakota wurde eng. Der Zuzug aus der alten Heimat dauerte an, und man begann, sich nach neuen Ländereien umzusehen. Im mittleren Teile von Süd-Dakota hatten sich bereits Skandinavier festhaft gemacht. Daher finden wir hier nur eine Siedlung bei Alpena, die auf 1883 zurückgeht. Es wurde nun die Gegend westlich und nordwestlich von Ipswich ins Auge gefaßt. Ipswich war damals die Endstation der Eisenbahn. Neue Einwanderer benutzten jetzt die alten Siedlungen bei Jankton vielfach als Basis und Durchgangstation.

1884 finden wir die ersten Schwarzmeerdeutschen nördlich von Roscoe, Glückstaler Kolonisten in der Gegend des heutigen Gosmer, Neudorfer und Hoffnungstaler Auswanderer in der Gegend von Eureka. Ein Geistlicher der lutherischen Iowa-Synode gründete hier bereits im Januar und Februar 1885 mehrere Gemeinden.<sup>11)</sup> Kolonisten aus Bergdorf hatten sich in demselben Jahre in der Gegend des heutigen Leola niedergelassen. 1885 siedelten sich Glückstaler Kolonisten bei Bowdle an. Zehn schwarzmeerdeutsche Familien, die bei Scotland ansässig gewesen waren, zogen in jenem Jahre auf Heimstätten zwischen Artas und Herreid. Im April 1885 verließ eine Gruppe Wormser und Rohrbacher, insgesamt 29 Familien, ihre einstweiligen Quartiere bei Freeman und ließ sich auf Ländereien bei Greenway an der Grenze des heutigen Nord-Dakota nieder. Ihre Siedlung reicht bis nahe Zeeland,

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

N. D. Der "Mandan Weekly Pioneer" vom 16. April 1885 berichtete, daß sich in den Counties Campbell und McPherson „Aufsen“ in großer Zahl ansiedeln.<sup>12)</sup> 1889 kamen die ersten sieben schwarzmeerdeutschen Familien nach Walmorth County in die Gegend des heutigen Jaba. Als 1889 aus dem Territorium Dakota die beiden Staaten Süd- und Nord-Dakota wurden, waren die Counties Edmunds, McPherson und Campbell in Süd-Dakota mit Schwarzmeerdeutschen besiedelt.

Als eine rein schwarzmeerdeutsche Stadt entwickelte sich rasch Eureka in Süd-Dakota. Seit 1887 war dies die Endstation der Eisenbahn, und wie durch einen Zauberschlag entstand hier auf der Prärie ein lebhafter Handelsplatz, der sich besonders Mitte der neunziger Jahre einer Blütezeit erfreute. Die Ansiedler und Einwanderer kamen in solchen Scharen an, daß ein Geistlicher der lutherischen Iowa-Synode damals allein etwa zehn Gemeinden in jener Gegend bedienen mußte.<sup>13)</sup> Nach und nach verteilte sich der Handel Eureka's auf die zahlreichen Ortschaften der Umgegend, die wie Pilze aus der Erde schossen.

### 5. Ausbreitung in Nord-Dakota 1884 — 1930.

1884 kamen die ersten evangelischen Schwarzmeerdeutschen nach Nord-Dakota. Damals finden wir schon die ersten Heimstättenfiedler bei Jewell. Im Januar 1885 gründete ein Pastor der Iowa-Synode in jener Gegend innerhalb einer Woche vier Gemeinden.<sup>14)</sup> Die Ansiedlung südlich Zeeland geht auf 1885 zurück. Auch bei Wishek waren 1885 bereits mehrere schwarzmeerdeutsche Familien. 1886 sind die ersten Leute in die Gegend des heutigen Lehr gekommen. Leute aus der Danziger Siedlung bei Avon, S. D., ließen sich in der Gegend des heutigen Danzig, N. D. nieder. Im Frühjahr 1886 siedelte eine Gruppe von Leuten aus Kulm, Bessarabien, die zuletzt im Township Kulm im Hutchinson County von Süd-Dakota ansässig gewesen waren, in die Gegend südlich des heutigen Kulm, N. D., über. Die ersten Schwarzmeerdeutschen bei Linton sind 1889 dorthin gekommen. Kolonisten aus Neu-Freudental ließen sich westlich jenes Ortes nieder. 1890 kamen die ersten bessarabischen Deutschen in die Gegend des heutigen

Fredonia. Aber auch ostwärts drangen sie vor und kauften 1890 bei Ellendale Ländereien, die von den Amerikanern aufgegeben und verlassen waren.

Eine gesonderte Einwanderung nach Nord-Dakota begann 1884 bei Carrington, wohin Schwarzmeerdeutsche aus der rumänischen Dobrudscha kamen, die teils aus religiösen Gründen, teils wegen der rumänischen Militärdienstgesetze von dort ausgewandert waren. Diese Leute wählten den Weg über Canada und suchten zuerst Land nördlich Winnipeg. Die Indianergefahr in jener Gegend veranlaßte sie jedoch, nach den Vereinigten Staaten weiterzuziehen. Im März 1884 kamen sie nach Melville, N. D., dann nach Carrington und nahmen schließlich bei Cathay im heutigen Wells County Heimstättenland auf.<sup>15)</sup>

Aber die Ausbreitung der Schwarzmeerdeutschen in Nord-Dakota machte nicht am Missouri River Halt. Schon im Frühjahr 1885 zogen sieben Johannestaler Familien von Menno, S. D., auf Heimstätten bei Hebron, N. D., weiter. 1886 ließen sich die ersten sechs Familien aus der Krim, fast alle aus Friedental, in der Nähe des heutigen Krem im Mercer County nieder. Krimier Kolonisten aus Kronental gründeten die Siedlung Krontal in jener Gegend. 1886 zog eine kleine Schar Kolonisten aus Leipzig, Bessarabien, auf Heimstättenland südlich Glen Ulin und gründete die Ortschaft Leipzig, N. D. Im Mai 1887 zogen mehrere Familien aus Worms in die Gegend von New Salem.

Die Volkszählung von 1890 zeigte in den Einwohnerzahlen verschiedener Counties eine rußlanddeutsche Mehrheit. Im McIntosh County machten die Rußlanddeutschen 63,2%, im Logan County 55,6%, im Mercer County 51,4% der Gesamtbevölkerung aus und stellten auch in diesen Counties die überwiegende Mehrheit (92,4%, 87,0% und 83,3%) der fremdgeborenen Einwohnerschaft dar.

Der Bau neuer Eisenbahnen erschloß immer neue Gebiete dieses Staates der Besiedelung und damit der rußlanddeutschen Ansiedlung. 1891 kamen die ersten Familien aus Kassel, Cherson, in die Gegend südwestlich von Streeter. Um dieselbe Zeit finden wir auch bessarabische Deutsche bei Gackle.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

1898 kamen die ersten Schwarzmeerdeutschen von Streeter aus in die Gegend von Medina, N. D. Schon 1896 wurde eine Siedlung bei Windsor, N. D., gegründet. Die Siedlungen dieser Gegend entstanden augenscheinlich durch den Bahnbau der Northern Pacific, die damals eine Strecke von Jamestown nach Bismarck legte. 1896 finden wir Leute von Johannestal in der Gegend von Underwood ansässig. Zur selben Zeit entstanden Siedlungen bei Washburn und Coleharbor. 1899 kamen die ersten Leute, scheinbar meistens aus Teplitz, Bess., in die Gegend von Goodrich, N. D. Die Volkszählung von 1900 nannte die Ausländerdeutschen unter den Fremdgeborenen Nord-Dakotas nächst den Norwegern und Canadianern an dritter Stelle. Im McIntosh County bildeten sie 95,5%, im Emmons County 72,9% aller Fremdgeborenen.

Durch den Bau der Eisenbahnlinien nach Mott und New England wurde in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auch der Südwesten von Nord-Dakota der Besiedelung erschlossen. Die Northern Pacific und die Milwaukee bauten in scharfem Konkurrenzkampf zwei Bahnlinien dicht nebeneinander. Damals entstanden die Siedlungen Keil, offenbar benannt nach einem Schwarzmeerdeutschen dieses Namens, Leith (damals Kaiser genannt), Elgin, Odeffa, New Leipzig und Mott. New Leipzig entstand 1909/10 als Tochterfiedlung von Leipzig, N. D. Als die Bahnstrecke gelegt war, die Leipzig nicht berührte, wurde die Bank von Leipzig im Frühjahr 1910 nach New-Leipzig verlegt.

Sehr rasch entwickelte sich das Städtchen Mott. 1906 stand nur ein einziges Hotel, 1909 bereits vier Hotels, fünf Geschäftshäuser, drei Banken, Postamt, mehrere Baugeschäfte usw., obwohl die Eisenbahn noch nicht ganz bis Mott durchgelegt war. Noch schneller entwickelte sich das Städtchen Elgin, das im Mai 1910 gegründet wurde und neun Monate später bereits ein Postamt, zwei Banken, eine Zeitung, eine Kirche, ein Hotel und eine ganze Reihe von Geschäftshäusern hatte. Stolz bemerkte damals ein Siedler, daß aus dieser Stadt bei der raschen Entwicklung noch ein Chicago werden könnte.

6. Weitere Ausbreitung in Süd-Dakota,  
Nebraska und Colorado.

Auch in Süd-Dakota breiteten sich die evangelischen Schwarzmeerdeutschen auf der Westseite des Missouri River aus. Die erste Siedlung westlich des Missouri entstand im Jahre 1890. Die ursprünglichen Siedlungen bei Scotland und Menno, S. D., und Sutton, Nebr., dienten als Basis. In diesem Jahre ließen sich Leute aus Rohrbach und aus der Krim auf Heimstättenland bei Fairfair im Gregory County, S. D., nieder. Von hier breiteten sie sich in nordwestlicher Richtung aus. Als im Sommer 1904 die Rosebud Indianerreservation für die Besiedlung freigegeben wurde, zogen viele Schwarzmeerdeutsche in den westlichen Teil des heutigen Gregory County. So entstanden 1905 die Siedlungen bei Herrick, Gregory, Dallas und Carlock und bald darauf im benachbarten County Siedlungen bei Millboro, Colome und Carter.

1893 finden wir eine Gruppe von Leuten aus Rosenfeld, Kubangebiet, auf Landsuche bei Chamberlain am Missouri River. Die Ansiedlung von Neudörfern bei Reliance westlich Chamberlain geht wahrscheinlich auf jene Zeit zurück. Etwa 1896 wurde die Siedlung bei Akaska gegründet. Jüngeren Datums sind die Siedlungen bei Wessington Springs, Rec Heights, Highmore und Harold im mittleren Süd-Dakota zwischen Huron und Pierre, die in den Jahren zwischen 1904 und 1914 angelegt wurden. Westlich Pierre im Pennington County entstand 1906 eine Krimer Siedlung bei Creighton, wo sich Leute von Freeman und Tripp niederließen. Die Siedlungen bei Isabel, Timber Lake und Lantry im nördlichen Teil von Süd-Dakota westlich des Missouri, gehen auf 1909/10 zurück, als die Indianerreservationen Standing Rock und Cheyenne River für die Besiedlung freigegeben wurden.

Auch die Siedlung von Sutton, Nebr., breitete sich westwärts aus. So finden wir Schwarzmeerdeutsche im Merrick County. 1892 sind die ersten Leute teils aus Sutton, teils von Scotland, S. D., in die Gegend von Butte und Raper im Bond County, Nebr., gezogen und haben dieses County recht stark bevölkert. Die Neudörfer Ansiedlung bei Alliance, Nebr., hatte jedoch wahrscheinlich Tripp in Süd-Dakota als Basis.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Schon 1887 sind die ersten Schwarzmeerdeutschen von Scotland, S. D., nach Colorado gekommen. Damals ließen sich Chersoner Kolonisten bei Burlington, Colo., nieder. Sie wurden in den folgenden Jahren verstärkt, besonders 1890, als eine Gruppe bessarabischer Deutscher, ebenfalls von Scotland, sich in der Nähe des heutigen Bethune, Colo., ansiedelte. 1896 kamen einige Chersoner Kolonisten von Burlington aus in die Gegend von Brighton. Sie waren die ersten Rußlanddeutschen im Rübenbezirk Colorado's. Die Schwarzmeerdeutschen bei Loveland, La Salle und Windsor sind erst 1901, als hier die ersten Zuckerrübenfabriken gebaut wurden, von Sutton, Nebr., gekommen. Aber die Rübenfarmerei wollte den an Selbständigkeit gewöhnten schwarzmeerdeutschen Weizenbauern nicht gefallen. Windsor ist heute ein rein wolgadeutsches Städtchen.<sup>19)</sup> Neueren Datums sind die Siedlungen bei Keota und Holyoke. Holyoke ist ebenfalls eine Tochtergründung von Sutton.

### 7. Siedlungen in Kansas, Oklahoma und Texas.

Die ersten evangelischen Schwarzmeerdeutschen in Kansas kamen auf direktem Wege aus den Kolonien Bloßk und Neu Elst, Bess., und ließen sich im Jahre 1878 südlich Russell, Kans., in unmittelbarer Nachbarschaft einer evangelischen wolgadeutschen Siedlung nieder. Diese Gruppe wurde nach Kansas gezogen durch Artikel, die ein bekannter Mennonitenführer in Kansas in der „Odeßauer Zeitung“ veröffentlicht hatte. Hieraus entwickelte sich ein Briefwechsel und schließlich die Auswanderung. Anfang der 90er Jahre kam eine Gruppe von Schwarzmeerdeutschen aus Sutton, darunter viele Leute aus Rohrbach, nach Kansas und gründete hier in der Nordwestecke eine Siedlung bei St. Francis.

Als 1891 das Indianerterritorium des westlichen Oklahoma für die Besiedelung eröffnet wurde, sind auch die ersten evangelischen Schwarzmeerdeutschen dorthin geströmt. 1894 finden wir die ersten bei Clinton und Bessie. Auch die ersten Ansiedlungen in Texas sind zu jener Zeit entstanden. 1890 kamen Leute aus Worms, wahrscheinlich über Sutton, in die Gegend östlich von

Wichita Falls, wo heute eine erhebliche Siedlung bei Henrietta und Petroliä ist. Die evangelischen Schwarzmeerdeutschen im Lipscomb County haben sich größtenteils von Shattuck, Okla., dorthin ausgebreitet. Hier ist auch seit 1903 eine kleine Gruppe von Leuten aus dem Nordkaspiusgebiet ansässig. Das Land in Texas befand sich durchweg im Besitz großer Viehzüchter. Es sind verhältnismäßig wenige Rußlanddeutsche dorthin gezogen, da sie lieber in Gegenden siedelten, wo sie freies Heimstättenland erhielten. In den letzten Jahren vor dem Weltkriege zogen Leute aus den Dakotas in den südlichen Teil von Texas.

#### 8. Siedlungen in den Staaten an der Westküste.

1890 entstanden die ersten evangelischen schwarzmeerdeutschen Siedlungen in Washington bei Odeffa, Riverville und Kalkton. Es handelt sich hier größtenteils um Leute, die aus den Dakotas weitergezogen waren, veranlaßt wahrscheinlich durch die Eisenbahnbautätigkeit und die damit verbundene Aussicht auf rasche Entwicklung der Gegend.<sup>17)</sup> Ihre Siedlungen verstärkten sich durch Zuzug aus den Dakotas und direkt aus der alten Heimat um die Jahrhundertwende, als auch eine Reihe neuer Siedlungen entstand. 1901 kamen bessarabische Deutsche, u. a. aus Teplitz, auf Heimstätten in die Gegend von Ruff und Wheeler, Wash., andere Bessarabier aus Kulm nach Warden. 1901 scheinen auch die ersten schwarzmeerdeutschen Leute von Parkton, S. D., nach Lind gekommen zu sein. In jenem Jahre wurde das Franklin County für Heimstättenbesiedlung freigegeben und es entstand eine Siedlung bei Page. 1903 finden wir Leute aus Rohrbach auf Ländereien bei Krupp. (Der Name des Städtchens wurde während des Weltkrieges in Marlin umgeändert.) 1904 wurde in der Siedlung von Quinen die erste Kirche gebaut. 1905 finden wir bessarabische Deutsche, die von Parkton, S. D., weitergezogen waren, bei Colfax.

Auch die Siedlungen der evangelischen Schwarzmeerdeutschen im Staate Oregon gehen auf den Anfang der 90er Jahre zurück. 1891 zogen Wormser Leute von Delmont, S. D., auf Ländereien bei Eugene, Ore. 1892 kamen die ersten Kolonisten aus Denne-

wig, Wess., nach Portland. Neueren Datums sind die Siedlungen bei Mulino, wo sich um 1906 Leute aus den Dakotas niederließen, und bei Newberg, Ore., wo seit 1909 eine Anzahl Leute aus Neudorf, Cherson, ansässig ist.

Eine starke Ansiedlung evangelischer Schwarzmeerdeutscher befindet sich in und bei Lodi, Californien. Auch hier handelt es sich wiederum um Leute, die anfänglich in den Dakotas sesshaft waren. 1897 kam der Erste — er stammte aus Neudorf, Cherson, und hatte bei Menno, S. D., gewohnt — nach Lodi, und auf seine Anregung ist die ganze spätere Ansiedlung zurückzuführen. Bezeichnenderweise nannten seine Landsleute ihn den „Columbus“. Von Lodi breiteten sich die Schwarzmeerdeutschen nach Osten und Norden aus. So finden wir insbesondere nördlich Lodi's die Siedlungen bei Acampo, Galt und Elk Grove, und im südlichen Californien nordwestlich Wafersfield bei Shafter ebenfalls eine Tochter-siedlung von Menno, S. D.

### 9. Siedlungen in Montana, Idaho und anderen Staaten.

Verhältnismäßig jüngeren Datums ist die Ansiedlung Schwarzmeerdeutscher im Staat Montana. Im Jahre 1904 wurden dort 1,000,000 Acker Indianerland zur Besiedelung freigegeben. Im folgenden Jahre finden wir Leute aus Rohrbach, die von Loveland, Colo., weitergezogen waren, bei Agawam, Mont. Dennoch ist in jenen Jahren keine große Siedlungsbewegung dorthin zu bemerken gewesen. Das Land war meistens in den Händen großer Vieh- und Schafzüchter, die es für Weidezwecke benutzten. Erst in den Jahren 1909 und 1910 setzte eine erhebliche Einwanderung nach Montana ein. Besonders anziehend wirkte auf die Schwarzmeerdeutschen, daß in Montana jedermann zwei „claim“ Heimstättenland aufnehmen durfte. Aus allen Siedlungen von Nord- und Süd-Dakota und Washington machten sich unternehmungslustige junge Leute auf den Weg nach Montana. 1909 finden wir die ersten Leute bei Fallon, augenscheinlich von Nord-Dakota hierher übergesiedelt. 1910 entstand eine Siedlung bei Baker. Auf dieselbe Zeit gehen die Siedlungen bei Mildred und Watkins und

im Westen bei Kalispell zurück. Die Ortschaft Paris wurde von Siedlern gegründet, die aus Paris, Bess., stammten. Leute aus Worms zogen auf Ländereien bei Hydro.

Die Siedlungen in Idaho gehen auf dieselbe Zeit zurück. 1909 finden wir die ersten bessarabischen Deutschen bei American Falls und eine kleine Siedlung von Leuten aus der Krim bei Payette. 1912 zogen Schwarzmeerdeutsche auf Land bei Aberdeen. Auch die Siedlungen bei Rupert und Minidoka sind damals entstanden.

In einer ganzen Reihe anderer Staaten sind ebenfalls Siedlungen evangelischer Schwarzmeerdeutscher festzustellen, jedoch handelt es sich hier nur um einzelne Streusiedlungen. 1887 kamen einige Leute aus Neudorf, Cherson, die zu den sog. Tempelbrüdern gehörten, nach Provo, Utah. Sie waren 1873 von Neudorf mit anderen Tempelbrüdern nach Palästina gezogen und dann nach Utah weitergewandert. Einige bessarabische Deutsche aus der Siedlung von Pinckneyville, Illinois, zogen um 1879 nach dem heutigen Harbor Beach, Mich., damals Sand Beach genannt. Die kleine Siedlung in Aurora, Ill., geht auf etwa 1890 zurück und ist ein Ableger von Sutton, Nebr. Eine kleine Niederlassung bessarabischer Deutschen finden wir bei Ann Arbor, Mich. Eine Gruppe aus den bessarabischen Dörfern Strimbeni, Neu-Strimba und Dnestri ist etwa seit 1910 in Holyoke, Mass., wohnhaft. 1912 zogen Schwarzmeerdeutsche auf Ländereien im Staate Florida. In den Jahren 1912—15 entstand eine gemischt schwarzmeer- und wolga-deutsche Siedlung bei Merrill, Wis. Jüngsten Datums sind die schwarzmeerdeutschen Siedlungen bei Waterloo und Romulus, N. Y. Diese sind etwa 1920 entstanden.

#### 10. Abwanderung nach Canada.

In den Jahren 1904—10 gab es eine erhebliche Abwanderung von Schwarzmeerdeutschen aus den meisten Siedlungen in Nord- und Süd-Dakota, Washington und Nebraska nach Canada. Besonders stark war diese Abwanderung im Norden von Süd-Dakota und in Nord-Dakota bemerkbar. Fast in jedem Städtchen fand man Agenten, die canadische Ländereien anpriesen. Als besonderer Anreiz für die Abwanderung nach Canada wirkte wiederum der

Umstand, daß man dort bedeutend mehr Heimstättenland für sehr wenig Geld erwerben konnte.

Auf Grund der canadischen Landgesetze durfte jede Person erstens für 10 Dollar eine Heimstätte aufnehmen; zweitens ein sogenanntes "preemption claim" für 3 Dollar pro Acker, zahlbar in fünf Raten beginnend drei Jahre nach Besitznahme des Landes; drittens ein sogenanntes "scrip claim"<sup>18)</sup> von 320 Acker Land gegen Zahlung von 400 bis 600 Dollar in bar. Bedingung für den Erwerb des "preemption claim" war, daß der Ansiedler jährlich mindestens 50 Acker Neuland unter den Pflug brachte. Für den Erwerb des "scrip claim" war Bedingung, daß der Ansiedler innerhalb von 3 Jahren mindestens 50 Acker Neuland unter den Pflug brachte.

Es waren keineswegs arme Leute, die nach Canada abwanderten. Im Gegenteil, vielfach waren es Farmer, die es bereits zu erheblichem Wohlstande in den Vereinigten Staaten gebracht hatten. Ein Schwarzmeerdeutscher, der 1909 sein Heimstättenland bei McClusky, N. D., verkauft und 1,280 Acker Land bei Morse, Saskatchewan, erworben hatte, zog im Frühjahr 1910 mit einem Dampfpflug hinüber, um es unter Kultur zu bringen.<sup>19)</sup> „Man sollte kaum glauben, wie viele Landsucher aus allen Gegenden hierherkommen,“ schrieb in jenen Tagen ein Korrespondent der Dakota Freien Presse aus Canada, und ein anderer Berichterstatter in Nord-Dakota meldete: „Die Leute drängen mit Macht nach Canada. Jeder, der dort Land besichtigt, siedelt auch dorthin über.“<sup>20)</sup>

Der canadischen Regierung waren diese wohlhabenden Schwarzmeerdeutschen sehr willkommen. Frank Oliver, der Innenminister des Dominions, sagte damals: „Die amerikanischen Farmer, die sich in den westlichen Provinzen niederlassen, sind die beste Einwanderung, die jemals einem Lande zufließ.“<sup>21)</sup> Der Einwanderungskommissar Walker in Winnipeg, Manitoba, meldete in seinem Jahresbericht, daß im Jahre 1909 im ganzen 90,000 Leute, meist Farmer, aus den Vereinigten Staaten gekommen waren, die durchschnittlich 1,000 Dollars pro Kopf mitgebracht hätten; einzelne Farmer hätten jedoch Vermögen bis zu 40,000 Dollars mitge-

bracht. Am 10. Januar 1910 bestürmten 1,200 Landsucher die Dominion Land Office in Lethbridge, Alberta. Jeder wollte eine Heimstätte und eventuell auch ein "preemption claim" in den zwei- und zwanzig neueröffneten Townships 80 Meilen südöstlich Lethbridge haben.<sup>22)</sup> In der Budget-Rede jenes Jahres erwähnte der canadische Premierminister, daß die Einwanderung aus Großbritannien stark abfiel, dagegen der Zustrom aus den Vereinigten Staaten beständig wachse.

Die Hochflut der Abwanderung nach Canada war offenbar in den Jahren 1909—10. Schwache Ernten in den Dakotas mögen damals auch mit dazu beigetragen haben. Aber die Begeisterung für das britische Dominion schrumpfte merklich zusammen, als das Jahr 1912 daselbst einen großen Mangel an Transportmitteln brachte. Im Dezember 1912 mußten die Farmer in Saskatchewan und Alberta ihren gedroschenen Weizen zum Teil als Feuerung verbrauchen, weil sie weder Brennmaterial erhalten, noch ihren Weizen vermarkten konnten.<sup>23)</sup>

### III.

#### Die katholischen Schwarzmeerdeutschen.

##### 1. Vorläufer.

Die Einwanderung der katholischen Schwarzmeerdeutschen ist ein weiterer Abschnitt der Siedlungsgeschichte der Rußlanddeutschen Amerikas. Obwohl ihre spätere Ansiedlung selbständig und getrennt von ihren evangelischen Landsleuten, mit denen sie wenig Verbindung hatten, erfolgte, sind die ersten Vorläufer doch zunächst in die Siedlungen der evangelischen Schwarzmeerdeutschen gezogen. 1873 hören wir von einzelnen Familien aus Rastatt, die nach Amerika auswanderten. 1875 zogen mehrere katholische Kolonisten aus Zürichtal, Krin, zusammen mit evangelischen nach Dankton und dann nach Freeman, S. D. 1882 finden wir einige Kolonisten aus Straßburg, Selz und Baden bei Scotland, S. D., 1883 mehrere Familien aus München und Rastatt bei Sutton, Nebr.

Aber alle diese gläubigen Katholiken fühlten sich unter ihren evangelischen Landsleuten nicht heimisch und sind bei passender Gelegenheit weitergewandert. Die Kutschurganer<sup>24)</sup> bei Scotland siedelten 1885 auf Heimstätten südwestlich Ipswich über, die Krimer bei Freeman zogen 1886 in die katholische Siedlung bei Zeeland-Sague, N. D., während die Beresfaner bei Sutton 1890 nach Mission, Nebr., weiterwanderten, wo ihre Siedlung noch heute besteht.

## 2. Ansiedlung in Süd-Dakota.

Die eigentliche Einwanderung der katholischen Schwarzmeerdeutschen begann aber erst um das Jahr 1885. Damals wurde die Siedlung in Ipswich gegründet, die heute die stärkste Niederlassung katholischer Schwarzmeerdeutscher in Süd-Dakota ist. 10 Meilen nordöstlich Ipswich entstand die Siedlung Neu-Strasburg. Unter den frühen Ansiedlern bei Ipswich befanden sich zahlreiche Klein-Liebtentaler.

Die ersten Zeiten waren sehr schwer. Die Leute waren arm und fanden keinen Verdienst. So kam es, daß im Juni 1887 ein Klein-Liebtentaler Kolonist barfuß von Ipswich nach Aberdeen wanderte, um Arbeit zu suchen. Er traf dort einen evangelischen Schwarzmeerdeutschen aus Groß-Liebtental, den er von der alten Heimat her kannte. Der gab ihm Arbeit. Er benachrichtigte seine Landsleute in Ipswich, und nun kamen sie in Scharen. So entstand die Siedlung in Aberdeen, die heute 300 Familien zählt, meistens Klein-Liebtentaler.

Von Ipswich breiteten sich die katholischen Schwarzmeerdeutschen in den folgenden Jahren weiter nach Norden, Westen und Südwesten aus. Heute grenzen ihre Siedlungen an die Niederlassungen ihrer evangelischen Landsleute bei Roscoe, Bowdle, Hosmer, Hillsbiew und Leola. In den Jahren 1889—1900 bestand auch eine katholische Siedlung mit Kirche in Eureka. Aber die Evangelischen waren hier bald in solcher Ueberzahl, daß die katholischen Leute zu ihren Glaubensbrüdern nach Sague-Strasburg und nach Pierce County, N. D., weiterzogen. Von Ipswich in südwestlicher Richtung finden wir katholische Schwarzmeerdeutsche bei Royalton, wo sich 1890 Leute aus Franzfeld niederließen, und bei

Onaka. Die letztere Siedlung hieß anfänglich „Neu-Ausland“ und entstand in den Jahren 1910—15. Der Name Onaka datiert erst seit dem Bahnbau. Die Mehrzahl der Siedler stammt aus Klein-Liebertal und Mariental.

Auch westlich des Missouri River in Süd-Dakota finden wir katholische Siedlungen bei Trail City und Glen Croß, die sich westwärts über Timber Lake bis Isabel hinziehen und mit den dortigen evangelischen Siedlungen vermischen. Diese Siedlungen sind ebenso wie die der evangelischen Schwarzmeerdeutschen<sup>25)</sup> durch die Freigabe der Standing Rock und Cheyenne River Indianerreservationen entstanden. Meist waren es Leute von Ipswich und Aberdeen, die sich hier auf Heimstätten niederließen. Aber auch aus den Siedlungen bei Zealand, Hague und Straßburg, N. D., haben sie bedeutenden Zuzug erhalten.

### 3. Ausbreitung in Nord-Dakota.

Bedeutend stärkere Niederlassungen katholischer Schwarzmeerdeutscher finden wir in Nord-Dakota. Hier siedelten sie ebenfalls in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer evangelischen Landsleute und auch zu gleicher Zeit. Im Sommer 1885 zogen Leute von Selz, Cherson, auf Heimstätten in die Gegend des heutigen Hague und nannten ihre Siedlung Selz. Kolonisten aus Elsaß gründeten im folgenden Jahre die Siedlung Elsaß. 1888 entstand die St. Plazidus-Gemeinde bei Hague. Im Mai 1889 wurde die Siedlung Straßburg von Kolonisten aus Straßburg gegründet. 1890 kamen die ersten Kolonisten aus Krasna, Bessarabien, nach Amerika und ließen sich nördlich der Siedlung Straßburg östlich des heutigen Vinton nieder, wo sie eine eigene Siedlung hatten.

Diese Siedlungen erhielten ständig Nachschub aus vielen Dörfern der alten Heimat, und die erste Poststation, die die Regierung in jener Gegend einrichtete, erhielt den Namen Tiraspol zu Ehren des Bischofs der römisch-katholischen Kirche Südrußlands. Die geistliche Bedienung der Siedler geschah in den ersten Jahren durch Benediktinermönche, die als Indianermissionare in Fort Yates stationiert waren. 1889 nahm dann ein Priester in jener Gegend seinen Wohnsitz auf. 1893 wurde in der Siedlung Straßburg die



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

erste Kirche errichtet, wozu das Baumaterial aus dem 50 Meilen entfernten Eureka über die Prärie geholt wurde.

Als 1902 die Milwaukee-Eisenbahngesellschaft ihre Strecke Eureka—Vinton baute, entstanden die heutigen Städte Hague und Straßburg. Die Stadt Straßburg wurde von vier katholischen Schwarzmeerdeutschen gegründet, die damals an der neuen Bahnstation ein Geschäftshaus bauten, das sie den „Straßburg Basar“ nannten. Die Kirche, die anfänglich zweieinhalb Meilen nordöstlich auf der Prärie stand, wurde 1906 in die Stadt geschleppt, die heute 700 Einwohner zählt, von denen 90% katholische Schwarzmeerdeutsche sind.

Aus diesen Stammsiedlungen entwickelten sich manche Zweigniederlassungen, bezw. dienten sie als Basis für die Gründung von weiteren Siedlungen. Um die Jahrhundertwende ist eine erhebliche Abwanderung in die Siedlungen nördlich von Harvey zu verzeichnen. 1905 zogen Leute von Hague auf Ländereien bei Napoleon. Katholische Kolonisten aus der Krim haben sich bei Kintyre angesiedelt. 1906 machte sich die nordwestlich Straßburg gelegene Gemeinde Rosental selbständig. Andere zogen in jener Zeit auf Heimstätten westlich des Missouri River.

Eine zweite starke Gruppe von Siedlungen in Nord-Dakota geht auf 1892 zurück, als einige Kolonisten aus Selz, Kandel und Mannheim ihre bisherigen Standquartiere bei Eureka aufgaben und mit Ochsenwagen nordwärts zogen, um sich nördlich von Harvey eine neue Heimat zu suchen. Damals entstand dort eine Siedlung Selz. Andere Kolonisten folgten ihnen, und es setzte eine rasche Entwicklung ein. Harvey diente allen Neuanfömmlingen als Basis. Von hier aus zogen sie auf die Heimstättenländer. Die Siedlung Orrin, früher Kandel genannt, geht auf 1898 zurück. Hier sind hauptsächlich Kolonisten aus Kandel und Selz ansässig. Bei Balta und Brazil wohnen meistens Leute aus Selz und Baden, bei Rugby hauptsächlich Mannheimer, während die Selzer und Kandler erst an zweiter Stelle folgen. So kam es, daß die katholischen Schwarzmeerdeutschen schon 1900 das stärkste fremdgeborene Element in diesem County, Pierce County, waren.

Auch das westlich angrenzende McHenry County wurde schnell von ihnen bevölkert. 1900 war bei Towner noch kaum ein katholischer Schwarzmeerdeutscher zu finden; fünf Jahre später hatten sie schon alles Heimstättenland in jener Gegend besetzt. Damals entstanden auch die Siedlungen bei Sedan und Karlsruhe, wo sich Leute aus Kandel, Selz, Franzfeld und andern Dörfern niederließen. Die Stadt Karlsruhe ist erst später entstanden, als die Strecke der Great Northern Eisenbahn gebaut wurde. Es wäre irrig, aus dem Namen schließen zu wollen, daß hier eine Verefaner Siedlung<sup>29)</sup> sei. Einige Leute aus Karlsruhe, Cherson, besaßen Land, das sie dann zum Bau der Bahnstation gaben. So erhielt Station und Ortschaft den Namen ihrer Heimat. Falsen, wo ebenfalls meistens Leute aus Kandel und Selz wohnen, ist später entstanden.

Auch östlich vom Pierce County sind Ländereien in den Händen katholischer Schwarzmeerdeutscher. 1898 kamen Auswanderer aus Selz, Cherson, in Devils Lake an und zogen auf Heimstättenland westwärts. In den Jahren 1900—10 sind zahlreiche Leute auf Farmen bei Devils Lake gezogen. Devils Lake hat heute noch eine kleine Stadtsiedlung katholischer Schwarzmeerdeutscher.

Die stärksten Niederlassungen katholischer Schwarzmeerdeutscher in Nord-Dakota sind jedoch westlich des Missouri River. Als 1881 die Hauptstrecke der Northern Pacific westlich von Mandan fertiggebaut war, entfaltete diese Eisenbahngesellschaft durch ihr Kolonisationsbüro eine äußerst rege Propaganda, um Einwanderer in diesen Teil des Staates Nord-Dakota zu bringen. Im Frühjahr 1885 kamen die ersten Kolonisten aus Speier nach Amerika. Es waren vier ledige Söhne, die die alte Heimat verlassen hatten, um sich dem russischen Militärdienst zu entziehen. Furcht vor den Indianern und phantastische Vorstellungen von der amerikanischen Wildnis hielten damals noch viele Leute von der Auswanderung zurück.

Diese vier Jünglinge kamen im April 1885 in die evangelische Siedlung Menno, S. D., versorgten sich dort mit allem Nötigen und zogen dann zusammen mit sieben Johannestaler Familien nach Nord-Dakota. Anfang Mai erreichten sie Hebron, N. D., und

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ließen sich schließlich bei Glen Ulin nieder. Das war der Anfang der bedeutenden Siedlungen. Bald kamen Verstärkungen aus der alten Heimat. Schon 1887 finden wir Kolonisten von Neu-Karlsruhe auf Land südlich Antelope. Dort sind auch Leute aus den katholischen Kolonien der Dobrudscha anzutreffen. 1888—89 ließen sich die ersten Speierer Familien 12 Meilen nordöstlich Mott nieder und wurden die Gründer der dortigen St. Plazidus-Gemeinde. 1888 gründeten Speierer Kolonisten nach kurzem Aufenthalt in Mandan die nordwestlich von dort gelegene Siedlung St. Vincent. Die Siedlung in Mandan selbst, wo heute etwa 300 Familien wohnen, geht auf 1889 zurück, als sich Speierer Kolonisten dort niederließen. Besonders 1893 haben sich viele Leute in Mandan ansässig gemacht.

Im Frühjahr 1891 kamen die ersten Karlsruher und Landauer nach Richardton, in demselben Jahre andere Verejaner Kolonisten nach Dickinson, und in den folgenden beiden Jahren wurden diese beiden Gegenden besiedelt. Heute finden wir in Richardton 300, in Dickinson 400 Familien katholischer Schwarzmeerdeutscher aus dem Verejaner Kreise. Die Kolonien Landau und Speier sind am stärksten vertreten. Auch in der weiteren Umgebung von Dickinson sind noch bedeutende Siedlungen wie z. B. im Westen South Heart und Welfield. St. Pius zählt heute etwa 120, St. Martin 50 und St. Anthony, nördlich Dickinson, 65 Familien.

In Bismarck, wo heute etwa 90 Familien wohnhaft sind, haben sich die ersten Leute 1890 ansässig gemacht. Wahrscheinlich handelte es sich um Arbeitsfucher die dann hängen blieben. 1893 gründeten Kolonisten aus Katarinental und Karlsruhe die Siedlung St. Joseph, 12 Meilen südlich Glen Ulin. Heute sind hier und in Glen Ulin rund 600 Familien katholischer Schwarzmeerdeutscher ansässig, von denen die meisten aus Speier und Karlsruhe stammen. Jenseits von St. Vincent finden wir Niederlassungen bei Center im Oliver County, bei Hazen im Mercer County und bei Halliday im Dunn County. In die Gegend von Halliday kamen die ersten Kolonisten 1896.

Im südöstlichen Teil des Morton County ist an erster Stelle die Siedlung St. Anthony zu nennen, die heute etwa 130 Familien

zählt, ferner Fallon mit 100 und Odense mit 80 Familien. Als durch die Bahnbauten der Milwaukee und der Northern Pacific neue Ländereien im südwestlichen Teile von Nord-Dakota erschlossen wurden, kamen auch katholische Schwarzmeerdeutsche hierher. Damals entstanden die Siedlungen bei Raleigh und Brisbane, wo sich im Frühjahr 1906 Leute aus Krasna, der einzigen katholischen Kolonie Bessarabiens, niedergelassen haben. Sie waren anfänglich bei Strassburg, N. D., ansässig gewesen und dann auf Wagen über den Missouri hierhergekommen.

Im äußersten Nordwesten von Nord-Dakota sind katholische Schwarzmeerdeutsche bei Crosby zu finden. Diese Leute scheinen von Estevan, Saskatchewan, wo eine starke Niederlassung ist, herübergewechselt zu sein.<sup>27)</sup>

Interessant ist in Nord-Dakota die getrennte Ansiedlung nach Heimatgebieten. Die sogenannten „Altkolonisten“ ließen sich fast ohne Ausnahme in der Gegend von Sage—Strassburg und Garvey—Rugby nieder. Die Counties westlich des Missouri dagegen sind fast ausschließlich von „Beresanern“ besiedelt. Erst in späteren Jahren trat eine leichte Vermischung ein, obwohl auch heute noch die einzelnen Gruppen in den genannten Gegenden die überwiegende Mehrheit bilden.

#### 4. In andern Staaten.

85 Prozent aller katholischen Schwarzmeerdeutschen wohnen meiner Schätzung nach in den Dakotas, und in den andern Staaten finden wir nur kleinere Gruppen. Die Siedlung bei Albion, Nebr., habe ich bereits erwähnt.<sup>28)</sup> 1886—88 kam eine Anzahl Leute aus den sogenannten Altkolonien (Klein-Liebental, Mariental, Josefstal und Franzfeld) nach St. Joseph, Missouri, und ließ sich auf Farmen jenseits des Missouri River bei Wathena, Kansas, nieder. Viele zogen später nach Texas weiter, und heute sind nur noch wenige Leute in und bei Wathena zu finden.

1891 hören wir dann von einer Einwanderung nach Texas. Damals kamen Leute aus Klein-Liebental und Mariental nach Corpus Christi. Andere Kolonien aus Franzfeld und Blumenfeld ließen sich zu jener Zeit in Brenham nieder und siedelten zwei

Jahre später, 1893, nach Planterzville im Grimes County, Tex., über. Durch Verstärkung aus der alten Heimat wuchs diese Siedlung, und obwohl viele Leute nach Kansas und Colorado weiterzogen und andere sich in Houston und Galveston zur Ruhe setzten, mag die Siedlung Planterzville heute noch 60 Familien zählen.

Eine bedeutende Siedlung ist die bei Park, Kansas. Hier hatten schon in den neunziger Jahren einige katholische Wolgadeutsche gewohnt. Es waren aber zu wenige für einen Kirchbau. Durch Bekanntmachungen im „Ohio Waisenfremd“ und im „St. Josephsblatt“ wurden daher katholische Ansiedler gesucht. Ein Schwarzmeerdeutscher in der Siedlung Planterzville las es und zog 1899 mit mehreren andern Leuten hierher. Durch ihn sind dann alle andern Schwarzmeerdeutschen hergeleitet worden, die meisten von Texas, aber auch manche von den Dakotas. Es sind fast ausnahmslos „Altkolonisten“. Die Franzfelder sind am zahlreichsten vertreten, dann folgen Marientaler, Josefstaler und Klein-Liebertaler. Auch etwa 50 katholisch wolgadeutsche Familien vom Ellis County sind jetzt hier ansässig. Etwa ein Jahr später als Park entstand die Siedlung bei Collyer, Kansas, wo sich hauptsächlich Kolonisten aus Straßburg, Selz und Kandel niedergelassen haben und heute 30—40 Familien ansässig sind. Eine Tochter-siedlung von Park bei Grainfield datiert seit 1915.

Im Staate Montana finden wir eine Beresaner Siedlung bei Glendive, während die Leute bei Billings und Bridger meist „Altkolonisten“ sind. Die katholischen Schwarzmeerdeutschen bei Billings haben ursprünglich in Aberdeen, S. D., gewohnt und sind als Rübenarbeiter nach Montana gekommen. Die Siedlungen im Staate Washington gehen auf die neunziger Jahre zurück und wurden von Leuten gegründet, die von den Dakotas weitergezogen waren. Die bedeutendste Niederlassung scheint die von Yakima zu sein. Hier und bei Toppenish sind die meisten Leute Obstfarmer. Auch bei Spokane und in Tacoma finden wir katholische Schwarzmeerdeutsche. Eine starke Siedlung ist in Mount Angel, im Staate Oregon. Die ersten Leuten scheinen von Harbey und Rugby dorthingekommen zu sein. Auch in Portland sind Kolonisten von Straßburg, Kandel und andern Dörfern wohnhaft. Leute von

Selz, Kandel und Baden sind auch bei Lodi im Staate Californien zu finden. In Minneapolis, Minn., finden wir katholische Schwarzmeerdeutsche, und eine ihrer Siedlungen ist in Brimley im Norden von Michigan an der Verbindung des Oberen- und Huron-See. Eine kleine Schar, meistens Leute aus Kandel und Selz, ist in den letzten zwanzig Jahren von Nord-Dakota nach Milwaukee, Wis., gekommen.

#### IV.

### Die evangelischen Wolgadeutschen.

#### 1. Vorläufer und erste Niederlassungen.

Eine weitere sehr wichtige Wanderung von Rußlanddeutschen nach Amerika ist die der evangelischen Wolgadeutschen. Der erste Wolgadeutsche auf amerikanischem Boden war ein aus Norra stammender evangelischer Geistlicher, der in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Missionar in Missouri und Kansas tätig gewesen war und nach seiner Rückkehr an die Wolga das Kirchspiel Eckheim bediente.

Als 1871 durch einen Erlaß des Zaren das Privileg der Militärfreiheit der Kolonisten aufgehoben wurde und sich auch die Wolgadeutschen mit Auswanderungsgedanken trugen, war es dieser Pastor, der einer Auswanderung nach Amerika das Wort redete und für die Wanderung der ersten Wolgadeutschen nach Kansas direkt verantwortlich war. In allen Dörfern seines Kirchspiels sprach er damals über Amerika und betonte immer wieder, daß, wenn er ein Bauer wäre, er lieber nach Amerika gehen und farmen würde, anstatt hier in Rußland Soldat zu werden. Schließlich wandten sich die Bauern selber an diesen Geistlichen um Auskunft über Amerika, und er verstand es, den Leuten die Vorteile der Neuen Welt zu schildern.

Im Jahre 1873 wurden einzelne Rundschafter nach Amerika entsandt. Es handelt sich hier um fünf Kolonisten, von denen einer den Staat Nebraska, ein anderer Kansas, zwei Iowa und der fünfte wahrscheinlich Arkansas bereisten. Die Rundschafter brachten günstige Berichte aus Amerika zurück. Bereits im September 1874 begab sich eine kleine Gruppe von Leuten von der Berg- und

Wiesenseite auf den Weg nach Amerika und ließ sich in Nebraska und Kansas nieder. Eine zweite kleine Gruppe von Leuten u. a. aus Dönhoff zog im Herbst desselben Jahres nach Arkansas. Die in letzterem Staate gegründeten Siedlungen bei Little Rock und Rogers sind jedoch bald verfallen. Die Leute dort wurden vom Fieber heimgesucht und zogen fast alle nach Kansas weiter.

Im Winter 1874—75 kam eine andere kleine Gruppe aus Kolonien der Bergseite nach Red Oak, Iowa. Die Leute waren auf dem Wege nach Little Rock, Ark., wahrscheinlich um sich mit den vorher erwähnten Dönhoffern zu vereinigen. Zwei deutsche Familien in Red Oak rieten ihnen, daselbst zu bleiben, und so entstand eine wolgadeutsche Siedlung. Damals kamen auch die ersten Wolgadeutschen nach Lincoln, Nebraska.

## 2. Ansiedlung in Nebraska.

1874 waren die ersten Kolonisten aus Balzer nach Lincoln gekommen. In demselben Jahre sandte einer der führenden Männer der schwarzmeerdeutschen Siedlung von Sutton, Nebr., eine deutsche Zeitschrift<sup>29)</sup> in mehrere Wolgakolonien,<sup>30)</sup> wodurch sicherlich gerade für Sutton Reklame gemacht wurde. 8 Balzerer Familien, die sich anfänglich in Red Oak, Ia., niedergelassen hatten, bekamen dort das große Heimweh, hörten von schwarzmeerdeutschen Landsleuten bei Sutton und siedelten noch 1875 dorthin über. Sie waren die ersten Wolgadeutschen in Sutton.<sup>30a)</sup>

Sutton diente nun auch den evangelischen Wolgadeutschen in den ersten Jahren als Basis, von der aus sie sich weiter verbreiteten. Die wohlhabenderen Leute siedelten sich bei Sutton auf Farmland an. Aber die meisten waren unbemittelt und mußten als Arbeiter in die größeren Städte, z. B. Lincoln und Omaha, oder nach Colorado weiterziehen. Gewöhnlich jedoch blieben sie in Sutton, bis sie sich von den Reisestrapazen erholt hatten, und es ist eigenartig, wie allen, die zuerst in Sutton Station gemacht hatten, dieses Städtchen unvergeßlich blieb. Es war ihr Heimatdorf in der Neuen Welt.

In den siebziger Jahren entstand die Siedlung bei Friend, wohin Leute von Red Oak, Iowa, weiterzogen. Schon im August

1876 finden wir die ersten Wolgadeutschen, 5 Familien aus Kolb, in Hastings. Sie waren zuerst von New York aus in die Wälder Nordwisconsin als Holzfäller geschleppt. Die Kinder der Steppe hielten es nur vier Tage dort aus; dann kamen sie nach Chicago. Die Burlington-Eisenbahngesellschaft warb sie als Arbeiter an und brachte sie kostenlos bis Hastings. Das war der Anfang. Heute sind in Hastings zwei Stadtteile rein wolgadeutsch, und ihre Zahl schätze ich auf 350 Familien, von denen es einige zu erheblichem Wohlstande gebracht haben.

1876 zogen auch die ersten Kolber Kolonisten auf Heimstättenland bei Campbell, wo heute eine starke wolgadeutsche Farmeriedlung ist. Culbertson ist eine weitere frühe Niederlassung und geht auf 1879 zurück, als hier die ersten Kolonisten aus Frank, Guß und Norfa, die bei Sutton gewohnt hatten, auf Farmländereien zogen. Ebenfalls eine der ersten Ansiedlungen ist York. Leute aus Balzer haben sich dort Anfang der achtziger Jahre niedergelassen. Etwas jünger ist die Siedlung von McCook. 1892 kamen Franker Kolonisten von Hastings als Eisenbahnarbeiter hierher. Die Siedlung verstärkte sich rasch durch Leute von Kutter, Hussenbach, und andern Dörfern und zählt heute etwa 100 Familien. Anfänglich arbeiteten die Leute alle in der Eisenbahnwerkstätte. Heute sind schon die meisten selbständige Farmer.

Die Siedlung von Sutton entwickelte sich ebenfalls in nördlicher und westlicher Richtung. So finden wir 1888 Leute aus Kutter in Henderson, Nebr. Auch Harvard geht auf jene Zeit zurück. 1888 finden wir Leute aus Kutter in Linwood, 1892 eine kleine Siedlung von Leuten aus Dönhoff und Guß bei Valentine.

Während in der ersten Zeit Sutton als Basis diente, entwickelte sich die Ansiedlung in Lincoln bald zum eigentlichen Zentrum der Wolgadeutschen in Nebraska. Hier hatte die Burlington Eisenbahn eine große Werkstätte, wo die Ankömmlinge zu Hunderten Arbeit fanden. Die Stadt hatte zur Unterstützung der Einwanderer ein Immigrantenhaus eingerichtet. In Lincoln entwickelten sich mit der Zeit zwei getrennte Siedlungen, die eine auf dem Nordende, die andere auf dem Süden der Stadt. 1924 zählte man in Lincoln 9000 Wolgadeutsche. 1914 waren Leute aus etwa 117



Wolgakolonien dort wohnhaft.<sup>31)</sup> Von Lincoln aus sind die Leute auch in andere Städte Nebraschas als Eisenbahnarbeiter gezogen, z. B. nach Grand Island, und östlich von Lincoln nach Havelock. Auch das Gros der Siedlung von Hastings besteht heute aus Eisenbahnarbeitern.

### 3. Ansiedlung in Kansas.

Zu derselben Zeit wie in Nebraska fand die Ansiedlung in Kansas statt. Der erste wolgadeutsche Siedler in diesem Staate war ein Kolonist von der Wiesenseite, der im Herbst 1874 auf eine Heimstätte 4 Meilen nördlich Marion zog. Eine Gruppe aus der Kolonie Straßburg verließ Weihnachten 1875 die alte Heimat und kam im Februar 1876 nach Peabody. Von dort gelangten sie zunächst in eine der jungen Mennonitenkolonien bei Hillsboro und kauften wenige Tage später gemeinsam ein Stück Eisenbahnland. So hatten es vor ihnen die Mennoniten gemacht, um in einer geschlossenen Kolonie beisammen wohnen zu können. Auch diese Wolgadeutschen teilten das Land in Längsstreifen ein und bauten ihre Farmhöfe in einer Reihe in Rufweite voneinander in der Absicht, eine Kolonie zu haben. Ihre Siedlung ist westlich Marion gelegen und heute noch als „Straßburg“ im Volksmunde bekannt. Auch die wolgadeutsche Baptistengemeinde in jener Gegend führt heute noch offiziell den Namen Straßburg.

Im Herbst 1876 kam eine starke Gruppe Dreispitzer Kolonisten in die Gegend von Lehigh, westlich Marion. 1877 zogen Galkaer Kolonisten in die Gegend von Durham, und Schtcherbakowkaer ließen sich bei Tampa und Ramona nieder. Bald war alles Land im Marion County besetzt. Aber auch weiter westlich hatten die ersten wolgadeutschen Pioniere schon Fuß gefaßt. Im Frühjahr 1875 kamen sechs Familien aus Kutter nach Peabody, zogen ins Rush County weiter und siedelten sich an der Walnut-Creek südöstlich Wison an. Im Januar 1876 brachte ein Mennonitenältester etwa 70 Familien, Mennoniten und Kolonisten von der Berg- und Wiesenseite nach Kansas. Hier haben sie zuerst nach dem Vorbilde der Mennoniten eine Kolonie angelegt. Eine zweite Kolonie, „Sahnfau“, war geplant. Diese Versuche wurden jedoch bald aufgegeben, und die Leute zogen auf Heimstätten.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Im Frühjahr 1876 zogen Kolonisten von Mohr auf Heimstätten nördlich Otis. 74 Familien von Etzheim, Krakke, Schöndorf, Jagodnoje und andern Dörfern der Berg- und Wiesenseite, die 1876 in Lawrence angelangt waren, zogen in demselben Jahre auf Heimstätten im Barton und Russell County. Sie gründeten zwei voneinander getrennte Siedlungen, die Jagodnojer westlich von Hoisington, die Kolonisten von Krakke und Etzheim südlich von Russell. Die letztere Siedlung wurde nach dem Führer der Schar die „Kolonie Wender“ genannt. Auch hier haben die Leute zuerst nach dem Vorbilde der alten Heimat ein Dorf angelegt,<sup>22)</sup> das aber bald aufgegeben wurde. Ein kleiner Weiler in jener Gegend heißt heute noch Milberger, nach einem der ersten Etzheimer Ansiedler benannt.

Zuzug aus der alten Heimat verstärkte rasch diese beiden Niederlassungen im Barton und Russell County, so daß sie nicht nur zusammenwuchsen, sondern sich auch westwärts und nordwärts ausdehnten. Heute reichen ihre Farmen bis an die Stadtgrenze von Russell, westlich dieser Stadt bis an die benachbarten Siedlungen der katholischen Wolgadeutschen<sup>23)</sup> und östlich Russell bis Dunker Hill. Die Siedlung bei Dorrance und Wilson geht ebenfalls schon auf 1876 zurück, als Dreispitzer und Schtscherbakowkaer Kolonisten hier Fuß faßten.

Im Frühjahr 1887, als eine neue Strecke der Rock Island-Bahn gebaut wurde, kamen die ersten Wolgadeutschen, Kolonisten aus Norka, nach Serington. Sie hatten bisher bei Marion auf Farmen gearbeitet und fanden nun hier als Streckenarbeiter Lohn und Unterhalt. Zuerst wohnten sie in Zelten, bis sie sich Häuser leisten konnten. Aus der alten Heimat und auch von andern Staaten erhielten die Seringtoner Zuzug, und 1905—06 wohnten etwa 150 Familien, größtenteils Norkaer, hier in einem Stadtviertel, das die Amerikaner „Russiantown“ nannten. Bessere Verdienstmöglichkeiten und ein großer Eisenbahnstreif im Jahre 1923 bewogen später viele, nach Colorado, Montana, Oregon und Wisconsin weiterzuziehen, und heute zählt die Siedlung nur noch etwa 60 Familien.

Die Jahre 1880—95 brachten weitere Verstärkungen nach Kansas. 1896 entstand eine Siedlung bei Susan nördlich Hoisington, als Kolonisten aus Lawrence, die bisher bei Otis ansässig gewesen waren, dort Farmen kauften. 1900 kamen die ersten vier Familien vom Rush und Russell County in die Gegend von Bazine, wo heute eine starke Gruppe ansässig ist. Die Niederlassung bei Wakeeney geht auf Frühjahr 1904 zurück, als Kraghaer und Ditteler Kolonisten ihre bisherigen Farmen bei Russell und Milberger aufgaben und hier Eisenbahnländereien kauften. Heute sind über 100 Familien bei Wakeeney ansässig, ihre Siedlung reicht westwärts bis Collyer, und man kann 20 Meilen weit nur auf wolgadeutschem Boden schreiten.

#### 4. Ausbreitung in Oklahoma und Texas.

Eine sehr wichtige Ausbreitung der Wolgadeutschen von Kansas geschah in südlicher Richtung. Ebenso wie die Schwarzmeerdeutschen Anfang dieses Jahrhunderts in Scharen aus den Dakotas nach Canada abwanderten,<sup>34)</sup> sind starke wolgadeutsche Kontingente von Kansas nach Oklahoma gezogen, als dort das letzte Indianerterritorium den Weißen für die Besiedelung freigegeben wurde. Besonders die wolgadeutschen Niederlassungen im Marion County haben einen Teil ihrer Bevölkerung nach Oklahoma entsandt. Später aber machten sich auch frische Einwanderer aus der alten Heimat direkt auf den Weg dorthin auf, indem sie Marion County lediglich als Zwischenstation benutzten.

Die Besiedelung erfolgte strichweise, je nachdem die Regierung Landkaufverträge mit den Indianerstämmen abschloß. Die ersten Wolgadeutschen kamen im Frühjahr 1891 nach Oklahoma. Damals siedelten Messerer Kolonisten von Lehigh, Kans., auf Heimstätten bei Okeene über. Leute aus Schtjcherbakowka, die wohl auch früher bei Lehigh gewohnt hatten, sind im folgenden Jahre südlich von Okeene auf Heimstätten bei Hitchcock zu finden. Im April 1892 war die Reservation der Cheyenne- und Arapahoe-Indianer eröffnet worden. 1893 entstand die Siedlung bei Bessie. Ein Jahr später wurde die Siedlung südlich Weatherford gegründet, wohin Norkaer, Franker und Kolber Kolonisten von Harvard

und Hastings, Nebr., übersiedelten. Auch als am 16. September 1893 der „Cherokee Strip“ freigegeben wurde, beteiligten sich wiederum Wolgadeutsche von Kansas an dem Wettrennen der Tausende, um auch ihre „Claims“ abzustechen. Leute von Marion ließen sich damals bei Oklahoma nieder, Leute von Bison und Otis bei Ingersoll.

Im Herbst 1900 haben sich Leute bei Lehigh, Kans., die dort auf Pachtland saßen, zur Besiedlung von Heimstättenland bei Chattuck, Okla., gemeldet. Im Frühjahr 1901 trafen diese 35 Familien mit Vieh und Farmgeräten in 22 Güterwagen in Chattuck ein. Chattuck ist heute die zweitstärkste wolgadeutsche Siedlung in Oklahoma; die Mehrzahl der dortigen Leute stammt aus Schtscherbakowka und Holstein.<sup>33)</sup> 1901 haben Abwanderer aus der Gegend von Lehigh die Siedlung Tangier-Fargo gegründet, Leute von Hillsboro, Kans., siedelten im demselben Jahre in die Gegend von Selman über. Noch jüngeren Datums sind die Siedlungen bei Hooper und Optima, wo sich Dreispiziger Kolonisten aus der Gegend von Dorrance, Kans., um 1905 niedergelassen haben. Wie billig der Boden damals bei Hooper war, geht aus der Tatsache hervor, daß einer der Siedler seinen russischen Schafpelz gegen 160 Acker Land eintauschte!

Die Wolgadeutschen bei Chattuck breiteten sich seit 1912 auch in das benachbarte Lipscomb County von Texas aus, wo wir ihre Siedlungen bei Follett und Darrouzett finden.

##### 5. Ausbreitung in Washington, Oregon und Californien.

Schon 1881 erreichten die ersten evangelischen Wolgadeutschen die Staaten an der Westküste. Damals siedelte eine starke Gruppe von Kolonisten aus Kolb, die via Sutton nach Culbertson, Nebr., gekommen waren und dort durch Mißernte zur Weiterwanderung gezwungen wurden, nach Riverville, Wash., über. Diese ersten Pioniere zogen noch im Planwagen auf dem berühmten, heute von romantischen Erzählungen verschönten Oregon Trail westwärts. Die Siedlung in Walla Walla hat sich im Laufe der Jahre recht bedeutend entwickelt. Bereits 1884 finden wir dann Wolgadeut-

sche im Klickitat County. Auch Richville entwickelte sich zu einer bedeutenden wolgadeutschen Siedlung. Die Leute wohnen hier in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer schwarzmeerdeutschen Landsleute. Damals ist auch wohl die Siedlung bei Trby entstanden. 1892 kamen die ersten Leute nach Endicott, wo heute eine starke Gruppe von Kolonisten aus Zagodnaja Poljana ansässig ist. Die meisten anderen wolgadeutschen Siedlungen in Washington sind jüngeren Datums. Die Siedlung bei Farmer scheint auf etwa 1900 zurückzugehen. Eine Gruppe Kolber ist in Tacoma ansässig, wo die Leute in Fabriken arbeiten. Die Wolgadeutschen in Bellingham sind meistens in dortigen Sägemühlen beschäftigt.

Die älteste und wichtigste Siedlung evangelischer Wolgadeutscher in Oregon ist die in Portland. Sie geht auf das Jahr 1882 zurück, als Kolonisten aus Norka, die in Iowa und Nebraska ansässig gewesen waren, mit der Bahn bis St. Francisco und dann auf einem Schiff nach Portland kamen, wo sie als Tagelöhner in den Fabriken Arbeit fanden.<sup>36)</sup> Nach einigen Jahren 1888—90 erhielten sie Verstärkungen von Kolonisten aus Balzer und Frank, und die große Mehrheit der Leute ist dann 1890—95 nach Portland gekommen. Leute aus der Kolonie Alt-Norka bilden das Gros der aus etwa 500 Familien bestehenden Siedlung, die einen ganzen Stadtteil im Nordosten von Portland bevölkert haben und in einer Reihe von Kirchengemeinden organisiert sind. 1901 siedelten sich Wolgadeutsche auf ehemaligem Waldland bei Canby an.

1886 und 87 gelangte eine andere Gruppe evangelischer Wolgadeutscher nach Californien und siedelte sich hier in Fresno an. Diese Leute kamen fast alle aus den Kolonien Sangert, Stahl, Ruffus, Laume, Jost und Laub. Sie begannen als Arbeiter in den Fabriken und Südfrucht-Packhäusern der Stadt. Während 1900 erst 734 dort waren, zählte man 8 Jahre später schon 3000.<sup>37)</sup> 1920 waren in Fresno und Umgegend schätzungsweise 8000 Wolgadeutsche ansässig, die sich bereits zu einem recht bedeutenden Prozentsatz eigene Farmen erworben und nach Westen sich bis Kerman, nach Osten und Südosten bis Sanger, Dimuba und Bifalia ausgebreitet hatten. Kleine wolgadeutsche Siedlungen jüngeren Datums finden wir bei Castroville und bei Meridian, wohin Rübenfarmer 1918 von Nisland, S. D., übersiedelten.

6. Siedlungen in Colorado.

Ein weiteres Kapitel ist die Ansiedlung und Ausbreitung evangelischer Wolgadeutscher in Colorado. 1880—81 zogen die jungen Leute aus den Siedlungen im Russell County, Kans., als Streckenarbeiter der Union Pacific Eisenbahn nach Colorado. Russell County hatte 1880 eine völlige Mißernte, und die Siedler mußten sich nach Verdienst umsehen. Diese ersten Wolgadeutschen sind aber nur vorübergehend in Colorado gewesen und alle wieder zur nächsten Ernte in ihre Siedlungen nach Kansas zurückgekehrt. 1887 jedoch waren auch Leute aus verschiedenen Kolonien von Sutton und Lincoln, Nebr., als Arbeiter nach Denver gekommen und gründeten hier eine Siedlung, die sich in den folgenden zwölf Jahren zu einer starken Niederlassung entwickelte. Heute wohnen hier in der Vorstadt Globeville und auf den östlich anschließenden Hügel, der bei den Wolgadeutschen „Dobrinka“ heißt, rund 500 evangelische wolgadeutsche Familien aus Norka, Weideck, Dobrinka und anderen Kolonien.

Die eigentliche Einwanderung der Wolgadeutschen in Colorado ist jedoch verknüpft mit der Entwicklung der Zuckerrübenindustrie in diesem Staate. 1900 wurden in Sugar City und Rocky Ford im oberen Tal des Arkansas River Zuckerrübenfabriken gebaut. Seit jenen Jahren datiert die Verbindung der Wolgadeutschen mit der Rübenindustrie. Es ist eine erstaunlich rasche Entwicklung. Heute, nach dreißig Jahren, ist meiner Schätzung nach über die Hälfte aller Rübenfarmen in Colorado, Nebraska, Montana und Wyoming in wolgadeutschen Händen.

Die Rübenvereine sandten zunächst Agenten nach Denver und in die größeren Städte von Nebraska und Kansas, um billige Arbeiter zu dingen. Kinderreiche Familien wurden bevorzugt. So kam man an die Wolgadeutschen. Außerdem muß bemerkt werden, daß die Wolgadeutschen in Nebraska und Kansas sich damals schon als erfolgreiche Farmer einen Namen gemacht hatten und man sie daher gern zur Rübenarbeit heranholte. Im Frühjahr 1901 zogen Leute aus Denver, Colo., und Serrington, Kans., in die Rübenfelder bei Sugar City, Colo. Auch Wolgadeutsche aus Lincoln, Nebr., die dort gerade aus der alten Heimat einge-

troffen waren, kamen 1901 als Rübenarbeiter nach Sugar City. Die Leute aus Serington kehrten nach der Ernte nicht wieder nach Kansas zurück, sondern zogen in Winterquartiere nach Denver und verstärkten die dortige Niederlassung in Globeville.

Schnell entwickelte sich die Rübenindustrie und damit die Ausbreitung der Wolgadeutschen im South-Platte River Tal des nordöstlichen Colorado. 1901 wurde eine Zuckerrabrik in Loveland gebaut, eine andere in Eaton. 1902 eröffnete man die Fabrik in Windsor; andere wurden in Greeley, Brighton, Ft. Lupton, Longmont, Ft. Collins, 1905 in Sterling, 1907 in Ft. Morgan errichtet. In alle diese Orte kamen Wolgadeutsche in Scharen als Rübenarbeiter. Während anfänglich viele Leute nach der Rüben-ernte wieder in ihre Städte, d. h. nach Denver, Lincoln usw. zurückkehrten, ist heute die Zahl dieser wolgadeutschen Saisonarbeiter nur noch unbedeutend. Die Wolgadeutschen in den großen Städten haben vielfach andere Beschäftigung gefunden, die Rübenarbeiter aber sind meistens in den neuen Ortschaften selber ansässig geworden, wo sie einen Stadtteil, zuweilen auch fast die ganze Stadt bevölkern. Ein Stadtviertel von Ft. Collins wird im Volksmunde „Saratow“ genannt. Ueberall sind hier starke Niederlassungen entstanden.

Loveland hat die älteste Siedlung im South Platte Valley. Im Mai 1901 kamen etwa 20 Familien, die meistens aus Frank stammten, von CoCook, Nebr., hierher. Andere trafen in demselben Jahre aus Denver, Sutton und Hastings ein. Noch heute stellen die Franker in Loveland — und auch in Greeley — das Gros der Wolgadeutschen dar. In Berthoud sind die Norkaer in der Mehrzahl, in Longmont die Kolonisten aus Zagodnaja und Bobotchnoje. 1901 fand man auch schon bei Eaton die ersten wolgadeutschen Rübenarbeiter. Es waren Norkaer, die von Denver dorthingekommen waren. Norkaer Kolonisten waren auch 1902 die ersten Wolgadeutschen in Windsor, und die enge Wohnhütte des einen von ihnen diente diesen ersten Pionieren zwei Jahre lang als Bethaus. Als 1904 die ersten Dönhoffer in Windsor eintrafen, entwickelte sich diese Stadt bald zu einer starken Niederlassung. Heute sind in Windsor und Umgegend rund 900 wolgadeutsche Familien als Rübenfarmer und -arbeiter wohnhaft.

1904 kamen die ersten Wolgadeutschen, Franke Kolonisten aus St. Collins und Hastings nach St. Morgan. Heute ist hier eine starke Niederlassung von Kolonisten aus Kraft. Franke Kolonisten von Hastings zogen 1905 als Rübenarbeiter nach Brush und erwarben sich in kurzer Zeit eigene Farmen. In demselben Jahre wurden die ersten Wolgadeutschen bei Sterling sesshaft, wo heute ebenfalls eine starke Siedlung ist.

Auch im westlichen Teile des Staates in den Tälern des Colorado und des Gunnison River sind seit etwa 1906 Wolgadeutsche als Rübenfarmer anfällig.

Es ist interessant zu sehen, wie schnell sich die Wolgadeutschen in Colorado in die Höhe gearbeitet haben. Bei Loveland — ebenso wie bei Sugar City — mußten die ersten wolgadeutschen Rübenarbeiter in Zelten hausen. Aber anstatt als Proletariat in die Großstädte zurückzukehren, schufen sie sich dort auf dem Pionierboden eine neue Heimat und sind heute wohlhabende Farmer. Ihr Ziel war von Anfang an auf selbständige Farmerei und den Erwerb von Land gerichtet. Schon 1910 gab es 8—900 wolgadeutsche Rübenarbeiter in Colorado.<sup>38)</sup> Heute (1930) sind weit über 50% der Wolgadeutschen Rübenfarmer, und welche eine eminente Bedeutung sie im nördlichen Colorado erreicht haben, wird durch die Tatsache beleuchtet, daß wohl 75% aller Farmen zwischen Sterling und Denver von Wolgadeutschen bewirtschaftet werden.<sup>39)</sup>

#### 7. In den Rübenfeldern von Montana, Nebraska, Wyoming und Idaho.

Die wolgadeutschen Niederlassungen in Montana sind wohl alle auf die Entwicklung der Zuckerrübenindustrie in jenem Staate zurückzuführen. Durch die Ausführung von Bewässerungsprojekten entstanden im Tale des Yellowstone River wertvolle Ländereien. Zu Beginn des Jahres 1905 wurden 20,000 Acker Bewässerungsland nahe der Great Northern-Eisenbahn für die Besiedelung angeboten. Diese Ländereien konnten als Heimstätten erworben werden; jedoch mußten die Siedler ihr Anrecht auf Bewässerung von der Eisenbahngesellschaft kaufen. Alles Regierungsland konnte als freie Weide für Vieh und Pferde benutzt werden.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

1906 wurde in Billings die erste Zuckerrfabrik gebaut. Damals zogen Wolgadeutsche von Nebraska und Colorado nach Billings. In demselben Jahre kamen auch schon Kolonisten aus Kauz direkt nach Laurel. In wenigen Jahren entwickelten sich hier starke Siedlungen und breiteten sich nach beiden Richtungen entlang dem Yellowstone River Tale aus. 1909 finden wir schon eine erhebliche Niederlassung bei Park City. Andere Siedlungen in diesem Teile von Montana sind Silesia, Bridger und Welfrey, dann nordöstlich von Billings bei Huntley, Worden, Vallentine, Pompeys Pillar, Custer und Gardin, letztere am Big Horn River. Auch im Nordosten Montanas gibt es einige wolgadeutsche Siedlungen, die auf die Entwicklung der Rübenindustrie zurückzuführen sind, darunter Sidney am Yellowstone und Culbertson am Missouri River. Die Ansiedlungen im Milk River Tale bei Harlem, Zürich und Chinook sind erst seit 1923 entstanden, als hier Zuckerrfabriken gebaut wurden. In Billings und Laurel arbeiten heute auch viele Leute in den Eisenbahnwerkstätten.

Etwas später erfolgte die Ausbreitung der Wolgadeutschen im North Platte River Tal von Nebraska. Hier setzte die Entwicklung 1910 ein, als in Scottsbluff eine Zuckerrfabrik gebaut wurde und in der Umgegend 20.000 Aker Rüben gepflanzt wurden. Im Frühjahr 1910 entsandte die Zuckerrüben-gesellschaft Agenten in die benachbarten Großstädte, um Wolgadeutsche als Rübenarbeiter zu heuern. Der erste Wolgadeutsche, ein Kolonist aus Brunnenal, kam allerdings schon 1909 nach Scottsbluff. Im Frühjahr 1910 trafen sie dann gruppenweise ein, Franker Kolonisten von Loveland, andere von Sterling, Denver usw. Ein starkes Kontingent Arbeiter lieferten die beiden Siedlungen in Lincoln.

Schon früh gingen hier Wolgadeutsche heran, Rübenfarmen zu pachten. Das fehlende Kapital mußte durch Fleiß, Sparsamkeit und Unternehmungsgeist ersetzt werden, und die amerikanischen Bankiers wissen, daß Wolgadeutsche noch nirgends versagt haben. Im Herbst 1910 kauften zwei Wolgadeutsche in Scottsbluff gemeinsam Vieh und Wirtschaftsgeräte einer Rübenpachtfarm, die sie gleichzeitig pachteten für 2400 Dollars mit je 50 Cents Anzahlung!

Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelten sich innerhalb kurzer Zeit starke Siedlungen in und bei Scottsbluff, Gering, Mit-

hell, Morrill, Melbeta. 1912 kamen die ersten Leute nach Minnatare, im Januar 1913 die ersten fünf Familien, Kolonisten aus Franzosen, von Sugar City, Colo., via Gering nach Bayard, wo heute ebenfalls eine bedeutende Siedlung besteht. In fünf Jahren war das ganze Tal mit Wolgadeutschen bevölkert. Scottsbluff, das 1910 noch ein kleines Nest von 500 Einwohnern war, zählte zehn Jahre später bereits eine Bevölkerung von 7,000, davon etwa 35% Wolgadeutsche.

In Wyoming ist die älteste Siedlung in Cheyenne. Solange hier die Werkstätten der Union Pacific-Bahn bestehen, mögen auch Wolgadeutsche hier sein. Die eigentliche Siedlung aber entwickelte sich im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, als wolgadeutsche Rübenarbeiter in Nordcolorado diese Stadt zu ihrem Winterquartier wählten. Eine bedeutende Siedlung ist auch in Casper, wo die Leute in Deltraffinerien arbeiten. 1913 zogen dann die ersten Brunntaler Kolonisten von Scottsbluff aus auf Heimstätten (Trockenland) bei Lingle. 1915—16 entstanden die Siedlungen bei Wheatland, Worland und Lovell zugleich mit der Entwicklung der Rübenindustrie in jener Gegend. Die ersten Wolgadeutschen in Worland waren 1916 von Ft. Collins, Colo., gekommen. Als Ausläufer der Montanaer Rübenindustrie entstanden die Siedlungen in und bei Sheridan und Riverton, während Torrington ein Ableger von Scottsbluff ist.

Schon vor 1910 wurden durch eine Rübengefellschaft die ersten Wolgadeutschen von Portland, Ore., als Rübenarbeiter nach dem Staate Idaho gebracht, wo sie sich schnell emporarbeiteten und schließlich Rübenfarmen pachteten. Ihre Siedlungen in diesem Staate sind bei St. Maries, Sugar City, Paul und Melbeta zu finden. Die Leute in Melbeta sind u. a. Kolonisten aus Dreispitz und sind Farmer auf Trockenland.

#### 8. In Iowa, Minnesota und den Dakotas.

Im Staate Iowa gibt es ebenfalls eine Reihe von Siedlungen evangelischer Wolgadeutscher deren älteste Red Oak<sup>40)</sup> auf 1873 zurückgeht. 1881 kamen die ersten Kolonisten aus Dönhoff nach Muskatine, wo heute eine erhebliche Niederlassung besteht. Die

Leute hier sind Fabrikarbeiter. Andere Siedlungen sind jüngerem Datums und zum Teil kurz vor bez. nach dem Weltkriege entstanden, z. B. Mason City, wo die Leute in Backhäusern arbeiten. Die Wolgadeutschen bei Woden sind Farmer und Rübenarbeiter, die bei Alexander sind ebenfalls auf Rübenland, die in Eagle Grove arbeiten in Eisenbahnwerkstätten.

Die weitere Ausbreitung der Zuckerindustrie in Minnesota brachte auch Wolgadeutsche in diesen Staat. Die älteste Siedlung in Minnesota jedoch, Mountain Lake, wo Leute aus Dreispitz auf Weizen- und Maisfarmen ansässig sind, wurde schon 1892 gegründet in unmittelbarer Nachbarschaft von Mennoniten. Die anderen Siedlungen Gaylord, Arlington, Glencoe, Winthrop und Moorhead sind erst in jüngster Zeit entstanden.

In den Dakotas gibt es nur wenige wolgadeutsche Niederlassungen. In den Jahren 1900—03 kamen Wolgadeutsche nach Marion. Um 1905 wurde bei Belle Fourche ein Bewässerungsprojekt ausgeführt, und seither finden wir dort und bei Misland und Newell Wolgadeutsche auf Rübenland. 1907 zogen Leute aus Neu-Norka und Neu-Russenbach von Nebraska auf Farmen nach Elliott und Lisbon, N. D. In unmittelbarer Nachbarschaft der Mennoniten im äußersten Nordosten von Nord-Dakota finden wir wiederum Dreispitzer Ansiedlungen bei Mfen und Munich. Selbst eine Ortschaft in Nord-Dakota trägt den Namen einer Wolgakolonie: Dönhoff. Ein Kolonist aus Alt-Dönhoff war hier einst Postmeister gewesen und hat, als der Ort entstand, den Namen seiner Heimatkolonie als Ortsnamen vorgeschlagen. Jüngsten Datums ist die Siedlung Batesland im Westen von Süd-Dakota.<sup>41)</sup> Sie wurde 1923 von Leuten, die aus der Gegend von Scottsbluff weiterzogen, gegründet.

## 9. Siedlungen in Michigan.

In enger Verbindung mit der Zuckerrübenindustrie steht ebenfalls die Entwicklung der wolgadeutschen Siedlungen im Staate Michigan. Zur selben Zeit wie in Colorado entstanden auch hier im Saginaw-Bassin Zuckerrübenfabriken, und es war im Jahre 1902, als die ersten Wolgadeutschen, Leute von Norka und Wiesenmüller,

von Lincoln, Nebr., den Weg hierher fanden. Damals kamen die ersten in die Gegend von Saginaw und Sebawaing und breiteten sich bald überall dort aus, wo Rüben angebaut wurden. Heute finden wir wolgadeutsche Siedlungen bei Crosswell, Capac, Mc-Gregor, Dwendale, Unionville, Keefe, Munger und Au Gres. In den Jahren um 1910 scheinen besonders viele Rüben in Michigan angebaut worden zu sein, und als damals in Colorado die Löhne der Rübenarbeiter niedrig und die Pacht für Rübenland hoch war, sind zahlreiche Wolgadeutsche auch aus den Rübengebieten von Colorado nach Michigan gewandert. In den letzten Jahren jedoch ist die Rübenindustrie in Michigan zurückgegangen, und es sind auch Siedlungen der Wolgadeutschen wieder verschwunden. Als zum Beispiel 1911 in Tawas City eine Zuckerrfabrik eröffnet wurde, kam eine Gruppe Wolgadeutscher von Lincoln, Nebr., hierher auf Rübenarbeit. Wenige Jahre später wurde die Fabrik wieder abgebrochen, und die Wolgadeutschen zogen nach andern Ortschaften weiter. Auch die einst bedeutenden Siedlungen bei Crosswell und Au Gres sind stark zusammengesmolzen.

Das Zentrum der Wolgadeutschen in Michigan ist Saginaw West Side. Die ersten Wolgadeutschen schlugen hier nur ihr Winterquartier auf und zogen im Frühjahr in die Rübenfelder der Umgegend. Dann aber fanden die Leute allmählich Arbeit in der Stadt, und heute sind etwa 300 wolgadeutsche Familien in Saginaw West Side wohnhaft. Auch in andern größeren Städten Michigans finden wir Wolgadeutsche als Arbeiter, z. B. in Bay City, in Flint — wo auf dem Nordende der Stadt im Stadtteil Pasadena ca. 150 Familien wohnen, die in den Automobilfabriken arbeiten — und in Port Huron, wo eine starke Gruppe von Auswanderern aus den Kolonien bei Katarinenstadt sich niedergelassen hat.

Getrennt von diesen Niederlassungen im östlichen Michigan fand ich noch zwei Siedlungen in der Südwestecke des Staates bei Berrien Springs und Glendora im Berrien County, mitten unter Polhynniendeutschen. Diese Siedlungen gehen auf das Jahr 1910 zurück, als die ersten Leute von Kalamazoo, Mich., und Racine, Wis., hierherkamen. Die Leute sind Farmer und bauen hier fast

nur Pfefferminz an. Etwa 20 wolgadeutsche Familien habe ich in Detroit feststellen können, die aber keine zusammenhängende Siedlung darstellen und fast ohne Verbindung miteinander leben.

#### 10. Siedlungen in Wisconsin.

Die Wolgadeutschen im Staate Wisconsin sind fast ohne Ausnahme in Städten wohnhaft, wo sie größtenteils als Arbeiter in den Fabriken tätig sind. Die älteste und stärkste Siedlung ist Sheboygan. 1892 war es, als die ersten Kolonisten aus Reinwald ihren Weg hierher fanden. Das Gros traf aber erst zehn Jahre später ein. Heute sind etwa 550 Familien hier wohnhaft, darunter 230 Familien aus Reinwald und 170 Familien aus Schäfer. In den ersten Jahren zogen noch viele Familien von hier in die Rübenfelder von Wisconsin und Michigan, was heute nicht mehr der Fall ist. Nur wenige Jahre später, 1895, wurde die Siedlung von Fond du Lac gegründet, wo heute in der Hauptsache Leute aus Grimm wohnhaft sind. Die Siedlung auf dem Westende von Oshkosh geht auf 1899 zurück. Damals kamen die ersten Leute aus Jagodnaja Poljana von Pine Island, New York, hierher. Auch hier ist die Mehrzahl erst um 1900 eingetroffen. Heute arbeiten in den Fabriken etwa 400 Familien, die fast alle von Jagodnaja Poljana stammen.

Jüngeren Datums sind die andern Niederlassungen in Wisconsin. Die Siedlung in Racine ist 1904 entstanden. Hier sind hauptsächlich Leute aus Grimm und Reinwald wohnhaft, die teilweise aus den älteren Siedlungen Wisconsins herüberkamen. Etwa 230 Familien wohnen in North Milwaukee, in der Hauptsache Kolonisten aus Dreispitz und andern Dörfern der Bergseite. Die ersten kamen 1910—11 durch die Rübenindustrie hierher. Die Leute zogen damals von Chicago aus in die Rübenfelder bei Renosha und Racine und sahen sich dann nach Winterquartieren in der nächsten größeren Stadt um. So gelangten sie nach Milwaukee, fanden den Winter über Arbeit in North Milwaukee und bauten schließlich auch hier ihre Häuser. Heute sind die meisten Leute ständig in den hiesigen Fabriken beschäftigt. In den letzten sechs Jahren erhielt diese Siedlung erheblichen Zufluß aus Colorado,

Nebraska und Kansas, wo infolge eines Eisenbahnstreiks viele Wolgadeutsche arbeitslos geworden waren und sich nun weiter im Osten nach Verdienstmöglichkeiten umsehen mußten. Etwa fünfzig Familien finden wir in der Stadt Milwaukee selbst. 1913—14 entstand im Verein mit Schwarzmeerdeutschen eine kleine Siedlung bei Merrill.

### 11. Siedlungen in und bei Chicago.

Chicago ist die stärkste wolgadeutsche Niederlassung Amerikas, und sie setzt sich aus mehreren Siedlungen zusammen. Ueber tausend Familien sind hier wohnhaft. Die ersten Leute waren Kolonisten aus Enderß, die 1891 direkt nach Chicago kamen und von einer deutschen Gesellschaft Beschäftigung auf einer Farm bei Dunning erhielten. Das war südwestlich des heutigen Stadtteils Jefferson Park. 1894 kamen die nächsten Leute in die Gegend von Jefferson Park. Aber die eigentliche Ansiedlung in diesem Stadtteil — inzwischen hatte sich die Stadt Chicago bis hierher ausgedehnt — erfolgte erst in den letzten zehn Jahren vor dem Weltkriege. Ein Kolonist aus Schwedt kam 1903 nach Chicago und kehrte 1907 mit Ersparnissen von 4,000 Dollars in das alte Heimatdorf zurück. Das machte einen gewaltigen Eindruck. In wenigen Jahren wanderten ungefähr 150 Familien von Schwedt nach Chicago aus. Heute sind in der Siedlung Jefferson-Mayfair etwa 450 wolgadeutsche Familien evangelischer Konfession wohnhaft, von denen die meisten von der Wiesenseite stammen.

Ein Ableger dieser Siedlung ist die Niederlassung in Bellwood-Maywood, westlichen Vorstädten von Chicago. (Jefferson Park ist im Nordwesten der Stadt.) Zwar kamen auch hierher schon in den Jahren 1891—93 Kolonisten aus Balzer; aber die Siedlung entwickelte sich erst seit 1902, und die meisten Leute sind seit 1907—10 hier wohnhaft. Heute finden wir in dieser Niederlassung etwa 300 Familien, in der Hauptsache von der Wiesenseite. Die Kolonie Enderß ist mit 100 Familien vertreten.

Die dritte Siedlung befindet sich im Zentrum von Chicago in der Nähe des Humboldt-Parks. Hier scheinen schon zu ganz frühen Zeiten einzelne Wolgadeutsche ansässig gewesen zu sein. So stellte

ich Leute aus Grimm und Walzer fest, die seit 1888 hier sind. Aber das Gros der Leute kam erst in den letzten Jahren vor dem Kriege und viele erst seit dem großen Eisenbahnstreik im Westen, 1923, hierher. Die Siedlung zählt heute etwa 140 Familien, von denen 90 Prozent aus den Kolonien Grimm und Walzer stammen.

In den südlichen Ausläufern von Chicago, in Riverdale und Dolton, befindet sich die vierte Siedlung. Diese Leute sind seit 1902 hier ansässig und haben zuerst in den Rübenfeldern dieser Gegend gearbeitet. Später hörte die Rübenarbeit auf, und seither sind die Leute in Waugeschäften und Ziegeleien beschäftigt. Diese Siedlung zählt etwa 60 Familien, die meistens von der Wiesen Seite stammen. Die Kolonie Stahl an der Wolga ist mit 22 Familien am stärksten vertreten.

Eine weitere Niederlassung befindet sich in der Gegend des Roosevelt Rd. und Crawford Ave., etwa 25 Familien. Ebenso stark ist die Siedlung von Lansing und Thornton, Ill., südlichen Vorstädten von Chicago. Diese Siedlung liegt in der Nachbarschaft von Riverdale und wurde ebenfalls von Leuten gegründet, die damals dort in den Rübenfeldern tätig waren und jetzt in Fabriken arbeiten.

## 12. In den Oststaaten.

Weiter im Osten der Vereinigten Staaten finden wir noch einzelne verstreute evangelisch wolgadeutsche Siedlungen. Wauseon in Ohio, wo eine erhebliche Gruppe von Leuten aus Dönhoff teils auf Farmen, teils in der Stadt ansässig ist, geht auf 1886 zurück. Auch die Siedlung in Cincinnati, Ohio, datiert aus jenen Jahren. Dort wohnen hauptsächlich Leute aus Grimm.

Im Staate New York wurde Pine Island 1888 gegründet. Kolonisten aus Zagodnaja Poljana, die eigentlich auf dem Wege zu ihren Dorfgenossen in Kansas waren, blieben aus Geldmangel in New York stecken und vermieteten sich dann an Farmer in dieser Gegend. Bald erwarben sie selber Farmen und zogen andere Leute aus ihrer alten Heimatkolonie nach sich. Heute sind etwa 100 Familien dort ansässig, die fast alle aus Zagodnaja Poljana stammen und sich mit der Zwiebelfarmerei beschäftigen.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Die Siedlung von Stuyvesant Falls, N. Y., ist auf ähnliche Weise entstanden. 1891 kamen Kolonisten aus Neu-Straub in New York an auf dem Wege nach Kansas zu ihren Dorfgenossen. Reiseunkundig waren sie unterwegs von Schwindlern um ihre ganze Barschaft gebracht worden und mußten sich in New York gleich nach Verdienst umsehen. So kamen sie zu deutschen Farmern bei Stuyvesant Falls, arbeiteten sich bald empor und zogen andere Wolgakolonisten nach sich. Heute sind hier etwa 25 Familien, fast alle aus Neu-Straub, wohnhaft, die meist in den Baumwollmühlen und Papierfabriken beschäftigt sind. 1888 kamen die ersten Kolonisten aus Alt-Schilling nach Oswego, N. Y.

Etwa 50 Familien, meist aus Weided und Schilling, bilden eine Siedlung in Newark, New Jersey, und sind hier in Fabriken beschäftigt. Die ersten gelangten 1887 hierher, und es waren ebenfalls Leute, die sich auf dem Wege nach Kansas befanden, jedoch infolge Geldmangels in New York stecken geblieben waren.

### V.

#### Die katholischen Wolgadeutschen.

##### 1. Auswanderung 1875.

Die Wanderung der katholischen Wolgadeutschen ist ein weiteres Kapitel in der Geschichte der Rußlanddeutschen Amerikas. Auch sie wurde veranlaßt durch die Aufhebung der Militärfreiheit der Kolonisten. Als den katholischen Wolgadeutschen klar wurde, daß es ihnen gestattet sei, mit ihrem Vermögen auszuwandern, um der Dienstpflicht zu entgehen, wurde in der Kolonie Herzog im Frühjahr 1874 eine große Versammlung abgehalten und die Auswanderung besprochen. Es wurden Brasilien und der amerikanische Staat Nebraska in Vorschlag gebracht.<sup>42)</sup> Fünf Rundschaffter wurden noch in demselben Jahre nach Amerika entsandt, die auch u. a. die schwarzmeerdeutsche Siedlung Sutton besuchten und mit folgenden Proben aus der Neuen Welt heimkehrten: ein Pfund Erde, eine Handvoll Präriegras, etwas Papiergeld und einen Arm voll Propagandachriften. Die Rundschaffter berichteten in



günstigem Sinne. Zwei andere Rundschafter fuhrten im Dezember 1874 nach Amerika und bereisten den Staat Kansas.

Die Aushebung der ersten Kolonisten zum Militärdienst im November und Dezember 1874 beschleunigte den Entschluß zur Abwanderung. Im Oktober 1875 verließ die erste Gruppe Katharinenstadt, das heutige Marzstadt. Zwei Tage später machte sich eine zweite, viel stärkere Gruppe aus den Kolonien Herzog, Liebenthal, Obermonjour, Neu-Obermonjour u. a. m. auf den Weg. Alle zusammen kamen im Dezember 1875 in Topeka, Kansas, an. Ähnlich wie Lincoln, Nebr., für die evangelischen, wurde Topeka, Kanj., zu einer Basis für die katholischen Wolgadeutschen. Es entwickelte sich mit den Jahren zu einer recht bedeutenden Siedlung. Die Leute wohnen hier alle im Norden der Stadt (North Topeka) und arbeiten größtenteils in den Eisenbahnwerkstätten.

## 2. Ansiedlung in Kansas. 1876—77.

Von Topeka aus wurden verschiedene Expeditionen westwärts nach Great Bend, Larned, Hays und Ellis unternommen. Das beabsichtigte Land, das teils der Santa Fe, teils der Kansas Pacific Eisenbahn gehörte, gefiel nicht, und die Leute entschlossen sich, wieder nach Rußland zurückzukehren. Im letzten Augenblick wurden sie überredet, andere Ländereien am Smoky Hill River zu beabsichtigen. Dieses Land schien ihnen zur Anlage von Kolonien geeignet.

So kamen im Februar 1876 die ersten 14 Familien, meist von Liebenthal stammend, nach Hays und gründeten die Siedlung Liebenthal südlich Hays. Eine Gruppe von Kolonisten aus Katharinenstadt langte im folgenden Monat in Hays an und gründete die Siedlung Catherine nordöstlich Hays im April 1876. In demselben Monat ließ sich eine Gruppe von Kolonisten aus Herzog unmittelbar nördlich der damals bestehenden englischen Siedlung Victoria nieder und gründete die Siedlung Herzog. Diese beiden Siedlungen wuchsen zu einer Stadt zusammen, und obwohl die wolgadeutsche Siedlung Herzog die englische Siedlung vollkommen in sich aufnahm, wurde dennoch der Ortsname von Herzog in Victoria umgeändert. Eine Gruppe von Kolonisten, meist aus Ober-

monjour, kam im Juli 1876 nach Herzog und gründete zwei Monate später die Siedlung Munjor südwestlich Herzog.

Die Siedlung Schoenchen südlich von Munjor am Smoky Hill River ist durch eine Abzweigung von der Siedlung Liebenthal im April 1877 entstanden. Die Gründer sind Kolonisten aus Schönchen und Neu-Obermonjour. Beide Gruppen wollten den Namen ihrer alten Heimatkolonie der neuen Siedlung geben. Man einigte sich schließlich darauf, daß die Siedlung Schoenchen genannt und die Kirche Sanft Antonius, dem Schutzheiligen von Neu-Obermonjour, geweiht wurde.

Die sechste und letzte der ursprünglichen katholisch wolgadeutschen Siedlungen in Kansas ist Pfeifer. Eine starke Gruppe von Kolonisten, meist aus den Dörfern Pfeifer, Kamenka und Semonomka, verließ im Juni 1876 die alte Heimat und gründete im August die Siedlung Pfeifer südlich Herzog am Smoky Hill River. Alle Niederlassungen wurden in den nächsten beiden Jahren erheblich verstärkt. Erst im Jahre 1878 nahm die Einwanderung ab, und seither sind nur vereinzelt Leute in diese Siedlungen nachgewandert.

### 3. Ausbreitung in Kansas. 1878—1920.

Die Siedler vermehrten sich schnell und breiteten sich nach Norden, Osten, Westen und Südwesten aus. Es entstand eine Reihe von Tochterkolonien. Auch die nahen älteren Städte wurden von den katholischen Wolgadeutschen bevölkert. Hays z. B. war ein altes Fort gegen die Indianer und ein Handelsplatz aus der Zeit, als es hier nur große Viehzüchter und Ruhjungen gab. Vor dem Eintreffen der Wolgadeutschen wohnten hier nur vereinzelt katholische Familien. Heute ist Hays das eigentliche Zentrum der katholischen Wolgadeutschen in Kansas geworden und hat nicht nur eine starke Gemeinde, sondern auch ein Kloster und eine Akademie. In ähnlicher Weise ist heute Ellis überwiegend katholisch wolgadeutsch geworden. Hier hatte die Union Pacific Eisenbahn eine Werkstätte. In den 70er Jahren kamen einzelne katholische Wolgadeutsche hierher, um Arbeit zu suchen. Später jedoch, in den 80er Jahren, breiteten sich die Farmer bis hierher aus, kauften

Land und ließen sich später in der Stadt selbst nieder. Auch die Siedlung in Gorham östlich Herzog ist 1893 auf diese Weise entstanden. Auf dasselbe Jahr geht die Siedlung in Walker, zwischen Herzog und Gorham gelegen, zurück.

Das weiter westlich im Wichita County gelegene Marienthal wurde 1892 als Tochterkolonie von Herzog gegründet. St. Peter entstand 1894, als katholisch wolgadeutsche Farmer hier Land kauften. Der Ort wurde früher Hoganville genannt und erhielt dann zu Ehren eines Wolgadeutschen den Namen St. Peter. Emmeram ist als Tochteriedlung von Herzog 1899 gegründet. Loretto ist eine Tochtergründung von Pfeifer und hat ihren Anfang 1902. Die Siedlung hieß bis 1903 Illinois, wurde dann Mariensfeld und bald darauf Loretto genannt. Hyacinth zweigte sich von Gays ab und datiert bis 1906 zurück. In demselben Jahre entstanden Doemento als Tochteriedlung von Gays und Antonino als Tochteriedlung von Nunjor. Im Jahre 1907 entstand Vincent als Abzweigung von Herzog.

Mit der Zunahme der Bevölkerung entstand die Notwendigkeit, mehr Land aufzukaufen, und man sah sich nach neuen Gegenden um. So kamen die ersten Leute 1913 in die Gegend von Neß City, wo heute ebenfalls eine kleine Siedlung existiert. 1916 entstand Severin als eine Abzweigung von Catherine und 1920 Cordia als eine Tochterkolonie von Liebenthal. 1922 zogen Leute aus Ellis und Rush County auf Ländereien der Bird-Landgesellschaft bei Wallace, und so ist auch dort eine rein wolgadeutsche Siedlung entstanden, die heute etwa 40 Familien zählen mag.

#### 4. Siedlungen in andern Staaten.

Während das Gros der katholischen Wolgadeutschen in diesem Teile von Kansas ist, gibt es kleinere Gruppen auch in andern Staaten. An erster Stelle ist hier Colorado zu nennen. Schon seit etwa 1885 existiert eine Siedlung in Denver. Die ersten Leute kamen von Kansas. Heute wohnen hier etwa 200 Familien in zwei Stadtvierteln und arbeiten meistens in den Fabriken oder ziehen auch in die Rübenfelder. Sie stammen fast durchweg von der Bergseite. Die Kolonie Göbel ist am stärksten vertreten. Die Siedlung

in Pueblo, wo die Kolonisten von der Westseite der Wolga dominieren, geht auf die neunziger Jahre zurück. Auch hier handelt es sich vielfach um Leute, die vom Ellis County, Kans., weitergezogen sind.

Als 1905 in Sterling, Colo., die Zuckerfabrik gebaut wurde, kamen auch die ersten katholischen Wolgadeutschen von Topeka, Kans., und Pueblo, Colo., hierher zur Rübenarbeit und wurden durch Zuzug aus Kansas weiter verstärkt. Heute sind hier 230 Familien ansässig, von denen die meisten aus Rothammel und Seewald stammen. Andere Siedlungen entstanden in der Nachbarschaft von Sterling, in Cliff, wo meistens Pfeiferer wohnen, sowie in Crook und Julesburg. Diese drei Siedlungen mögen jetzt zusammen etwa 200 Familien zählen.

Die Siedlung Brighton-Dupton, die heute 60 Familien stark ist, wurde 1910—12 gegründet. Die meisten kamen von Denver, andere von Kansas hierher zur Arbeit in den Rüben- und Konservenfabriken. Marienfelder sind in der Mehrzahl. Viele sind heute schon selbständige Farmer. Die katholischen Wolgadeutschen bei Delta und Montrose, die 1910—15 von Denver durch eine Rüben-Gesellschaft als Arbeiter dorthingebracht wurden, sind heute ebenfalls meistens selbständige Farmer. Der Staat Nebraska hat nur vereinzelt katholische Wolgadeutsche, und vereinzelt Leute finden wir auch in den evangelisch wolgadeutschen Siedlungen Oklahomas, s. B. in Okene.

Mit dem Zuge anderer Rußlanddeutscher sind auch katholische Wolgadeutsche nach der Westküste gekommen. Die bedeutendste Siedlung ist in Portland, Oregon, wo Leute aus Semenowka und Köhler seit 1892 sesshaft sind. Eine kleine Schar ist bei Toppenish, Washington. Kleinere Siedlungen finden wir im Staate Iowa. Die bedeutendste, die hauptsächlich aus Leuten von Josefstal und Marienfeld besteht, ist in Fort Dodge. Die ersten scheinen 1911 dorthingekommen zu sein. Weitere kleine Gruppen sind in Garner, Belmont und Waterloo.

Zu den Rußlanddeutschen in Wisconsin gehören ebenfalls kleine Gruppen katholischer Wolgadeutscher. Die bedeutendste Siedlung in jenem Staate konnte ich in Milwaukee feststellen, wo etwa 100

Familien, die meisten aus Göbel und Semenowka, wohnen. Die Leute arbeiten hier in Eisen- und Lederfabriken. Auch in North Milwaukee fand ich etwa 15 Familien.

Infolge des Eisenbahnstreiks im Jahre 1923 setzte eine erhebliche Wanderung katholischer Wolgadeutscher nach Chicago ein. Dort war schon seit ca. 1912 eine Anzahl Leute ansässig. Aber seit 1923 hat sich diese Siedlung ganz besonders verstärkt. Viele der früher in North Topleka wohnhaften Leute sind heute in Chicago, wo sie östlich der evangelisch wolgadeutschen im Zentrum Chicagos ebenfalls eine in sich geschlossene Siedlung bilden. Die Kolonie Rothammel ist am stärksten vertreten. Im ganzen sind heute wohl etwa 120 Familien dieser Gruppe in Chicago ansässig. Um 1923 ist auch die Siedlung in Aurora entstanden, wo eine Gruppe von Kolonisten aus Josefstal und Mariensfeld in den Fabriken arbeitet. Im Staat Ohio konnte ich in Akron eine kleine Siedlung finden, die auf etwa 1900 zurückgeht. Die Leute sind hier in den Gummifabriken beschäftigt. Um dieselbe Zeit entstand in Baltimore, Md., eine Siedlung, die sich von Leuten aus Ramenka, Leichtling und Köhler zusammensetzt, welche hier als Hafearbeiter tätig sind.

## VI.

### Auswanderung und Einwanderung. Erste Ansiedlungszeiten. Rußlanddeutsche Namen.

Die Auswanderung der Rußlanddeutschen wurde zunächst und in erster Linie durch die Aufhebung des Privilegs der Militärdienstfreiheit veranlaßt. Um zu wissen, was für ein schweres Joch der Heeresdienst in Rußland zu jener Zeit war, muß man bedenken, daß die Dienstzeit um 1870 noch 15—20 Jahre dauerte und man zur Ausbildung der Soldaten unbarmherzige Prügel anwandte. Vor 1874 mußte jedes Rußen-Dorf alle fünf Jahre Rekruten stellen, die dann wie Sklaven aufgegriffen wurden. In Südrußland kam es oft vor, daß junge Rußen aus solchen Dörfern in die deutschen Kolonien flüchteten und sich bei den Kolonisten unter dem Dachboden versteckten. Hieraus ist erkenntlich, welsch einen Aufbruch die Aufhebung des Privilegs hervorrief.<sup>43)</sup>

Ferner, und dies besonders bei den Wolgadeutschen evangelischer Konfession, gab die Sektiererbewegung Veranlassung zur Auswanderung. Gerade in jenen Jahren, nämlich 1872—73, nahm das Bruderschaftswesen in den Wolgakolonien großen Umfang an. Wolgadeutsche Pastoren sahen dies mit wachsendem Unbehagen, obwohl einzelne den Wetbrüdern freundlich gesonnen waren. 1873 wurde an der Wolga die erste Brüderkonferenz zusammengerufen, und in demselben Jahre auch interessierten sich die führenden Männer dieser Bewegung in zunehmendem Maße für Amerika, wo, wie sie hörten, völlige Gewissensfreiheit herrschen sollte.<sup>44)</sup> So kam es, daß die ersten evangelischen wolgadeutschen Auswanderer vielfach Wetbrüder waren.

Auch auf die Werbetätigkeit amerikanischer Eisenbahngesellschaften muß an dieser Stelle hingewiesen werden. Um den Bau von Eisenbahnlinien durch bisher unentwickelte Gebiete des amerikanischen Westens zu fördern, schenkte die Bundesregierung den Eisenbahngesellschaften große Ländereien zu beiden Seiten der neuen Strecke. Es war natürlich, daß sich die Eisenbahnen nach tüchtigen Siedlern, die diese Ländereien besetzen konnten, umsahen und zu diesem Zweck einen großen Propagandaapparat aufzogen. Eine kleine Armee von Agenten wurde mobilisiert, Werbeschriften und Landpläne gedruckt und versandt.

Werbeschriften in deutscher Sprache, die die Ländereien der Burlington & Quincy Eisenbahn anpriesen, fanden 1874 ihren Weg in die deutschen Kolonien Rußlands. Auch Ansiedlungspläne der Union Pacific Eisenbahn gelangten damals in die deutschen Dörfer an der Wolga.

Die Santa Fe Eisenbahn, die Ende 1872 gerade ihren Schienenweg von Atchison, Kansas, zur Grenze von Colorado fertig gebaut hatte, betrieb in jenen Jahren eine besonders rührige Werbetätigkeit und sandte den Leiter ihrer Einwanderungsabteilung im Frühjahr 1875 selber nach Rußland, um die Uebersiedlung deutscher Kolonisten — insbesondere der Mennoniten — nach Kansas zu organisieren.<sup>45)</sup> Als dann die ersten Briefe aus der neuen Heimat nach Rußland kamen, wurde die Auswanderungslust weiter gestärkt. Diese Briefe wurden auf den Dörfern weit umherge-

schielt und machten tiefen Eindruck. Der Brief eines Schwarzmeerdeutschen aus der Siedlung „Odeffa“ in Dakota (1873) wurde vom Chersonschen an Kolonisten in der Krim weitergeschickt und gab 1874 den Anstoß zur ersten Auswanderung aus der Krim. Militärzwang und Landhunger waren die tieferen Gründe; aber der Entschluß zum Ausbruch reifte erst auf diesen Brief hin.

Während die Rußlanddeutschen in den späteren Jahren — von wenigen Ausnahmen abgesehen — erst in der alten Heimat heirateten und dann als Familie auswanderten, gab es unter den ersten Amerikawanderern viele ledige Jünglinge, woraus ebenfalls deutlich der drohende Militärdienst als Auswanderungsgrund erkenntlich ist. In der Ansiedlung „Bender“ in Kansas gab es 1878 insgesamt 47 Familien und 29 ledige Jünglinge. Die Kolonie Kassel, Cherson, konnte im Herbst 1885 keine Militärpflichtigen stellen. Sie waren alle — ohne Ausnahme — im Frühjahr über die Grenze und nach Amerika gegangen!

In späteren Jahren trug die Russifizierungspolitik der zarischen Regierung dazu bei, daß die Auswanderungslust nicht nachließ. Hier ist besonders der Ukas vom 22. November 1890 von Alexander III. zu erwähnen, ferner der Ukas Nikolaus II. vom 21. Februar 1897, der die russische Sprache in deutschen Schulen obligatorisch machte. In den sechs Jahren 1898—1904 sind, den Angaben des U. S. Commissioner of Immigration zufolge, 41,598 Rußlanddeutsche nach Amerika gekommen.

Zusbesondere aber wurde die Auswanderung durch den russisch-japanischen Krieg angeregt. 1905 z. B. wanderten 20 Familien aus Glückstal, Cherson, aus, und nicht wenige Rußlanddeutsche haben sich heimlich über die Grenze gestohlen, bevor der Zar sie an die japanische Front schicken konnte.

Während jedoch in den ersten Jahrzehnten der Militärdienst der wesentliche Grund war, traten später wirtschaftliche Ursachen mehr und mehr in den Vordergrund. Die Daheimgebliebenen verglichen ihre Lage mit derjenigen ihrer Brüder und Vettern jenseits des großen Wassers und zogen die Konsequenzen. „Viele in der alten Heimat haben kein Land und können sich unmöglich eigenes erwerben. Warum soll man in Rußland für andere Leute arbeiten,

wenn man sich hier ein schönes eigenes Heim gründen und für seine Kinder ein gutes Vermögen zurücklegen kann?" So schrieb 1910 ein schwarzmeerdeutscher Korrespondent der „Dakota Freien Presse“ in Dakota, und in der alten Heimat klagte der Berichterstatter aus Rohrbach, Cherson: „Ich zahle für 17 Desjatinen Pflugland 300 Rubel Pacht.“ Aus Bessarabien lesen wir zu derselben Zeit: „Hier wird es von Jahr zu Jahr schwerer, das Land immer knapper und teurer. Die armen Leute auf Pachtland können nicht mehr vorwärts kommen.“<sup>46)</sup>

Noch drückender wurde die wirtschaftliche Lage an der Wolga, wo bekanntlich ein ganz anderes Landssystem herrschte als in den Schwarzmeerkolonien.<sup>47)</sup> Der Landmangel wurde immer mehr fühlbar, und so wurden immer stärkere Kontingente Wolgadeutscher zur Auswanderung veranlaßt. Als 1910 in der Kolonie Dreispitz — die Kolonie ging damals vom Gemeinde- auf Einzelbesitz über — das Land neu eingeteilt wurde, stellte sich heraus, daß bereits 21 Prozent der männlichen Einwohnerschaft der Kolonie nach Amerika abgewandert waren.

Der Korrespondent der „Dakota Freien Presse“ aus Stahl an der Wolga schrieb 1913: „In unsern Kolonien nimmt die Auswanderungsbewegung nach Amerika immer größeren Umfang an. Kürzlich waren 11 Familien abgereist, jetzt wieder 19 erwachsene männliche Personen. Jahr für Jahr arbeiten die Leute hier fleißig, und immer sind es nur wenige, die etwas erübrigen können. Der größte Teil sitzt den Winter über ohne Beschäftigung und zehrt von den dürftigen Einnahmen des Sommers, und trotz aller Arbeitsamkeit können sich die Leute kaum das Nötigste bis zur nächsten Ernte beschaffen.“<sup>48)</sup>

In den letzten Jahren vor dem Weltkriege brachten Gesetzespläne in der Duma erneute Unruhe unter die Rußlanddeutschen und erneute Anregung zum Auswandern. Die zarische Regierung hatte der Duma einen Gesetzesvorschlag zur Annahme vorgelegt, durch den die deutschen Kolonisten in vier Gouvernements West- und Südwestrußlands völlig rechtlos werden sollten. Der Entwurf sprach von Kolonisten, die sich die russische Nationalität nicht angeeignet hätten. Das Gesetz sollte von den Verwaltungsbeamten, also ganz



willkürlich, durchgeführt werden. Der Eindruck in ganz Südrußland war niederschmetternd, besonders bei den Deutschen in Bessarabien, die am meisten betroffen sein würden.

Auch die Furcht vor einem Weltkriege war unter den Deutschen in Rußland sehr bemerkbar und regte zur Auswanderung nach Amerika an. „Leute aus dem Kaukasus verkaufen billig ihre guten Wirtschaften mit Inventar, dabei haben sie meist gute Ernten. Warum wandern sie aus? Es ist die Kriegsfurcht. Der japanische Krieg hat den Reservisten Erfahrungen gegeben, die sie nicht noch einmal erleben möchten. Jetzt spukt das Kriegsgepenst wieder, und man traut allen Versicherungen nicht.“ So schrieb 1913 ein Korrespondent der „Dakota Freien Presse“ aus Rana, Teregebiet. Der Berichterstatter aus Bangerter an der Wolga meldete: „Oft wird man gefragt: Was sagen die Zeitungen vom Krieg? Erwidert man, von Kriegsgefahr sei nichts zu merken, so glauben es die Menschen nicht.“<sup>49)</sup>

Die Durchführung der Einwanderungsvorschriften in Amerika lag anfänglich in den Händen der Staatsregierungen und wurde erst 1882 von der Bundesregierung übernommen. Ein Gesetz ermächtigte damals den Schatzamtssekretär, mit Hilfe der Staaten die lokalen Einwanderungsverhältnisse zu kontrollieren. Trotzdem kann man wohl sagen, daß die Verhältnisse bei der Ueberfahrt noch in den letzten Jahren vor dem Weltkriege alles anders als ideal waren. Oft kam es während der Ueberfahrt zu widerwärtigen Szenen im Zwischendeck, und unsere gutherzigen Rußlanddeutschen litten unter roher Behandlung. Viele Familien wurden bei der Landung auseinandergerissen, da einzelne Glieder von Familien bei der Untersuchung in Ellis Island sich als augenkrank erwiesen und daher nicht ins Land gelassen wurden. Ueberhaupt war die Behandlung in Ellis Island sehr roh.

Die ärztliche Untersuchung der Einwanderer ließ viel zu wünschen übrig. Oft wurden Leute auf den bloßen Verdacht hin, an Trachom zu leiden, im amerikanischen Landungshafen zurückgewiesen. Es sind Fälle zu verzeichnen gewesen, wo Rußlanddeutsche dreimal die Fahrt über den Ozean gemacht haben und jedesmal zurückgewiesen wurden, weil sie nach Angabe der Einwanderungs-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ärzte trachomkrank gewesen seien, obwohl sie von europäischen Ärzten vor Betreten des Schiffes als gesund befunden worden waren. Auf Vorstellungen des Herausgebers der „Dakota Freien Presse“ befaßte sich 1908 die Bundesregierung mit diesen Zuständen. Insbesondere setzten sich Bundesjuratoren von Süd-Dakota und Nord-Dakota für ihre Beseitigung ein. Der Vorschlag, amerikanische Regierungsärzte in den Hauptauswanderungshäfen Europas zu stationieren, wurde damals als Gesetzvorschlag eingebracht und ist inzwischen Gesetz geworden.

Bei der Landung waren in der Regel die Hafenmissionare der verschiedenen Kirchen in aufopfernder Weise tätig, die Neuankömmlinge zu beraten. Es gibt wenige Rußlanddeutsche in Amerika, deren erste Bekanntschaft in der Neuen Welt nicht ein Hafenmissionar war. Gewöhnlich leiteten die Missionare die Neuankömmlinge nach Ortschaften, in denen bereits andere Rußlanddeutsche der betreffenden Gruppen ansässig waren. Zuweilen wurden auch ganz neue Siedlungen durch diese Missionare hervorgerufen, so z. B. die erste evangelisch wolgadeutsche Siedlung in Wisconsin. 1911 eröffnete auch der Staat New York eine Beratungsstelle für Einwanderer, das sogenannte Bureau of Industries and Immigration. Eine weitere Hilfe für die Einwanderer waren die Immigrantenhäuser, die von verschiedenen Städten im Westen eingerichtet wurden und unbemittelten Neuankömmlingen das erste Quartier boten.

Die schwarzmeerdeutschen Einwanderer brachten meist eine Summe Bargeld mit und bezahlten fast ohne Ausnahme die Ueberfahrt selbst, obwohl sie gewöhnlich im Zwischendeck fuhren. So berichtet eine Zeitung in Baltimore 1904 über die Ankunft einer Gruppe Schwarzmeerdeutscher: „Kürzlich kamen auf einem Bremer Lloydampfer russische (!) Einwanderer an. Es sind starke junge Leute, von denen sich die meisten dem Ackerbau im Westen widmen wollen. Einer, der im Zwischendeck fuhr, wuschelte 3,000 Rubel in amerikanisches Geld um.“<sup>50)</sup>

Anderes stand es mit den Wolgadeutschen und namentlich denjenigen, die in späteren Jahren nach Amerika kamen. Ihre Fahrkarten wurden meistens von den in Amerika wohnhaften Verwand-

ten bezahlt. In der Regel arbeiteten sie, mindestens in den ersten Jahren, in den Städten oder hatten auch nur im Sommer in den Rübenfeldern Arbeitsgelegenheit. Ein wolgadeutscher Korrespondent aus Lincoln, Nebr., berichtete darüber: „Hier sind viele Arbeitslose, und täglich kommen Neuanfömmlinge aus der alten Heimat, die ihre Zahl vermehren. Mit Sehnsucht sieht man der Rübenarbeit entgegen. Viele arbeiten im Sommer in den Rübenfeldern und kehren im Winter wieder nach Lincoln zurück.“<sup>51)</sup>

In enger Verbindung mit dem Ansiedlungswerk standen die großen Eisenbahngesellschaften des Landes. Auf ihren Einfluß auf die erste Auswanderung ist bereits hingewiesen worden. Aber auch späterhin betrieben sie durch eine große Anzahl Agenten, die den verschiedensten Nationalitäten angehörten, eine rege Propaganda für die Besiedelung ihrer Ländereien. Nicht selten waren Bahnlirien gebaut worden, bevor das Land besiedelt war. In der Regel aber gingen Bahnbau und Besiedelung Hand in Hand. 1904 wurden an den Linien der Great Northern, Northern Pacific und Soo Bahnen in den Dakotas etwa 20,000 neue Ansiedler erwartet.

Die Eisenbahngesellschaften luden durch besonders verbilligte Gesellschaftsfahrten zur Besichtigung von Ländereien ein. So hatten fast alle Eisenbahnen spezielle Ansiedlerraten. Die Great Northern z. B. verkaufte täglich vom 1. 3. bis 15. 5. 1905 Sonderbillets für Ansiedler nach allen Punkten von Montana, Idaho, Washington, Oregon und Californien und wöchentlirh nach Nord-Dakota. Die Reise für Landsucher kostete etwa die Hälfte des gewöhnlichen Preises. Die Leute konnten 21 Tage unterwegs sein und auf jeder beliebigen Station Halt machen.

Auch die Besiedelung der Rübenstrirke von Colorado wurde durch daran interessierte Eisenbahngesellschaften gefördert. In jenen Jahren gab es billige Besichtigungsfahrten von Lincoln und andern Städten Nebraskas nach Fort Collins, Loveland und andern Punkten in Colorado.

Neben den Eisenbahnen wurde die Ansiedlung von einem ganzen Heer von Landagenten gefördert. Diese Leute trugen auch der stark religiösen Einstellung der Rußlanddeutschen Rechnung und siedelten sie nach Konfessionen getrennt an. So gründete ein Agent

in Harben, Nord-Dakota, nacheinander zwei lutherische, eine katholische, eine Baptisten- und eine Adventistensiedlung.<sup>52)</sup> Zuweilen schenkte der Landverkäufer den Siedlern noch ein Kirchlein, was als besondere Attraktion diente; denn es ist viel leichter, Rußlanddeutsche dort anzufiedeln, wo sie die Gewißheit haben, eine eigene Gemeinde bilden zu können.

Der Anfang der Siedlungen war schwer. Am besten finanziert und ausgerüstet begannen die Mennoniten, die in zielbewußten Gruppen operierten. Aber die meisten andern Rußlanddeutschen haben ganz klein anfangen müssen. Soweit sie in den 70er, 80er und 90er Jahren als Heimstättenfiedler in die Weststaaten gezogen waren, haben sie in der Regel noch ihre erste Fahrt über die Prärie in dem von der Romantik verschönten Plantwagen machen müssen.

Die ersten Schwarzmeerdeutschen hatten von Anbeginn fest im Sinn, geschlossen zu siedeln, um sich ihre eigene Kirche und Schule einzurichten, wie sie es von Rußland her gewohnt waren. Sie ließen sich ihr Heimstättenland nebeneinander abmessen, so daß sie eine zusammenhängende Landfläche besaßen, machten aber keinen Versuch zur Dorfbildung, da sie sich wahrscheinlich vorher genügend über die amerikanischen Heimstättengesetze informiert hatten. So hören wir z. B. daß die Rundschafter, die im Februar 1873 nach Plankton, Süd-Dakota, kamen, sich dort genau über die Landgesetze erkundigten, ehe sie nach Sandusky, Ohio, zurückkehrten.

Spätere Schwarzmeerdeutsche sind gleich selbständig in die Prärie hinausgezogen. In der Regel handelte es sich hier um eine kleine Gruppe von Familien, die von der betreffenden älteren Siedlung, wo sie die nötigen Gerätschaften eingekauft hatten, bis an die Endstation der Eisenbahn, vielleicht in einem besonders gemieteten Waggon fuhren. Von da begann dann in einem mit Ochsen bespannten Plantwagen eine Fahrt über die Prärie, die zuweilen drei Wochen dauerte. In der Regel folgte man einem der alten "trails," die hier von den Indianerkämpfen her noch sichtbar waren und von einem Militärposten zum andern geführt hatten. Die Siedler selbst marschierten gewöhnlich nebenher in dem stellenweise mannshohen Präriegras.

An einem geeigneten Platze angelangt, wurde das Land nebeneinander abgemessen, und jede Familie zog auf ihre Heimstätte. Die erste Arbeit war der Hausbau. Holz gab es in der Prärie nicht. Rasenstücke wurden geschnitten, aufeinander gesetzt und dürftige Rasenhütten gebaut. Dann wurde der Pflug zur Hand genommen und das Land gebrochen. Gewöhnlich konnten im ersten Jahre nicht mehr als 10 Acker unter den Pflug gebracht werden; denn man pflügte mit Ochsen, und das ging sehr langsam. Die erste Ausfaat der Siedler in der Prärie von Dakota bestand meistens aus Flachs und etwas Weizen. Stolz berichtete einer von ihnen, wie er im ersten Jahre 40 Buschel Flachs erntete.

Mit dem Ansetzen des Pfluges hatte der Familienhaushalt noch keine positive Bilanz erhalten. Es hieß irgendwie Geld verdienen, und es ist interessant, daß überall in den Dakotas der allererste Verdienst der schwarzmeerdeutschen Siedler aus dem Verkauf von Büffelknochen bestand, die auf der Prärie in Massen umherlagen. Sie wurden gesammelt, auf Ochsenkarren zur nächsten Stadt geschafft, und für den Erlös wurden die notwendigsten Lebensmittel eingekauft. Die nächste Stadt war jedoch nicht selten 50 bis 80 Meilen weit entfernt und eine Ochsenwagenfahrt dorthin ein Erlebnis.

Flachs war in den ersten Jahren die Haupternte, und er wurde mit Sense oder Sichel geschnitten. Gedroschen wurde Flachs und Getreide auf einem ebenen Platze mit einem Baumstamm, aus dem man eine Walze gemacht hatte, die mit einem Gespann Ochsen hin und her gezogen wurde. Falls keine solche Walze vorhanden war — denn Baumstämme waren in der Prärie rar — bedeckte man das Getreide mit Heu und fuhr mit einem beladenen Wagen solange darüber, bis es ausgedroschen war. Heu und Stroh wurden dann aufgenommen und ausgeschüttet. Noch im Jahre 1904 stand in Nord-Dakota der Anbau von Weizen an erster, der von Flachs an zweiter Stelle.

Ochsen spielten in den ersten Jahren eine wichtige Rolle. Mit ihnen wurde gepflügt, Heu geschnitten, gedroschen und zur Stadt gefahren. Pferde waren bei den Siedlern eine große Seltenheit. Man konnte selbst im Winter vor dem Schlitten das Ochsengespann

sehen. Auch die Gefährte waren ganz primitiver Art. Statt des Schlittens hatte man anfänglich nur eine Schleife. Ein Siedler, der sich keinen Wagen leisten konnte, erzählte, wie er im Sommer 1888 mit einem Schlitten, vor dem er ein Joch Ochsen gespannt hatte, durch den Ort Ashley fuhr zur großen Bertwunderung der dortigen Amerikaner. In wenigen Jahren hatte er es schon zu beträchtlichem Wohlstand gebracht.

Kirchen sind natürlich erst nach einigen Jahren entstanden. J. B. wurde die erste Kirche in der Siedlung „Odesa“ im Jahre 1876 gebaut, also als die Siedlung schon drei Jahre bestand. Aber der religiöse Sinn der Rußlanddeutschen ließ es nicht zu, daß man längere Zeit ohne geistlichen Zuspruch blieb. So kamen die Siedler regelmäßig am Sonntag in einer Rasenhütte zusammen, und der Befehdendste unter ihnen hielt einen Gottesdienst. Gesang- und Gebetbuch hatte ein jeder aus der alten Heimat mitgebracht. Selbst Sturm und Unwetter hinderte sie nicht an diesen ersten kirchlichen Versammlungen. Oft kamen sie im Winter auf ihrer Ochsenschleife herbei und nahmen gleich die Wagensitze mit in die Rasenhütte, wo es natürlich an Sitzgelegenheit mangelte. Von Zeit zu Zeit kam auch ein Reisepastor durch die Gegend, und dann strömten die Rußlanddeutschen von weit und breit zusammen. Gewöhnlich mußte der Pastor dann dreimal täglich predigen und zunächst eine ganze Anzahl Kinder taufen. Auch mußte er zuweilen die neuen Siedler mit allerlei Bedarfsartikeln versorgen, und dann sah man seinen Wagen mit Lauben, Rasen und andern Sachen hoch beladen. Auch gab es Pastoren, die mit den ersten Siedlern auf die Prärie zogen, selber eine Heimstätte aufnahmen und sich eine Rasenhütte bauten.

Das Pionierleben der ersten katholischen Schwarzmeerdeutschen verlief ebenso. Auch sie kamen sonntäglich in einer Rasenhütte bald hier, bald dort auf der Prärie zusammen, beteten gemeinschaftlich den Rosenkranz und die Litanei und sangen fromme Lieder, und als 1889 der erste Priester in die Straßburger Siedlung in Nord-Dakota kam, küßte ihm Alt und Jung die Hände. Die Kraßnaer Siedler bei Raleigh und Brisbane, N. D., 1906 mußten zuerst anderswo Lebensunterhalt suchen, gingen bis Little Heart auf

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Arbeit, während Frauen und Kinder die Farmwirtschaft besorgten, kamen zum Sonntag heim und brachten die verdienten Nahrungsmittel mit.

Die Unbilden der Witterung waren in den ersten Jahren besonders schwer zu ertragen. Die berüchtigten Dakotaer Schneestürme, die Blizzards, machten den Leuten viel zu schaffen. Gar mancher von ihnen hat dabei sein Leben verloren. Ferner bildeten in allen Weststaaten die Präriefeuer schwere Gefahren. In Oklahoma wurden 1904 durch ein Präriefeuer 3,000 Quadratmeilen Land zerstört.

In den ersten Jahren der Ansiedlung reichten, wenn die Ernte schwach ausgefallen war, die Einnahmen nicht aus, den Familienunterhalt zu bestreiten. Auch die Büffelknochen waren mit der Zeit verschwunden, und es hieß, sich nach anderem Erwerb umsehen. Da haben manche Rußlanddeutsche sich spärlichen Tagelohn bei Viehzüchtern verdient, wo sie Heu schnitten. Die meisten zogen aber dann auf mehrere Monate hinaus, um als Eisenbahnstreckenarbeiter Geld zu verdienen. Auch dies war nur ein kümmerlicher Verdienst. Immerhin bot doch der Bau neuer Eisenbahnstrecken manche Arbeitsgelegenheit, brachte Rußlanddeutsche in andere Gegenden und trug so zu ihrer Ausbreitung bei. Manche neue Siedlung — namentlich der Wolgadeutschen — ist auf diese Weise entstanden.

Im Allgemeinen darf gesagt werden, daß die Rußlanddeutschen alle schwere Zeiten überstanden haben, ohne eine Unterstützung durch die amerikanischen Behörden in Anspruch nehmen zu müssen. Ich habe nur einen Fall feststellen können, wo eine Hilfsaktion und zwar durch eine Kirche notwendig wurde. Dies war im Lyman County, Nebraska. Dort war 1894 eine völlige Mißernte bei der damals noch ganz jungen Siedlung Butte. Die Lebensmittel gingen zur Neige, die Kleidung war zerissen, Verdienst gab es nicht, und die nächste Stadt lag 30 Meilen entfernt. Nun schickte man Leute aus, die dann von einer Kirchenorganisation Lebensmittel, Kleidung und Saatgut erhielten. Aber was für Kleidung! Mancher schritt auf der Prärie mit Gehrock und Zylinderhut einher.

Die ersten evangelischen Wolgadeutschen in Kansas haben einen sehr interessanten Versuch zur Dorfbildung gemacht. Es war im Jahre 1876, als sich Kolonisten aus Ekheim und Kragke südlich von Russell in Kansas niederließen. Sie zogen auf die Prärie und bauten zunächst eine Reihe von Hütten. Dann wurden Landstücke abgemessen, mit Pfählen abgesteckt und untereinander verlost, worauf man sich die amtlichen Besitztitel auf das Land in der Stadt Russell beschaffte. Den Besitztitel gab es damals nur unter der Bedingung, daß der Ansiedler innerhalb von 30 Tage seine Wohnung auf dem Lande aufgeschlagen hat. Daher gingen die wolgadeutschen Siedler daran, noch eine zweite Rasenhütte auf ihrem Land zu bauen. Dort arbeiteten sie die Woche über, kehrten jedoch regelmäßig am Sonnabend zu ihren Familien, die noch in den ersten Erdhütten wohnten, zurück, da sie an der Absicht festhielten, dort eine Kolonie, wie die ihrer alten Heimat zu gründen. Es wurde schließlich auch eine Dorfstraße abgemessen und eine Reihe richtiger Hofplätze gebaut. Selbst ein Gemeindegarten, in dem die Kolonisten Kartoffeln und Gemüse anpflanzten, wurde eingerichtet. Die Amerikaner nannten die Siedlung das "Russian Settlement." Nach eineinhalb Jahren jedoch stellte sich heraus, daß die Siedlung nicht länger bestehen könne. Dem Gesetz zufolge mußten nämlich die Leute auf ihrem Lande selber wohnen, wenn sie ihre Heimstätte nicht verlieren wollten. So mußte sich jeder wieder ein neues Heim auf seinem Lande errichten, und die junge wolgadeutsche Kolonie ist mit der Zeit verschwunden.

Aber auch an die Unterweisung der Kinder haben diese ersten Wolgadeutschen gleich gedacht und schon nach eineinhalb Jahren ein Schulhaus errichtet, das ihnen zugleich als Kirche diente. Sie glaubten, daß ebenso wie in ihrer alten Heimat jede Gemeinde für ihre Kirche und Schule aufkommen mußte und wußten nicht, daß sie sich lediglich zu einem Schuldistrikt zu organisieren brauchten, um dann auf Regierungskosten ein Schulgebäude zu erhalten. Dieses erste rußlanddeutsche Schulhaus, das damals aus Feldsteinen auf der Prärie entstand, diente der Bevölkerung jener Gegend noch lange Jahre als öffentliche Schule, auch nachdem sich schon viele Amerikaner dort angesiedelt hatten.



Wesentlich erfolgreicher in der Bildung von Dörfern im Stil der alten Heimat waren die ersten katholischen Wolgadeutschen in Kansas. Alle sechs ursprünglichen Siedlungen sind regelrechte Dörfer. In Herzog wurde das Land auf besondern Wunsch der Siedler durch den Landkommissar in langen schmalen Streifen vermessen, so daß ein Dorf angelegt werden konnte. In Munjor und Catherine schlossen sich die Siedler zu eingetragenen Gesellschaften zusammen, und in Pfeifer, Schoenchen und Liebenthal fungierten einzelne Kolonisten nominell als Landkäufer.

Selbst Verwaltungseinrichtungen der alten Heimat hat man zuweilen in Amerika zu übernehmen versucht. 1876 hatte die Siedlung Herzog ihren Vorsteher und ihren Büttel sowie eine Gemeindeversammlung. Aber es stellte sich heraus, daß diese Kommunalverwaltung keinerlei Autorität besaß, da sie ja außerhalb des Regierungssystems der Vereinigten Staaten stand. So wurden diese Ämter und Einrichtungen schon nach kurzer Zeit aufgegeben. Immerhin haben die katholisch wolgadeutschen Siedlungen jenes County's noch heute das System des Township Law.<sup>53)</sup> In den fast rein schwarzmeerdeutschen Städten Glen Ullin und Hebron, Nord-Dakota, wird noch heute (1930) regelmäßig ein Markttag gehalten, wo die Kaufleute der Stadt ihre Waren auf einem freien Platz feilbieten.

Die Rußlanddeutschen haben in vielen Fällen die Namen ihrer alten Heimatdörfer auf die neuen Siedlungen übertragen. Dies ist ein interessantes Kapitel. Bei den evangelischen Schwarzmeerdeutschen spielt der Name Odessa eine bedeutende Rolle. In den Dakotas gibt es fünf Townships und zwei Schuldistrikte mit dem Namen Odessa. Die erste Siedlung in Süd-Dakota 1873 erhielt den Namen Odessa. Eine der ersten Siedlungen in Washington ist die heutige Ortschaft Odessa. In Nord-Dakota erhielt ein von evangelischen Schwarzmeerdeutschen gegründetes Städtchen den Namen Odessa, und ein schwarzmeerdeutsches Kaufhaus in Glen Ullin, N. Dak., nannte sich „Odessa Basar.“<sup>54)</sup> Andere Ortschaften, von evangelischen Schwarzmeerdeutschen nach ihren Heimatdörfern benannt, sind Danzig, Kulm und Neu-Leipzig in Nord-Dakota und Paris in Montana. Manche Namen gehen auf ein-

zelne Schwarzmeerdeutsche Siedler, wahrscheinlich Leute, die an der Gründung dieser Ortschaften beteiligt waren, zurück. Hierher gehören die Ortschaften Lehr, Heil, Birch, Lemvik und Gackle in Nord-Dakota.

Die Ortschaften sind in der Regel jüngeren Datums als die Siedlungen. Typisch ist folgender Fall: 1892 kamen die ersten Schwarzmeerdeutschen in die Gegend von Gackle, N. D. Einer von ihnen, ein einflußreicher Mt.-Pottaler Kolonist namens Gackle, eröffnete auf der Prärie einen Laden. Der Laden wurde zugleich Poststation, die seinen Namen erhielt. Als 1902 die Bahnlinie von Edgeley gebaut wurde, wurden Laden und Postamt an die Bahn verlegt, und so entstand die Stadt Gackle.

Kurios ist die Entstehung von Lemvik. 1907 hatte ein Schwarzmeerdeutscher, Tempel, von einem Norweger Larvik Land gekauft und eine Siedlung angelegt. Es entstand eine kleine Ortschaft mit einem Geschäft, dessen Eigentümer, Brosh, zugleich als Postmeister fungierte und dem Postamt seinen Namen gab. So kursierten zeitweilig für diese Siedlung drei Namen: Tempelton, Larvik und Brosh. Schließlich kam es zwischen den beiden erstgenannten um den Namen des Städtchens zu einem Streit, der bis vor das Staats-Obergericht ging. Man einigte sich auf Lemvik.

Auch wegen der Ortschaft Neu-Leipzig, N. D., herrschte eine Zeitlang „Kriegszustand“. Der Boden, auf dem das aufblühende Städtchen stand, gehörte einem Amerikaner Lauder, der 1911 den Stadtnamen in Lauder umänderte. Die biedereren Leipziger Siedler der Umgegend waren empört, sagten einstimmig: Nach Lauder fahren wir nicht! und boykottierten die Stadt. Handel und Wandel geriet ins Stocken, es drohte Bankrott, und Geschäftsmann Lauder gab nach. Seit 1912 heißt die Stadt wieder Neu-Leipzig.

Eine Reihe schwarzmeerdeutscher Ortschaften ist inzwischen wieder verschwunden. Es handelt sich hier meistens um kleine Anwesen, die auf der Prärie als Handelsplätze und Poststationen entstanden waren. Bei Scotland, S. D., wurde 1909 ein Städtchen Neuburg gegründet, das inzwischen wieder verschwunden ist. Auch Klein-Rassel bei Freeman besteht nicht mehr. Im nördlichen Teil von Süd-Dakota hat die Ortschaft Martel, nach einem Kasseler

Siedler benannt, zu existieren aufgehört. Kassel, Blumenfeld, Kronthal, Krenn, Worms, Kreis, Giedt und Hellwig in Nord-Dakota sind heute nicht mehr da. Gewöhnlich lösten sich solche Ortschaften auf, als eine Eisenbahnlinie durch das Gebiet gelegt wurde und neue Städte entlang der Eisenbahn entstanden. Häufig luden die Leute ihre Holzhäuser auf und zogen in das neue Städtchen an der Eisenbahn. In Leipzig steht nur noch eine Kirche. Die meisten Häuser wurden nach dem 5 Meilen entfernten neu entstandenen Städtchen Neu-Leipzig transportiert.

Wo evangelische Schwarzmeerdeutsche sich in starken Gruppen niederließen, haben sie auch den Townships Namen gegeben. Teils sind es Namen alter Heimatkolonien, teils Namen bekannter Ansiedler, und zuweilen einigte man sich auf einen Namen wie Odesa, German oder Rußland. In Süd-Dakota stellte ich folgende Township-Namen fest, die auf evangelische Schwarzmeerdeutsche zurückgehen: im McPherson County Bauer, Bergdorf, Glückstal, Hoffmann, Kassel, Moskow, Odesa, Petersburg, Rosental und Stidel; im Hutchinson County German, Kassel und Kulm; im Yankton County Odesa.<sup>55)</sup> In Nord-Dakota deuten folgende Township-Namen auf evangelisch schwarzmeerdeutschen Ursprung: German im Dickey County; Merkel im Kidder County; Gutschmidt, Haag und Johannesdale im Logan County; Friedenstal, Salem, Berlin, Moskow, Hoffnungstal, Rosental und Beresina im McIntosh County; Odesa im Ramsey County; Rosenfeld, Sellman, Merk und Rauch im Sheridan County; Paris, Lippert und Bloomenfeld im Stutsman County; und Rußland im Wells County.

Auch Schuldistrikte in manchen Counties der Dakotas tragen schwarzmeerdeutsche Namen, im Logan County z. B. die Distrikte Johannesdale, German, Lehr, Hillsburg, Neudorf, Klundt, Nathan, Grenz und Haas.<sup>56)</sup>

Hauptsächlich finden wir aber, daß die evangelischen Schwarzmeerdeutschen die Namen ihrer alten Heimatkolonien den Kirchengemeinden geben, zu denen sie sich zusammengeschlossen haben. Nicht alle Kirchenorganisationen sind hier in gleicher Weise beteiligt. Die Gemeinden der Lutherischen Missouri-Synode z. B. tragen keine schwarzmeerdeutschen Namen. Auch in der Lutheri-

schen Zowa-Synode finden wir heute nur vereinzelt Kirchspiele und Gemeinden, die offiziell einen schwarzmeerdeutschen Dorfnamen führen. Das älteste Kirchspiel dieser Synode in Süd-Dakota, das 1880 gegründet wurde, einstmals aus den Gemeinden Odessa, Dennewitz, Rosenfeld, Kulm, Hoffnungsfeld, Posttal und Eigenfeld bestand und ursprünglich den Namen Kirchspiel „Dennewitz“ führte, wurde schließlich amtlich als Immanuel-Parochie eingetragen. Nur ein Kirchspiel bei Eureka, S. D., trägt noch offiziell den Namen Hoffnungstal und ein anderes in Nord-Dakota den Namen Kren von den dortigen Krimer Siedlern weiter. Im Volksmunde jedoch sind noch viele Gemeinden der Zowa-Synode unter solchen Namen wie Neudorf, Glückstal, Neu-Glückstal u. a. m. bekannt.

Von den rund 60 schwarzmeerdeutschen Gemeinden der Reformierten Kirche tragen zwei Pfarrstellen und 16 Gemeinden Namen alter Heimatdörfer. Ebenso zahlreich finden wir schwarzmeerdeutsche Ortsnamen in der Liste der Gemeinden der Kongregational-Kirche. Von den etwa 120 schwarzmeerdeutschen Gemeinden dieser Kirchenorganisation führen 33 Gemeinden die Namen alter Heimatdörfer weiter, und man stößt überall in den Dakotas sowie in Montana und Washington auf Kongregationalgemeinden mit Namen wie Friedenstal, Worms, Eigenheim, Neuburg, Kassel u. s. w.

Es ist interessant zu beobachten, wie schwarzmeerdeutsche Siedler die Namen ihrer Heimatdörfer in der Neuen Welt mit sich fortführten. Kolonisten aus Kulm, Bessarabien, kamen 1878 nach Süd-Dakota und gaben dort dem Township den Namen Kulm. Acht Jahre später zogen sie nach Nord-Dakota weiter, und als 1892 in jener Gegend eine neue Stadt angelegt wurde, erhielt sie ebenfalls den Namen Kulm. Kolonisten aus Freudental, Cherson, nannten ihre Siedlung in Nord-Dakota „Freudental“. Ein Teil von ihnen zog 1909 nach Canada weiter, und die Leute nannten dort ihre neue Siedlung bei Carbon, Alberta, wiederum „Freudental“.

Auch die katholischen Schwarzmeerdeutschen haben einer Reihe von Ortschaften in Nord-Dakota Namen gegeben. Ihre erste Post-

station in Nord-Dakota, die zu Ehren des römisch-katholischen Bischofs für Südrußland „Xiraspol“ hieß, existiert heute nicht mehr, ebenfalls nicht Selz im Emmons County. Randel im Pierce County ging in der an der Bahnlinie entstehenden Ortschaft Orrin auf. Dafür finden wir die Städte Straßburg im Emmons County, Selz im Pierce County und Karlsruhe im McHenry County.

Auch eine Anzahl Townships in den Dakotas ist von den katholischen Schwarzmeerdeutschen benannt: in Süd-Dakota im Edmunds County wahrscheinlich Odeffa und im McPherson County wohl Wächter, Wacker und Weber; in Nord-Dakota im Emmons County Straßburg und Elsaß, im Logan County Weigel, im McIntosh County Straßburg, Odeffa und Blumental, im Pierce County wohl Meyer, im Sheridan County wahrscheinlich Straßburg und im Ward County Baden. Ebenfalls deuten folgende Namen von Schuldistrikten in Nord-Dakota auf katholisch schwarzmeerdeutsche Herkunft: im Logan County Mannheim, Lantz, Ketterling und Weigel, im McHenry County Karlsruhe, im Morton County Heilbron, im Pierce County German und Odeffa und im Stark County Stolz. Die katholischen Kirchengemeinden sind natürlich nach einem Schutzheiligen benannt, nicht selten nach dem Schutzpatron der alten Heimatkolonie.

Die evangelischen Wolgadeutschen haben nur drei Ortschaften Namen gegeben, obwohl sie an Zahl die stärkste rußlanddeutsche Gruppe Amerikas sind. Milberger, Kans., ist nach einem Kolonisten aus Eckheim genannt worden, besteht aber heute (1930) nur noch aus zwei Kirchen, einer Schule, einem Laden und drei Wohnhäusern. Dieß, Sheridan County, Wyoming, wahrscheinlich nach einem Kolonisten aus Krafke benannt, hatte 1920 noch 400 Einwohner. Das dortige Postamt wurde jedoch 1930 aufgehoben. Denhoff, Nord-Dakota, trägt den Namen einer Wolgakolonie, der von einem dort ansässig gewesenem Kolonisten aus Dönhoff vorgeschlagen worden war. Auch das dortige Township und der Schuldistrikt heißen Denhoff, was jedoch nicht auf die Initiative jenes Dönhoffer Kolonisten zurückzuführen ist, der längst weitergezogen war, sondern dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sich der Ort durch Bahnverbindung bedeutend entwickelte. Heute wohnt kein Wolgadeutscher in Denhoff, N. D.

1909—12 gab es in Oklahoma ein Städtchen Golstein. Dies ist wohl der einzige Fall bewußter Namensgebung. Südwestlich Chattuck bestand dort früher schon der Ort Goodwin. Als 1909 die Strecke der Santa Fé gebaut wurde, entstand an der Eisenbahnlinie ein neues Städtchen, New Goodwin. Da die Farmer der Umgegend meistens Wolgadeutsche aus der Kolonie Golstein sind, nannten sie den neuen Ort nach ihrer Heimatkolonie: Golstein. Aber die Nähe des regen Handelsplatzes Chattuck wirkte ungünstig. Der einzige Laden mußte seine Existenz aufgeben. Auch die Golsteiner Farmer verloren das Vertrauen in die Zukunft ihres Patenfundes. Jetzt findet man dort nur noch eine Eisenbahnhaltestelle, und der Name ist wieder Goodwin.

Auch in der Benennung von Schuldistrikten sind die evangelischen Wolgadeutschen so nachlässig gewesen, daß selbst eingeborene Amerikaner, mit denen ich über dieses Thema sprach, ihre Verwunderung ausdrückten. Im Russell County, Kansas, wo ich — außer Denhoff, K. D. — die einzigen Schuldistrikte mit wolgadeutschen Namen feststellen konnte, wurden diese durch englische Beiworte bald „amerikanisiert“, der frühere „Bender“- zum „Bender-Gid“-Distrikt und der frühere „Strecker“- zum „Mount-Strecker“-Distrikt gemacht, während der nach einem Schwarzmeerdeutschen benannte „Morgenstern“-Distrikt heute Roosevelt-Distrikt heißt.

Selbst bei der Benennung wolgadeutscher Vereine kann man diese ungewöhnliche Schüchternheit bemerken. Im März 1930 wurde z. B. von Leuten in Denver ein gegenseitiger Unterstützungsverein gegründet. Die Mitglieder sind alle wolgadeutsch, meistens evangelisch, einige katholisch. Wider alles Erwarten versteckt man sich hier hinter dem nichtsagenden Namen „Garden Place Unterstützungsverein“. Offensichtlich ein Merkmal von unangebrachtem Inferioritätskomplex. Auch die Kirchengemeinden der Wolgadeutschen tragen alle andere, meist der Bibel entnommene Namen, obwohl hier mehr als bei den Schwarzmeerdeutschen die Gemeinden nach Kolonien getrennt sind und im Volksmunde die Kirchen der verschiedenen Gemeinden als Norfaer, Franker, Kolber u. s. w. Kirche bezeichnet werden.

Viel reger in der Benennung waren die katholischen Wolga-

deutschen. Hier finden wir in Kansas Siedlungen mit Namen der alten Heimatkolonien: Liebenthal, Pfeifer, Schoenchen u. s. w.<sup>57)</sup> Auch zwei Townships in Ellis County, Kansas, sind von dieser Gruppe benannt: Herzog und Catherine. Zuweilen wurden auch die Namen von Schutzheiligen bevorzugt. Außerhalb von Kansas habe ich keine Ortsnamen katholisch wolgadeutscher Herkunft festgestellt.

## VII.

### Kolonisatoren, Sitten und Leben.

Als Kolonisatoren des großen amerikanischen Westens haben die Rußlanddeutschen jede andere Nationalität meilenweit hinter sich gelassen. Sie sind unbestreitbar in Amerika dasjenige fremdländische Element, das sich am schnellsten emporgearbeitet hat. In Süd-Dakota und Nebraska mußten amerikanische Rancher überall dort das Feld räumen, wo Rußlanddeutsche auf dem Plan erschienen. In Nord-Dakota konnten Norweger, die zu den vorzüglichsten Farmern in den U. S. A. gehören, nicht mit ihnen Schritt halten. Selbst als Baumwollensfarmer in Oklahoma sind sie vorwärts gekommen trotz der Konkurrenz der Amerikaner, die sich auf billige Negerarbeit stützten. „Nicht einmal die Japaner haben sich so schnell emporgearbeitet wie die Rußlanddeutschen,“ lautet es in einem Bericht der U. S. Immigration Commission von 1911 über die Wolgadeutschen in den Rübendistrikten Colorados.<sup>58)</sup>

Es gibt erstaunliche Fälle raschen Emporkommens. 1910 berichtete ein Schwarzmeerdeutscher aus Süd-Dakota: „Vor 9 Jahren war mein Sohn noch Knecht in Großliebental, und als er nach Amerika kam, mußte er 50 Rubel borgen. Jetzt hat er hier 680 Aker Land für 18,200 Dollar verkauft, will im Februar noch seine Wirtschaft verfeigern und fortziehen. Er hat 60 Stück Vieh und 12 Pferde.“<sup>59)</sup> Ein anderer Schwarzmeerdeutscher berichtete 1910 aus Nord-Dakota: „Vor 12 Jahren kam ich nach Amerika und mußte zuerst als Knecht dienen, nahm dann 160 Aker Land auf und borgte mir Geld zur Anschaffung von Maschinen und Pferden. Nach 5 Jahren verkaufte ich die Heimstätte und kaufte in dieser Gegend 600 Aker Land, das ich jetzt verkaufen und mich in der

nächsten Stadt zur Ruhe setzen will.“<sup>60</sup>) Ebenfalls aus Nord-Dakota berichtete ein anderer Schwarzmeerdeutscher 1910: „Ich kam als armer Mann von Rußland, habe jetzt 320 Acker Land, eine gut eingerichtete Farm, 13 Pferde und eine schöne Viehherde. Mein Sohn ist jetzt auf der Suche nach Land. Da in unserer Gegend schon alles besetzt ist, müssen die jungen Leute immer weiter nach Westen gehen.“<sup>61</sup>)

1902 kamen die ersten Wolgadeutschen als Rübenarbeiter nach Windsor, Colorado. Zweiundzwanzig Jahre später, 1924, ergab eine Untersuchung der Arbeitsverhältnisse in den Rübenfeldern bei Windsor folgende Zahlen: Die Wolgadeutschen bildeten 53.5% der Rübenarbeiter, 73.9% der Rübenfarmpächter und 72.7% der Rübenfarmbesitzer. Heute (1930) haben sich die Zahlen noch weiter verschoben. Höchstens 25% der Rübenarbeiter bei Windsor sind Wolgadeutsche, und ich schätze daß die dortigen Wolgadeutschen nur noch zu 15% Rübenarbeiter, zu 85% aber Rübenfarmer sind. zu 15% Rübenarbeiter, zu 85% aber Rübenfarmer sind.

1923 zogen die ersten Wolgadeutschen in die Gegend von Batesland, S. Dak., auf Pachtland, wo sie zuerst 25 Cent pro Acker Pacht zahlten. Heute ist der Bodentwert dieser Siedlung schon auf das Achtefache gestiegen, und manche Leute hatten im vorigen Jahre (1929) eine Aussaat von 1000 Acker Winterweizen.

Es sind keineswegs nur junge Leute gewesen, die rußlanddeutschen Siedler. Unter den ersten Einwanderern in Süd-Dakota befanden sich manche alten Patriarchen, die als Kinder mit ihren Eltern von Deutschland nach Rußland gezogen waren und die nun die zweite große Wanderung der Rußlanddeutschen, die von Rußland nach Amerika mitmachten. Ich habe eine ganze Anzahl alter Amerikanwanderer feststellen können. Ein Kolonist aus Hoffnungsburg, Cherson, feierte im Januar 1910 in Rußland seine Goldene Hochzeit und ließ sich im April jenes Jahres auf einer Heimstätte in Süd-Dakota nieder.<sup>62</sup>)

Der Wandertrieb ist überhaupt eins der wesentlichsten Merkmale der Rußlanddeutschen. Es gibt wohl kaum ein anderes Völkchen, das so oft und so gern gewandert ist. Ein klassischer Fall ist des eines Kolonisten aus Worms. 1843 siedelte er 19jährig als jun-



ger Chemann nach der Krim über. 60jährig wanderte er 1884 mit seinen 12 Kindern nach den U. S. A. aus und ließ sich auf Heimstättenland im Hutchinson County in Süd-Dakota nieder. 66jährig nahm er die Mühsalen des ersten Ansiedlerlebens nochmals auf sich, als er 1898 nach Logan County, Nord-Dakota, übersiedelte, von wo er 1896 als 72jähriger nochmals weiter nördlich in die Prärie nach Wells County zog. Als er 1910 im Alter von 86 Jahren seine Augen schloß, machte ihm der Tod einen wirklichen Strich durch die Rechnung; denn er hatte nunmehr gerade beschlossen, seine alten Tage in Californien zu verbringen. Er hinterließ 9 Kinder, 88 Enkel und 31 Urenkel, für einen Rußlanddeutschen dieses Alters keine ungewöhnlich zahlreiche Nachkommenschaft. Wir sind Fälle bekannt, wo alte Patriarchen auf eine Nachkommenschaft von nahezu 300 Seelen herabblicken können.

Der Wandertrieb führte die Rußlanddeutschen in alle möglichen Gegenden. 1912 zogen Wolgadeutsche von Oklahoma nach Mexiko weiter. 1909—10 gingen Schwarzmeerdeutsche aus den Dakotas nach Cuba. 1914 hören wir von Schwarzmeerdeutschen, die in Alaska ihr Glück versuchten. Die Wolgadeutschen wechseln häufig von Colorado nach Montana, Michigan und Nebraska hinüber. Ein typisches Beispiel für den Wandertrieb der Wolgadeutschen, das ich aus tausenden ähnlichen Fällen herausgreife, ist das folgende: Ein Kolonist aus Frank kam 1888 nach Amerika und ließ sich zuerst in Lincoln, Nebraska, nieder. 1896 zog er nach Hastings, Nebr., 1911 nach Norfolk, Nebr., 1918 zurück nach Hastings, 1925 nach Sterling, Colo., 1926 nach Chicago und 1927 wieder zurück nach Norfolk, Nebr. Ueberall, wohin er zog, war er stets unter seinen wolgadeutschen Landsleuten. Dies ist ebenfalls charakteristisch.

Das Familienleben der Rußlanddeutschen Amerikas hat noch einen stark patriarchalischen Einschlag. Vielfach wurde das System der alten Heimat beibehalten. Die Schwarzmeerdeutschen zogen auf die Prärie, kauften mit den Jahren immer mehr Land zusammen und verteilten es schließlich unter ihre Kinder. So finden wir in den alten Siedlungsgebieten in Süd-Dakota, wo inzwischen die zweite Generation schon alt geworden ist, die Farmen familien-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

weise nebeneinander, und der alte Patriarch, sofern er noch am Leben ist, wohnt in einem schönen Heim im nächsten Städtchen.

Das patriarchalische Familienverhältnis kam oft bei den Ankömmlingen zum Ausdruck. Der Vater verdingte alle seine Söhne für Lohn. In ein bis zwei Jahren hatte die Familie auf diese Weise genug Geld erspart, um eine Farm pachten oder in einer neuen Gegend Land als Eigentum erwerben zu können. Ueberhaupt arbeiten auch in Amerika die Söhne der Rußlanddeutschen bis zu ihrer Heirat für den Vater. Nächst ihren starken Familien verdanken die Wolgadeutschen Rübenarbeiter gerade diesem Umstände ihren wirtschaftlichen Erfolg. Auch die rußlanddeutschen Baumwollfarmer in Oklahoma und Texas sind ihren Nachbarn dadurch überlegen, daß die gesamte zahlreiche Familie bis zu den vierjährigen Kindern in der Baumwollernte hilft.

Ich habe sowohl bei Schwarzmeer- als auch Wolgadeutschen zuweilen noch wahrnehmen können, daß verheiratete Kinder bei den Eltern wohnten und alle eine große Familie bildeten. Unter den katholischen Wolgadeutschen in Kansas wird das Land noch heute unter die Söhne verteilt, während die Töchter durch eine Mitgift in Geld abgefunden werden.<sup>63)</sup>

Die Rußlanddeutschen Amerikas heiraten jung und haben fast ohne Ausnahme eine zahlreiche Familie. 1914 war z. B. ein Drittel aller neugeborenen Kinder der Stadt Lincoln, Nebr., wolgadeutsch, obwohl die Wolgadeutschen nur ein Siebentel der Bevölkerung jener Stadt bildeten. 1910 war die Geburtsziffer pro tausend der Bevölkerung 25,1 für ganz Lincoln, aber 60,8 für die Wolgadeutschen Lincolns.<sup>64)</sup> Ehescheidungen sind äußerst ungewöhnlich. Miß Schwabenland führt z. B. in ihrer Dissertation an, daß sich unter den 500 Rußlanddeutschen in und bei Berthoud, Colo., nur zwei geschiedene Frauen befinden.<sup>65)</sup> Mrs. Williams stellte fest, daß unter den 6000 Wolgadeutschen in Lincoln in den Jahren 1910—14 nur 34 Ehen geschieden wurden; in 15 Fällen waren die Paare weniger als ein Jahr verheiratet, in 21 Fällen waren die Ehen kinderlos.<sup>66)</sup> Alte Jungfern und Junggesellen findet man nur in seltenen Fällen. In Lincoln war der Prozentsatz der verheirateten Frauen zwischen 15 und 45 Jahren für die

Stadt 54.7%, für die Wolgadeutschen dagegen 80%.<sup>97)</sup> Ehescheidungen sind äußerst ungewöhnlich. Alte Junggesellen und Jungfrauen findet man nur in seltensten Fällen. Hierin kommt ihre stark biblische Lebensauffassung zum Ausdruck: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ebenso halten es Witwer und Witwen in ihrer Einsamkeit nicht lange aus und treten, selbst wenn sie schon das 60ste oder gar 65ste Lebensjahr überschritten haben, häufig wieder in den Ehestand. Als einen typischen Fall möchte ich den folgenden anführen: Ein Schwarzmeerdeutscher verheiratete sich in der alten Heimat 1889. 1893 kam er nach Amerika und ließ sich in Ellendale, N. Dak., nieder. Im gleichen Jahre siedelte er nach Oklahoma über. Dort starb seine Frau. 1895 verheiratete er sich zum zweiten Mal. Seine zweite Frau starb 1921 im November. Im Juli 1922 verheiratete er sich zum dritten Mal. April 1923 starb seine dritte Frau, worauf er schon im August desselben Jahres zum vierten Mal in den Ehestand trat.

Die Hochzeitsitten der alten Heimat werden in den rußland-deutschen Siedlungen Amerikas noch vielfach aufrecht erhalten. Die Verlobung, bei Amerikanern nicht weiter gefeiert, wird groß ausgerichtet. Das Brautpaar wird vom Pastor in der Kirche aufgerufen, und zur Hochzeit werden zwei Hochzeitslader ausgesandt. Diese ziehen von Haus zu Haus zu allen Bekannten mit einem Stock, der dann mit Bändern geschmückt wird. Bei der Einladung sagen sie einen besonderen Spruch auf, und wer die Einladung annimmt, muß ein buntes Band am Stock befestigen. Solche Hochzeiten werden in althergebrachter Weise mehrere Tage lang gefeiert. Zuweilen sind dreihundert Gäste versammelt. Nach der kirchlichen Trauung gibt es ein großes Hochzeitmahl, der Brautschuh wird gestohlen und versteigert, Volkslieder der alten Heimat erklingen, die alten Tänze, zuweilen auch russische, werden getanzt. Daß trotz der Prohibition die Rußlanddeutschen mehrere Tage Hochzeit feiern, hat natürlich auch seine Erklärung.

Ebenso sind auch die Beerdigungen große Ereignisse. Von weither kommen die Rußlanddeutschen zusammen, um einem der Ihren das letzte Geleit zu geben. So sieht man oft Trauerversammlungen, die in einem städtischen Auditorium abgehalten wer-

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

den müssen, weil das Kirchlein der Gemeinde zu klein war. Lange Trauerzüge begeben sich zum Friedhof. Manchmal zählt man in einem Trauerzuge 500 Automobile.

Alte Siedler setzen sich gewöhnlich im nächsten Städtchen, wo sie ihre Einkäufe besorgt haben und zur Kirche gegangen sind, zur Ruhe. Sie verpachten das Land an ihre Söhne, zuweilen auch an andere. Dann wird eine große Versteigerung der gesamten Farmeinrichtung veranstaltet, ein Ereignis, zu dem die Nachbarschaft aus 10 Meilen Umkreis herbeiströmt. In den Herbstmonaten, wenn die Leute ihre Ernte eingebracht haben, gibt es oft solche Versteigerungen.

Ein beliebtes Ruhequartier für die alten schwarzmeerdeutschen Siedler ist Californien. In den letzten 30 Jahren sind viele Schwarzmeerdeutsche, die es in den Dakotas zu Wohlstand gebracht haben, nach Californien gegangen, um sich dort in Lodi zur Ruhe zu setzen. Durch diese Verbindung entstand ein direkter Handel zwischen Lodi und den Dakotas. Lodi ist ein Zentrum des Weintraubenbaues, und die dortigen Trauben sind zum Wein ganz besonders geeignet. Da die Schwarzmeerdeutschen von Hause aus Weintrinker sind, entstand eine starke Nachfrage nach den Trauben von Lodi. Jetzt werden regelmäßig von Schwarzmeerdeutschen in Lodi Waggonladungen Weintrauben in schwarzmeerdeutsche Siedlungen Dakotas versandt.

Die Rußlanddeutschen wohnen fast durchweg in eigenen Häusern. Bei den Farmern ist dies erklärlich. Aber selbst die wolgadeutsche Bevölkerung in den Städten wohnt größtenteils in ihren eigenen Häusern. Mrs. Williams stellte fest, daß von 696 Vincolner wolgadeutschen Familien, die 5 Jahre und länger in Amerika sind, 60,8% in eigenen, schuldenfreien Häusern wohnen, 13,7% in eigenen Häusern, die aber noch mit einer Hypothek belastet sind, während nur 25,5% Mieter waren. Von 359 wolgadeutschen Familien, die weniger als 5 Jahre in Amerika waren, besaßen schon 8,7% schuldenfreie Wohnhäuser, 11,1% eigene Häuser mit Hypothekenlast; 80,2% waren Mieter. Also drei Viertel derer, die 5 Jahre oder länger im Lande waren, besaßen eigene Häuser; ein Fünftel derer, die weniger als 5 Jahre im Lande wa-

ren, waren schon Hausbesitzer! In Portland, Ore., sind etwa 95 Prozent der dortigen Wolgadeutschen Hausbesitzer.

Auch die nach dem Weltkriege eingewanderten Wolgadeutschen scheinen diesen Drang nach einem eigenen Hause zu haben. Ich lernte u. a. einen Kolonisten aus Dreispitz kennen, der 1923 nach Amerika kam, zuerst im Westen bei Verwandten auf der Farm die Auslagen für seine Ueberfahrt abverdiente, dann in eine Fabrikstadt ging, und dort 1928 schon sein eigenes Haus, Auto und Rundfunkapparat hatte.

Manche Auslandsdeutschen bauten sich nicht etwa amerikanische Farmhäuser, sondern versuchten, das Wohnhaus ihrer alten Heimatkolonie in Stil und Bauart zu wiederholen. In den Dakotas haben die ersten Schwarzmeerdeutschen fast durchweg ihre Häuser im Stil der alten Heimat gebaut. Wohnung und Stallungen waren unter einem Dach, und von der Stube führte eine Tür direkt in den Stall. Noch heute kann man einige dieser interessanten Bauten sehen, z. B. bei den Evangelischen bei Tripp und New Leipzig, bei den Katholischen bei Glen Ulin (und bei den Mennoniten bei Freeman).

Auch die Wolgadeutschen haben häufig den Baustil der alten Heimat nach Amerika verpflanzt. In den katholischen Siedlungen in Kansas finden wir sogar die Hofform nachgebildet, und die Häuser haben dort oft nicht nur den sogenannten „fränkischen“ Giebel, sondern haben auch keine Tür nach der Straße und sind nur vom Hofe aus zu betreten. Ebenfalls sieht man in jenen Siedlungen noch bei den Stallungen zuweilen den typischen Treppenaufgang zum Giebel, den ich übrigens auch in der evangelischen Siedlung „Dobrinka“ (siehe Denver) an einer Stelle bemerken konnte.

Manche evangelisch wolgadeutschen Farmer bei Russell, Kans., haben heute noch ihre Farm in alter Weise nach Vor- und Hinterhof eingeteilt. Der „fränkische“ Giebel ist bei den Häusern der evangelischen Wolgadeutschen in Denver häufig, vereinzelt aber auch bei Bruib, Colo., in Okeene, Okla., und in Scottsbluff, Nebr., zu sehen.

Auch die Kirchen der Wolgadeutschen sind verschiedentlich denen der alten Heimat im Stil nachgebildet. Besonders markante Bei-

spiele hierfür sind zwei evangelische Kirchen in Lincoln, eine in Fresno, Calif., und eine katholische Kirche in Doretta, Kanj. Andere Nachbildungen von Kirchen sind in Scottsbluff und Gering, Nebr., zu sehen. Auch die evangelische Kirche in Windsor, Colo., erinnert etwas an den Baustil an der Wolga. In vielen Fällen, sowohl bei Wolga- als auch Schwarzmeerdeutschen, und selbst in wolgadeutschen Stadtsiedlungen wie Lincoln, Chicago und Newark, N. J., sah ich neben dem Wohnhause die rußlanddeutsche Sommerküche.

Die Rußlanddeutschen sind fast alle musikliebend. In den meisten Heimen finden wir irgendein Musikinstrument. Sehr beliebt ist das Harmonium, das man viel häufiger sieht als das Klavier, weil es sich besonders zum Spielen von Chorälen eignet; wiederum ein Zeichen für den religiösen Geist der Leute. Unter den Wolgadeutschen haben sich hie und da kleine Orchester gebildet, wo wie in der alten Heimat mit Geige, Hackbrett und Dudelsack musiziert wird. Eine Familie in Shebogan, Wisconsin, die von der Wiesenseite der Wolga stammt, hatte aus ihrer alten Heimat die Herstellung eines ganz besonderen Musikinstrumentes, einer Art Zither übernommen und hier in Amerika mehrere solcher Instrumente für ihre Landsleute angefertigt.

Von andern typisch rußlanddeutschen Möbelstücken findet man noch in manchen wolgadeutschen Heimen Amerikas Kanapees, die allerdings schon in der neuen Heimat hergestellt worden sind. Sehr beliebt sind als Wandschmuck, eingerahmt und unter Glas, die Tauf- und Konfirmationscheine der gesamten zahlreichen Familie. Auch zahlreiche Familienbilder hängen an den Wänden, manchmal ein Bild des Familienvaters aus der russischen Militärzeit und häufig Bilder verstorbener Familienglieder, im offenen Sarge photographiert, zuweilen die übrige Familie um den Sarg versammelt.

Auch manches Kleidungsstück der alten Heimat hat seinen Weg nach Amerika gefunden. Hier und dort sieht man Rußlanddeutsche im echten russischen Schafspelz. Ein wolgadeutsches Geschäftshaus in Windsor, Colorado, treibt einen schwungvollen Handel mit Filzstiefeln, die von den Rußlanddeutschen im ganzen Westen von dort

bezogen werden. Wolgadeutsche sieht man zuweilen noch mit der Schirmmütze und mit der kurzen Wolgapfeife. Als Eigentümlichkeit möchte ich auch erwähnen, daß die Schwarzmeerdeutschen in den Dakotas den Samen von Sonnenblumen essen und man oft das Haus eines Schwarzmeerdeutschen in Dakota an den Sonnenblumen im Garten erkennt. Da in Amerika in ähnlicher Weise Buffmais gegessen wird, nennen die Amerikaner in den Dakotas den Sonnenblumensamen „Russian Pop-Corn“.

Die älteren Frauen der Rußlanddeutschen tragen heute noch mit Vorliebe Kopfstücker statt des modernen Hutes, woraus man ihre Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Eltern erkennt. Als die ersten Siedler von der Prärie Besitz ergriffen, da packten die rußlanddeutschen Frauen selber kräftig mit an und standen ihren Männern im Kampf ums Dasein treu zur Seite. Manchmal sind junge Töchter der Schwarzmeerdeutschen selbständig und allein auf die Prärie gezogen, um für sich eine Heimstätte aufzunehmen. Ich konnte allerdings in manchen Fällen feststellen, daß diese Mädchen nur die 14 Monate auf dem Lande absaßen, um den Besitztitel zu erlangen, dann ihr Land verpachteten und ins Elternhaus zurückkehrten.

Als bei den Präsidentschaftswahlen am 2. November 1920 die amerikanischen Frauen zum ersten Male zur Wahlurne schritten,<sup>68)</sup> beteiligten sich auch die rußlanddeutschen Frauen mit großem Eifer an der Wahl, und halfen mit, Wilson eine Niederlage beizubringen. „Auch die Frauen haben eifrig von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht und alle für Harding gestimmt,“ schrieb der Korrespondent aus Lehr, N. Dak.<sup>69)</sup>

Amerikanische Küche ist bei den Rußlanddeutschen noch nicht Mode geworden. Den rußlanddeutschen Speisezetteln auf seine historischen Ursprünge zurückzuverfolgen, dürfte nicht uninteressant sein. Vorzüglich, Krautsuppe mit Schafffleisch („Kraatsupp mit Schofflaasch“) scheint russischen Einfluß zu zeigen, während Krapfen („Kreppel“) an die hessische Urheimat der Wolgadeutschen und „Spägele“ an die schwäbische Urheimat der Schwarzmeerdeutschen erinnern. Nur selten habe ich auf meinen Reisen ein amerikanisches Frühstück vorgefetzt bekommen, sondern meist wurde nach

der Sitte der alten Heimat Bratwurst und Brot gegessen. Im Herbst gibt es auf allen Farmen großes Schweineschlachten und Wurstmachen, und nach dieser Zeit werden die letzten schönen Wochen des Herbstes auf Besuchreisen verbracht. Auch die Hochzeiten werden gewöhnlich in diese Zeit verlegt.

Da die Zeit der Ruhe manche Krankheiten zur Folge hat, bietet sich hier ein dankbares Feld für Ärzte, von denen einzelne seit Jahren die rußlanddeutschen Territorien bereisen. Einer der bekanntesten unter ihnen ist ein Augenarzt aus Minneapolis. In den 90er Jahren herrschte in der damals jungen Ansiedlung Eureka, S. Dak., unter den Rußlanddeutschen eine starke Trachomepidemie, und dieser Arzt wurde damals dorthin gerufen. Die Behandlung der Rußlanddeutschen schien ihm offensichtlich eine gewinnbringende Sache; denn seit jener Zeit reist er ständig durch diese Gebiete.

Die Rußlanddeutschen sind gesekliebende Leute. Nur selten sieht man sie vor dem Richter. In Olivet, dem Sitz von Gutchinson County, Süd-Dakota, das fast nur von Rußlanddeutschen bewohnt wird, gab es 1919 gar keine Gerichtstagung, weil dort weder Strafsachen noch Klagefälle vorgekommen waren.<sup>70)</sup>

Obwohl die Rußlanddeutschen äußerst tüchtig und fortschrittlich sind, kann man sie doch schwer daran gewöhnen, sich gegen Unfälle zu versichern. Der Prozentsatz der rußlanddeutschen Farmer, die z. B. gegen Hagel versichert sind, ist niedrig. Während eine Lebensversicherung für den Amerikaner fast selbstverständlich geworden ist, findet man verhältnismäßig wenige rußlanddeutsche Familienväter, die ihr Leben versichert haben. Dies ist wiederum charakteristisch für ihre tief religiöse Weltanschauung, die den Hagelschlag als eine Prüfung Gottes ansieht und die Lebensversicherung wegen des starken Zusammenhalts innerhalb der Familie für überflüssig hält.

Eigenartig ist es, wie die Schwarzmeerdeutschen, die doch schwäbischer Herkunft sind und die Mundart ihrer schwäbischen Heimat noch in den Vereinigten Staaten getreu erhalten haben, nach zwei Generationen auf der russischen Steppe zu echten Steppensöhnen geworden sind. Alle Hügel scheinen ihnen ein Dorn im



Auge. 1925 kam ich durch Linton, N. Dak., und war erfreut, statt der eintönigen Prärie dort ein Flußtal und einige Hügel zu finden. Ich machte eine entsprechende Bemerkung zu dem mich begleitenden Schwarzmeerdeutschen, der darauf traurig meinte: „Ja, das hat mir hier im Anfang gar nicht gefallen; aber ich habe mich schließlich daran gewöhnt.“ Nach Hebron, N. Dak., kam 1906 ein einzelner junger Schwarzmeerdeutscher. Drüben hatte er alles verkauft und wollte zu seinem hier in der Nähe ansässigen Schwager. Er sah die Hügel und war völlig entmutigt. Mit dem nächsten Zuge wollte er wieder zurückfahren. Neugier verleitete ihn, wenigstens ins Städtchen zu gehen. Dort begegnete er einem Mann aus seinem Dorfe, den er in der alten Heimat als armen Menschen gekannt hatte und der jetzt wohlhabend war. Ihm schüttete er sein Herz aus, worauf dieser ihm entgegnete: „Du weißt nicht, was für ein Reichtum in diesen Hügeln steckt.“

Hier möchte ich einige Bemerkungen über die Berufe der Rußlanddeutschen folgen lassen. Die Schwarzmeerdeutschen sind sicherlich zu 95 Prozent Landwirte, meistens Weizenfarmer. Nur zwei typische Stadtsiedlungen der Schwarzmeerdeutschen habe ich festgestellt: Die katholischen Schwarzmeerdeutschen in Aberdeen, S. Dak., sind in der großen Mehrzahl ungelernete Arbeiter; die evangelischen Schwarzmeerdeutschen in Holyoke, Massachusetts, arbeiten ebenfalls in den dortigen Fabriken. Vielleicht mag der Umstand, daß die Siedler in Holyoke aus den ärmlichen Dörfern Nordbessarabiens stammen, Ursache sein.

Auch die Wolgadeutschen sind wahrscheinlich zu mehr als 50 Prozent Landwirte bzw. Landarbeiter. Auf ihre Verbindung mit der Zuckerrübenindustrie habe ich bereits hingewiesen.<sup>71)</sup> Etwa ein Drittel aller evangelischen Wolgadeutschen sind meiner Schätzung nach Rübenfarmer und -arbeiter. Daß die Schwarzmeerdeutschen auf Weizenland zogen, welches zu bebauen sie in der alten Heimat gelernt hatten, und daß die Wolgadeutschen in Eisenbahnwerkstätten und auf Rübenfeldern ihr Brot verdienen, ergab sich ganz von selbst. Interessanter erscheint es jedoch zu bemerken, wie die Rußlanddeutschen in manchen Gegenden sich auf eine ganz bestimmte Beschäftigung spezialisiert haben. Im Staate New

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

York werden in einigen Tälern Zwiebeln angebaut: die Wolgadeutschen von Pine Island, N. Y., sind alle Zwiebelfarmer. In der Südwestecke von Michigan wird in einer Gegend Pfefferminz angebaut wiederum ausschließlich von Wolgadeutschen.

Wolgadeutsche, die nach Chicago in die Siedlung Jefferson Park-Mayfair kamen, fanden bei Bauunternehmern als Zementarbeiter Beschäftigung. Sie erhielten Zuzug aus der alten Heimat und brachten die Neuanfömmlinge in der Regel ebenfalls in diesen Baugeschäften unter. Eine Anzahl von ihnen arbeitete sich allmählich selbst zu Bauunternehmern empor und stellte wiederum Wolgadeutsche als Arbeiter ein. So finden wir heute in den beiden Chicagoer Siedlungen Jefferson Park-Mayfair und Maywood die überwiegende Mehrzahl aller Wolgadeutschen in diesem Berufe tätig. Ein starker Prozentsatz der Wolgadeutschen in Portland arbeitet im Straßenreinigungs-Department.

### VIII.

#### Kirchen. Zeitungen. Politif. Vereine.

Mennoniten und Katholiken blieben in der neuen Heimat der Religion ihrer Väter treu. Anders war es bei den Evangelischen, die sich in Amerika einer großen Zahl von protestantischen Kirchen gegenübersehen. Selbst die lutherische Kirche, die sie in ihrer alten Heimat nur als Einheit kannten, fanden sie hier im freien Amerika in 21 Synoden und Konferenzen zersplittert. Da war es schwer, die richtige Wahl zu treffen. Die geistliche Betreuung der ersten Ansiedler geschah durch reisende Pastoren, die von verschiedenen Religionsgesellschaften ausgesandt wurden. Ein Teil der evangelischen Rußlanddeutschen war außerdem in der alten Heimat bereits mit andern religiösen Strömungen in Berührung gekommen: an der Wolga mit der sogenannten Brüderbewegung, im Schwarzmeergebiet mit den Baptisten. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich die evangelischen Rußlanddeutschen in Amerika auf eine Mehrzahl von protestantischen Kirchen verteilten.

Es ist interessant zu hören, wie die ersten Ansiedler mit den verschiedenen amerikanischen Kirchenorganisationen in Verbindung

kamen. Unter den ersten Schwarzmeerdeutschen in Dakota 1873 waren viele Reformierte, darunter auch ein Küsterlehrer aus Worms, der in Ermanglung geistlicher Bedienung seinen Glaubensbrüdern Besegottesdienst hielt. Zufällig kam einer der Siedler in den Besitz einer Nummer des „Evangelist“, des damaligen Organs der Deutsch-Reformierten Amerikas, und es wurde jetzt den Leuten bekannt, daß es auch in Amerika eine reformierte Kirche gab. Ein Briefwechsel mit dem Konsistorium der Reformierten in Wisconsin entspann sich, der Küsterlehrer wurde 1875 dorthin zur Besprechung eingeladen und kehrte als ordinierter Pastor nach Dakota zurück. Der Anschluß dieser Siedler an die reformierte Kirchenorganisation Amerikas erfolgte jedoch erst fünf Jahre später.<sup>72)</sup>

Auch die lutherischen Schwarzmeerdeutschen in der Siedlung Odeffa in Dakota waren zunächst ganz selbständig, und der Pastor in der nahen Ortschaft Scotland, der ihnen diente, war keiner Synode angeschlossen. Ihre erste Kirche, die sie 1876 errichtet hatten, war ein kostspieliger Bau, und die Schuldenlast drohte der Gemeinde den Untergang. Abgeordnete, die ostwärts nach Iowa entsandt waren, um Geldbeihilfen anderer deutscher Gemeinden zu gewinnen, kamen in Dubuque mit der lutherischen Iowa-Synode in Berührung, die sich dann seit 1879 überall unter den Schwarzmeerdeutschen verbreitet hat.<sup>73)</sup>

Auch die amerikanische Kongregational-Kirche, die seit 1848 eine kleine deutsche Abteilung in Iowa unterhielt, nahm schon früh die Verbindung mit den rußlanddeutschen Siedlern auf. 1873 gründete ein kongregationaler Reisemissionar (ein ehemaliger preußischer Feldwebel) in Sutton, Nebr., die erste Gemeinde, und andere entstanden in McCook und Lincoln. Durch Sutton wurde wahrscheinlich die Verbindung mit den Schwarzmeerdeutschen in Dakota aufgenommen. 1884 ist das Gründungsjahr von fünf Gemeinden bei Scotland und Parkston, und damals wurde wohl der Nebraska-Dakota Distrikt der Kongregational-Kirche organisiert.<sup>74)</sup>

Auch der Wert, Rußlanddeutsche als Pastoren heranzubilden, wurde von der Kongregational-Kirche schon frühzeitig erkannt.

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

Einer der leitenden Männer der wolgadeutschen Bruderschaftsbewegung wurde 1888 im Staate Washington mit Hilfe eines Dolmetschers zum Pastor ordiniert und gründete dort und in Oregon zahlreiche Gemeinden.<sup>74)</sup> Heute sind die deutschen Kongregationalgemeinden fast ohne Ausnahme rein rußlanddeutsch. Weitans die meisten ihrer Pastoren sind Söhne rußlanddeutscher Familien, und viele dieser rußlanddeutschen Pastoren nehmen, namentlich unter den Wolgadeutschen, ähnlich den Mennonitenältesten eine bedeutende Stellung ein. Sie sind Führer ihres Volkes.

Meiner Schätzung nach sind heute etwa 30% der evangelischen Rußlanddeutschen in der deutschen Abteilung der Kongregational-Kirche, 10% mögen zu den Baptisten gehören, 10% zu den Methodisten, Adventisten und anderen Kirchen, 5% sind vielleicht in der deutschen reformierten Kirche, während 45% zu den verschiedenen Synoden der Lutherischen Kirche gehören.

Es gibt Rußlanddeutsche in fast allen Religionsgesellschaften Amerikas. Die Lutherischen sind in Wisconsin, Kansas und den Dakotas vorherrschend. Die Kongregational-Kirche ist namentlich in Colorado, Nebraska und an der Westküste verbreitet. Baptisten finden wir vielfach in Kansas und den Dakotas. Adventisten scheinen in den Siedlungen von Kansas und Oklahoma Boden gewonnen zu haben. In Kansas ist auch eine kleine wolgadeutsche Gruppe von Ruffellianern. In Nord-Dakota und Colorado habe ich Fußwäschergemeinden besucht. Ein paar Schwarzmeerdeutsche in Utah haben sich den Mormonen angeschlossen. Selbst von Leuten, die zu der merkwürdigen Sekte der "Holy Rollers" gehören, habe ich erfahren. Und unter den Mitgliedern der Sekte "House of David" in Benton Harbor, Mich., das seinerzeit viel von sich reden machte, befand sich ein Wolhyniendeutscher.

Die Zersplitterung ist außerordentlich stark. Das Städtchen Tolstoy in Süd-Dakota zählt z. B. 200 Einwohner und hat dabei fünf protestantische deutsche Gemeinden: Methodisten, Kongregationalisten, Baptisten, Lutheraner und Adventisten. Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß zu diesen Gemeinden auch die Landbevölkerung der Umgegend gehört. Keota in Colorado hat eine kleine rußlanddeutsche Siedlung von nicht mehr als 50 Familien.

Es existierten dort schon zwei Kirchengemeinden, als 1919 noch eine dritte gegründet wurde, nämlich die ev.-luth. St. Johannes-gemeinde mit 8 Familien oder 16 erwachsenen Gliedern.

Die Wolgadeutschen finden wir gewöhnlich in ihren Religions-gemeinschaften nach Dörfern getrennt; z. B. gehören in Hastings, Nebraska, die Kolonisten aus Kolb fast alle zur Lutherischen, die aus Frank zur kongregationalen Kirche, während die Leute aus Norka nochmals ihre eigene Gemeinde haben, die in früheren Jahren reformiert war, jetzt jedoch auch kongregational ist. Dies ist ein typischer Fall, der sich in jeder größeren wolgadeutschen Siedlung wiederholt.

Sehr ausgebreitet ist unter den Wolgadeutschen die sogenannte Bruderschaft, die schon mit den ersten Auswanderern nach Amerika verpflanzt wurde. Schon in den achtziger Jahren gab es in Nebraska und Colorado eine Reihe von Bruderkreisen. 1887 wurde die erste Bruderkonferenz nach Sutton, Nebr., zusammengerufen, wo sich dann alljährlich die wolgadeutschen Brüder versammelten.<sup>75</sup>) In enger Verbindung mit der Bruderbewegung in den Staaten westlich des Mississippi steht die Kongregational-Kirche, während die Brüder in Wisconsin, Chicago und Michigan meist selbständig organisiert sind. Die Brüder sind häufig äußerlich dadurch kenntlich, daß sie den Schlips als Zeichen der Weltlichkeit abgelegt haben. Bemerkenswert ist, daß die Bruderschaftsbewegung unter der jungen Generation, die bereits in Amerika geboren ist, wenig Anklang findet. Ich habe sogar in solchen Familien oft eine unüberbrückbare Kluft zwischen Alten und Jungen feststellen können.

Der Zustrom, den die Bruderschaft hat, kennzeichnet das pietistische Denken der Rußlanddeutschen, ist aber zum Teil auch dadurch zu erklären, daß die Lutherischen Kirchen es für zweckmäßig angesehen haben, neben den deutschen auch englische Gottesdienste zu halten, um die englischsprechende Jugend nicht zu verlieren. Hierdurch entstehen manche heftige Kämpfe, und als Folge treten gewöhnlich alte Siedler, die sich mit diesem Sprachwechsel nicht einverstanden erklären, aus der betreffenden Gemeinde aus. Die Bruderschaften, die statt der Pastoren Laienprediger haben, kom-

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

men hier dem Bedürfnis der Alten entgegen: man hört kein englisches Wort bei ihren Gottesdiensten.

Eine erhebliche Anzahl von Rußlanddeutschen der zweiten Generation hat sich heute bereits rein amerikanischen Kirchengemeinden angegliedert, wie dies z. B. im Russell County, Kansas, festgestellt wurde.<sup>76)</sup>

Ueber die Kirchengemeinden hinaus sind die Rußlanddeutschen Amerikas in Lesergemeinden von verschiedenen Wochenzeitungen organisiert. Die älteste und wohl noch heute am weitesten verbreitete unter ihnen ist die „Dakota Freie Presse“, die im Frühjahr 1874 in Yankton, S. Dak., gegründet wurde. Sie diente von Anfang an als ein Bindeglied zwischen den damals neuen Siedlungen der Schwarzmeerdeutschen in Süd-Dakota und ihren alten Heimatdörfern, und obwohl ihre ersten Herausgeber Reichsdeutsche waren (der Gründer der Zeitung war zugleich Bierbrauer und Friedensrichter), so haben doch von Anfang an schon Schwarzmeerdeutsche als Setzer mitgearbeitet, bis sie in den achtziger Jahren von diesen Leuten gekauft wurde, allerdings seit 1903 wieder in reichsdeutschen Händen ist. Einer der vorgenannten schwarzmeerdeutschen Herausgeber siedelte 1883 nach Sutton über und gründete dort die „Sutton Freie Presse“, der jedoch nur ein kurzes Dasein beschieden war. Mit der Ausbreitung der Schwarzmeerdeutschen verbreitete sich auch diese Zeitung und hatte 1905 in vielen Counties der Dakotas eine größere Leserschaft als die dort erscheinenden englischen Kreiszeitungen. 1906 wurde die Zeitung nach Aberdeen, S. Dak., und im Frühjahr 1920, unter dem Druck der Deutschenheke, nach New Ulm, Minnesota, verlegt. Heute wird die Zeitung nach 1150 Postämtern in 32 der Vereinigten Staaten sowie nach Canada und Argentinien versandt und besitzt eine bedeutende Anzahl Korrespondenten in der Sowjetunion und in Rumänien. „Die Zeitung ist gleichmäßig unter den evangelischen Schwarzmeer- und Wolgadeutschen verbreitet, hat aber auch Leser unter den katholischen Schwarzmeer- und Wolgadeutschen sowie unter den Mennoniten und den Wolhyiendeutschen.

Der „Auslanddeutsche“, die Halbmonatsschrift des Auslandsdeutschen Instituts in Stuttgart, schrieb 1920: „Die Dakota

Freie Presse ist das anerkannte Organ der Deutschrussen Amerikas und vielleicht der ganzen Welt. Als solches bringt sie in weitem Umfange private Korrespondenzen der Leser. Diese Korrespondenzen sind zwar äußerlich und inhaltlich oft recht gleichgültig, aber unter der Oberfläche von großer Bedeutung, da durch sie seit nahezu fünfzig Jahren der Zusammenhalt der aus Rußland abgewanderten Deutschstämmigen aufrecht erhalten wird.“

Politiker in Süd-Dakota nannten früher die Dakota Freie Presse die „Bibel der Rußlanddeutschen“. In der Tat hat die Zeitung manche Kolonistenfamilien durch ihr Leben auf zwei Kontinenten begleitet. Sie war den Rußlanddeutschen nicht nur politisch und wirtschaftlich ein Ratgeber, sondern brachte durch ihre Vermittlung auch Auswanderungslustige nach Amerika und machte Landsucher auf geeignete Ländereien aufmerksam.

1915 eröffnete sich der Dakota Freien Presse ein sehr erfreuliches Wirkungsfeld, indem es ihr gelang, die Verbindung der in Deutschland und Oesterreich-Ungarn untergebrachten rußlanddeutschen Kriegsgefangenen mit ihren Freunden in Amerika herzustellen und sie mit Geld und Liebesgaben zu unterstützen.<sup>77)</sup> Viele auseinandergerissene Familien wurden von der Zeitung besonders in den Nachkriegsjahren wieder zusammengeführt.

Von den andern Zeitungen ist am bedeutendsten der „Staats-Anzeiger“, der 1906 in Rugby, Nord-Dakota, gegründet wurde und seit 1912 in Bismarck, N. Dak., erscheint. Er ist ausschließlich unter Schwarzmeerdeutschen und hauptsächlich im Staate Nord-Dakota verbreitet, wo er in der Politik auf Seiten der Non-Partisan Liga steht, hat aber auch in Süd-Dakota und andern Staaten unter den Schwarzmeerdeutschen weit und breit einen festen Anhang. Während im Anfange wohl die meisten Leser katholische Schwarzmeerdeutsche waren, scheinen heute die evangelischen Leser zu überwiegen.

Eine andere verbreitete Zeitung der Schwarzmeerdeutschen ist die „Dakota Rundschau“, die 1926—27 aus einer Verschmelzung der „Mandan Volkszeitung“, der „Eureka Rundschau“ und des „Nordlicht“ entstanden ist und jetzt von dem großen deutschamerikanischen Zeitungsverlage America-Herold in Winona, Minn.,

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

herausgegeben wird. Die Mehrzahl der Leser ist katholisch. Als genauer Kenner des Bolschewismus hat sich der gegenwärtige Schriftleiter der „Rundschau“, ein katholischer Schwarzmeerdeutscher, einen bedeutenden Namen gemacht und übt als Auser im Streite einen erheblichen Einfluß aus. Erwähnenswert ist ferner der „Nord-Dakota Herald“, der 1907 gegründet wurde und in Dickinson, N. Dak., erscheint. Er wird ausschließlich von katholischen Schwarzmeerdeutschen gelesen und ist unter ihnen allgemein bekannt.

Als Spezialblatt der evangelischen Wolgadeutschen besitzt die „Welt-Post“ eine erhebliche Verbreitung. Sie wurde 1912 in Lincoln, Nebraska, gegründet und erscheint jetzt in Omaha, Nebr. Während des Weltkrieges glaubten die damaligen Herausgeber der „Welt-Post“ — Wolgadeutsche, die es in Lincoln zu Wohlstand gebracht hatten und schon stark amerikanisch fühlten, — daß sie bei der ententefreundlichen Stimmung in Amerika als geborene Russen auch Alliiertenfreunde sein müßten. Sie bildeten eine Ausnahme. Nach dem Kriege erlebte die Zeitung unter ihrem tüchtigen wolgadeutschen Schriftleiter einen erheblichen Aufschwung, hat aber seit dessen Tode an Einfluß verloren.

In den letzten Jahren ist unter den evangelischen Wolgadeutschen der „California Vorwärts“ hervorgetreten, der 1921 in Fresno, Calif., gegründet wurde und sich gerade in neuester Zeit dadurch beliebt gemacht hat, daß er genaue Nachrichten über die schändlichen Greuelthaten bringt, die die Bolschewiken in ihrem Vernichtungskampf gegen die Einzelbauern (Kulaken) in den deutschen Kolonien Rußlands verüben.

Das Organ der Mennonitenbrüder-Kirche, der „Vorwärts“, in Hillsboro, Kansas, hat auch unter den Wolgadeutschen in Kansas und Oklahoma Leser.

Seit 1900 erscheint in Ashley, N. Dak., die „Ashley Tribüne“ als Kreisblatt für McIntosh County, die nach dem Weltkriege zur Hälfte in englischer Sprache gedruckt wird.

Eine Reihe von anderen kleineren Zeitungen, die unter den Rußlanddeutschen zirkulierten, sind inzwischen eingegangen oder von größeren aufgekauft worden. Hierunter zählten die schon er-



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

währte „Eureka Rundschau“ und das „Nordlicht“, die hauptsächlich von den evangelischen Schwarzmeerdeutschen gelesen wurden, sowie die „Mandan Volkszeitung“, die unter den katholischen Schwarzmeerdeutschen verbreitet war. Die in den neunziger Jahren entstandene „Eureka Post“ wurde um 1905 mit der „Dakota Freien Presse“ verschmolzen. Die 1909 in Fresno gegründete „California Post“ erreichte einige Verbreitung unter den evangelischen Wolgadeutschen der Wiesenseite, konnte sich aber nach dem Kriege nicht mehr halten und wurde 1927 von der „Welt-Post“ übernommen. In Ashley bestand im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der „Deutsche Republikaner“, in Sava, S. Dak., der „Sava Herald“; beide Zeitungen wurden ein Opfer des Weltkrieges.

Solche Blättchen müssen allerdings in ihrer Eigenart verstanden werden. Gewöhnlich wurden sie nur von zwei Leuten herausgegeben, und wenn der Redakteur-Seher im Sommer Ferien machte, so mußte die Zeitung ihr Erscheinen einstellen. Dafür wurden dann im Herbst ein paar Nummern mehr gedruckt. Selbst die „Eureka Rundschau“ ließ im August während der Erntezeit regelmäßig eine Nummer ausfallen.

Eine interessante Zeitungsgründung war die „Nord-Dakota Staatspresse“. Ein junger unternehmungslustiger Bessarabiendeutscher war im November 1905 als Agent der Dakota Freien Presse in Nord-Dakota auf Reisen und schneite bei einem Blizzard in McClusky ein. Wochenlang kam keine Nachricht von ihm; dann erschien eine neue Zeitung, die „Nord-Dakota Staatspresse“. Die Einwohner des Städtchens hatten sich mit ihm angefreundet und ihm zugeredet, dort eine Zeitung zu gründen. Der Betreffende trat 1909 auch als republikanischer Politiker in Nord-Dakota hervor. Sein Zeitungsunternehmen jedoch war nicht von Bestand. 1912 erschien das Blatt mit englischem und bald darauf auch mit norwegischem Texte vermischt, wurde also dreisprachig und stellte schließlich sein Erscheinen ein.

In der Politik sind die Rußlanddeutschen durchaus rege. Ueberall da, wo sie in Massen und lange genug ansässig sind, haben sie sich Verwaltungsposten der Städte und Kreise erobert und sind in

einzelnen Fällen auch in den Regierungen der Staaten vertreten. In der ersten Zeit galt es, die Schwierigkeiten der englischen Sprache zu überwinden, und die Rußlanddeutschen mußten ihren englischsprechenden Nachbarn gegenüber, zurückstehen. Aber bald machten sie ihren Einfluß geltend.

Ein evangelischer Schwarzmeerdeutscher, der 1885 als 20jähriger Jüngling fast mittellos nach Amerika gekommen war, wurde sieben Jahre später schon zum Schatzmeister des Walworth County, S. Dak., gewählt.<sup>78)</sup> Im Senat von Süd-Dakota saß zu jener Zeit ein evangelischer Schwarzmeerdeutscher. Bei den Wahlen von 1912 in Süd-Dakota erschienen auf der Kandidatenliste Schwarzmeerdeutsche, die sich um die Ämter des Staatssekretärs, des Staatschatzmeisters und des Staatseisenbahnkommissars bewarben. Der County-Auditor des Hutchinson County, S. Dak., ein evangelischer Schwarzmeerdeutscher, wurde 1915 zum ersten Vizepräsidenten des Auditorenverbandes jenes Staates gewählt.

Ebenso traten in Nord-Dakota die Rußlanddeutschen allmählich in der Politik hervor. Bei den Vorkwahlen im Juni 1912 wurden im Mercer County für das Staats-Abgeordnetenhaus und für die Ämter des Auditor, Treasurer, Register of Deeds, Clerk of Court und County Commissioner nur Rußlanddeutsche erwählt.<sup>79)</sup> 1919 fanden wir in Nord-Dakota bereits Rußlanddeutsche in Staatsämtern.

Auch beim Eintritt Amerikas in den Krieg gegen Deutschland zeigte sich der politische Einfluß der Rußlanddeutschen in den Dakotas. Bundes Senator Gronna, Republikaner von Nord-Dakota, war einer der sechs Senatoren, die im April 1917 in Washington gegen die Kriegserklärung an Deutschland stimmten. Die gleiche Haltung nahm im Repräsentantenhause in Washington der Kongreßmann Royal C. Johnson von Süd-Dakota ein, dessen Wahlbezirk einen stark schwarzmeerdeutschen Einschlag hat.

Die Wolgadeutschen haben sich insbesondere dort, wo bereits die zweite Generation herangewachsen ist, politischen Einfluß zu verschaffen gewußt. In Kansas trat z. B. 1928 ein Wolgadeutscher aus dem Marion County, der Sohn eines der ersten dortigen Dreißiger Siedler, als Kandidat für das Amt des Staatssekretärs auf.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Die meisten evangelischen Rußlanddeutschen haben sich mit der republikanischen Partei verbunden, während die katholischen Rußlanddeutschen in der Regel der demokratischen Partei ihre Stimme geben. Es liegt dieses wohl daran, daß die republikanische Partei in den Weststaaten sich besonders stark aus protestantischen Elementen zusammensetzt und in ihr namentlich die Skandinavier dominieren, während zu der demokratischen Partei das irische, also katholische Element hält.

Noch öfter aber unterstützen die Rußlanddeutschen die progressiven und liberalen Politiker, die die Sache der Farmer und der Fremdgeborenen vertreten. So finden wir in Nord-Dakota die Rußlanddeutschen 1919 fast einmütig im Lager der Non-Partisan Liga. Bald aber teilte sich die Meinung; denn viele Leute nahmen an der Korruption prominenter Ligaführer Anstoß. Bei den Präsidentschaftswahlen 1924 stimmten wohl alle Rußlanddeutschen für Robert M. LaFollette, der durch sein mannhaftes Eintreten für eine gerechte Behandlung der Deutschamerikaner während des Weltkrieges sich die Herzen aller Deutschstämmigen Amerikas erobert hatte.

Sozialisten findet man unter den Rußlanddeutschen Amerikas nur in ganz vereinzelt Fällen. Auch die Zahl der Kommunisten wird schwerlich ein Duzend ausmachen. Die Freude am Eigenbesitz<sup>1)</sup> ist ihnen so eingeboren, daß sozialistische Ideen ihnen völlig unverständlich erscheinen.

Zu der Prohibitionsfrage gibt es unter den Rußlanddeutschen kaum eine geteilte Meinung. Selbst diejenigen, die durch ihre religiöse Zugehörigkeit zu den Alkoholgegnern gerechnet werden müßten, z. B. die Baptisten, sind fast alle gegen die Prohibition. Ich habe auf meinen Reisen kaum einen schwarzmeerdeutschen Siedler getroffen, der mir nicht zuerst ein Glas Wein kredenzte, und die meisten Wolgadeutschen haben mir einen guten Schnaps als Willkommenstrunk angeboten. Bei einer von der „Dakota Freien Presse“ unter ihren Lesern veranstalteten Abstimmung über das Alkoholverbot stimmten nur etwa 50 Leute für die Prohibition, dagegen mehr als 10,000 für Wein und Bier.

Interessant ist die Einstellung der Rußlanddeutschen Amerikas zu der neuen Regierung in ihrer alten Heimat. Die Schwarzmeerdeutschen, deren alte Heimatdörfer in Südrußland schon in den ersten Jahren des Bolschewismus schwer gelitten haben, waren von Anfang an sowjetfeindlich.<sup>81)</sup> Anders war die Einstellung der Wolgadeutschen. Namentlich die Gruppen unter ihnen, die als Arbeiter die amerikanischen Städte bevölkern, waren im allgemeinen sowjetfreundlich. Der Umstand, daß unter dem Sowjetregime die Kolonien der alten Heimat zu einer autonomen Republik zusammengefaßt sind, in der die deutsche Sprache unter dem Protektorat der Regierung mehr als bisher gepflegt wird und einzelne Kolonien, die bereits russische Namen hatten, nun deutsche Namen bekamen,<sup>82)</sup> hatte auf die Wolgadeutschen Amerikas einen günstigen Eindruck gemacht.

Als dann vor zwei Jahren die Sozialisierung der russischen Landwirtschaft einsetzte und die grausame Vernichtung der Kulaken begann, als mit den andern Rußlanddeutschen auch tausende Wolgakolonisten unbarmherzig von Haus und Hof vertrieben und in die Wälder Nordrußlands in die Sklaverei verschickt wurden, da änderten auch die Wolgadeutschen Amerikas bald ihre Meinung. Heute gibt es wohl kaum ein Duzend pro-bolschewistischer Rußlanddeutscher auf dem amerikanischen Kontinent. Hunderttausenden aber blutet das Herz, und die Empörung über die Barbarei der roten Teufel in Rußland ist allgemein groß.

Vereine nehmen in dem Leben der Rußlanddeutschen Amerikas einen unwichtigen Platz ein. Von der alten Heimat her war ihnen das Vereinswesen, das bei den Reichsdeutschen eine so große Rolle spielt, unbekannt. Rußlanddeutsche waren und sind auch heute noch fast alle in Kirchengemeinden organisiert. Die Kirchengemeinde ist ihr Verein. Eine Ausnahme von dieser Regel bildete die Schützengilde, die 1877 in der katholischen wolgadeutschen Siedlung Catherine, Kansas, gegründet wurde und sich 1889 auflöste.<sup>83)</sup> Hier scheint es sich um eine interessante Verpflanzung mittelalterlichen Gildewesens von Deutschland nach Rußland und von dort nach Amerika gehandelt zu haben.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

In Anlehnung an gleichartige amerikanische Organisationen haben sich schwarzmeerdeutsche Farmer zu Menno und Eureka, S. Dak., und Riverville, Wash., zu gegenseitigen Feuer- und Hagelversicherungsgesellschaften zusammengeschlossen. Als dann kurz vor dem Kriege die Deutschen Amerikas sich in Staatsverbänden und zum Deutschamerikanischen Nationalbunde organisierten, sind auch die Rußlanddeutschen in den Dakotas diesen Verbänden beigetreten und haben häufig in den Ortsgruppen eine Rolle gespielt. Jedoch kann man nicht sagen, daß es sich hier um rein rußlanddeutsche Verbände handelt.

Erst als die große Hungersnot in der alten Heimat 1920—21 die Rußlanddeutschen Amerikas bis ins Innerste packte, schlossen sie sich enger zusammen. Die Wolgadeutschen riefen eine großzügige Organisation zur Hilfsaktion ins Leben: die "American Volga Relief Society" hatte damals Ortsgruppen in wolgadeutschen Gegenden und hielt regelmäßige Jahresversammlungen ab. Als jedoch die Wolgadeutschen selbständig ihren Angehörigen in der alten Heimat helfen konnten und nicht mehr auf diese Organisation angewiesen waren, fiel sie in sich zusammen, obwohl die Führer, unter denen sich die hervorragendsten Wolgadeutschen des Landes befanden, alles versuchten, diesen Verband lebensfähig zu erhalten. Auch bei der "American Volga Relief Society" handelte es sich nicht um einen Verein im landläufigen Sinne des Wortes, sondern mehr um eine Organisation unter kirchlichem Patronat.

Es blieb der Initiative junger wolgadeutscher Einwanderer, die nach dem Kriege über Deutschland ihren Weg nach Amerika fanden, vorbehalten, die Anfänge eines Vereinswesens unter den Rußlanddeutschen ins Leben zu rufen. Um 1924—25 entstanden in den wolgadeutschen Siedlungen in Chicago und in den Städten von Wisconsin und Michigan wolgadeutsche Vereine. Auch diese Vereine haben alle den Charakter einer gegenseitigen Hilfs-gesellschaft. Aber es hat sich doch im Laufe der Jahre ein regelrechtes Vereinswesen und eine Geselligkeit im vereinsmäßigen Sinne gebildet und weiterentwickelt.

**Weltkrieg. Rotjahre in der alten Heimat.**

Im Weltkriege 1914—18 bewiesen die Rußlanddeutschen Amerikas, daß sie keine Deutschrussen, sondern eben Rußlanddeutsche sind. Es war klar, daß bei Kriegsbeginn im Jahre 1914 sich den Rußlanddeutschen in Amerika die Frage aufdrängte: Welches ist unser Vaterland? Ein Wolgadeutscher in Washington schrieb darüber sehr drastisch: „Dieser Krieg wird nicht allein gegen Deutschland geführt, sondern gegen das Deutschtum in der ganzen Welt. Das spüren wir hier in den U. S. A., das spüren auch die Leute in Rußland, wo man ihre Sprache unterdrückt und sogar von Landaufteilung spricht. Daher ist unser Herz bei Deutschland, unserm alten Vaterlande, woher wir Sprache, Glauben und Sitten haben. In Rußland waren wir nicht einmal Vollbürger, sondern nur Ansiedler-Grundbesitzer, vorher nur Kolonisten, d. h. als Fremdlinge auf Regierungsland angesiedelt. Ich bin froh, daß mein Vater kein Russe war und in meinen Adern kein russisches Blut rollt, wenn ich auch in Rußland zur Welt kam.“<sup>84)</sup>

Eine rußlandfreundliche Stimmung wurde jedoch hier und da durch einige Leute der Intelligenzschicht der alten Heimat propagiert. Außer der kleinen Gruppe wohlhabender Wolgadeutscher in Lincoln war es ein kleiner Prozentsatz gänzlich ungebildeter Wolgadeutscher, die zu Rußland neigten. Es gab auch vereinzelte Leute, die sich für den Zaren erwärmen konnten, jedoch nichts für die russischen Beamten übrig hatten. Andere Rußlanddeutsche hielten sich neutral. Ein Wolgakolonist in Nebraska schrieb 1914: „Es ist bedauerlich, daß es zwischen Deutschland und Rußland zum Kriege gekommen ist. Uns muß es doppelt leid tun; denn aus Deutschland kamen unsere Vorfahren und in Rußland stand einst unsere Wiege.“ Bei andern war das religiöse Gefühl überwiegend. Ein Wolgadeutscher in Montana schrieb: „Gott hat eine Nation so lieb wie die andere. Er hat die Macht über uns alle und wird entscheiden.“<sup>85)</sup>

Alle andern Rußlanddeutschen standen ganz auf Seiten Deutschlands. Auf die rußlandfreundlichen Artikel eines Korrespondenten

aus Nikolajewka, Cherson, erwiderte ein wolgadeutscher Korrespondent aus Kansas: „Obgleich ich in Rußland geboren bin, fühle ich nur deutsch. Ich bin überzeugt, daß es mit dem Deutschtum zu Ende gehen würde, wenn Rußland den Krieg gewinnt; daran wolle jeder Deutsche denken.“<sup>86)</sup> Ein anderer Wolgadeutscher schreibt: „Hauptgespräch ist hier der Krieg. Jeder wünscht Deutschland den Sieg, und man ist froh, aus Rußland fort zu sein. Wenn ich den Krieg in Rußland mitmachen müßte, würde ich bei erster Gelegenheit versuchen, in deutsche Gefangenschaft zu geraten.“<sup>87)</sup> „Ich freue mich, nicht mehr in Rußland zu sein; sonst müßte ich jetzt gegen meine deutschen Brüder kämpfen,“ schrieb ein Rußlanddeutscher aus Süd-Dakota. Die zarische Regierung hatte sich nämlich der Rußlanddeutschen in Amerika erinnert und verlangt, daß die Militärpflichtigen unverzüglich auf eigene Kosten nach Rußland zurückkehren und in die Armee eintreten sollten. Ich konnte nicht feststellen, daß auch nur einer von ihnen diesem Ruf zur Fahne Folge leistete.

Gleich bei Kriegsausbruch appellierte der Herausgeber der „Dakota Freien Presse“ an den Wohltätigkeitsinn der Rußlanddeutschen und eröffnete eine Sammlung für deutsche Kriegswitwen und -waisen. In allen Staaten reagierte man hierauf in großherziger Weise. Bis zu Amerikas Kriegseintritt, April 1917, wurden über 9000 Dollar zu diesem Zwecke nach Deutschland übermittelt.<sup>88)</sup> Durch die Sammelstelle des deutschen Roten Kreuzes in St. Paul, Minn., wurden bis zum 1. Januar 1916 von den Kirchengemeinden der Weststaaten 30,000 Dollar aufgebracht, wovon mindestens ein Drittel den Rußlanddeutschen zuzuschreiben war. Selbst die Propaganda für deutsche Kriegsanleihe fand unter den Rußlanddeutschen in Amerika weiten Anklang. Mancher hat noch kurz vor Amerikas Kriegseintritt eine bedeutende Summe für diesen Zweck geopfert. Bilder vom Kaiser und Hindenburg konnte man überall in den Heimen der amerikanischen Rußlanddeutschen finden.

Es wurde bei ihnen auch für die Hinterbliebenen der deutschen Kolonisten in Rußland Geld gesammelt. Eine Siedlung von etwa

100 Familien im Staate Washington sandte 1915 800 Dollar dorthin.

1915 beteiligten sie sich auch sehr rege an einer großen Petition an den Präsidenten Wilson, damit er eine Sondertagung des Kongresses einberufe, um ein Verbot auf Waffenausfuhr durchzubringen. Ein einflußreicher Schwarzmeerdeutscher, der früher Staats-senator in Süd-Dakota gewesen war, nahm damals gegen die Munitionslieferungen Amerikas in einem öffentlichen Protest Stellung.

Mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland begann für die Rußlanddeutschen eine schwere Leidenszeit. Alles, was deutsch war, wurde verfehmt. In manchen Gegenden wurden die Leute derart drangsalirt, daß man ihnen nicht gestattete, deutsch zu sprechen. Was dieses für alte Ansiedler bedeutete, die vierzig Jahre vorher in diesen Gegenden als Pioniere auf die Prärie gezogen waren und in mühsamer Arbeit die Einöde zu fruchtbarem Ackerland gemacht hatten, die ihr ganzes Leben unter deutsch-sprechenden Leuten verbracht und keine Gelegenheit gehabt hatten, die englische Sprache zu erlernen, kann man sich kaum vorstellen.

In allen Städten wurden von den amerikanischen Patrioten Umzüge veranstaltet. Nicht selten wurden in diesen kleinen Präriestädten des Westens Rußlanddeutsche zwangsweise aufgefordert, ein Sternenbanner zu tragen, im Umzuge mitzumarschieren und als Beweis ihrer Vaterlandsliebe die Flagge des Landes zu küssen. Als in den Vereinigten Staaten Kriegsanleihen, sogenannte Liberty Bonds, gezeichnet wurden, hat man häufig unbemittelte Rußlanddeutsche gezwungen, Kriegsanleihe-scheine zu kaufen, und mancher mußte hierfür eine hohe Summe von der Bank borgen. Wie diese Kriegserregung selbst die Seelen der Kinder vergiftet hatte, zeigt ein Fall, der sich 1921 in der Gegend von Herrick, Süd-Dakota, ereignete, wo amerikanische Schulkinder versucht haben, ein Kind rußlanddeutscher Eltern aufzuhängen.

Die deutschsprachigen Zeitungen wurden sofort unter strengste Kontrolle genommen und durften nur mit besonderer Erlaubnis der Bundesregierung erscheinen.<sup>89)</sup> Alle Mitteilungen, die irgend-



wie mit dem Kriege zusammenhängen, mußten in englischer Uebersetzung beim zuständigen Postamt hinterlegt werden. Als die „Dakota Freie Presse“ einmal die Uebersetzung einer nebensächlichen Lokalnotiz, die nur indirekt mit dem Kriege in Verbindung gebracht werden konnte, versäumt hatte, wurde ihr Herausgeber sofort verhaftet und zu einer erheblichen Geldstrafe verurteilt.<sup>90)</sup>

Die Söhne der Rußlanddeutschen wurden überall zum Militärdienst ausgehoben. Manche wurden gut behandelt. Ein junger Schwarzmeerdeutscher aus Idaho, der erst seit 1914 in Amerika war und noch russische Staatsangehörigkeit besaß, weilte mit vier andern Schwarzmeerdeutschen zur Ausbildung in Camp Lewis, Washington, und berichtet, daß er beinahe jeden Sonntag zur deutschen Kirche nach Tacoma, Washington, fahren durfte. Andere jedoch haben schwer leiden müssen.

Besonders richtete sich auch die Erregung gegen den Gebrauch der deutschen Sprache in Kirche und Schule. In Nebraska wurde ein Staatsgesetz durchgebracht, durch welches der Unterricht in allen Schulen in einer andern als der englischen Sprache verboten wurde. Ferner wurde der fremdsprachliche Unterricht vor dem 14. Lebensjahr verboten. Der Lehrer einer Kirchenschule in Hamilton County, Nebr., wurde 1919 wegen Uebertretung dieses Gesetzes verurteilt. Es entstand ein Rechtsprozeß, und das Urteil wurde vom Staats-Obergericht von Nebraska 1919 bestätigt. Die Rußlanddeutschen gaben sich jedoch damit nicht zufrieden. Sie sammelten Geld und sorgten, daß der Rechtsstreit bis vor das Oberste Gericht der Vereinigten Staaten getragen wurde, das 1923 in der jetzt berühmten Entscheidung „Meyers versus State of Nebraska“, 262 U. S. 390, das Sprachengesetz von Nebraska für verfassungswidrig erklärte. Wie anhaltend die Abneigung gegen das Deutschtum war, geht daraus hervor, daß noch am 21. Juli 1921 in Süd-Dakota ein Gesetz in Kraft trat, wodurch der Unterricht in allen öffentlichen und privaten Schulen des Staates in anderer als englischer Sprache vor dem 14. Lebensjahr verboten wurde, allerdings mit der Einschränkung, daß die Sonnabende und Sonntage, sowie die Monate Juni, Juli und August, für den Unterricht in anderen Sprachen freigegeben wurden. Dieses Ge-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

jetz gab den rußlanddeutschen Gemeindeschulen in Süd-Dakota den Todesstoß.

Es war klar, daß bei nächster Gelegenheit die Rußlanddeutschen einstimmig mit allen andern Deutschstämmigen Amerikas sich gegen das Wilsonsche Kriegsregime auflehnten. Diese Gelegenheit bot die Präsidentschaftswahl des Jahres 1920. Wohl kaum je zuvor waren die Rußlanddeutschen in ihrer Stimmenabgabe so einmütig gewesen. Hatte doch noch der Präsidentschaftskandidat der Wilsonpartei, der damalige Gouverneur Cox von Ohio, in einer Botschaft vom 2. 2. 1919 erklärt, der Ausschluß der kirchlichen Gemeindeschulen von dem deutschen Sprachverbot sei geeignet, „Segestätten des Hocherrats einzurichten“. Und in einer Botschaft vom 1. 4. 1919 sagte Cox: „Ich erkläre ohne Vorbehalt, daß der Deutschunterricht für unsere Kinder, ganz gleich wo sie während ihrer Entwicklungsjahre erzogen werden, nicht nur eine ausgesprochene Gefahr für den Amerikanismus ist, sondern auch der Teil einer Verschwörung der Berliner Regierung seit langer Zeit.“<sup>91)</sup>

Die Antwort der Rußlanddeutschen hierauf finden wir in einem Leitartikel der „Dakota Freien Presse“: „Die von der demokratischen Regierung in Szene gesetzte Verfolgung war so rücksichtslos, ungerecht und unseres freien Landes unwürdig, daß sie für immer ein Schandfleck in der Geschichte bleiben wird.“

Gleich nach Beendigung des Weltkrieges taten sich die Rußlanddeutschen wiederum zusammen und bewiesen ihr Deutschtum durch die Unterstützung der deutschen Urheimat. Im Frühjahr 1920 organisierte ein Schwarzmeerdeutscher das „Central Relief Committee“ von Marion, S. Dak. Er war im Winter 1919—20 besuchsweise in Deutschland gewesen, hatte sich von der Not überzeugt und sammelte nun große Summen Bargeld sowie einen ganzen Waggon Kleidung und Nahrungsmittel für die Armen der Stadt Berlin. 12,500 Personen wurden durch diese Spende bedacht. Die „Dakota Freie Presse“ leitete 1920 ein Hilfswerk für unterernährte Kinder in Ostpreußen ein, durch das in den Sommern 1920 und 1921 in den Ostseebädern Neukuhren und Neuhäuser jeden Monat hundert unterernährte Kinder gesund-gepflegt wurden. Wie rührend die Rußlanddeutschen bei dieser Unter-

stüttung mithelfen, zeigt folgende Neußerung eines Wolgadeutschen aus Kansas: „Als ich heute die D. F. P. bekam und das Bild der hungernden Kinder in Deutschland sah, brach mir fast das Herz. Ich ging sogleich zur Stadt und sende Ihnen hiermit \$45 für die Sammlung. Ich habe zwar keine Freunde in Deutschland, aber in der Not sind alle Menschen Brüder.“<sup>92)</sup>

Hochherzige Deutschamerikaner planten, die 140,000 Milchfühe, welche Deutschland durch den Versailler Vertrag genommen worden waren, durch eine Sammlung zu ersetzen, und rußland-deutsche Farmer in allen Weststaaten erklärten sich sofort bereit, Milchfühe zu schenken. So wurde 1920 die erste Sammlung in Kansas und den umliegenden Staaten veranstaltet und eine Schiffsladung Rühe nach Deutschland geschafft. Eine zweite Sammlung wurde im Südosten von Süd-Dakota im März 1921 durchgeführt. Die dortigen Schwarzmeerdeutschen waren hieran ungefähr zu 85 Prozent beteiligt. Noch in demselben Jahre wurde eine dritte Schiffsladung Milchfühe in den schwarzmeerdeutschen Gebieten von Nord-Dakota aufgebracht.

Als dann infolge der russischen Revolution viele deutsche Kolonisten aus Rußland nach Deutschland kamen, sind wiederum die Rußlanddeutschen Amerikas in besonderem Maße an ihrer Unterstützung beteiligt gewesen. In vielen Gemeinden und durch die Zeitungen wurden wieder Sammlungen veranstaltet.

Die größte Hilfsaktion der amerikanischen Rußlanddeutschen aber war die Unterstützung ihrer alten Heimatdörfer während der russischen Hungerstnot 1921—24. Alle haben damals in großzügiger Weise Geld und Gut geopfert. Es entstanden eine Reihe von Hilfsorganisationen: mennonitische, lutherische, baptistische, katholische, kongregationale, wolga-, schwarzmeer- und wolhnyiendeutsche Hilfswerke. Das oben erwähnte schwarzmeerdeutsche „Marion Relief Committee“ sandte eine ganze Schiffsladung Kleidungsstücke in die Odesjaer Kolonien. Die „American Volga Relief Society“, in der sich hauptsächlich die kongregationalen Wolgadeutschen zusammenfanden, brachte in kurzer Zeit 350,000 Dollar in Geld und Kleidungsstücken auf und sandte zur Leitung ihrer Hilfsaktion drei Vertreter ins Wolgagebiet. Diese Gesellschaft ar-

beitete mit Hoovers "American Relief Administration" Hand in Hand. Sicherlich haben die Rußlanddeutschen Amerikas in jenen Jahren mehr als 2 Millionen Dollar für die alte Heimat aufgebracht.

Außer diesen Organisationen, die vorwiegend kirchlichen Charakters waren, haben sich auch die Auswanderer aus den einzelnen Dörfern zu Hilfswerken zusammengetan, obwohl sie in Amerika tausende von Meilen voneinander entfernt wohnten.

## X.

### Amerikanisierung.

Das Aufgehen der Rußlanddeutschen im amerikanischen Volkstum ist ein unabänderlicher Vorgang. Die Lebensader jeder anderssprechenden Volksgruppe in den Vereinigten Staaten ist der stete Strom von Neueinwanderern, der den alten Siedlungen frisches Blut zuführt. Ist der Zufluß stark, so blüht das betreffende Volkstum; ist er schwach, so bröckelt es ab; hört die Einwanderung auf, so ist das Untergehen im Amerikanertum nur eine Frage der Zeit. Diesem unabänderlichen Gesetz unterliegt in den U. S. A. jede Nationalität weißer Rasse, und die Deutschen sind keineswegs diejenigen, die sich am schnellsten akklimatisieren.

Zäher als die eingewanderten Reichsdeutschen halten die Rußlanddeutschen, die als Kolonisten gewohnt waren, in fremder Umgebung zu leben, an ererbter Sprache und Sitte fest. Aber auch sie können in Amerika nicht gegen den Strom schwimmen.

Es ist klar, daß die Neueinwanderer zunächst Vergleiche zwischen hien und drüben anstellen. Die wirtschaftlichen Vorteile, die sie in Amerika haben, tragen nicht wenig dazu bei, das neue Land mit wohlwollenden Augen zu betrachten. Dennoch trieb manchen die Sehnsucht wieder in die alte Heimat, aber in der Regel gaben diese Leute drüben der Auswanderungslust nur noch weitere Nahrung. „Es ist sehr die Frage, ob unsere Rückwanderer hierbleiben; schon nach acht Tagen schienen sie sich wieder nach dem freien Amerika zu sehnen,“ schrieb 1904 ein wolgadeutscher Korrespondent von einigen Heimkehrten.<sup>93)</sup> Ein anderer, der 1909

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

von einem Besuch in der alten Heimat nach Amerika zurückkehrte, bemerkte: „Jetzt erst kann ich Amerika schätzen und sehe den Unterschied zwischen hier und dort. Um keinen Preis möchte ich mehr nach Ausland zurückkehren.“<sup>94)</sup>

So kam es, daß die Leute sich bald heimisch fühlten, um so mehr als sie in Amerika ihre alten Sitten ungestört beibehalten konnten und von einer Obrigkeit auf ihren Farmen nicht viel merkten. Bald sprachen sie von den Neuankömmlingen als solchen, die „hereingekommen“ wären, und diejenigen, die die alte Heimat besuchten, fuhren „hinaus“. Ihre Vornamen wurden bald amerikanisiert: der Jakob wurde zum Jack, der Johann zum John und der David zum Dave.

Der Umstand, daß sie sich auf ihren Ländereien emporarbeiteten und an der Entwicklung des Landes Anteil hatten, gab den rußlanddeutschen Farmern in Amerika ein Heimatgefühl. Ihre ersten Stationen in der Neuen Welt waren für sie in der Regel das neue Heimatdorf. Ein Schwarzmeerdeutscher, der von Sutton, Nebr., nach Colorado übergesiedelt war, schrieb: „Jedesmal freue ich mich, wenn jemand von Sutton zu Besuch kommt, denn ich habe das Heimweh nach Sutton in den fünf Jahren noch nicht völlig überwunden.“<sup>95)</sup>

Es dauerte gar nicht lange, da beteiligten sich die rußlanddeutschen Einwanderer mit ganzem Herzen an den Feiertagen der amerikanischen Nation. Besonders der Vierte Juli wurde bald von allen Rußlanddeutschen mitgefeiert. So veranstaltete z. B. 1912 der Verband der Kaufleute in Odeffa, N. Dak., am 4. Juli ein großes Volksfest für alle Farmer der Umgegend. Auch in den Kirchen wurde der Tag von den Einwanderern gefeiert, und man war amerikanisch-patriotisch, obwohl man deutsch sprach. Der Berichterstatter aus Kulm, N. Dak., schrieb über die Feier des 4. Juli 1905 und betonte, daß ein Schwarzmeerdeutscher die Festrede in deutscher Sprache gehalten hätte. Bezeichnender noch ist folgende Mitteilung eines Schwarzmeerdeutschen aus Nord-Dakota: „Zu meiner besonderen Freude wurde mir am 4. Juli ein Sohn geboren. Da er am Freiheitstage das Licht der Welt erblickt hat, soll

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

er auch dereinst ein echter Freiheitsmann werden und dem Lande seiner Geburt besondere Ehre machen.“<sup>96)</sup>

Der nächste Schritt zum Aufgehen im Amerikanertum war die Naturalisation. Es ist ganz selbstverständlich, daß jeder, der in den Vereinigten Staaten Grundbesitz und anderes Vermögen hat, auf die Dauer nicht als Ausländer leben kann, sondern amerikanischer Bürger werden und dem neuen Heimatlande den Treueid leisten muß. In manchen Fällen wurden Rußlanddeutsche erstaunlich schnell amerikanisiert. 1910 schrieb ein Schwarzmeerdeutscher aus Washington: „Vor acht Monaten bin ich aus Rußland gekommen. Seit drei Monaten besuche ich die englische Schule, bin jetzt 18 Jahre alt und werde morgen meine Absichtserklärung geben, amerikanischer Bürger zu werden.“<sup>97)</sup> Die Schwarzmeerdeutschen sind im Laufe der Jahre fast ohne Ausnahme amerikanische Bürger geworden. Wie sie selbst über diesen Schritt dachten, geht aus folgenden Zeilen hervor: „Hier in Fairfax, S. Dak., wurden neulich sechs Familienväter U. S.-Bürger; aber wir bleiben doch deutscher Abstammung, werden unsere deutsche Muttersprache nicht vernachlässigen und sie bei unsern Kindern pflegen.“<sup>98)</sup>

Leider stand es mit der Pflege der deutschen Sprache bei den Kindern recht schwach. Daran waren schlechte Schulverhältnisse schuld. Solange in den Pionierzeiten die Schulen gänzlich den Einwanderern überlassen wurden, konnte man die Gewißheit haben, daß sie auch für guten Unterricht in der deutschen Sprache sorgten. Vorbildlich waren hierin die Mennoniten und Katholiken, aber auch bei den andern Rußlanddeutschen blieb wenig zu wünschen übrig. Mit der Entwicklung des Landes jedoch wurde das Schulwesen mehr und mehr von den staatlichen Behörden beeinflusst. Der deutsche Unterricht wurde allmählich zurückgedrängt und blieb der Initiative der einzelnen rußlanddeutschen Gemeinden überlassen. Während des Weltkrieges wurde er gänzlich aus den Schulen verbannt und existiert heute nur bei einem Teil der Gemeinden im Kindergottesdienst. Um ihren Kindern die deutsche Sprache zu erhalten, tat sich manche kleine Gruppe rußlanddeutscher Farmer zusammen, um einen schreibgewandten Mann zu verpflichten, der Sprach- und Religionsunterricht erteilen sollte. Die

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

schwarzmeerdeutsche Siedlung in Delmont, S. D., hatte noch 1919 eine richtige Gemeindegchule. Zwei staatlich konzeffionierte Lehrer unterrichteten dort etwa 80 Kinder und wurden von der Gemeinde besoldet. Diese Schule wurde dann ein Opfer der Staatsgejeke gegen die deutsche Sprache.

Daß durch den Weltkrieg auch die Elementarschulbücher nicht selten in gehässiger Weise umgemodelt waren, trug dazu bei, die Kinder ihren Eltern zu entfremden. Auf meinen Reisen habe ich traurige Fälle der Entfremdung zwischen der alten und der jungen Generation beobachten können. Es scheint häufig eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen zu bestehen. Gewöhnlich sprechen die Eltern ihre Kinder deutsch an, und diese antworten auf Englisch. Das tun sie bewußt, da sie, mit Superioritätskomplex behaftet, alles Deutsche für minderwärtig halten. Die Alten tragen ihre deutsche Welt mit sich zu Grabe. Die Jungen leben in einer amerikanischen Welt.

Selbst die kolonizatorische Fähigkeit der alten Siedler scheint der neuen Generation verloren gegangen zu sein. Aus Nord-Dakota klagte 1919 ein Schwarzmeerdeutscher: „Hier gibt es jeden Tag Versteigerungen. Meist sind es junge Leute, die in die Stadt ziehen. Wir sind fast alle arm von Rußland hierhergekommen und haben schwere Zeiten durchmachen müssen, um unsern Kindern eine Existenz zu schaffen; aber das junge Volk will uns nicht verstehen.“<sup>99</sup>) Viele Rußlanddeutsche der zweiten Generation zeigen aber auch großen Unternehmungsgeist. Der Sohn eines einflußreichen Mennoniten in Kansas ist jetzt einer der leitenden Männer in der amerikanischen Mühlenindustrie und gehörte zu den 150 Wirtschaftsführern, die nach dem letzten New Yorker Wörienttrach von Präsident Hoover nach Washington zur Konferenz einberufen wurden.

Die evangelischen Wolgadeutschen, besonders die in Wisconsin und Chicago, betrachteten vielfach ihren Aufenthalt in Amerika als vorübergehend. Ihnen imponierte der hohe Arbeitslohn, und alle nährten die stille Hoffnung im Herzen, nach einigen Jahren mit wohlgefülltem Säckel in die alte Heimat zurückkehren zu können. Die Leute aus Schwedt, die in Chicago wohnen, sind alle nur mit

dieser Absicht nach Amerika gekommen. Der Weltkrieg verzögerte ihre Rückkehr in die alte Heimat. Inzwischen hatte man es für praktisch gehalten, sich Häuser zu kaufen, und mit dem Erwerb des Grundbesitzes trat automatisch ein stärkeres Interesse für das neue Land ein. Trotzdem wäre sicher ein großer Teil der Wolgadeutschen nach Kriegsende in die alte Heimat zurückgekehrt, wenn sie nicht inzwischen durch ihre heranwachsenden Kinder im neuen Lande Wurzel geschlagen hätten. Die junge Generation war unterdessen durch die amerikanischen Schulen gegangen und hatte für den Rückkehrgedanken ihrer Eltern kein Verständnis mehr, und die Alten sahen ein, daß das gegenwärtige System in Rußland ihnen keine Gewähr für das ruhige und bequeme Leben bot, welches ihnen bei der Auswanderung nach Amerika als erstrebenswertes Ziel vorgeschwebt hatte.

So sind auch die kurz vor dem Weltkriege nach Amerika gewanderten Wolgadeutschen in großen Scharen amerikanische Bürger geworden. Allerdings war dies nicht immer einfach, da die Naturalisationsbedingungen schwieriger geworden waren. Der angehende Bürger wurde jetzt zunächst in englischer Sprache einer eingehenden Prüfung über die Elementarbegriffe des amerikanischen Staatswesens unterworfen. Dabei machte sich der allgemein niedrige Bildungsgrad der Wolgadeutschen bemerkbar. Namentlich diejenigen, die mitten unter ihren Landsleuten lebten und keine Gelegenheit hatten, englisch zu lernen, haben manchen vergeblichen Anlauf genommen, ehe sie die Bürgerpapiere bekamen.

Die Kluft zwischen alter und junger Generation ist im allgemeinen bei den Wolgadeutschen schärfer ausgeprägt als bei den Schwarzmeerdeutschen. Viele Leute lernen das Englische erst von ihren schulpflichtigen Kindern, die die Landessprache bald beherrschen und dann ins Amerikanertum übergehen. Während es im ganzen Dakota-Distrikt der lutherischen Zowa-Synode bis 1900 nur eine einzige Gemeinde gab, die den Gebrauch der englischen Sprache für notwendig hielt, sind heute die Kirchen vor die Wahl gestellt, entweder die Jugend zu verlieren oder englischen Gottesdienst einzuführen. Und sie entscheiden sich fast durchweg für das letztere. Noch stemmen sich die Zeitungen gegen das Versinken im



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

amerikanischen Schmelztiegel. Aber der Prozeß ist unaufhaltjam. Nach dreißig Jahren werden die Rußlanddeutschen in den Vereinigten Staaten als Volksstamm der Geschichte angehören.

Anhang.

Rußlanddeutsche der ersten sowie der ersten und zweiten Generation in den Staaten. Censns 1920.<sup>100</sup>)

(Foreign-born white and total foreign white stock from Russia of German mother tongue, by states: 1920.)

Staat	Erste Generation	Erste und zweite Generation
Vereinigte Staaten .....	116,535	303,532
Neu-England:		
Maine .....	14	38
New Hampshire .....	13	21
Vermont .....	6	16
Massachusetts .....	504	1,018
Rhode Island .....	55	85
Connecticut .....	1,150	4,308
Mittel-Atlantic:		
New York .....	4,027	8,560
New Jersey .....	1,614	3,568
Pennsylvania .....	1,916	4,683
Nord-Ost-Central:		
Ohio .....	1,930	5,962
Indiana .....	224	475
Illinois .....	4,476	8,755
Michigan .....	6,122	12,857
Wisconsin .....	5,543	11,714
Nord-West-Central:		
Minnesota .....	1,969	5,005
Iowa .....	789	1,646
Missouri .....	639	1,473
Nord-Dakota .....	23,850	69,985
Süd-Dakota .....	9,857	30,937
Nebraska .....	9,904	22,421
Kansas .....	9,056	31,512
Süd-Atlantic:		
Delaware .....	16	23
Maryland .....	321	606
District of Columbia .....	59	154
Virginia .....	64	123

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Staat	Erste Generation	Erste und zweite Generation
West-Virginia .....	36	64
Nord-Carolina .....	6	31
Süd-Carolina .....	9	21
Georgia .....	37	69
Florida .....	50	105
<b>Süd-Ost-Central:</b>		
Kentucky .....	66	158
Tennessee .....	41	95
Alabama .....	64	183
Mississippi .....	28	87
<b>Süd-West-Central:</b>		
Arkansas .....	69	158
Louisiana .....	37	99
Oklahoma .....	2,882	10,067
Texas .....	885	2,301
<b>Rocky Mountain:</b>		
Montana .....	3,224	7,666
Nbaho .....	1,025	2,574
Wyoming .....	884	1,939
Colorado .....	9,935	21,067
New Mexico .....	52	190
Arizona .....	43	93
Utah .....	60	159
Nevada .....	11	26
<b>Pacific:</b>		
Washington .....	4,933	11,875
Oregon .....	3,281	7,031
California .....	4,989	11,529

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Rußlanddeutsche der ersten und zweiten Generation in den Staaten  
nach ihrer Gruppenzugehörigkeit.  
(Gruppenzugehörigkeit geschätzt.)

Staat	Schwarzmeer- deutsche		Wolga- deutsche		Mennoniten	Lit.- und Wolhynien- deutsche	Gesamtzahl
	Evang.	Kath.	Evang.	Kath.			
<b>Nordost-Central:</b>							
Ohio .....	200	...	1,000	700	...	4,062	5,962
Illinois .....	100	...	6,900	1,000	...	755	8,755
Michigan .....	100	200	6,500	50	...	6,007	12,857
Wisconsin .....	100	100	7,300	700	...	3,514	11,714
<b>Nordwest-Central:</b>							
Minnesota .....	300	200	750	...	2,500	1,255	5,005
Iowa .....	...	...	500	500	...	646	1,646
Missouri .....	...	...	500	500	200	273	1,473
Nord-Dakota .....	43,000	25,000	500	85	1,000	400	69,985
Süd-Dakota .....	20,000	6,000	600	37	4,200	100	30,937
Nebraska .....	2,200	200	19,000	...	800	221	22,421
Kansas .....	750	1,500	9,750	9,000	10,512	...	31,512
<b>Südwest-Central:</b>							
Oklahoma .....	500	...	4,000	30	5,500	37	10,067
Texas .....	500	600	500	...	701	...	2,301
<b>Rocky Mountain:</b>							
Montana .....	1,500	600	4,500	266	800	...	7,666
Idaho .....	1,224	...	800	...	500	...	2,574
Wyoming .....	39	...	1,900	...	...	...	1,939
Colorado .....	1,000	67	16,000	3,500	500	...	21,067
<b>Pacific:</b>							
Washington .....	4,500	1,500	5,000	375	500	...	11,875
Oregon .....	281	1,000	3,750	1,000	1,000	...	7,031
Californien .....	2,000	29	8,000	...	1,500	...	11,529
<b>Anderer Staaten ..</b>	750	500	2,000	1,000	750	20,216	25,216
<b>Gesamtzahlen ..</b>	79,044	37,496	99,750	18,743	31,013	37,486	303,532

Ergebnis:

- Etwa 79,000 evangelische Schwarzmeerdeutsche.
- Etwa 37,000 katholische Schwarzmeerdeutsche.
- Etwa 100,000 evangelische Wolgadeutsche.
- Etwa 19,000 katholische Wolgadeutsche.
- Etwa 31,000 Mennoniten.
- Etwa 37,000 Wolhynien- und Litauendeutsche.

303,000 Rußlanddeutsche.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

**Auswertung der Census-Zahlen von 1920.**

Ich habe die laut Census von 1920 in Rußland geborenen Einwohner von Counties in einer Reihe von Staaten aufgezählt. Diese Leute sind größtenteils — zu 85 bis 100 Prozent — Rußlanddeutsche der ersten Generation. Hiermit will ich zeigen, wie sich die Rußlanddeutschen in den Staaten ungefähr zahlenmäßig auf die einzelnen Counties verteilen.

Ferner habe ich die Fremdgeborenen in einer Reihe von Counties aufgezählt um zu zeigen, wie in vielen Gegenden die Rußlanddeutschen das vorherrschende fremdgeborene Element sind.

**Michigan.**

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Berrien	Benton Harbor, St. Joseph, Baroda, Glendora, etc.	2,098
Saginaw	Saginaw West Side, Saginaw, etc.	1,338
Genesee	Flint	842
Bay	Bay City und Munger	679
St. Clair	Port Huron, etc.	423
Huron	Sebewaing, Harbor Beach, etc.	230
Tuscola	Unionville, etc.	211
Arenac	Au Gres	162
Shiawassee	Owosso	143
Lapeer	Imlay City	137
Sanilac	McGregor	120
Toledo	East Tawas	22

Gesamtzahl . . . . . 6,405

(In dieser Gesamtzahl sind mindestens 5,500 Rußlanddeutsche erster Generation enthalten.)

**Wisconsin.**

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Sheboygan	Sheboygan	2,099
Winnepago	Deshofsh	722
Fond du Lac	Fond du Lac, North Fond du Lac, Ripon, etc.	416
Manitowoc	Manitowoc	254
Outagamie	Appleton, Shiocton, etc.	115
Green Lake	Green Lake	106

Gesamtzahl . . . . . 3,712

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa. 3,300

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

### Minnesota.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Cottonwood	Mountain Lake	406
McLeod	Glencoe	173
Sibley	Gaylord	122
Gesamtzahl		601
Rußlanddeutsche 1. Generation etwa		550

### Iowa.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Muscatine	Muscatine	196
Cerro Gordo	Mason City	343
Webster	Fort Dodge	215
Hancock	Garner	93
Gesamtzahl		847
Rußlanddeutsche 1. Generation etwa		700

### Nord-Dakota.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Morton	Hebron, Glen Ulin, New Salem, St. Anthony, etc.	2,349
McIntosh	Ashly, Jeland, Danzig, Wishek, etc.	2,005
Emmons	Hague, Strasburg, Vinton, Hazelton, etc.	1,893
Stark	Richardton, Dickinson, Antelope, etc.	1,793
Sheridan	Goodrich, McClusky, Slogmo, Martin, etc.	1,654
Grant	Odeffa, New Leipzig, Elgin, Raleigh, etc.	1,647
Mercer	Artem, Beulah, Mannheim, Golden Valley, etc.	1,610
McLean	Garrison, Underwood, Turtle Lake, Washburn, etc.	1,584
Logan	Gadde, Fredonia, Napoleon, etc.	1,539
Stutzman	Medina, Cleveland, Jamestown, etc.	1,431
Dunn	Dodge, Halliday, Killdeer, etc.	1,137
McBentley	Anemoose, Karlsruhe, Townet, etc.	1,118
Pierce	Selz, Rugby, Orrin, Walta, etc.	1,033
Bells	Cathay, Infeston, Bowdon, etc.	932
Ridder	Pettibone, Tuttle, Dawson, etc.	737
ettinger	Mott, Willa, Havelock, New England, etc.	714
Burleigh	Bismarck, Arena, etc.	669
Dickey	Monango, Merricourt, Ellendale, etc.	623
La Moure	Kulm, Jub, Alfred, etc.	599
Liberty	Etterveek, Center, Yucca, etc.	511

Deutscli-Amerikanische Geschichtsblätter

<b>Caballer</b> .....	Munich, Alsen, Landon.....	339
<b>Adams</b> .....	Reeder, Gaynes .....	188
<b>Divide</b> .....	Crosby .....	154
<b>Ransom</b> .....	Elliott, Lisbon .....	118
<b>Bottineau</b> .....	Kramer, Willow City.....	99
<b>Sioug</b> .....	Solen, Selfridge .....	96
<b>Botzman</b> .....	Rhame, Scranton .....	71
<b>Eddy</b> .....	New Rockford .....	68
<b>Foster</b> .....	Carrington, Melville .....	48
<b>Ramsay</b> .....	Devils Lake, Starkweather .....	425

Gesamtzahl.....27,184

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa. 23,500

**Morton County** hat 4,905 Fremdgeborene; davon 2,349 in Rußland, 789 in Deutschland, 457 in Ungarn, 339 in Norwegen, etc.

**McIntosh County** hat 2,337 Fremdgeborene; davon 2,005 in Rußland, 184 in Rumänien, 56 in Deutschland, etc.

**Emmons County** hat 2,675 Fremdgeborene; davon 1,893 in Rußland, 146 in Holland, 128 in Norwegen, etc.

**Starb County** hat 3,895 Fremdgeborene; davon 1,793 in Rußland, 897 in Ungarn, 278 in Deutschland, etc.

**Sheridan County** hat 2,284 Fremdgeborene; davon 1,654 in Rußland, 208 in Rumänien, 125 in Deutschland, etc.

**Grant County** hat 2,365 Fremdgeborene; davon 1,647 in Rußland, 148 in Deutschland, 141 in Rumänien, etc.

**Mercer County** hat 2,239 Fremdgeborene; davon 1,619 in Rußland, 184 in Rumänien, 148 in Deutschland, etc.

**McLean County** hat 3,813 Fremdgeborene; davon 1,584 in Rußland, 653 in Norwegen, 396 in Schweden, 204 in Rumänien, etc.

**Rogan County** hat 2,269 Fremdgeborene; davon 1,539 in Rußland, 233 in Rumänien, 158 in Finland, etc.

**Stutsman County** hat 4,417 Fremdgeborene; davon 1,431 in Rußland, 716 in Deutschland, 593 in Norwegen, etc.

**Dunn County** hat 2,109 Fremdgeborene; davon 1,137 in Rußland, 308 in Norwegen, 136 in Ungarn, etc.

**McHenry County** hat 3,281 Fremdgeborene; davon 1,118 in Rußland, 842 in Norwegen, 489 in Deutschland, etc.

**Pierce County** hat 2,159 Fremdgeborene; davon 1,033 in Rußland, 634 in Norwegen, 117 in Schweden, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

**Wells County** hat 2,772 Fremdgeborene; davon 932 in Rußland, 692 in Norwegen, 292 in Deutschland, etc.

**Widder County** hat 1,515 Fremdgeborene; davon 737 in Rußland, 291 in Norwegen, 126 in Deutschland, etc.

**Wettinger County** hat 1,726 Fremdgeborene; davon 714 in Rußland, 427 in Ungarn, 177 in Norwegen, etc.

**Wurleigh County** hat 2,639 Fremdgeborene; davon 669 in Rußland, 413 in Schweden, 349 in Norwegen, etc.

**Dickel County** hat 1,907 Fremdgeborene; davon 623 in Rußland, 291 in Norwegen, 210 in Deutschland, etc.

**Dalver County** hat 957 Fremdgeborene; davon 511 in Rußland, 178 in Deutschland, 64 in Norwegen, etc.

**Sioux County** hat 301 Fremdgeborene; davon 96 in Rußland, 39 in Deutschland, 29 in Norwegen, etc.

### Süd-Dakota.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Guthinson	Freeman, Menno, Tripp, Parton, etc.	1,529
McPherson	Eureka, Hillsview, Leola, etc.	1,455
Edmunds	Spwisch, Roscoe, Kosmer, Bowdle, etc.	1,201
Walworth	Jaba, Selby, Ataska, Lowry, etc.	900
Campbell	Herreid, Artas, Mound City, etc.	847
Brown	Aberdeen, etc.	807
Von Homme	Scotland, Tyndall, Alvon	494
Gregory	Fairfax, Herrick, Dallas, etc.	434
Furner	Marion, Parker, Dolton	421
Corson	McLaughlin, Watpala, Thunder Hawk	224
Haukton	Utica, Vesterville	204
Bertins	Venmon, Wison, Ellington	192
Douglas	Delmont, etc.	191
Tripp	Colome, Millboro, Carter	191
Beadle	Sitchcod, etc.	169
Butte	Bellefourche, Wisland, Newell	129
Charles Mix	Wagner	121
McCook	Bridgewater	115
Devev	Isabel, Timber Lake	110
Hauk	Enata	91
Mellette	Schamber, Wood	88
Pennington	Creighton	88
Gerard	Alpena, Westington Springs	81
Biebach	Dupree	74

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Grant .....	Big Stone City.....	71
Lyman .....	Reliance .....	71
Hanson .....	Emery .....	65
Botter .....	Tolson, Hoven .....	65
Hand .....	Ree Heights, Miller, Bayland.....	57
Todd .....	Okree .....	29
Meade .....	Faith .....	24

Gesamtzahl.....10,538

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 9,500

Dut ch i n s o n County hat 2,297 Fremdgeborene; davon 1,529 in Rußland, 384 in Deutschland, 75 in Ungarn, etc.

M c P h e r s o n County hat 1,707 Fremdgeborene; davon 455 in Rußland, 111 in Deutschland, 25 in Schweden, etc.

E d m u n d s County hat 1,702 Fremdgeborene; davon 1,201 in Rußland, 158 in Deutschland, 49 in Wales, etc.

W a l w o r t h County hat 1,388 Fremdgeborene; davon 900 in Rußland, 120 in Deutschland, 120 in Norwegen, etc.

C a m p b e l l County hat 1,219 Fremdgeborene; davon 847 in Rußland, 136 in Norwegen, 104 in Deutschland, etc.

B r o w n County hat 4,013 Fremdgeborene; davon 807 in Rußland, 823 in Deutschland, 521 in Norwegen, etc.

### Nebraska.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Lancaster .....	Lincoln, Havelock .....	3,969
Scottsbluff .....	Scottsbluff, Cering, Minatare, Morrill, etc... ..	2,228
Adams .....	Hastings .....	783
Clay .....	Sutton, Harvard, etc.....	649
Morrill .....	Bayard, etc. ....	448
Redwillow .....	McCool .....	360
York .....	York, Henderson .....	353
Hitchcock .....	Culbertson .....	289
Hall .....	Grand Island .....	218
Boyd .....	Butte, Raver .....	154
Hamilton .....	Stodham, Aurora .....	153
Kimball .....	Kimball .....	126
Platte .....	Columbus .....	106
Saline .....	Friend .....	94
Vor Butte .....	Alliance .....	62

Gesamtzahl.....10,092

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 9,000



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Lancaster County hat 10,390 Fremdgeborene; davon 3,969 in Rußland, 1,904 in Deutschland, 936 in Schweden, etc.

Scottsbluff County hat 3,245 Fremdgeborene; davon 2,228 in Rußland, 207 in Mexico, 163 in Deutschland, etc.

Clay County hat 1,858 Fremdgeborene; davon 649 in Rußland, 460 in Deutschland, 359 in Schweden, etc.

Morrill County hat 1,000 Fremdgeborene; davon 448 in Rußland, 159 in Mexico, 83 in Deutschland, etc.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Marion	Marion, Hillsboro, Tampa, Durham, Lehigh, Goessel, etc.	1,738
Ellis	Runjor, Schoenchen, Pfeifer, Catherine, etc.	1,198
Ruß	Liebenthal, LaCrosse, Wison, Otis, etc.	830
Russell	Russell, Dorrance, Milberger, Gorham, etc.	814
McPherson	McPherson, Inman, Roundridge, etc.	674
Barton	Hoisington, Galatia, etc.	426
Neß	Wazine, Arnold, Neß City, etc.	424
Keno	Buñler, etc.	449
Harvey	Newton, etc.	365
Trego	Walceneh, Collyer	298
Dickinson	Herington	223
Cheyenne	St. Francis, Wheeler	222
Gove	Parf, Grainfield	178
Graham	St. Peter, Hill City	163
Finney	Garden City	115
Meade	Meade	86
Ellsworth	Wilson, Holyrood	82
Rawnee	Burdett, Larned	65
Kearney	Deerfield	56
Jord	Dodge City	55
Nodgman	Jetmore	46
Wichita	Marienthal, Leoti	41

Gesamtzahl. . . . . 8,548

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 8,200

Marion County hat 3,394 Fremdgeborene; davon 1,738 in Rußland, 473 in Deutschland, 406 in Mexico, etc.

Ellis County hat 1,825 Fremdgeborene; davon 1,198 in Rußland, 169 in Oesterreich, 152 in Deutschland, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

**Ruſh County** hat 1,201 Fremdgeborene; davon 830 in Rußland, 114 in der Tſchechoſlowakei, 100 in Deutschland, etc.

**Ruſſell County** hat 1,323 Fremdgeborene; davon 814 in Rußland, 201 in Deutschland, 97 in der Tſchechoſlowakei, etc.

**Reſ County** hat 655 Fremdgeborene; davon 424 in Rußland, 67 in Deutschland, 36 in Mexico, etc.

**Trego County** hat 760 Fremdgeborene; davon 298 in Rußland, 81 in Deutschland, 76 in Oeſterreich, etc.

**Chehene County** hat 421 Fremdgeborene; davon 222 in Rußland, 95 in Deutschland, 29 in Schweden, etc.

### Oklahoma.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Waſhita	Deſſie, Cordell, Corn, Colony, etc.	603
Blaine	Oleene, Hitchcock, Homeſtead, Southard, etc.	467
Ellis	Chattuck, Fargo, Arnett, etc.	393
Major	Fairview, Meno, etc.	265
Garfield	Enid, Covington, Tahoma, etc.	230
Cuſter	Clinton, Weatherford, Cuſter, Butler.	163
Teſaſ	Hooper, Optima	125
Woodward	Tangier	109
Kiowa	Gotebo, Mountain View	102
Comanche	Chattanooga, etc.	98
Noble	Perry	84
Caddo	Hydro	69
Woods	Alva	63
Bayne	Stillwater	56
Harper	Selman	34

Gesamtzahl . . . . . 2,861

Darunter Rußlanddeuſche 1. Generation etwa 2,750

**Waſhita County** hat 941 Fremdgeborene; davon 603 in Rußland, 164 in Deutschland, 32 in Polen, etc.

**Blaine County** hat 845 Fremdgeborene; davon 467 in Rußland, 179 in Deutschland, 40 in der Tſchechoſlowakei, etc.

**Ellis County** hat 670 Fremdgeborene; davon 393 in Rußland, 99 in Mexico, 63 in Deutschland, etc.

**Major County** hat 578 Fremdgeborene; davon 265 in Rußland, 89 in Polen, 82 in Deutschland, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Custer County hat 462 Fremdgeborene; davon 163 in Rußland, 120 in Deutschland, 42 in Canada, etc.

Texas County hat 380 Fremdgeborene; davon 125 in Rußland, 81 in Deutschland, 35 in Mexico, etc.

### Texas.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Lipscomb	Follett, Lipscomb, Higgins, Darrouzett	213
Wichita	Wichita Falls	137
Clay	Henrietta, Petrolia, Myers	117
Fort Bend	Guy, etc.	91
Smith	Tyler	66

Gesamtzahl..... 624

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 550

Lipscomb County hat 289 Fremdgeborene; davon 213 in Rußland, 22 in Mexico, 15 in Deutschland, etc.

### Montana.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Yellowstone	Billings, Laurel, Huntley, Worden, etc.	1,323
Prairie	Crow Rock, Mildred, Fallon, etc.	245
Dill	Kremlin, Bog Elder, etc.	231
Fallon	Plevna, Vater	181
Stillwater	Park City, Kapelje	167
Roosevelt	Froid, Culbertson, Wolf Point	163
Dawson	Marsh, Glendive	135
Garfield	Jordan, Purewater	126
Blaine	Harlem, Chinook, Zurich	104
Big Horn	Gardin, Crow Agency, etc.	103
McCone	Paris, Watfins	75

Gesamtzahl..... 2,853

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 2,650

Yellowstone County hat 4,457 Fremdgeborene; davon 1,323 in Rußland, 447 in Canada, 425 in Deutschland, etc.

Prairie County hat 621 Fremdgeborene; davon 245 in Rußland, 92 in Norwegen, 46 in Deutschland, etc.

Fallon County hat 569 Fremdgeborene; davon 181 in Rußland, 95 in Deutschland, 66 in Norwegen, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Stillwater County hat 890 Fremdgeborene; davon 167 in Rußland, 152 in Norwegen, 109 in Holland, etc.

Garfield County hat 689 Fremdgeborene; davon 126 in Rußland, 85 in Canada, 78 in Norwegen, etc.

Big Horn County hat 465 Fremdgeborene; davon 103 in Rußland, 73 in Canada, 50 in Norwegen, etc.

### Idaho.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Powder .....	American Falls, Roy .....	258
Minidoka .....	Rupert, Paul, Minidoka .....	199
Bingham .....	Aberdeen, Blackfoot .....	182
Madison .....	Sugar City, Rexburg .....	76
Cassia .....	Burley, Cotterell .....	70
Twin Falls .....	Twin Falls, etc. ....	53
Kootenai .....	Coeur d'Alene .....	45
Bonneville .....	Idaho Falls .....	38
Benevah .....	St. Maries .....	34
Gesamtzahl .....		955
Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa		900

Powder County hat 615 Fremdgeborene; davon 258 in Rußland, 58 in Deutschland, 39 in Mexico, etc.

Minidoka County hat 747 Fremdgeborene; davon 199 in Rußland, 78 in England, 74 in Deutschland, etc.

### Wyoming.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Laramie .....	Cheyenne .....	280
Big Horn .....	Lovell .....	205
Goshen .....	Torrington, Lingle .....	190
Sheridan .....	Sheridan, Manchester, Clearmont .....	181
Fremont .....	Riverton, Arapahoe .....	131
Washakie .....	Worland .....	111
Gesamtzahl .....		1,098
Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa		800

Big Horn County hat 904 Fremdgeborene; davon 205 in Rußland, 99 in Deutschland, 84 in England, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

**Osage County** hat 520 Fremdgeborene; davon 190 in Rußland, 82 in Deutschland, 32 in Schweden, etc.

**Washington County** hat 368 Fremdgeborene; davon 111 in Rußland, 40 in Schottland, 35 in Mexico, etc.

### Colorado.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Weld .....	Windsor, Greeley, LaSalle, Ft. Lupton, Eaton, etc. ....	3,733
Morgan .....	Ft. Morgan, Brush, Hillrose .....	1,364
Lincoln .....	Ft. Collins, Loveland, Wellington, Berthoud ..	1,972
Logan .....	Sterlin, Fleming, Merino, Niff .....	1,174
Boulder .....	Longmont .....	309
Adams .....	Brighton .....	303
Crowley .....	Sugar City .....	251
Otero .....	Rockyford, LaJunta .....	235
Sedgwick .....	Sedgwick .....	180
Montrose .....	Montrose, etc. ....	161
Prowers .....	Lamar .....	144
Kit Carson .....	Bethune, etc. ....	110

Gesamtzahl..... 9,936

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 8,700

**Weld County** hat 8,224 Fremdgeborene; davon 3,733 in Rußland, 930 in Schweden, 756 in Mexico, etc.

**Lincoln County** hat 3,587 Fremdgeborene; davon 1,972 in Rußland, 299 in Deutschland, 231 in Mexico, etc.

**Morgan County** hat 2,410 Fremdgeborene; davon 1,364 in Rußland, 211 in Dänemark, 178 in Deutschland, etc.

**Logan County** hat 2,231 Fremdgeborene; davon 1,174 in Rußland, 238 in Deutschland, 152 in Mexico, etc.

**Crowley County** hat 688 Fremdgeborene; davon 251 in Rußland, 183 in Mexico, 92 in Deutschland, etc.

**Sedgwick County** hat 469 Fremdgeborene; davon 180 in Rußland, 55 in Deutschland, 55 in Mexico, etc.

**Montrose County** hat 792 Fremdgeborene; davon 161 in Rußland, 103 in Deutschland, 86 in Canada, etc.

**Kit Carson County** hat 427 Fremdgeborene; davon 110 in Rußland, 97 in Deutschland, 37 in Schweden, etc.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

### Washington.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Adams	Rixville, Lind, Kalston, etc.	1,099
Whitman	Endicott, Colfax, etc.	798
Walla Walla	Walla Walla, College Place	715
Spokane	Spokane, Latah	671
Yakima	Yakima, Poppenish, Wapato	526
Lincoln	Odeffa, Irby, Marlin	464
Grant	Ruff, Wheeler, Warden, Quincy	377
Douglas	Farmer, etc.	93
Chelan	Cashmere, Beehartin, Dryden	68

Gesamtzahl . . . . . 4,811

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 4,300

Adams County hat 1,827 Fremdgeborene; davon 1,099 in Rußland, 290 in Deutschland, 103 in Canada, etc.

Whitman County hat 2,682 Fremdgeborene; davon 798 in Rußland, 491 in Deutschland, 388 in Canada, etc.

Walla Walla County hat 2,899 Fremdgeborene; davon 715 in Rußland, 426 in Deutschland, 397 in Canada, etc.

Grant County hat 1,119 Fremdgeborene; davon 377 in Rußland, 127 in Canada, 126 in Deutschland, etc.

### Oregon.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Clatsamas	Oregon City, Canby	278
Marion	Salem, Mt. Angel	255
Polk	Dallas	186
Umatilla	Freewater, Echo, Umatilla	76
Wamhill	Newberg	65

Gesamtzahl . . . . . 860

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 800

### Californien.

County	Siedlungen	In Rußland geboren
Fresno	Fresno, Sanger, Reedley, Kernan	4,295
San Joaquin	Yodi, Victor, Acampo	845
Fulate	Visalia, Dinuba	448
Kern	Chafter	373

Gesamtzahl . . . . . 5,961

Darunter Rußlanddeutsche 1. Generation etwa 4,500

Fresno County hat 26,874 Fremdgeborene; davon 4,295 in Rußland, 3,958 in Armenien, 3,162 in Mexico, etc.

**Bibliographische Bemerkungen.**

Während die Geschichte der deutschen Kolonien in Rußland in einer Reihe von zum Teil recht guten Werken geschrieben ist — ich zitiere hier Bauer, Baumhauer, Brendel, Bonwetsch, Friesen, Keller, Schleuning, Schmid-Frankfurt und Stach — ist das Material über die Rußlanddeutschen in Amerika äußerst dürftig. Die Mennoniten sind die einzige Gruppe, die bisher in einer wirklich grundlegenden und umfassenden Arbeit behandelt worden ist, weshalb ich sie aus vorliegender Studie absichtlich ausließ, um eine Wiederholung zu vermeiden.

**1. Mennoniten.**

**C. Henry Smith, The Coming of the Russian Mennonites.** Berne, Ind. 1927. Dies ist das grundlegende Werk über die Ansiedlung der mennonitischen Rußlanddeutschen in den Vereinigten Staaten und Canada. Eine ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit. Es ist nur zu bedauern, daß Professor Dr. Smith, obwohl er ein wertvolles Kapitel über die Mennoniten während des Weltkrieges geschrieben, nicht auch ihre weitere Ausbreitung in den Weststaaten behandelt hat.

**C. Henry Smith, The Mennonites of America,** Goshen, Ind. 1909. Eine allgemeine Geschichte der Mennoniten in Amerika, die auch manche Angaben über die mennonitischen Rußlanddeutschen bringt.

**J. J. Gering, The Swiss-Germans of Southeastern South Dakota,** Bd. VI, S. Dak. State Hist. Collections. **G. S. Young, Mennonites in South Dakota,** Bd. X, S. Dak. State Hist. Collections. **H. L. Loynes, Mennonite Settlements in North Dakota,** Bd. III, N. Dak. State Hist. Collections. Drei gute Aufsätze über die Mennonitensiedlungen in beiden Staaten, veröffentlicht in den Zeitschriften der Staats-Geschichtsgesellschaften.

**C. B. Schmidt, Reminiscences of Foreign Immigration Work for Kansas,** Bd. IX, Kans. State Hist. Collections. Ein umfangreicher Aufsatz über die Mennonitenansiedlung in Kansas. Die Angaben sind nicht alle zuverlässig. Herr Schmidt ist eben Einwanderungsagent der Santa Fe und nicht ein Historiker.

**2. Evangelische Schwarzmeerdeutsche.**

**J. J. Ballensky, Die Südrußland-Deutschen.** St. Louis, Mo. 1925. Eine kurze Druckschrift über die evangelischen Schwarzmeerdeutschen in Südrußland und Amerika. Pastor Ballensky bringt manches selbstge-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

sammelte und eigene Material über die Siedlungen in Amerika. Der größere Teil jedoch ist ein Patché aus den Werken und Artiteln anderer ohne Quellenangabe. Das Deutsch ist sehr fehlerhaft und der Stil entsehrlich.

### 3. Katholische Schwarzmeerdeutsche.

**Konrad Bercovici, On New Shores.** New York und London. 1925.  
4. Kapitel: **The German Russians of North Dakota.** Ein haarsträubender Unsinn. Völlig irreführend. Das feichte Geschwätz eines Modejournalisten.

### 4. Evangelische Wolgadeutsche.

**Emma D. Schwabenland, German-Russians on the Volga and in the United States.** Department of History, University of Colorado. 1929. Magister-Dissertation in Maschinenschrift. Frä. Schwabenland widmet den größeren Teil ihrer Arbeit den Kolonien der alten Heimat, versucht dann aber auch einen Ueberblick über die Wolgadeutschen Amerikas mit beiläufiger Erwähnung der Schwarzmeerdeutschen zu geben. Ihre Arbeit verrät, daß sie sich über die einzelnen Gruppen in Rußland und ihre verschiedenartige Entwicklungsgeschichte keineswegs klar ist, und sie vermag daher auch von den Rußlanddeutschen Amerikas nur ein verschwommenes Bild zu geben. Es ist ein ehrlicher Versuch, nichts mehr. Frä. Schwabenland bringt sehr wenig neues Material, und wo sie den von Frau Williams ausgetretenen Pfad verläßt, sind faustdicke Irrtümer die Folge. Die Verteilung der Rußlanddeutschen auf die einzelnen Staaten z. B. nach der Stärke der deutsch-kongregationalen Gemeinden in den einzelnen Staaten zu errechnen, ist gut gemeint, aber grundfalsch.

**J. J. Vallensky, Die Wolga-Deutschen an der unteren Wolga und in Nordamerika.** Denver, Colo. 1924. Dies ist die Zwillingsschwester der oben erwähnten Schrift Pastor Vallenskys über die Schwarzmeerdeutschen. Sie bringt ebenfalls manches eigene neue Material, zeigt aber auch dieselbe unwissenschaftliche Behandlung (keine Quellenangabe) und dieselbe Fülle von Form- und Rechtschreibfehlern.

**J. J. Vallensky, Wolgadeutsche Brüderschaft.** New Minn. Minn. 1929. Eine ähnliche 20 Seiten starke Schrift über die Brüderbewegung bei den evangelischen Wolgadeutschen. Wiederum manches neue Material und die gleichen Mängel.

**J. C. Ruppenthal, The German Element in Central Kansas, Bd. XIII, Kans. State Hist. Collections.** Richter Ruppenthal, ein begeisterter Geschichtsforscher, bringt in seinem Aufsatz eine Menge wertvoller Angaben über die Rußlanddeutschen, insbesondere die seines Gerichtsbezirks.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

**Hattie P. Williams, A Social Study of the Russian German. Lincoln, Nebr. 1916.** Dr. Williams' Werk ist eine tiefdurchdringende, ganz vorzügliche Abhandlung über die beiden evangelisch-wolgadeutschen Siedlungen in Lincoln, Nebr.

### 5. Katholische Wolgadeutsche.

**Francis S. Laing, German-Russian Settlements in Ellis County, Kansas, Bd. XI, Kans. State Hist. Collections.** Pfarrer Laings Aufsatz ist überaus sorgfältig zusammengestellt und streng wissenschaftlich gehalten. Eine ausgezeichnete Darstellung.

### Fußnoten.

<sup>1)</sup> A. B. Faust, *The German Element in the United States*. New York. 1927. Steuben Society.

<sup>2)</sup> Francis S. Laing, *German-Russian Settlements in Ellis County, Kansas*. State Hist. Collections, Bd. XI. Topeka, Kans.

<sup>3)</sup> *Dakota Freie Presse* in New Ulm, Minn. Siehe auch S. 87.

<sup>4)</sup> Der Pastor der wolgadeutschen Gemeinde zu Newark, N. J., gehört der Petersburger Gruppe an. Der Pastor einer schwarzmeerdeutschen Gemeinde zu Sutton, Nebr., ist Walte.

<sup>5)</sup> Die im Herbst 1929 aus Rußland geflüchteten Deutschen, die größtenteils aus Sibirien und dem Turkestan kamen, hatten, wie ich durch Nachfrage im Hammersteiner Lager feststellen konnte, meistens Vettern und Onkels in Amerika, die zur selben Zeit nach Amerika gewandert waren, als sie, die Flüchtlinge, mit ihren Eltern nach Sibirien zogen.

<sup>6)</sup> Besonders stark ist die Abwanderung nach dem Kriege nach Canada gewesen.

<sup>7)</sup> Mennonitische Wohnniendeutsche sind 1874 in beträchtlicher Zahl nach Amerika gekommen und haben sich in Süd-Dakota und Kansas niedergelassen. Bei Freeman, S. D., spricht man von den „Schweizer“ Mennoniten.

<sup>8)</sup> u. a. C. Henry Smith, *The Coming of the Russian Mennonites*. Siehe Bibliographie.

<sup>9)</sup> Diesen Bericht habe ich im Herbst 1924 von einem damals noch lebenden Siedler zu Notiz genommen und dann in der „Dakota Freien Presse“ veröffentlicht. Er ist inzwischen verschiedentlich — ohne Quellenangabe — nachgedruckt worden. In den Geschichtsbüchern von Süd-Dakota finde ich nichts über diese bedeutsame Einwanderung; nur an einer Stelle ist beiläufig erwähnt, daß 1874 außer Mennoniten auch andere Deutsche von Rußland nach Dakota gekommen seien und daß die neuen „russischen“ Ansiedler den Ausbau von Flachs in diesem Staate eingeführt hätten. (Vgl. D. Robinson, *History of South Dakota*, S. 269.)

<sup>10)</sup> Ueber diese Einwanderung finden wir einige Notizen in *Biographical and Historical Memoirs of Adams, Clay, Hall and Hamilton Counties*, S. 378.

<sup>11)</sup> Vgl. C. G. Eisenberg, *Geschichte des Ersten Dakota Distrikts der Ev. Luth. Synode von Iowa*, S. 39 f.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

<sup>12)</sup> Vgl. S. E. Briggs, *The Great Dakota Boom, 1879-86*. N. Dak. Hist. Quarterly, Bd. IV, S. 91.

<sup>13)</sup> Vgl. Eisenberg, früher zitiert, S. 179.

<sup>14)</sup> Vgl. Eisenberg, früher zitiert, S. 37.

<sup>15)</sup> Ueber diese Siedler finden wir folgenden Vermerk in der „Ettel-line Bell“ (Hamlin County, S. D.) vom 23. März 1884: Eine Gruppe „Rumänen“ hat sich soeben im Foster County niedergelassen. Sie hatten sich anfänglich im westlichen Canada an der Canadian Pacific-Eisenbahn ansiedeln wollen, waren jedoch mit der dortigen Gegend nicht zufrieden. (Vgl. S. E. Briggs, früher zitiert, S. 88.)

<sup>16)</sup> Vgl. Seite 40.

<sup>17)</sup> Als 1892 eine Strecke der Great Northern durch jene Gegend gebaut wurde, haben die Beamten der Eisenbahngesellschaft eine Station „Obeffa“ genannt.

<sup>18)</sup> Ein „scrip“ ist der Besitztitel eines canadischen Soldaten für 320 Ader Land, den man auf diese Weise erwerben konnte.

<sup>19)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 10. März 1910.

<sup>20)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 20. Jan. 1910.

<sup>21)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 10. Febr. 1910.

<sup>22)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 3. Febr. 1910.

<sup>23)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 13. Dez. 1912.

<sup>24)</sup> Die Kolonien Selz, Randel, Baden u. a. m. liegen am Flusse Kutschurgan, die Kolonien Landau, Speier u. a. m. am Flusse Beresan. Die letztgenannten Dörfer werden die Beresaner Kolonien genannt, während die Kolonisten aus den Dörfern am Kutschurgan zusammen mit denen aus Klein-Liebertal und den andern historisch ältesten Dörfern westlich Obeffa „Altkolonisten“ genannt werden.

<sup>25)</sup> Vgl. Seite 17.

<sup>26)</sup> Siehe Fußnote 24.

<sup>27)</sup> Auch die Mennonitenkolonien in der Nordostecke von Nord-Dakota sind Tochterkolonien der Mennonitensiedlungen im benachbarten Manitoba.

<sup>28)</sup> Vgl. Seite 24.

<sup>29)</sup> Wahrscheinlich die in Yankton neugegründete Dakota Freie Presse, zu der er Beziehungen hatte.

<sup>30)</sup> Vgl. F. J. Ballensky, *Wolgadeutsche Bruderschaft*, S. 15. Siehe Bibliographie.

<sup>30a)</sup> John Hölzer, *Die ersten Wolgadeutschen in Sutton, Nebr. Kirchenbote-Kalender 1927*, S. 44.

<sup>31)</sup> Vgl. S. F. Williams, *A Social Study of the Russian German*, Siehe Bibliographie.

<sup>32)</sup> Ueber diesen Versuch einer Dorfanlage siehe ausführlich Seite 65.

<sup>33)</sup> Vgl. Seite 51.

<sup>34)</sup> Vgl. Seite 21.

<sup>35)</sup> Vgl. Seite 71.

<sup>36)</sup> Diese Leute haben sich wahrscheinlich als Streckenarbeiter an den Eisenbahnen bis zur Westküste durchgeschlagen.

## Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter

- 37) **Reports of the Immigration Commission. Washington. 1911.**  
Bd. 24, S. 564.
- 38) Vgl. **Reports of the Immigration Commission. Washington.**  
1911. Bd. 1, S. 654.
- 39) Vgl. auch Seite 73.
- 40) Vgl. Seite 32.
- 41) Vgl. auch Seite 73.
- 42) In den siebziger Jahre sind auch starke Kontingente katholischer  
Wolgadeutscher nach Brasilien abgewandert.
- 43) Die Mennoniten zeigten auch in jenen Jahren ihre Ueberlegenheit  
über die andern Kolonistengruppen. Bessere Organisation ermöglichte  
ihnen ein zielbewußtes, einheitliches Auftreten. Das Gesetz der Auf-  
hebung der Privilegien war noch nicht heraus, als schon im März 1871  
Abgeordnete aller Mennonitengruppen beim kaiserlichen Ministerium  
in Petersburg vorstellig wurden. Im Sommer 1871 erkundigte sich ein  
Mennonitenführer bereits durch Briefwechsel mit einem bekannten menno-  
nitischen Zeitungsherausgeber in Indiana und durch Anfrage beim eng-  
lischen Kolonialminister in London über die Möglichkeit einer Massenab-  
wanderung nach den Vereinigten Staaten und Canada. (Vgl. C. S.  
Smith, **The Coming of the Russian Mennonites**, S. 49.)
- 44) Vgl. Ballensth, **Wolgadeutsche Bruderschaft.**
- 45) Vgl. C. S. Smith, **The Coming of the Russian Mennonites,**  
S. 115.
- 46) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 17. Febr. 1910.
- 47) Das Land in den Wolgakolonien wurde von Zeit zu Zeit neu  
unter die männlichen Einwohner verteilt.
- 48) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 18. März 1913.
- 49) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 18. März 1913.
- 50) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 25. Aug. 1904.
- 51) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 25. März 1913.
- 52) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 18. März 1913.
- 53) Diese Angaben über die katholisch wolgadeutschen Siedlungen in  
Kansas, die ich im Herbst 1926 bereiste, habe ich dem Aufsatz von F. S.  
Lainig entnommen. (Siehe hierüber Bibliographie.)
- 54) Eine ähnliche Rolle spielt bei den Mennoniten der Name Menno.  
Es gibt Orte dieses Namens in Süd-Dakota, Kansas und Oklahoma, ein  
Menno-Township im Marion County, Kansas, und in Lehigh, Kans., eine  
Menno-Bank.
- 55) Der Name des Rosenfeld-Township im Turner County ist menno-  
nitischen Ursprunges und wurde 1878 durch Volksabstimmung entschieden.  
Die Mehrzahl der Einwohner stammte aus den Mennonitendörfern Ro-  
senfeld und Blumental. Man einigte sich auf Rosenfeld, was dann von  
den amerikanischen Bürobeamten als „Rosenfeld“ eingetragen wurde.
- 56) Schuldistrikt Heimdahl im Wells County ist vielleicht wolhynien-  
deutschen Ursprunges.
- 57) Vgl. Seite 50.
- 58) Vgl. **Reports of the Immigration Commission. Washington.**  
1911. Bd. 1, S. 654.
- 59) Vgl. **Dakota Freie Presse**, 3. Febr. 1910.

## Deutsches Amerikanische Geschichtsblätter

- 60) Vgl. Dakota Freie Presse, 3. Febr. 1910.
- 61) Vgl. Dakota Freie Presse, 20. Jan. 1910.
- 62) Vgl. Dakota Freie Presse, 19. April 1921.
- 63) Vgl. Laing, früher zitiert, S. 29.
- 64) Vgl. Williams, früher zitiert, S. 48.
- 65) Emma D. Schwabenland, *German-Russians on the Volga and in the United States*, S. 166. Siehe Bibliographie.
- 66) Williams, früher zitiert, S. 92.
- 67) *ibid.*, S. 49.
- 68) Am 26. August 1920 war das 19. Amendment zur Bundesverfassung in Kraft getreten.
- 69) Vgl. Dakota Freie Presse, 30. Nov. 1920.
- 70) Vgl. Dakota Freie Presse, 5. Aug. 1919.
- 71) Vgl. Seite 38.
- 72) Vgl. F. A. Rittershaus, *Die Mission in den Dakotas*. „Kirchenzeitung“, Jahrgang C, Nr. 45/46.
- 73) Vgl. Eisenberg, früher zitiert, S. 16 f.
- 74) Vgl. G. B. Baumann, *Ursprung und Entwicklung der deutschen Kongregational-Gemeinden in Amerika*. *Kirchenbote-Kalender*, 1928, S. 85.
- 75) Ballensky, früher zitiert, S. 15 f.
- 76) J. C. Muppenthal, *The German Element in Central Kansas*. *Kans. State Hist. Collections*, Bd. XIII, S. 525. Siehe Bibliographie.
- 77) Im österreichischen Gefangenenlager Wegscheid befanden sich z. B. in einer Parade allein 286 Rußlanddeutsche. Viele von ihnen haben inzwischen den Weg nach den U. S. A. gefunden.
- 78) Während seiner Amtszeit wurde 1895 das Court-House, das Verwaltungsgebäude des County's, welches sich damals in Bangor befand, von den Einwohnern von Selby „gestohlen“. Auch an diesem politischen Streich waren Rußlanddeutsche beteiligt.
- 79) Vgl. Dakota Freie Presse, 3. Nov. 1912.
- 80) Vgl. auch Seite 77.
- 81) N. G. Ewert nahm allerdings in der ersten Zeit in der Mennonitenpresse eine sowjetfreundliche Haltung ein.
- 82) Der Name Schtscherbatowka wurde 1926 in Mühlberg umgeändert.
- 83) Vgl. Laing, früher zitiert, S. 33.
- 84) Vgl. Dakota Freie Presse, 9. März 1915.
- 85) Vgl. Dakota Freie Presse, 2. Febr. 1915.
- 86) Vgl. Dakota Freie Presse, 2. Febr. 1915.
- 87) Vgl. Dakota Freie Presse, 2. Febr. 1915.
- 88) Im Sommer 1915 wurden in Canada vier Rußlanddeutsche, die sich an der Sammlung der Dakota Freien Presse beteiligten, wegen Landesverrats verhaftet. (Vgl. *Dak. Fr. Pr.* vom 6. Juni 1915.)
- 89) Die größte deutsche Zeitung des Landes, die „New Yorker Staatszeitung“, war eine der ersten, die ein Permit erhielten. Ihre Herausgeber hatten ihre Seksmaschinenfabrik in eine Fabrik für Kriegsmaterial

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

umgewandelt. Die Dakota Freie Presse erhielt erst als No. 667 das „Kreuzzeichen“.

<sup>90)</sup> In den U. S. A. wurden während des Weltkrieges 17,903 „Pro-Deutsche“ unter Anklage gestellt. 5,720 wurden verurteilt, 2,924 ohne Urteil entlassen; die übrigen Fälle waren bis 1. Januar 1921 noch nicht zur Verhandlung gekommen. (Vgl. Dakota Freie Presse vom 1. Febr. 1921.)

<sup>91)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 19. Okt. 1920.

<sup>92)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 4. Mai 1920.

<sup>93)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 9. Febr. 1905.

<sup>94)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 4. Nov. 1909.

<sup>95)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 2. Dez. 1909.

<sup>96)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 20. Juli 1905.

<sup>97)</sup> Die „Declaration of Intention“, das sogenannte Erste Papier, ist der erste offizielle Schritt zur Einbürgerung.

<sup>98)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 29. April 1913.

<sup>99)</sup> Vgl. Dakota Freie Presse, 11. Nov. 1919.

<sup>100)</sup> Diese Tabelle verdanke ich Herrn Leon E. Truesdell, Chef der Bevölkerungsabteilung des U. S. Census-Bureau in Washington, der sie aus dem Aktenmaterial seiner Abteilung für mich zusammenstellen ließ. Veröffentlicht sind bisher lediglich die Gesamtziffern für die Vereinigten Staaten.

### Schwaben-Verein Chicago.

Die Seele des Volkslebens in einer kosmopolitischen Stadt, in welcher alle Völker der Erde mit ihren verschiedenen Charaktereigenschaften zusammen leben und sich zu einem neuen Ganzen verschmelzen, kann nur richtig verstanden und beurteilt werden, wenn man einzelne Teile herausgreift, dieselben in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen prüft und so den Einfluß erkennt, den diese Teile auf andere ähnliche Einrichtungen und damit wieder auf das Gesamtleben ausüben.

Um daher das völkische Leben des deutschen Elements in der Stadt Chicago richtig zu verstehen, ist es angebracht, ein Bild von einem Verein zu entwerfen, in welchem das Kulturleben dieses Elements sich in den verschiedensten Formen und Farben abspiegelt. In dieser Hinsicht ist der Schwaben-Verein Chicago als derjenige hervorzuheben, der uns das vielseitigste Bild des deutschen Lebens in der Weltstadt Chicago liefert, weil in seinen Kreisen von seiner Gründung an und während seiner ganzen Entwicklung und seines Fortschritts eine ewig wechselnde Tätigkeit in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht zu verzeichnen ist, deren Ziel der Nutzen der Gesamtheit und nicht der Sonderinteressen Einzelner war. Ein kurzer Ueberblick über die Entstehung und den Lebensgang dieses Vereins ist deshalb von allgemeinem historischen Interesse.

Ein genaues Datum für den Anfang der Bewegung, welche diesen Verein ins Leben rief, ist nicht genau festzustellen, weil unter den damals schon zahlreich in Chicago wohnenden Schwaben seit frühester Zeit der Gedanke rege war, sich zu einem gemeinsamen Begehen des volkstümlichen Erntefestes zusammen zu schließen und damit erstens die Sitten und Gewohnheiten der alten Heimat festzuhalten, und dann auch eine engere Verbindung der frohmütigen Schwaben zu gemeinsamen Streben zu schaffen. Es war ihr zielbewußtes Streben, die heimatlichen Sitten und Gebräuche mit ihren geistigen, gemüthlichen und fröhlichen Charaktereigenschaften ihren Kindern und Nachkommen zu erhalten und den neu Zuwandernden die Gelegenheit zu geben, in heimatlichen Kreisen sich an das neue

Leben zu gewöhnen und sich einer ihnen sonst fremden Lebensart anzupassen.

So veranstaltete denn Herr Ernst Hummel, der Rektor des Schwaben-Vereins, bereits vor dessen tatsächlicher Gründung auf eigene Faust ein Schwabenfest, welches großen Beifall fand, doch dauerte es bis zum 31. März des folgenden Jahres, bevor im Wirtshof des Erlinger Carl Taxis an State und Adams Straße eine Versammlung stattfand, in welcher die Gründung beschlossen wurde. In der Illinois Staatszeitung hatte man eine Anzeige erlassen, auf die hin sich 23 Personen einfanden, die dann aus ihrer Mitte ein Agitationskomitee erwählten. Darauf fand zuerst eine Versammlung im Lokale des Herrn Gottlieb Feder am 7. April statt, welcher eine weitere im Lokale des Herrn Gustav Hittich, 159 Nord Wells Straße, folgte, aber erst am 7. Mai 1878, nachdem sich bereits 164 Mitglieder angemeldet hatten, was eine große Zahl für jene Zeiten bedeutete, nahm der Verein in „Alares Halle“, 70 Nord Clark Straße, einem Lokale das als dauernder Vereinsstiz erwählt worden war, seine wirkliche Tätigkeit auf, deren Zweck und Ziel darin bestand, daß außer dem Cannstatter Volksfeste, ähnliche Feste abgehalten würden, Mitglieder und deren Familien unterstützt, sowie allgemeine Wohltätigkeit ausgeübt werden sollte, und es wurden erwählt die Herren: Ernst Hummel zum Präsidenten, Gottlieb Federer zur Vize-Präsidenten, Franz Demmler zum Schriftführer, Louis Glanz zum Schatzmeister, und Adolph Hartmann zum Finanzsekretär.

Nun entwickelte sich ein Vereinsleben, wie es glänzender und vielseitiger kaum je seines Gleichen hatte, und welches wie ein hellstrahlender Stern allen anderen Vereinigungen voranleuchtete, so daß es der Sammelpunkt wurde für Alles Schöne und Gute im deutschen Leben der Stadt, welche sich zu jener Zeit rühmen konnte, daß in einem Drittel seiner Einwohnerzahl deutsches Blut flösse. Es ist natürlich, daß infolge besonderer Verhältnisse der Fortschritt des Vereins nicht immer derselbe war, aber „Vorwärts“ war die Parole der Gründer des Vereins, von denen sich heute noch eine ganze Zahl unter den Lebenden befinden, die mit Stolz auf das von ihnen begonnene Werk zurückschauen können.

Mit der Gründung des Vereins ging auch die einer Gesangs-Sektion beinahe Hand in Hand, jedoch hieß es mehrmals von derselben, daß sie aus Mangel an Teilnahme eingegangen sei, doch sah man sie später zum zweiten und dritten Male wieder ins Leben treten, wobei Niederegger als Präsident und Heinrich Fieber als Sekretär genannt wurden, bis man zuletzt nur noch von den Sängern hörte, wenn eine Rechnung zu bezahlen war. An ihre Stelle trat dann im Jahre 1894 der Schwäbische Sängerbund, der bei dem damaligen Volksfest zum ersten Male seine Sänger in den Reihen des Schwaben-Vereins mitwirken ließ.

Wie über die unbeständige Gesangssektion, so wurden auch von Jahr zu Jahr Klagen laut über die viel zu kleine Vereinshalle und den niemals ganz befriedigenden Volksfestplatz, bis man sich im Jahre 1900 aufraffte, die Vereinshalle erst zum Saal des Herrn Fritz Horn, 324 Sedgwick Straße, und dann am 12. April 1893 nach der Nordseite Turnhalle verlegte, wo der Verein bis zum heutigen Tage seine Versammlungen abhält, während der Festplatz in Ogden's Grove, damals an Milwaukee Avenue in der Nähe von Armitage Avenue gelegen, noch bis zum Jahre 1895 beibehalten wurde.

Die beiden ersten so glücklich verlaufenen Volksfeste gaben den Anlaß dazu, am 18. November 1879 den ersten Beitrag von \$500.00 zu einem Schillerdenkmal auf die Seite zu legen, das dann 7 Jahre später, im Mai 1886 unter großer Beteiligung des Deutschtums im Lincoln Park enthüllt wurde. Die Festrede bei dieser Gelegenheit und auch ein Jahr später bei der Hundertjahrfeier zu Ehren Uhland's in Brand's Halle, der Nordseite Turnhalle fast gegenüber gelegen, hielt Herr Wilhelm Rapp, der berühmte Schriftleiter der Illinois Staatszeitung.

In dieser Verbindung sei hier erwähnt, daß bereits im Jahre 1890 der Schwabenverein \$500.00 für die Errichtung eines Goethedenkmals auf die Seite legte, für welchen Zweck immer weitere und erhöhte Anstrengungen gemacht wurden, so daß im Jahre 1914 die Sammlung auf \$15,000.00 angewachsen war und dem Vorsitzenden des Denkmalkomitees, Herrn Harry Rubens, überreicht werden konnte. Die Enthüllung des Denkmals fand am 13.



Juni 1914, also 24 Jahre nach der Beschlußfassung ein solches zu errichten, ebenfalls im Lincoln Park unter riesiger Beteiligung statt, trotzdem es ein schwerer Regentag war.

Der Schwabenverein steuerte auch sein Teil zur Errichtung eines Fritz Reuter Denkmals in Humboldt Park, eines Bismarck Denkmals in Hamburg, eines Johann Meher Denkmal in Wilster, Holstein, und eines Champigny Denkmals bei Paris in freigebigstem Maße bei.

Vielfach kam im Verein die Frage zur Verhandlung, ob es nicht angebracht sei, sich ein eigenes Vereinshaus und einen eigenen Festplatz zu erwerben und trotzdem der Vorstand solche Pläne annahm, kamen dieselben nie zur Ausführung. Vielleicht war es besser so, weil die Erfahrungen, die mit anderen solchen Plänen im deutschen Gesellschaftsleben hier gemacht wurden, den Gedanken nicht zur Ruhe bringen würden, daß auch in diesem Falle das Resultat nicht ein solches geworden wäre, wie es hätte erwartet werden können.

Es war selbstverständlich, daß der Verein sich an der deutschen Tagfeier zur Zeit der Weltausstellung am 15. Juni 1893 beteiligte, wie auch an der 25. Sedansfeier, welche zusammen mit dem Kriegerverein im Jahre 1895 festlich begangen wurde.

Im Jahre 1898 beteiligte sich der Verein an einer Bismarck-Gedächtnisfeier und an der Enthüllung des Schillerdenkmals in St. Louis.

Im Sommer 1899 tritt zum ersten Male Frau Minna Schmidt als aktiver Faktor in deutscher Kulturarbeit auf, und zwar bei Aufführungen von deutschen Märchen und Volksfestspielen, bei denen sich ihr Gelegenheit bot, in der Anfertigung und dem Entwurf von Kostümen und späterhin von Wachsfiguren auf historischer Grundlage sich zu vervollkommen und sich in der Beziehung baldigst einen internationalen Ruf zu erwerben. Die Dame erzählte dem Schreiber Dieses bei einer Gelegenheit, daß sie sieben Handwerke von Grund aus verstehe, und nebenbei hat sie sich auch den Dokortitel der Rechte erworben, was ein unbestreitbares Zeugnis für ihre emsige, ununterbrochene und fortschritt-

liche Energie ablegt. Auf ihren Gatten, Herrn Julius Schmidt, muß ich an anderer Stelle zurückkommen.

Eine besondere feierliche Ehrung Schillers in Brands Halle wurde im Jahre 1900 durch den Schwabverein veranstaltet. Der berühmte deutsch-amerikanische Dichter Konrad Nies hielt die Festrede, Heinrich Gundling den Festprolog und Ernst Mauser brachte den Tellmonolog im Kostüm zum Vortrag. Im Juni desselben Jahres starb der begabte Vereinsdichter Fritz Horn, der in allen Kreisen des Deutschtums wohl bekannt und beliebt war und dessen Einfluß sich auch in der Zukunft geltend gemacht hat.

Das 25. Stiftungsfest des Vereins im Jahre 1903 war ein wirklicher Ehrenabend für den Verein, bei welcher Gelegenheit die Festreden von E. J. L. Gauß, dem Dichter und Bibliothekar der Stadt Chicago, und Wilhelm Rapp gehalten und den damals noch lebenden 20 Gründern des Vereins die ihnen gebührende Ehrung entgegengebracht wurde.

Die schönste und am eindrucksvollsten veranstaltete Schillerfeier zu Erinnerung an dessen 100. Todestag erstreckte sich über fünf Tage, vom 5. bis 9. Mai 1905. Der letzte Abend galt dem aus der alten Heimat herüber geladenen Festredner, General Albert Pfister. Zu der Feier hatte sich der Verein mit der deutschen Abteilung der Northwestern Universität in Evanston verbunden und wurde dadurch in den Stand versetzt, die Feier auf verschiedene Kulturgebiete zu erstrecken und jeden Teil in glanzvollster Weise durchzuführen. Die Vorgänge der Feier wurden späterhin in zwei Festschriften festgelegt, in welchen weiter durch die Veröffentlichung von handschriftlichen Beiträgen hochstehender Persönlichkeiten, Dichtern und Gelehrten Zeugnis abgelegt wurde, wie hoher Schätzung sich die vom Verein veranstaltete Feier erfreut hatte. Für die Feier waren durch freiwillige Beiträge und den Verkauf von Eintrittskarten \$12,032.00 eingegangen, während sich die Auslagen auf \$11,471.00 beliefen, so daß ein Ueberschuß von \$551.00 verblieb. Die Ausgaben bestanden aus \$1,940.00 für eine Tell-Aufführung, \$2,093.00 für ein Konzert, \$1,465.00 für eine Sonntag-Nachmittagsfeier, \$1,661.00 für eine Schiller Gedenkschrift und \$1,825.00 für Dekoration und Feier am Denkmal.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Ein Jahr vor dieser Feier war der Schwabenverein auch auf Veranlassung des damaligen Schatzmeisters G. F. Hummel dem Schillerverein als lebenslängliches Mitglied beigetreten, was für beide Seiten von großem Nutzen war, indem dadurch die Verbindung mit der alten Heimat und besonders mit Marbach, das von jedem Deutschen als ein heiliger Schrein betrachtet wird, inniger geschlossen wurde. Als eine Folge davon beschloß der Verein weiterhin in der Nordseite Turnhalle ein Zimmer einzurichten, dessen Wände er mit Bildern aus der alten Heimat schmücken ließ.

Im selben Jahre trat der Verein dem damaligen deutsch-amerikanischen Nationalbund bei, dem er im folgenden Jahre \$100.00 für ein Pastorius Denkmal stiftete. Im gleichen Jahre wurde auch an die fortgesetzte Ehrung der Silberjubilare des Vereins gedacht, deren Zahl am Ende des 49. Vereinsjahres 146 erreicht hatte. Zum Weihnachtsfest wurden an Stelle von Spielzeugen 1000 Exemplare von Schiller's Werken zur Verteilung gebracht.

Kurz darauf beteiligte sich der Verein an der Gründung der „Vereinigten Vereine“ (United Societies) und erhob damit Protest gegen das Muckertum und die Wasserjimpler, zu welchen zu jener Zeit auch die Leiter der Chicagoer Tribune zu rechnen waren, die in ihren Leitartikeln Stellung gegen die „Foreigners“ nahm und die Bewegung als ein „move for more beer“ bezeichnete. Auf der Protestversammlung in der Waffenhalle an der 16. Straße und Michigan Avenue hielt der 75. Jahre alte Wilhelm Rapp seine letzte Rede, da er bald darauf, am 7. März 1907, verstarb. Am 14. Mai desselben Jahres starb auch Wilhelm Boße, einer der angesehensten Führer des Chicagoer Deutschtums.

Am 5. November dieses Jahres wurde das tausendste Mitglied in den Verein aufgenommen. Es hatte 21 Jahre genommen, um 500 Mitglieder einzureichen, d. h. von der Gründung an bis zum Jahre 1901, während die zweiten 500 Mitglieder in den Jahren von 1901 bis 1907 gewonnen wurden.

Eine deutsche Tagfeier fand am 3. Oktober 1909 im Coliseum statt und am 20. März eine Protestversammlung im Auditorium, welche gegen die Prohibitionsbewegung gerichtet war und bei der Herr Harry Rubens, der Hauptredner, auf das Jahrbuch der Prohibitionsparthei aufmerksam machte, die in den Eingewanderten

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

weiter nichts sieht, als „Abkömmlinge einer versoffenen und unwissenden Horde“.

Schiller's 150. Geburtstag wurde im Jahre 1909 bei herrlichem Herbstwetter von den um das schön geschmückte Denkmal im Lincoln Park versammelten Schwaben gefeiert, wobei Congreß-abgeordneter Henry S. Bontell die englische und Professor Starr Willard Cutting von der Chicagoer Univerſität die deutsche Festrede hielt, während abends in der Lincoln Turnhalle „Wallensteins Lager“ aufgeführt wurde.

Die Schillerfeier im Jahre 1911 wurde im deutschen Theater an der Sedgwick Straße mit einer Vorstellung von „Die Räuber“ begangen, zu der Martin Drescher den Festprolog gedichtet hatte.

Im Jahre 1912 wurde eine doppelte Dichterfeier, ebenfalls im deutschen Theater abgehalten, nämlich eine Gedächtnisfeier zu Schiller's 153. Geburtstag und eine Erinnerungsfeier an Uhland's Scheiden vor 50 Jahren. Laube's „Karlshüler“, mit einem Prolog von Martin Drescher versehen, wurden aufgeführt und der Vorstellung folgten lebende Bilder.

Es war selbstverständlich, daß der Schwabenverein sich an dem Hilfswerk beteiligte, welches im Jahre 1914 von dem Deutsch- und Oesterreichisch-Ungarischen Hilfsverein beim Ausbruch des Weltkrieges ins Leben gerufen wurde zur Unterstützung der deutschen und österreichisch-ungarischen Landsleute, die von feindlichen Völkern umgeben, um ihre Existenz rangen. Der ganze Ueberschuß des damaligen Cannstatter Volksfestes, \$10,000.00, wurde der Kasse des Hilfsvereins überwiesen. Die Schillerfeier, wiederum auf der Bühne des deutschen Theaters abgehalten und mit einem Prolog von Martin Drescher eingeleitet, wie auch die nachfolgenden Feste des ersten Kriegsjahres standen ganz im Zeichen dieser unvergeßlichen und großen Zeit. Der Schillerfeier im Jahre 1915 wurde durch die Festrede des Pastors Dr. Julius Hofmann aus Baltimore eine besondere Weihe verliehen.

Durch den Eintritt der Ver. Staaten in den Krieg veränderten sich die Verhältnisse, besonders durch den immer neu aufgestachelten Deutschenhaß, in solcher Weise, daß das Volksfest im Jahre 1918 und auch das Schillerfest im selben Jahre nicht stattfinden konnten.

Im Jahre 1919 fand das Cannstatter Volksfest aber wiederum statt. Der dabei erzielte Ueberschuß wurde jedoch durch die auferlegte Kriegsteuer für den Verkauf der Eintrittskarten u. s. w. sehr verringert. Während des Jahres 1920 fanden die gewohnten Festlichkeiten statt, wie ebenfalls eine zweitägige Messe, woran acht befreundete Vereine beteiligt waren und aus deren Erfolgen annähernd \$15,000.00 an die alte Heimat zu Unterstützungszwecken überwiesen werden konnte.

Unter der Leitung des damaligen Präsidenten Hermann Woltenberger fanden trotz aller Hindernisse, da die öffentliche Stimmung noch immer vom Kriegsgeiste beherrscht war, erfolgreiche Feste statt. Besonders sei auf die Schillerfeiern aufmerksam gemacht, wobei einmal Pastor Zohn, das nächste Mal Professor Scherger, und dann der redgewandte Pastor Alfred Meyer die Festreden hielten. In den Jahren 1921—1924 trug der Schwabenverein viel für die Unterstützung der alten Heimat durch Ueberweisungen an den Quäkerfond, für den Ankauf von Milchkühen, Beisteuer an das Ausland Institut in Stuttgart, und an die Studentenhilfe in Württemberg bei.

In den letzten Jahren ist der Verein stets den Bestrebungen treu geblieben, die ihm von seiner Gründung an als Leitung dienen, und welche der Schwabenverein, wie aus den vorgehenden kurzen Anmerkungen hervorgeht, in der ehrenhaftesten Weise befolgt hat. Aus diesen Aufzeichnungen, so kurz sie auch sein mögen, ist klar zu ersehen, was der Schwabenverein für das deutsche Leben in Chicago bedeutet hat und auch in der Zukunft bedeuten wird.

Ohne einen finanziellen Ueberblick ist es kaum denkbar, sich ein vollkommenes Bild über die Bedeutung und den Einfluß des Schwabenvereins zu machen.

Der Verein hatte am Schluß des ersten Jahres 164 Mitglieder, im Jahre 1880 nur noch 143 Mitglieder, aber im Jahre 1882 war die Mitgliederzahl des ersten Jahres seines Bestehens wieder überholt. Im Jahre 1883 werden 211 Mitglieder aufgeführt, während diese Zahl bis zum Jahre 1888 auf 191 zurückgeht. Im 15. Jahre seines Bestehens finden wir 252, im 20. Jahre 426, im 25. Jahre 704 Mitglieder verzeichnet. 1908 hatte der Verein

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

1004 Mitglieder, 1913 1202, 1918 1361, 1923 1350 und 1927 1277 Mitglieder.

Die Mitgliederbeiträge für 49 Jahre betragen \$103,693.00, Aufnahmegebühren während dieser Zeit \$10,450.00, Zinsen auf Hypotheken \$21,303.00. 48 Volksfeste brachten \$442,748.00, was eine Gesamteinnahme von \$578,194.00 zeigt.

Die Ausgaben betragen:

Für 48 Volksfeste \$239,027.00, Beitrag für das Goethedenkmal \$15,000.00, Beitrag zum Schillerdenkmal \$3,085.00, für Vereinsfeste \$55,367.00, für wohltätige Zwecke \$83,947.00, für geistige Zwecke \$36,817.00, für Einzelunterstützungen und Begräbnisse \$19,043.00, für Vereinsverwaltung \$90,651.00 und für verschiedene Ausgaben \$4,128.00, zusammen \$547,065.00, so daß der Verein zur Zeit ein aktives Vermögen von \$31,129.00 besitzt.

Aus diesem Finanzbericht ist leicht zu ersehen, in welcher redlichen Weise der Verein die ihm anvertrauten Gelder verwaltete. \$15,000.00 für das Goethedenkmal, \$3,085.00 für das Schillerdenkmal, \$83,947.00 für wohltätige Zwecke, \$36,817.00 für geistige Zwecke, sind Zahlen, die für sich selbst sprechen.

Wenn wir die Liste der Beamten des Vereins in diesen Jahren durchstöbern, so finden wir dort die Namen von Männern, die innig und auf's ehrenhafteste mit allem echt deutsch-amerikanischem Leben verbunden sind. Da ist Ernst Hummel, der erste Präsident des Vereins, ein erfolgreicher Geschäftsmann und mehrmals mit dem Amte eines Stadt- und Landbezirk-Ränimerer (Schatzmeister) von den Bürgern der Stadt betreut, da finden wir Jos. Schöninger, David Bahha, Gustav Stieglitz, G. E. Gall, welcher das Amt eines Präsidenten viermal bekleidete, Eugen Niederegger, zwölfmal Präsident des Vereins, Fred W. Heß, Hermann Wollenberger, Gottfried Stohrer, Wilhelm Jauß, und andere, die alle als erfolgreiche deutsche Stammesgenossen sich des Vertrauens des Gesamtvolkes erfreuten.

Unter den Vize-Präsidenten verdient besonders E. J. L. Gauß erwähnt zu werden, dessen Ruf als Dichter und besonders als Leiter der städtischen Bibliothek allbekannt ist.

Wie der Präsident und Vize-Präsident als Leiter eines Vereins

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

und dessen öffentlicher Vertreter anzusehen ist, so ist der Sekretär oder Schriftleiter als die wirkliche Seele des Vereins anzusehen. Und so finden wir hier im Schwabenverein als ersten Schriftführer Franz H. Demmler, welcher das Amt sieben Jahre bekleidete. Er war ein höchst fähiger und pflichtgetreuer Beamter, welchem eine besondere Abhandlung gewidmet werden sollte. Dann finden wir Carl Härtig, welcher das Amt neun Jahre bekleidete. Ueber seine Fähigkeit ist so viel in früheren Zeiten geschrieben worden und heute noch erinnern seine alten Bekannten sich seiner als einem der geistig bedeutendsten Vertreter des hiesigen Deutschtums.

Dann haben wir Julius Schmidt, den Gatten der vorerwähnten Frau Minna Schmidt. Kein Wort des Lobes ist zu gut für ihn. Ein echter Schwab, voller Humor, ein Dichter, der mehr in die Gelehrtenstube paßt wie in's Kampfgerirr des öffentlichen Lebens. Von ihm stammen die meisten der humorvollen, von echtem schwäbischem Gefühl durchgeistigten Festspiele und Gedichte, welche die Festschriften der letzten 30 Jahre in solch köstlicher Weise würzten. Er besorgte sein Amt als Schriftführer treu und redlich vom Jahre 1902 bis 1914, als er aus Gesundheitsrücksichten sich gezwungen sah, zurückzutreten zu Gunsten von Heinrich Sieber, welcher das Amt schon in den Jahren 1899 bis 1901 bekleidet hatte und daselbe nun wieder seit 1914 innehat.

Mit Stolz kann der Schwabenverein zu seinem treuen Mitglied und Schriftführer emporschauen. Er ist die Personifizierung eines echten Schwaben. Treu, ehrlich, voller Humor, ein alter Sänger, der seine Stimme gerne erschallen läßt, wenn es sich um das Wohl deutschen Lebens in Chicago handelt.

Unter den anderen langjährigen Beamten des Schwabenvereins sind die Namen von Peter Allmendinger, Adolph Hartmann, Michael Schlosser, Chas. Rink nicht zu vergessen, die als Schabmeister treu ihres Amtes walteten, wie auch des Herrn Charles Koller, der seit 30 Jahren das Amt eines Finanz-Sekretärs im Verein bekleidet.

Es würde zu weit führen, auf weitere Einzelheiten einzugehen, da diese Skizze nur dazu dienen soll, einen kurzen Ueberblick über das deutsch-amerikanische Leben in der Weltstadt Chicago zu bringen, auf welchem spätere Forscher weiter aufbauen können.

### Der „Gegenseitigen Unterstützungs-Verein“ von Chicago.

Am 13. Mai dieses Jahres werden es 60 Jahre, daß der obige Verein unter dem Namen „Bismarck-Bund“ organisiert wurde.

60 Jahre harter Arbeit seitens der Beamten und Mitglieder haben den Verein auf eine Höhe gebracht, die in der Geschichte Chicagos und vielleicht des ganzen Landes vereinzelt dasteht.

Hervorragende Führer des Deutschtums der damaligen Zeit beteiligten sich bei der Gründung und wirkten als Beamte eifrigst mit, das neugeborene Kind am Leben zu erhalten und zu erziehen.

Der erste Präsident des Vereins war der verstorbene langjährige Stadtrichter Max Eberhardt. Unter den ersten Vorstands-Mitgliedern befanden sich Männer, wie Francis A. Hoffmann, der später als Vize- und stellvertretender Gouverneur von Illinois seine Tüchtigkeit bewies, auch Oberst C. Knobelsdorf, der als Industrieller und Finanzmann in hervorragender Weise zur Entwicklung Chicagos beigetragen hat, war im Vorstande des G. U. V. tätig. Von den späteren Präsidenten ist wohl Louis Kettelhorst der bedeutendste, doch ist es nicht die Absicht des Schreibers, eine Biographie prominenter Deutsch-Amerikaner jener Zeit zu verfassen, sondern eine Skizze der Gründung und weiteren Entwicklung des Gegenseitigen Unterstützungs-Vereins von Chicago anzufertigen. Das Material dieser Abhandlung ist zum größten Teile einem Aufsatze entnommen, den Herr Lorenz Schlegel, langjähriger Präsident des G. U. V. anlässlich des 50jährigen Jubiläums des Vereins veröffentlichte.

Der Ursprung des Vereins ist auf eine Gesellschaft zurückzuführen, die im Jahre 1868 hier in Chicago unter dem Namen „Chicagoer Kranken-Unterstützungs-Gesellschaft“ von deutschen Bürgern gegründet wurde, und zwar war dies ein Aktienunternehmen. Absicht des Vereins war, seine Mitglieder in Krankheitsfällen mit \$5, \$10, \$15, \$20, und \$25 pro Woche zu unterstützen. Die ersten Beamten dieser Gesellschaft waren Karl Rieß, Präsident, und W. Katerbau, Sekretär. Dies Unternehmen fand im Deutschtum gute Aufnahme und brachte es im ersten Jahre schon auf 2000 Mitglieder. Im darauffolgenden Jahre wurde von denselben



Herrn eine deutsche Lebensversicherungsgesellschaft unter dem Namen "Teutonia Life Insurance Company" ins Leben gerufen. Die größere Anzahl der Mitglieder der „Chicago Kranken-Unterstützungs-Gesellschaft“ wurde veranlaßt, sich diesem neuen Unternehmen anzuschließen. Die ersten Beamten waren die Herren J. H. Guß, Präsident, und C. Knobelsdorf, Sekretär.

Im Winter des Jahres 1870 beschloßen eine Anzahl Mitglieder des „Chicago Kranken-Unterstützungs-Vereins“ und der "Teutonia Life Insurance Co." einen Verein zu bilden, dessen Zweck darin bestehen sollte, die Mitglieder genannter Gesellschaften in sozialer Beziehung einander näher zu bringen; ferner es zu ermöglichen, die an genannte Gesellschaften zu zahlenden Beiträge und Prämien zur größeren Bequemlichkeit der Mitglieder in wöchentlichen Raten zu kollektieren, und unter gewissen Bedingungen als General Agentur für diese Gesellschaft zu fungieren.

Behufs Organisation dieses Vereins wurde in einer Sonntags-Nummer der Illinois Staats-Zeitung im Monat Mai eine allgemeine Versammlung in der damals unter dem Namen „Vater Muellers Lokal“ bekannten Halle an North Ave. und Mohawf Straße einberufen und in dieser Versammlung, welche am 13. Mai 1871 stattfand, wurde beschloßen, einen derartigen Verein unter dem Namen „Bismarck-Bund“ ins Leben zu rufen. Ferner wurde beschloßen, diesen Bund in Sektionen einzuteilen und solche in allen Stadtteilen sowie in anderen Städten aufzumachen. Den Vorsitz dieser Versammlung führte Richter Max Eberhardt.

Am 13. Juni 1871 war die Organisation soweit vorgeschritten, daß in der Geschäftsstelle der Teutonia Life Insurance Co. zur Wahl der Beamten des Verwaltungsrates geschritten werden konnte. Es waren bis dahin 4 Sektionen gegründet worden und nachstehende Vertreter waren in dieser Versammlung anwesend:

Sektion 1. C. Hoffmann, Präsident; L. Schifflin, Sekretär.

Sektion 2. Max Eberhardt, Präsident; J. H. Moeller, Sekretär; W. Katerbau, Delegat.

Sektion 3. C. Neumann, Sekretär; C. Knobelsdorf, Delegat; J. H. Kraemer, Delegat.

Sektion 4. C. F. Collot und R. Koloff, Delegaten.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Zu Beamten wurden erwählt: Max Eberhardt, Präsident; E. Hoffmann, Vize-Präsident; C. Neumann, Sekretär; A. Potthoff, Finanz-Sekretär; L. Schifflin, Schatzmeister. Das Finanz-Komitee bestand aus den Herren C. Knobelsdorf und J. A. Hoffmann. Dies waren die ersten Beamten des Vereins.

Der Bismarck-Bund schloß dann mit der Chicago Kranken-Unterstützungs-Gesellschaft und der "Teutonia Life Insurance Co." bezügliche Verträge, unter welchen die Mitglieder verpflichtet waren, beiden Kassen anzugehören. Der Bund sollte gegen eine festgesetzte Gebühr die Prämien und Beiträge für genannte Gesellschaften in wöchentlichen Raten kollektieren und diese Beträge am Ende eines jeden Monats mit genannten Gesellschaften berechnen.

Trotzdem das Chicagoer Feuer im Oktober 1871 auch dem Bunde großen Schaden zufügte, hatte er beim Schluß des ersten Geschäftsjahres 45 Sektionen organisiert; davon 17 in Chicago, die übrigen in den verschiedenen Staaten der Union, er zählte 897 aktive Mitglieder. Die Chicagoer Kranken-Kasse hatte im ersten Jahre \$1,456.85 an erkrankte Mitglieder ausbezahlt.

In der Verwaltungsrats-Sitzung im Monat Februar 1872 wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht zweckmäßig sei, auch Frauen in den Bund aufzunehmen. Diese Frage wurde in mehreren Versammlungen debattiert und später der Bundes-Konvention vorgelegt, welche entschied, daß die Aufnahme von Frauen im Interesse des Bundes nicht statthaft sei.

Die erste Bundes-Konvention wurde in Chicago am 1. Juli 1872 abgehalten und mit einem großartigen Picnick in Ogden's Grove gefeiert.

Die ersten Beamten des Bundesrats waren folgende Herren:  
Präsident: Louis Schneider, St. Louis, Missouri.

1. Vize-Präsident: John Stebzig, Columbus, Ohio.

2. Vize-Präsident: August Lust, Omaha, Nebraska.

Protokollierender Sekretär: G. Binder, St. Louis, Missouri.

Korrespondierender Sekretär: Alb. Schen, Detroit, Michigan.

Am 14. Oktober 1872 schrieb die „Freie Presse“ über den Bismarck-Bund“ wie folgt:

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

„Am 28. März d. J. berichteten wir über das Gedeihen des Bismarck-Bundes, welcher damals, nach einjährigem Bestehen, in 38 Sektionen fast 1000 Mitglieder zählte. Seitdem sind sechs Monate verfloßen und aus den 38 Sektionen sind deren 89 geworden und die Zahl der Mitglieder hat sich verdreifacht.“

Am 2. November 1872 wurde Herr J. S. Krämer, an Stelle von C. Neumann zum Protokoll-Sekretär erwählt.

Im Dezember 1872 wurde ein Komitee behufs Anschaffung einer Bibliothek ernannt; leider wurde dieser gute Plan nie verwirklicht.

Im Monat Januar 1873 zahlte die Chicagoer Krankenkasse \$1,470 an kranke Bundes-Mitglieder aus. Im Ganzen wurden bis zu dieser Zeit \$6,568.78 ausbezahlt.

Nach und nach machte sich unter den Mitgliedern die Ansicht geltend, daß es praktischer sei, wenn der Bund selbst die Krankenkasse übernehme, und ein dahingehender Antrag wurde in der Bundes-Konvention am 2. März 1873 angenommen. Gleichzeitig wurden die Regulationen und Bestimmungen in Bezug auf Unterstützung kranker Mitglieder im Allgemeinen in derselben Form festgesetzt, wie sie heute noch mit wenigen unwesentlichen Abänderungen zu Recht bestehen. In genanntem Tage stellte somit der Verein sein gegenwärtiges Grundprinzip der Unterstützung von Mitgliedern in Krankheitsfällen auf.

Die Beiträge zur Krankenkasse waren nach Altersstufen festgesetzt worden, und zwar betragen sie für Personen, die im Alter von 18—30 Jahren aufgenommen wurden, \$2.60, im Alter von 30—40 Jahren \$3.00, im Alter von 40—45 Jahren \$3.50 pro Vierteljahr, wofür im Krankheitsfall \$10.00 pro Woche bezahlt wurden, bis zur Höchstdauer von 26 Wochen, für ein und dieselbe Krankheit. Die Beiträge sind nicht erhöht worden bis zum Jahre 1923; über diese Erhöhung werden wir später berichten.

Erwähnt sei noch, daß in der sogenannten Temperenzperiode im Jahre 1874 (gerade wie heute) die Mitglieder des Bismarck-Bundes sich stets als gute Deutsche erwiesen und sich den freien Sonntag nicht nehmen ließen, vielmehr in ihrer Vereinshalle (Staats-Zeitungs-Gebäude) Sonntagsnachmittags-Konzerte und

Unterhaltungen mit den nötigen Erfrischungen veranstalteten, jedoch mußten immer ein halbes Duzend handfeste Mitglieder Wache halten, um unbefugten Elementen den Eintritt zu verwehren.

Am 21. Mai 1875 war der bisherige Finanz-Sekretär C. Neumann unter Zurücklassung eines Defizits von ca. \$1100 flüchtig geworden. Ein Teil dieses Defizits wurde von den Bürgen des Betreffenden gedeckt, während der Rest des Verlustes vom Bund getragen werden mußte.

Im Juli desselben Jahres wurde der Kontrakt mit der "Teutonia Life Insurance Co." gelöst und ein neuer Kontrakt mit der National Life Insurance Co. of Washington, D. C., abgeschlossen, in kurzer Zeit stellte es sich jedoch heraus, daß die National Life Insurance Co. nur für ihr eigenes Interesse arbeitete, nicht aber die Interessen des Bundes wahrnahm, weshalb in der am 3. Dezember 1875 abgehaltenen Spezialversammlung des Verwaltungsrates ein Beschluß gefaßt wurde, darauf hinzuwirken, für Mitglieder, die einer direkten Lebensversicherung nicht angehörten, eine gegenseitige Unterstützung in Todesfällen von Seiten des Bundes anzubahnen. Der Antrag fand allgemeinen Beifall und gelangte bereits in der Versammlung am 12. Januar 1876 insofern zur Ausführung, daß die Gründung einer gegenseitigen Sterbe- und Beerdigungskasse definitiv beschlossen wurde.

Um den Charter des Vereins mit dem nunmehrigen Zweck in Einklang zu bringen, wurde dieser am 25. Februar 1876 neu inkorporiert, und zwar unter dem offiziellen Namen "Bismarck-Bund Aid Society." Die Wirren mit der "Teutonia Life" und der "National Life Insurance Co." hatten jedoch das Vertrauen in den Verein so erschüttert, daß die Mitgliederzahl stetig im Sinken begriffen war. Noch mehr wurde die Anzahl der Mitglieder verringert durch die übermäßigen Ansprüche an die Krankenkasse von außerhalb Chicago's wohnenden Mitgliedern, so daß der Verein sich genötigt sah, die auswärtigen Agenturen ganz eingehen zu lassen und sich nur auf die Aufnahme von neuen Mitgliedern in Chicago zu beschränken.

Durch die Lösung des Kontraktverhältnisses mit der Teutonia-Lebensversicherungsgesellschaft und in Folge des Verlustes, den der

Bund durch die Unterschlagung seines Finanzsekretärs erlitten hatte, gerieten die Finanzverhältnisse des Vereins in sehr schlechten Zustand, sodaß der damalige Bund der Teutonia-Lebensversicherungsgesellschaft tatsächlich im Mont Mai 1875 an kollektierten Prämien die Summe von 1200 Dollar schuldete.

Bei Lösung des Kontraktverhältnisses erließ die "Teutonia" nicht nur dem Bunde diesen Rückstand, sondern zahlte ihm noch \$1000 in Baar, und erlaubte ihm auch einen Anteil an der für die Uebertragung der Mitglieder an die National Life Insurance Company von dieser Gesellschaft gezahlten Kommission.

Hierdurch wurde die Grundlage zum Vereinsvermögen gelegt, welches, wie der Auszug des letzten Finanzberichtes aufweist, gegenwärtig die Höhe von \$92,00.00 erreichte.

In der Verwaltungsratsitzung vom 6. April 1877 wurde von den Beamten des Verwaltungsrats aus verschiedenen Gründen der Vorschlag gemacht, den Namen "Bismarck-Bund Aid Society" in „Gegenseitiger Unterstützungs-Verein von Chicago“ umzuändern. Nach langer, stürmischer Debatte wurde beschlossen, die Vorlage der Bundes-Konvention zu unterbreiten. In der Bundes-Konvention im Monat Juni 1877 wurde sie dann mit Stimmenmehrheit angenommen und die Aenderung des Names dann auch durch namentliche Abstimmung sämtlicher Mitglieder in gesetzmäßiger Weise vollzogen.

Für die damalige Sterbekasse wurden folgende Raten oder Assessments festgesetzt: für Mitglieder, ausgenommen im Alter von 18—30 Jahren 65 Cents, von 30—40 Jahren 85 Cents, und von 40—50 Jahren \$1.05. Die kollektierte Summe wurde nach Abzug von 10 Cents von jedem Mitgliede an die Hinterbliebenen ausbezahlt. Die erwähnten 10 Cents pro Mitglied wurden für Verwaltungskosten etc. verrechnet.

Mit der Zeit verringerte sich das Interesse der auswärtigen Mitglieder an dem Verein derartig und die Geschäftsführung erwies sich als so umständlich, daß die Chicagoer Mitglieder zu der Ansicht kamen, daß es zweckmäßiger wäre, den Verein hauptsächlich in Chicago zu fördern und die Bundesbeamten und Konventionen fallen zu lassen, sowie die Geschäftsführung ausschließlich nach

Chicago zu verlegen. Dies wurde in der Versammlung am 6. Juli 1877 zum Beschluß erhoben. Den auswärtigen Mitgliedern wurde anheimgestellt, dem Verein ferner anzugehören und ihre Beiträge nach der Chicago Office zu schicken.

Da ein im Jahre 1882 erlassenes Staatsgesetz von jedem Verein, der Sterbegeld bezahlte, verlangte, daß er eine feststehende Summe ausbezahlen müsse, so wurde vom Verein in der Verwaltungsrats-Versammlung am 3. Juni 1882 beschlossen, von nun an \$500 an die Hinterbliebenen jedes verstorbenen Mitgliedes der Sterbekasse auszusahlen.

Von diesem Zeitpunkt an begann eine neue Epoche für den Verein, sein stetiges und sicheres Wachsen bewies, auf wie gesunder Basis er aufgebaut war. Während andere Logen und dergleichen Gesellschaften zu Dutzenden aufstauchten, um bald wieder von der Bildfläche zu verschwinden, oder sich doch genötigt sahen, die Beiträge zu erhöhen, resp. die Leistungen zu verringern, hat es der „Gegenseitige Unterstützungs-Verein von Chicago“ bis auf den heutigen Tag nicht nötig gehabt, auch nur im geringsten von den bei der Gründung maßgebenden Gesichtspunkten abzuweichen.

Die folgende Periode von 1882 bis 1895 war für den Verein sehr günstig, er nahm stetig an Mitgliedern zu, gründete verschiedene neue Sektionen und vermehrte sein Stammkapital bis zum 1. Januar 1895 auf nahezu \$10,000.

Im Dezember 1895 mißbrauchte der erst vier Jahre früher gewählte Finanz-Sekretär Hugo Peters das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er nach Unterschlagung von Geldern flüchtig wurde. Dies war ein weiterer schwerer Schlag; zwar wurde auch hier ein Teil der veruntreuten Summe von den Bürgern gedeckt, doch kamen immerhin schwere Tage für den Verein. Doch gerade diese kritische Periode brachte die Mitglieder näher aneinander und veranlaßte eine Wendung in der Geschäftsführung, die ihm zum Segen gereichte, denn es lebte fortan ein neuer Geist in ihm auf.

Im Jahre 1896, am 17. Mai, feierte der Gegenseitige Unterstützungsverein von Chicago in der Nordseite-Turnhalle sein fünf- undzwanzigjähriges Stiftungsfest. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei prachtvolle neue Fahnen eingeweiht, die von Frauen der

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Mitglieder gestiftet wurden. Besondere Anerkennung für die Anschaffung der Fahnen gebührt Frau John Schmidt, Frau Georg Nürnberg und Frau C. Klink. Die Festrede wurde an diesem Tage vom ersten Präsidenten des Vereins, Richter Max Eberhardt, gehalten.

Im Oktober 1898 wurde eine Gesangssektion, bestehend aus Mitgliedern des Vereins, gegründet, welche zwar Anfangs sehr gut gedieh, sich auch an dem Sängerfest des Nordwestlichen Sängerbundes in Burlington, Iowa, im Jahre 1900 beteiligte, doch nach vierjährigem Bestehen wieder einging.

Im Oktober 1899 wurde eine allgemeine „Frauen-Sterbekasse“ gegründet, die unabhängig vom Verein arbeitet, deren Mitglieder jedoch gleichzeitig Mitglieder des G. U. V. sein müssen. Die Kasse bezahlt \$150 im Falle des Todes der Frau eines Mitgliedes an den Vatten. Der Beitrag beträgt nur zwei Dollar per Jahr. Die Frauensterbekasse zählt heute bereits über 1000 Mitglieder.

Am 12. Mai 1901 feierte der Verein, und zwar in der Nordseite-Turnhalle, sein 30. Stiftungsfest, verbunden mit großem Konzert, in welchem die Gesangsvereine „Trophium“, „Harugari-Liedertafel“, „Liedertafel Vorwärts“, „Damen-Gesangssektion Fortschritt“ und die Gesangssektion des Vereins den gesanglichen Teil übernahmen. Festdirigent war das Mitglied Hans Biedermann, einer der bedeutendsten Dirigenten Chicagos. Die Festrede hielt das Mitglied F. Bergmann, langjähriger Präsident der 28. Sektion.

Im Jahre 1904 wurde auf der Nordwestseite, Elston und Belmont Ave., die 13. Sektion gegründet, da bis dahin in diesem Stadtviertel noch keine Sektion war. Im nächsten Jahre, 1905, wurde an Halsted und 63. Straße die 14. Sektion ins Leben gerufen.

Im Jahre 1906 wollte der Verein sein 35jähriges Stiftungsfest feiern, und zwar am 14. Mai, es wurde indeß, der damals in Bezug auf die Schankgerechtigkeit herrschenden Schwierigkeiten halber, davon Abstand genommen; jedoch wurde das Stiftungsfest dann in Form eines Volksfestes im Juli in Brand's Park gefeiert.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Die 17. Sektion, welche meistens aus Mitgliedern der 4. Sektion hervorging, gründete sich im Jahre 1908 an Wood und Thomas Str. In den nächsten zwei Jahren entstanden die 19. Sektion an Milwaukee Ave. und Irving Park Boulevard und die 20. Sektion an Robey Str. und Lincoln Ave.

Am 13. Mai 1911 wurde in der Nordseite-Turnhalle das 40. Stiftungsfest gefeiert verbunden mit Konzert und Tanz, wobei die Gesangvereine Ambrosius Männerchor, Senefelder Liederfranz und Vorwärts Liedertafel nebst dem Ballmann'schen Orchester das Konzert übernahmen. Die Festrede wurde von dem allbekanntesten, seither verstorbenen Emil Hoeschster gehalten.

Im folgenden Jahre wurde die 22. Sektion an Armitage und 42. Ave. gegründet. Die 23. und 24. kamen im Jahre 1913 zur Welt, und zwar die 23. an Ashland Ave. und 54. Str., die 24. an Belmont und Southport Ave. Die letztere Nummer war die erste Sektion, die vom Verwaltungsrate das Recht bekam, ihre Versammlungen in der amerikanischen Landessprache zu halten, und muß gleich hier bemerkt werden, daß diese Sektion eine der eifrigsten Nummern des Vereins geworden ist.

Dann kam der unselige Krieg in Europa. Die deutsche Einwanderung hörte ganz auf, und die Werbung für neue Mitglieder hatte sehr wenig Erfolg. Da faßte der Verwaltungsrat, auf Anraten des Agitations-Komitees, einen Beschluß, neue Sektionen auch in den Vorstädten Chicagos zu gründen, und wurde die erste dieser Art, die 25., im selben Jahre in Forest Park in's Leben gerufen. 1916 brachte uns die 26. auf der Südseite und dann noch eine auswärtige in Brookfield, die die Nummer 27 erhielt.

Mit dem Eintreten unserer adoptierten Heimat in den Weltkrieg wurde natürlich die Agitations-Arbeit fast unmöglich gemacht, und die Aufnahme neuer Mitglieder ging sehr langsam vonstatten. Als Uncle Sam's Ruf zu der Fahne erscholl, mußten demselben auch nahezu 200 unserer jungen Mitglieder Folge leisten, und verloren diese Mitglieder automatisch (laut der Vereinsgesetze) ihre Zugehörigkeit zum Verein, doch faßte der Verwaltungsrat den hochherzigen Beschluß, daß jedes dieser eingezogenen Mitglieder, wenn es gesund zurückkommt, in seine alten Rechte wieder



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

eingesetzt wird, und — wir haben sie, mit wenigen Ausnahmen, alle wiederbekommen.

Im Jahre 1918 führte der Verein eine weitere Neuerung und große Verbesserung ein, und zwar wurden von dann an außer den 26 Wochen Krankengeld @ 10 Dollar noch weitere 14 Wochen @ 5 Dollar bezahlt, sodaß der Verein anstatt \$260 — \$330 für ein und dieselbe Krankheit ausbezahlt. Trotz dieser bedeutenden Mehrausgabe wurden die Beiträge nicht erhöht, sondern blieben dieselben, wie bei der Gründung. Im selben Jahre wurde auch noch eine Hilfskasse gegründet, zu der jedes Mitglied jährlich 50 Cents beisteuert. Diese Kasse wird verwendet zur Unterstützung solcher Mitglieder, die bereits ihr volles Krankengeld gezogen haben, oder sonst in Not geraten sind. Schon manches Mitglied wurde von dieser Kasse unterstützt, viele Not gelindert und manche Kränke getrocknet. In späterer Stelle werden wir noch berichten, wie und wann diese Kasse sich am besten bewährt hat. Stets waren die Beamten des Vereins bemüht und besorgt um das Wohlergehen der Mitglieder.

Als der ungelückte Krieg in Europa ausbrach, und hier in Chicago sich die Deutsch-Oesterreichische Hilfsgesellschaft gründete, da war der Gegenseitige Unterstützungsverein einer der ersten, der allmonatlich sein Scherflein dazu beitrug; daselbe war der Fall, als im Jahre 1919 die D. A. G. gegründet wurde. Noch heute steuern der Verwaltungsrat sowie sämtliche Sektionen hierzu bei. Von den Beamten dieser Hilfsgesellschaft sind folgende Mitglieder des G. U. B. zu erwähnen: J. Sieben, G. Kurnberg, Wm. Stutte und L. Schlegel.

Nach sonst hat der Verein viel Gutes getan, ist überall helfend eingesprungen und hat manchen Dollar auf dem Altare der Nächstenliebe geopfert.

Mit Politik, Religion und dergleichen befaßt der G. U. B. sich grundsätzlich nicht, seine Hauptaufgabe besteht darin, seine Mitglieder nach Kräften zu unterstützen, und deutsche Geselligkeit und Gemütlichkeit zu pflegen; jedoch mußte auch er in letzter Zeit etwas von seinem Prinzip abweichen und gegen die Umtriebe der Fanatiker Stellung nehmen.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Der Verein ist gegenwärtig in 28 Sektionen eingeteilt, welche zur Bequemlichkeit der Mitglieder ihre Versammlungen in allen Stadtteilen abhalten. Anmeldungen neuer Kandidaten, Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren, von gutem Charakter und der deutschen Sprache mächtig, werden in jeder Sektion sowie in der Geschäftsstelle des Vereins entgegengenommen. Die Vorschlagsgebühr beträgt \$5.00 einschließlich der Doktoruntersuchung.

Die letzten Jahre sind wohl zu den erfolgreichsten des Vereins zu rechnen, mehr und mehr Mitglieder werden aufgenommen, und zwar sind es meistens junge Leute die sich anschließen, sodaß tatsächlich 65 Prozent der Mitglieder unter 30 Jahr alt sind. Seit dem Jahre 1896 hat der Verein seine Mitgliederzahl mehr als verfünffacht, und sein Vermögen stieg von 10,000 auf über 92,000 Dollars.

So schrieb der Chroniker vor dem 50. Jubiläum.

Das Fest wurde am 15. Mai 1921 in der Regimentshalle, 2653 W. Madison, abgehalten, und war ein großartiger Erfolg.

Martin Drescher, der unvergeßliche Barde, schrieb den Prolog. Das Programm wurde ausgeführt von der "German American Citizens Band", und zwar unter Mitwirkung des Junger Männerchor, der Liedertafel Vorwärts und der Schiller Liedertafel; auch Turner und Turnerinnen des Chicago Turn-Bezirks beteiligten sich an dem Programm. Paul Goethel, Kapellmeister, Hans Biedermann, Chor-Dirigent, und Alfred Wild, Turnlehrer, waren die Leiter der Aufführungen. Fritz Bergmann, Präsident der 28. Sektion, hielt die Festrede. Es würde zu weit führen, alle die verschiedenen Komitees zu benennen, die Leitung lag in den Händen der 28 Sektions-Präsidenten der Vereins. John Gremer, der Vorsitzende des G. U. V., war der Festpräsident, L. Schlegel, der 1. Vize, versah das Amt des Schatzmeisters, während Wm. M. Stutte, 2. Vize, als Schriftführer fungierte.

Nach der Feier ging es wieder an die Arbeit den Verein weiter auszubauen. Die nächste Dekade brachte einen überraschenden Aufschwung in jeder Beziehung, und wollen wir im Folgenden, Jahr bei Jahr, diese Neuerungen berichten.  
1921.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Außer dem oben erwähnten Stiftungsfeste ist wohl das wichtigste Erlebnis dieses Jahres die von dem Finanzsekretär des Vereins an das Direktorium eingereichte Vorlage betreffs Erhöhung des Krankengeldes. Joseph Sieben, der dem Verein beinahe 25 Jahre als Geschäftsführer dient, begründete seine Empfehlung damit, daß Jahre zurück 10 Dollar eine gute wöchentliche Einnahme gewesen sei, daß dieser Betrag aber heutzutage leider beinahe nicht ausreicht den Doktor zu bezahlen. Diese Anregung wurde den Sektionen zur weiteren Besprechung übergeben, und werden wir an geeigneter Stelle darauf zurückkommen.

Eine andere Neuerung, die nicht unerwähnt bleiben darf, war die Gründung einer freien Ärzte-Kasse. Schon seit Jahren wurde unter den Mitgliedern das Verlangen nach einer freien ärztlichen Behandlung laut. Hauptsächlich den Bemühungen von L. Schlegel ist es zu verdanken, daß ein Vertrag mit Dr. S. Seyl zustande kam, laut welchem sich letzterer verpflichtete, die Mitglieder des G. U. V. für einen Jahresbeitrag von \$6.00 frei zu behandeln und auch Operationen vorzunehmen. Verschiedene hundert Mitglieder schlossen sich dieser Kasse an.

1922.

Die im letzten Jahre in die Wege geleitete Bewegung, das wöchentliche Krankengeld von 10 auf 15 Dollar zu erhöhen, fand in diesem Jahre durch Urabstimmung ihre Erledigung, und zwar wurde diese Idee mit 5 gegen 1 angenommen, der Verwaltungsrat beschloß daher, diese Neuerung mit dem Jahre 1923 in Kraft treten zu lassen. Es werden somit von dann an 25 Wochen @ 15 und weitere 14 Wochen @ 7.50 Dollar zur Auszahlung kommen. Diese Erhöhung des Krankengeldes erzeugt selbstverständlich eine Mehrausgabe, die dadurch gedeckt werden soll, daß die Krankenkassen-Beiträge um ein Drittel erhöht werden.

Seit einer Reihe von Jahren war immer die Rede davon, ein eigenes Clubhaus zu erwerben, in welchem die Vereins-Geschäftsräume untergebracht werden sollten, gleichzeitig sollte auch eine Halle darin sein, die groß genug sein muß, um Verwaltungsrat- und sonstige Versammlungen darin abzuhalten. Es gelang dem Verein ein Grundstück zu erwerben, welches allen Anforderungen

betreffs Lage und Größe entspricht. Dasselbe liegt 114—120 S. Ashland Boul. Der Ankaufspreis beträgt 30,000 Dollar.

Die im letzten Jahre gegründete freie Ärztekasse machte in 1922 große Fortschritte.

1923.

Das Grundstück an Ashland Boul., von dem wir zuvor berichteten, hatte außer dem G. U. B. auch noch andere Liebhaber. Kurze Zeit nachdem der Verein eine Anzahlung für dasselbe hinterlegt hatte, wurde ihm ein Profit von 30,000 Dollar angeboten. Der Verwaltungsrat nahm dieses Angebot an, und kaufte dann das 2934 Washington Boul. gelegene Haus. Hierhin wurde nunmehr die Geschäftsstelle verlegt. Im dritten Stock ist eine schöne Halle, in der außer dem Verwaltungsrat auch mehrere Sektionen sich versammeln, die übrigen Räume im zweiten Stock etc. wurden zu Clubzwecken umgeändert. Somit ist auch dieser Traum eines eigenen Heimes für den „Gegenseitigen“ in Erfüllung gegangen.

1924.

Das Hauptereignis dieses Jahres war die Gründung einer Vereinszeitung. Schon in früheren Jahren existierte einmal eine Zeitung, doch war das Bestehen derselben nicht von langer Dauer, das jetzige Vereinsorgan dagegen hat alle Aussicht auf ein permanentes Bestehen. In den Spalten der Zeitung war in diesem Jahre auch einmal die Rede davon, das Sterbegeld zu erhöhen, doch fand dieser Gedanke nicht viel Anklang.

1925.

Das wichtigste Ereignis dieses Jahres war unbedingt die Einführung der allgemeinen freien Ärztekasse. Die Mitglieder, die in den früheren Jahren sich zusammen gefunden hatten, um sich freie ärztliche Hilfe zu sichern, waren wohl die eifrigsten Befürworter dieser Neuerung. Im Laufe der nächsten Jahre hat sich diese Einrichtung wohl als die segensreichste erwiesen, die der Verein je einführte. Zwar wurde es im nächsten Jahre unbedingt notwendig, ein Abschment von 2.00 Dollar zu erheben, um die Mehrkosten zu decken, doch steht die Ausgabe von ungefähr ½

Cent pro Tag in keinem Vergleich zu dem Benefit, den die kranken Mitglieder haben. Die Stadt wurde in 5 Bezirke eingeteilt, in jedem dieser Bezirke hat ein Vereinsarzt sein Hauptquartier. Die Doktoren bekommen für ihre Dienstleistung eine Remuneration von 150.00 Dollar per Monat. Sechs Jahre besteht nunmehr diese Einrichtung, und in dieser Zeit wurden den Mitgliedern, die von derselben Gebrauch machten, tausende von Dollars erspart, wir glauben aber auch annehmen zu dürfen, daß der Gesamtverein ebenfalls Ersparungen gemacht hat, und zwar durch sachgemäße Behandlung der Kranken, die in früherer Zeit wohl kaum die Dienste eines Arztes für ein geringes Unwohlsein in Anspruch genommen hätten.

Im gleichen Jahre wurde auch die Gesangssektion gegründet, oder sollen wir sagen wieder ins Leben gerufen. Ex-Präsident L. Schlegel gebührt wohl der größte Dank für diese Gründung. Am 5. März war die erste Gesangsstunde, erschienen waren 24 Sänger. Heute, nach 6 Jahren, zählt die Gesangsabteilung 60 aktive Mitglieder, die dem G. U. V. alle Ehre machen, und unter ihrem Dirigenten M. Wagner, der auch ein Mitglied des Gegenseitigen ist, sehr Tüchtiges leisten. Hoffen wir, daß die madere Sängerschar bald auf 100 oder mehr answillt.

Im folgenden Jahre, 1926, wurde unser Clubhaus offiziell eröffnet. Außer anderen räumlichen Aenderungen waren auch 4 Garagen errichtet worden. Die Unkosten beliefen sich auf ungefähr 6,000 Dollar, sodas die Gesamtkosten unseres Heims nunmehr 32,000 Dollar betragen.

Im Oktober des gleichen Jahres wurde das Beschwerde-Komitee gegründet. Dieses Komitee befaßt sich mit allen wirklichen und eingebildeten Beschwerden, die früher der Verwaltungsrat zu erledigen hatte.

Es darf hier nicht vergessen werden, daß in diesem Jahre auch eine neue Sektion gegründet wurde, und zwar in Elmhurst, Ill. Das neue Kind bekam die Nummer 29.

Das folgende Jahr brachte dem Verein einen schweren Verlust. Unser langjähriger Kollektor, Peter Sehl, starb plötzlich am 26. Januar auf dem Wege zur Arbeit. Die zahlreiche Beteiligung

der Mitglieder bei seiner Beerdigung bewies wohl am besten, wie beliebt dieser Beamte bei allen war. Ehre seinem Andenken.

Auch dieses Jahr brachte die Gründung einer neuen Sektion, und zwar in Calumet City, Ill. Dieser Sprößling bekam die Nummer 30.

Außerdem ist noch von diesem Jahre zu berichten, daß die 1899 gegründete allgemeine Frauen-Sterbekasse in ihrer Jahresversammlung beschloß, anstatt 150.00 Dollar in Zukunft 200.00 Dollar auszuführen, und zwar ohne die Beiträge zu erhöhen.

Das Jahr 1928 brachte wieder eine Neuerung, die jedenfalls sehr zeitgemäß war. Wie schon früher berichtet, war im Verein die Meinung aufgetaucht, das Sterbegeld zu erhöhen, da dies aber nicht durchgeführt werden konnte, ohne die betreffenden Beiträge entsprechend zu erhöhen, wandten sich verschiedene Mitglieder an den Verwaltungsrat mit der Bitte, ihnen zu erlauben, eine ähnliche Kasse wie die Frauen-Sterbekasse ins Leben rufen zu dürfen. Der Verwaltungsrat hatte selbstverständlich nichts dagegen. Dieser Kasse können, genau wie bei der Frauen-Sterbekasse, nur Mitglieder des G. U. B. angehören, und kommen im Todesfalle eines ihrer Mitglieder \$200.00 zur Auszahlung an dessen Hinterbliebene. Der Jahresbeitrag zu dieser Sonderversicherung beträgt nur 2 Dollar. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß dieses Kind, oder sollen wir Stiefkind sagen, S. Sieben zum Vater hatte.

Zur selben Zeit wurde auch mit verschiedenen Leichenbestattern eine Vereinbarung getroffen, laut welcher diese sich verpflichteten, etwaige Vereinsmitglieder für \$150.00 bis \$200.00 zu beerdigen.

Ein weiterer, unwiderleglicher Beweis des Erfolges, der erzielt werden kann durch gewissenhafte intensive Zusammenarbeit, wurde innerhalb der Reihen unserer Mitglieder durch die Gründung des „Gegenseitigen Spar- und Leih-Vereines Mtgeld“ bewiesen.

Durch unermüdlische zielbewußte Arbeit eines Mitgliedes des Verwaltungsrates, der schriftlich in den Spalten unserer Zeitung, mündlich in den Sitzungen des Verwaltungsrates und in den Sektionsversammlungen seine Idee mit Begeisterung vertrat, wurden 260 Mitglieder so für die Sache eingenommen, daß jeder mit je

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

einem Dollar zur Deckung der Organisationskosten beitrug, was ermöglichte, daß am 29. Juli 1929 in der großen Lincoln Turn-Halle, 1019 Diversey Parkway, in einer öffentlichen Versammlung, eigens zu diesem Zwecke einberufen, der Grundstein gelegt, und schon am 30. September die Gründung der Altgeld Mutual Building and Loan Association zuwege gebracht wurde,

Am 1. November desselben Jahres wurden offiziell die Gelder in der Geschäftsstelle des Sekretärs, 2034 Nord Halsted Straße, entgegengenommen, und auch schon die erste Anleihe gewährt.

Am 30. Oktober 1930 schloß das erste Geschäftsjahr mit 2138 in Kraft stehenden Anteilscheinen und Einnahmen von \$36,948.82. \$27,865.00 wurden im Laufe des Jahres in 12 absolut sicheren ersten Hypotheken auf bebautes Chicagoer Grundeigentum ausgeliehen, während \$2,395.00 an Anteilhaber wieder zurückbezahlt wurden.

Nachdem alle Gründungskosten und alle nötigen Anschaffungen bezahlt waren, sowie ein Reservecfond von \$100.00 geschaffen wurde, erzielten die Anteilhaber einen Reingewinn von 5% per Jahr auf alle eingezahlten Gelder, und verblieb noch zu Gunsten der Anteilhaber ein Betrage von \$301.47, welche Summe als unverteilter Gewinn gebucht wurde.

Außer der Möglichkeit, ihre Ersparnisse absolut sicher zu wissen, und den höchst möglichen Zinsfuß zu erzielen, erfreuen sich die Mitglieder auch der gewissenhaften Bedienung in allen einschlägigen Angelegenheiten der Versicherung und des Grundeigentums. Sie können die Geschäftsstelle des Spar-Vereines als ihre eigene betrachten, ohne die geringste Sorge tragen zu müssen, daß sie in irgend einer Angelegenheit unrecht beraten werden.

Der Vater der Idee, Basile Bernau, Mitglied der 6. Sektion, und alle diejenigen, die ihm treu zur Seite stehen, können mit Genugtuung auf ihr Werk blicken, und können einer vielversprechenden Zukunft dieses Unternehmens entgegensehen. Der G. U. B. schuldet ihnen Anerkennung und Dank für ihre ehrliche Mitarbeit an dem Aufbau dieser Organisation.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Da dieses Land sehr wenig oder sozusagen gar nichts für die arbeitende Klasse tut, so ist diese fast gezwungen, sich einem Vereine anzuschließen, der gewisse Unterstützung im Krankheits- sowie Sterbefalle anbietet. Die meisten Klassen bezahlen nicht die erste Woche nach der Krankmeldung, der G. U. B. aber bezahlt jede erste volle Woche und nachher jeden einzelnen Tag. Selbstverständlich sind die Mitglieder gewissen Gesetzen unterworfen, auf deren Einhaltung der Verein bestehen muß, und wie wir alle gelernt haben: Ordnung muß sein. Wir glauben mit dem Vorhergehenden bewiesen zu haben, daß der Verein eigentlich des Besseren aus dem Rahmen seines Geschäftes herausgetreten ist, und seinen Mitgliedern bedeutend mehr gab, als dieselben auf Grund der zu zahlenden Beiträge erwarten durften, den Gipfel seiner Uneigennützigkeit erreichte derselbe aber im Jahre 1930, und kommen wir nunmehr zurück auf die sogenannte Hilfskasse.

Wer hätte wohl je gedacht, daß die Zeiten so schlecht würden, daß viele unserer Mitglieder nicht nur keine Arbeit finden, sondern sogar Hunger leiden müßten. Als diese Situation sich verwirklichte, wurde vom Finanz-Sekretär J. Sieben im Verwaltungsrat der Antrag gestellt, unsere Hilfskasse in Anspruch zu nehmen, und die Hilfsbedürftigen zu speisen. Seit November 1930 geschieht dies, und zwar werden diese Mahlzeiten in unserem Clubhause zubereitet und auch verabreicht. Dank gebührt dem Verwalter J. Wenzel, hauptsächlich aber seiner Frau, die diese Arbeit kostenlos verrichtet. Dank gebührt auch den Geschäftsleuten, die uns kostenlos Brot, Fleisch, Kleidung, Schuhe etc., etc. lieferten. Die verheirateten Mitglieder, die uns um Unterstützung angingen, erhielten von demselben Zeitpunkte an jede zweite Woche ungefähr 35 Pfund Lebensmittel, außerdem wurde auch noch das Fahrgeld vergütet. Diese Unterstützung kostet dem Verein jeden Monat \$1000.00. Wir glauben nicht zu weit zu gehen mit unserer Behauptung, daß wohl kein anderer Verein in Illinois soviel Gutes getan hat, als wie unser Gegenseitiger Unterstützungs-Verein von Chicago, und daß die zu Anfang dieses Artikels gemachte Behauptung betreffs der Achtung und des Ranges, den dieser Verein



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

in der Geschichte des Landes einnimmt, auf voller Wahrheit beruht.

Das Wachstum und das Gedeihen des Vereines ist wohl zum größten Teile auf die tüchtige und umsichtige Leitung desselben durch seine Beamten zurückzuführen, und so sei es uns gestattet, an dieser Stelle die jeweiligen Präsidenten sowie andere verdienstreiche Mitglieder zu benennen:

Nichter Max Eberhardt .....	1871/74
R. Meister .....	1875
Nichter Max Eberhardt .....	1876
Louis Kettelhorst .....	1877/80
L. Schifflin .....	1881/84
H. Kohlmann .....	1885/86
A. D. Willmanns .....	1887/88
Wm. Schulz .....	1889
Conrad Sibbeler .....	1890
J. S. Kraemer .....	1891/92
Peter Mueller .....	1893/94
J. S. Kraemer .....	1895
C. S. Hohlfeld .....	1896
Hermann Benediger .....	1897/1902
Lorenz Schlegel .....	1903/07
Dominik Ginter .....	1908/14

Seit dem Tode des letzteren teilten sich John Cremer und Lorenz Schlegel in die Ehre den Verein als Präsident zu leiten.

Der jetzige Vorstand setzt sich aus folgenden Herren zusammen: John Cremer, Präsident, Gust. Scheel, 1. Vize, Chas. Hanselmann, 2. Vize, Otto Schumann, Protokoll-Sekretär, Jos. Sieben, Finanz-Sekretär, George Kurnberg, Schatzmeister, Fritz Kannberg und Wm. M. Stutte, Trustees.

Zum Schlusse unterbreiten wir einen Ueberblick der seit des Bestehens des Vereines verausgabten Krankenunterstützungsgelder, sowie den Gesamtbetrag der den Hinterbliebenen überwiesenen Sterbegelder; auch bringt diese Tabelle das Anwachsen des Vereinsvermögens, sowie der Mitgliederzahl zur Anschauung.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

### Uebersicht über die Entwicklung des Vereins seit seiner Gründung.

	Ausbezahltes		Vereins-	Mit-
	Krankengeld	Sterbegeld	Vermögen in Bar und Fonds	glied= Zahl
1874—88	\$52,929.83	.....	.....	....
1889	3,740.60	\$1,200.00	.....	....
1890	5,752.60	4,900.00	\$8,643.12	637
1891	5,253.48	5,000.00	8,961.14	752
1892	11,986.49	3,700.00	9,383.98	951
1893	9,054.38	3,700.00	9,476.15	987
1894	8,889.34	3,500.00	9,639.33	1021
1895	9,753.03	6,600.00	9,691.63	943
1896	8,822.75	4,400.00	11,966.62	985
1897	8,437.71	8,600.00	11,979.40	1026
1898	9,352.23	4,700.00	12,190.38	1093
1899	9,363.45	7,300.00	12,887.29	1204
1900	9,220.20	6,700.00	15,197.05	1295
1901	11,654.80	8,800.00	16,500.43	1407
1902	11,537.50	8,100.00	18,430.89	1549
1903	11,972.75	9,000.00	20,216.48	1665
1904	10,503.05	12,000.00	24,087.65	1765
1905	11,392.55	10,225.00	26,840.73	1885
1906	15,341.00	7,650.00	29,393.34	2035
1907	13,578.00	15,725.00	30,706.83	2166
1908	14,134.60	11,700.00	33,426.28	2188
1909	14,576.00	13,800.00	36,153.21	2428
1910	15,002.40	15,400.00	41,416.08	2641
1911	17,199.25	14,900.00	48,214.06	2813
1912	19,829.20	15,200.00	50,492.00	3045
1913	22,242.15	20,300.00	54,152.13	3338
1914	24,458.35	15,500.00	61,079.08	3556
1915	25,522.60	20,500.00	66,643.75	3696
1916	26,963.65	20,500.00	68,487.18	3995
1917	27,550.00	30,300.00	66,877.20	3987
1918	26,043.55	26,600.00	69,299.82	3784
1919	21,256.90	21,700.00	73,632.60	3920
1920	21,162.60	23,650.00	91,932.97	3969
1921	19,551.75	18,500.00	110,221.01	4090
1922	23,162.75	21,250.00	125,895.06	4074
1923	30,543.65	23,000.00	142,072.90	4256
1924	40,268.40	25,000.00	167,820.21	4691
1925	45,621.65	23,000.00	172,085.84	4897
1926	53,612.00	29,000.00	169,705.02	5320
1927	50,875.90	26,500.00	186,545.49	5308
1928	55,509.95	31,500.00	190,963.14	5433
1929	56,116.75	36,000.00	196,154.96	5543
1930	56,374.40	32,250.00	203,990.93	5666
<b>Total</b>	<b>\$946,114.24</b>	<b>\$647,850.00</b>		

Diese Zahlen beweisen wohl deutlicher als Worte, daß der G. U. V. im Vereinswesen Chicagos und des Staates eine her-

### Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

vorragende Rolle gespielt hat und noch einnimmt, gleichzeitig beweisen sie auch, was deutscher Fleiß und Tüchtigkeit erreichen kann. Sicher ist, daß unser Verein wesentlich dazu beigetragen hat, das Ansehen der Deutschen in den Augen der sogenannten Amerikaner zu erhöhen. Hoffen wir, daß der Verein noch lange Jahre besteht, und fortfährt Gutes zu tun.

**Henry von Wackerbarth.**

Henry von Wackerbarth, welcher am 9. Juli 1930 in Chicago nach kurzer, aber schwerer Krankheit starb und am 11. Juli auf dem Roseland Kirchhofe in Chicago zur letzten Ruhe gebettet wurde, war eines der treuesten Mitglieder der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, welcher er sich bereits im Jahre 1900 anschloß. Er hatte solch ein Interesse für die Arbeiten und Ziele der Gesellschaft, daß er schon frühzeitig in den Verwaltungsrat gewählt wurde und mit Rat und Tat den Fortschritt der Gesellschaft in jeder Richtung förderte. Viele seltene historische Bücher, alte Karten und Stadtpläne überwies er der Gesellschaft als Geschenke und war auch stets bemüht, während seiner ausgedehnten Reisen durch die Ver. Staaten neue Mitglieder zu gewinnen.

Um den Charakter und den Mann vollständig verstehen und achten zu können, ist es angebracht, auf seine Herkunft und Abstammung hinzuweisen, da die meisten seiner Charaktereigenschaften und Lebensanschauungen sich von seinen Vorfahren in ihm vererbt hatten.

Henry von Wackerbarth war der Sproß einer uralten niederländischen Adelsfamilie, deren Stammsitz allem Anscheine nach im Bezirk des ehemaligen Bistums Lauenburg gelegen war. Der ritterliche Drang, um des Abenteurers willen zu Felde zu ziehen: sei es gleich auch im Dienste eines landfremden Führers scheint bei den Angehörigen dieses Geschlechts stark ausgeprägt gewesen zu sein. In einem längeren Gedichte (*Der Tag von Hemmingstedt*, 1899 in Berlin veröffentlicht) in welchem Theodor Fontane den Abwehrkampf der freien ditmarsischen Bauernschaft gegen das dänische Einfallsheer und seine Helfer mit wuchtig-poetischer Breite zur Schilderung bringt, finden sich unter der „Blüte der holsteinschen Ritterschaft“, die dort umkam, nicht weniger als 14 Wackerbarte angeführt. Unter Führung des berühmten „Junker Elenz“ wurden diese wagemutigen Ritter, die mit Tausenden von gleichgesinnten adligen Gefolgsleuten aus allen Teilen des Reichs sich zur „großen Garde“ vereint hatten, mit samt dem dänischen Heer-

bann tief in das eingedeichte, von Gräben durchzogene ditmarsische Land gelockt, wo in der Nähe des Ortes Hemmingstedt die Ditmarsen unter ihrem Führer Wolf Siebrand eine mächtige Schanze aufgeworfen hatten. Auf dem marschigen Grund und Boden konnten weder das Meer noch die Ritterschaft freie Beweglichkeit entfalten, und als gar die auffälligen Bauern ihre Meeresschleiche durchstachen und Teile des Landes unter Wasser setzten, war die eingedrungene Kriegsmacht vollends verloren. Die Chronik erzählt, daß „ihrer 20,000 am 17. Februar 1500 vor der Schanze von Hemmingstedt in den Fluten umkamen oder unter den Artgießen der Bauern, die sich mit langen Pfählen über die Gräben schwanzen, auf wenig ritterliche Art ihr Leben lassen mußten.“

Um so glorreicher tritt hingegen die Gestalt eines von Wackerbarth aus demselben Geschlechte im Verlauf des 17. Jahrhunderts in geschichtliche Erscheinung. August Christoph von Wackerbarth gelangte auf seinen Fahrten an den Hof zu Heidelberg. Er trat als Page in die Dienste der Kurfürstin, die eine Tochter Friederichs des Dritten von Dänemark war, und der die ritterliche Wesensart des jungen unbemittelten „Fahrenden“ zusagte; auch ward sie sehr bald auf seine hohe geistige Begabung aufmerksam und ließ ihm aus ihrer Privatschatulle die Mittel zu einer gediegenen Ausbildung zu Teil werden. Wie sein Chronist Trigandern in dem 1738 erschienenen Werke über „Leben und Taten August Christoph's, des heiligen römischen Reiches Grafen von Wackerbarth“ des näheren berichtet, folgte er seiner Herrin zu deren Schwester an den kursächsischen Hof, wo er nach dem Dahinscheiden seiner fürstlichen Gönnerin von den Herrschern des Hauses Wettin weiter in seinen Studien gefördert ward und es ihm durch Beiträge ermöglicht wurde, neben seiner militärischen und staatsmännischen Ausbildung seine außergewöhnliche Begabung für mathematische Wissenschaften sowie Architektur und Ingenieurwesen zu vervollkommen. Schon Johann George der Dritte verhalf ihm zu den Mitteln, Reisen nach fremden Ländern zu unternehmen, um dort Festungsbaufunde und Planentwürfe nach neuzeitlichen Methoden kennen zu lernen.

Seine vielbewegte, glanzvolle Laufbahn ist denn auch im Wesentlichen auf der geschickten Anlagung, Verteidigung sowie Eroberung

feſter Plätze auf den immerwährend wechſelnden Schauplätzen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, der Türkenkriege und des nordiſchen Krieges mit anſteigendem Erfolg gegründet worden. Er verheiratete ſich mit der Witwe des Markgrafen Karl Wilhelm von Brandenburg, welcher ſich als Sohn des großen Kurfürſten wegen eben dieſer Verbindung, die als nicht ebenbürtig galt, von dem Hauſe Brandenburg loſgeſagt hatte. Die Dame, eine geiſtreiche Italienerin Katharina Balbiani aus dem Hauſe Salmour, behielt auch nach ihrer Verheirathung mit von Waderbarth den Titel "Madame de Brandenbourg" hartnäckig bei, zum großen Leidweſen des preußiſchen Königs, der ſich ſogar erbötig gemacht hatte, das Vorrrecht um einen erheblichen Betrag zurückzukaufen.

Die Ehe mit von Waderbarth blieb kinderlos, doch war ein Sohn aus erſter Ehe vorhanden, der bei ſeinem Stiefvater Sohneſtatt vertrat und ſpäter auch den Namen Waderbarth-Salmour annahm.

Die erſte Probe ſeines kriegstechniſchen Könnens legte Waderbarth bei der Belagerung der Feſtung Mainz ab, die im Jahre 1689 nach blutigem Ringen den Franzoſen entriſſen ward. Nach Beendigung dieſes Feldzuges wurde der junge Feſtungsingenieur von dem damals zur Regierung gelangten Kurfürſten Johann Georg dem Vierten neuerdings auf Studienreiſen geſandt, die ihn nach Ungarn und Italien führten. Als bald darauf der Kurfürſt mit dem Tode abging, erhielt Waderbarth von deſſen Bruder und Nachfolger Friedrich Auguſt, den die Geſchichte den Starcken benannt hat, das Oberkommando über das ſächſiſche Kontingent, welches nach Ungarn gegen die Türken ins Feld geſchickt wurde, und dem die Verteidigung Siebenbürgens zufiel. Waderbarth zeichnete ſich dort in den Operationen um Temesvar und in der Schlacht bei Oltatſch aus. Später nahm er an dem Einfall in Livland teil ſowie an allen wechſelbollen Kriegszügen, die mit dem Frieden von Altranſtadt ihren zeitweiligen Abſchluß fanden. Ein Jahr ſpäter finden wir ihn im Heere des Prinzen Eugen, der mit ſeinem Verbündeten, dem Herzog von Marlborough, Frankreich und Bayern in den Rheinlanden bekriegte. Im Jahre 1705 ward von Waderbarth vom Kaiſer Joſeph in den Reichsgrafenſtand erhoben. Im darauffolgenden Jahre leitete er die Verteidigung

von Straßburg. Da eine Hoffnung auf baldigen Entsatz nicht zu erwarten schien, kapitulierte er und geriet auf solche Weise in Gefangenschaft. Er wurde baldigt ausgewechselt und bei seiner Rückkehr zum General-Zeugmeister, General-Intendanten der Zivil- und Militärbauten sowie zum General-Kommissar der Ostseehäfen ernannt. Aber bereits im nächsten Jahre ist er wieder auf dem Schauplatz des Erbfolgekrieges in Holland, wo Prinz Eugen und Marlborough den Franzosen unter Vendome die blutigen Schlachten von Dudenarde und Malplaquet lieferten. Hier war es besonders die Eroberung der wichtigen Feste Nyffel, die seinem Genie zu verdanken war, und für welche ihm der Prinz Eugen auf schmeichelhafte Weise seine Anerkennung aussprach.

Nach einer diplomatischen Mission im Auftrage August's des Starken, die ihn nach Wien an den Kaiserhof führte, reiste er nach Pommern ab, wo inzwischen die Feindseligkeiten mit Karl dem Zwölften von Schweden von neuem ausgebrochen waren. Dort war er der leitende Geist bei der Eroberung des starken Feste Stralsund, wie es neben anderen Quellen ganz besonders aus einem Dankschreiben, das der König von Preußen an ihn richtete, ersehen werden kann. Seine brillante Kriegskunst vermochte es, daß diese Festung, die Wallenstein lange vergeblich belagert hatte ohne sie einnehmen zu können, und von der es im Volksmunde hieß, sie sei „mit Ketten an den Himmel geschlossen“, sich ergeben mußte, und somit der Großmachtstellung Schweden's auf dem europäischen Kontinent ein dauerndes Ende bereitet wurde.

In den daran anschließenden Friedensjahren tritt der Graf von Wackerbarth als Schirmherr der Künste und Wissenschaften und in seiner Eigenschaft als Gouverneur von Dresden bei allen bedeutenden städtischen Anlässen hervor; so besonders bei der Grundsteinlage der berühmten Dresdener Frauenkirche und unzähliger anderer Prachtbauten, die im sächsischen „augustäischen Zeitalter“ zur Errichtung kamen. Er ist auf diesem Gebiete zweifellos als die eigentlich anregende Persönlichkeit zu betrachten, deren feinem Kunstsinne und weisem Einflusse das heutige Dresden die größte Zahl seiner sehenswürdigen Baulichkeiten und Sammlungen zu verdanken hat. Graf Wackerbarth war ein gediegener

Kenner und Sammler von Büchern, wissenschaftlichen Instrumenten, Karten und alten Drucken und Stichen. Als im Januar 1728 der König und der Kronprinz von Preußen beim Dresdener Hofe zu Gaste waren, übernachtete der fremde Herrscher „alter Gewohnheit gemäß“ im Wackerbarth'schen Hause. Kurz nach Mitternacht brach ein Feuer im Dachstuhl aus, welches, da alle verfügbaren Kräfte auf die Unsicherheitbringung des königlichen Gastes gerichtet waren, um sich greifen und das ganze Haus mitsamt der kostbaren Wackerbarth'schen Bibliothek und Sammlungen von Modellen und Instrumenten, und sogar den persönlichen Memoiren des Grafen in Schutt und Asche legen konnte. Wie viel Wertvolles, das Wackerbarth in 40jähriger zielbewußter Sammlertätigkeit zusammengebracht hatte, hierbei verloren ging, läßt sich annähernd einschätzen aus den Versen eines lateinischen Gedichtes und dessen deutscher Uebersetzung, die die Katastrophe zum Gegenstand haben, und in denen die Einäscherung der Alexandrinischen Bibliothek und andere historische Bibliotheksbrände in England, Italien und Deutschland zum Vergleich herbeigezogen werden.

Um den Hochverdienten wenigstens in einer Beziehung über den ungeheuren Verlust zu trösten, gab August der Starke Befehl, sofort die Pläne für ein Wackerbarth-Palais aus Stein festzulegen und sobald als möglich mit dem Bau zu beginnen, mit welchem er seinem Feldherrn ein Geschenk machen wollte. Im Jahre 1730 wurde der greise Kriegesheld mit der Würde eines General-Feldmarschalls von Sachsen und Polen bekleidet.

Schon einige Jahre vordem hatte ihm der Kaiser eine seltene Auszeichnung zu Teil werden lassen, indem er sein Portrait, das rings mit kostbaren Diamanten eingefaßt war, dem Grafen durch reitende Boten von Wien zustellen ließ.

Außer dem Bergschlosse Sedlitz, welches er im Jahre 1719 erworben hatte, besaß der Graf einen Weinberg, der zwischen Dresden und Meissen an der Elbe gelegen ist und unter Reben versteckt ein reizendes Lustschlößchen birgt, dem er den Namen „Wackerbarth's Ruh“ verliehen hat. Dort pflegte er die Gäste, die vom sächsischen oder fremden Höfen ihn aufsuchten, auf wahrhaft königliche Manier zu bewirten.



Er starb am 14. August 1734 an der Wasserfucht und seine Leiche blieb drei Tage lang mit allen Ehren der Dresdener Bevölkerung zur Schau gestellt. Das eigentliche Leichenbegängnis sowie die Beisetzung in der Dorfkirche von Zabltz verliefen, dem ausdrücklichen Wunsche des Verbliebenen entsprechend, in prunklos einfacher Weise. Nur sein Sohn Graf Wackerbarth-Salmour und die Mitglieder seiner ihm treu ergebenen Dienerschaft folgten dem Feldherrn auf seinem letzten Zuge.

Der Großvater Herrn Henry von Wackerbarths wurde im Jahre 1770 geboren und machte sich einen Namen als Schriftsteller. Von seiner Feder rührt eine im Jahre 1821 zu Hamburg verlegte „Geschichte der großen Teutonen“ her, wie weiter „Die früheste Geschichte der Türken bis zur Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453, dann fortgeführt bis zum Tode des Sultans Muhammed im Jahre 1841“, ein Werk, das 1819 in Hamburg herausgegeben wurde. Weiterhin schrieb er die 1829 in Dresden erschienene „Walhalle, oder wunderbare Begebenheiten außerordentlicher Menschen“, in welcher neben zahllosen historischen Vergleichsbetrachtungen auch eine ganze Anzahl „alter Frik“ Anekdoten und Episoden zur Wiedergabe gelangt sind.

Soweit die Familiengeschichte.

Henry von Wackerbarth selbst wurde am 30. Juli 1850 in New York, wo seine Eltern sich niedergelassen hatten, geboren. Dort genoß er natürlich seine erste Jugenderziehung und Vorbereitung für seine spätere geistige Entwicklung. Als der Bürgerkrieg ausbrach, befand er sich mit seinen Eltern (Dr. und Frau Wackerbarth) in St. Louis, um welche Zeit sein Vater sich zur Rückkehr nach Deutschland entschloß, um dort einer schwebenden Erbschaftsangelegenheit besser seine Aufmerksamkeit widmen zu können. Die Eltern blieben dann in Deutschland und einige Jahre später bezog Henry von Wackerbarth die Universität zu Heidelberg und entschied sich nach Beendigung seiner Studien für die Militärkarriere in der badischen Armee. Er trat als Leutnant ins Heer ein und nahm am deutsch-französischen Krieg 1870—71 aktiven Anteil. Er machte alle Phasen der langwierigen Belagerung von Paris als

Frontoffizier mit und da sich ihm nach Friedensschluß, infolge seiner amerikanischen Staatsangehörigkeit, in der deutschen Armee wenig Aussicht auf Beförderung bot, ließ er sich im Jahre 1878 unter Beförderung zum Hauptmannsrang in die britische Armee einreihen. Hier erwarb er sich die höchsten Auszeichnungen in den 1878 und 79 in Südafrika geführten Kriegen gegen die aufständischen Zulu.

Nach seiner Dienstentlassung aus dem britischen Heere schiffte er sich in Kapstadt auf einem Segler zur Reise nach Neu-Orleans ein. Unmittelbar nach seiner Ankunft suchte er seinen dort wohnenden Bruder auf und verweilte längere Zeit bei ihm auf Besuch, dann entschloß er sich zu einer ausgedehnten Schiffsfahrtsreise, auf der er die westindischen Inseln und die südamerikanischen Republiken besuchte. Nach Ablauf dieser Fahrt kehrte er im Jahre 1882 wieder nach Neu-York zurück und fand dort bei der Sanborn Map Co. eine seinen Kenntnissen entsprechende Anstellung. Im Verlauf desselben Jahres noch betraute man ihn nebst einigen anderen Angestellten mit der Errichtung einer Geschäftsfiliale in Chicago. Hier versah er 47 Jahre hindurch in treuer Pflichterfüllung seine Dienste bei der Firma und hatte sich erst ein Jahr des Ruhestandes erfreut, als ihn der Tod ereilte.

Seine große, unzweifelhaft ererbte, Leidenschaft war das Sammeln von Büchern, von denen er eine 17 Tausend Bände fassende Bibliothek im eigenen Heim untergebracht hatte, die von seinem Geschmack, Forschertrieb und vielseitiger Veranlagung das beste Zeugnis ablegt. Als einer liebenswürdigen Insonderheit hat er sich ebenfalls der Sammlung von Spazierstöcken jeden Typs befleißigt, sowie auch der von anderen seltenen Gegenständen aus allen von ihm bereisten Weltgegenden. Daß ihm das Sammeln keineswegs reine Sportsache war, erhellt aus der Tatsache, daß er sich in einer Anzahl literarischer Arbeiten bemüht hat, die empfangenen Reiseeindrücke festzuhalten, zu vertiefen und Anderen zugänglich zu machen. Diese Schriften, die Szenen aus Afrika, Madeira, Süd-Amerika, Florida und der Niagara-Fall Gegend zum Gegenstand haben, lassen sein fein entwickeltes Naturempfinden, seine Lust am Abenteuerlichen und jene gediegene Freude an Kunst-

dingen, die den echten Sammler kennzeichnet, auf's Klarste zum Vorschein treten.

Henry von Wackerbarth führte ein recht schönes, aber auch recht aristokratisches Familienleben in seinem Hause in Beverley Hills, welches so recht an den ritterlichen Gelehrten erinnerte und welches er mit seiner Gattin, Frau Ida geborene Sehnert, der Tochter eines alten Chicagoer Ansiedlers, mit welcher er im Jahre 1886 in den Ehebund trat, und einer Tochter, Fräulein Flora von Wackerbarth, der letzten ihres Stammes, teilte. Hier hatte er ein Heim, welches so recht zu seiner Persönlichkeit paßte und wohin er immer nach seinen Reisen durch das Land mit freudigem Herzen zurückkehrte und in stiller Weise sich der Schätze erfreute, die er in den 80 Jahren seines Lebens gesammelt hatte.

### Professor Julius Goebel.

Am 29. März 1931 verschied in Winnetka, Ill., Professor Julius Goebel im Alter von 73 Jahren nach einem Schlaganfall, herbeigeführt durch ein langwährendes Leiden. Erst im vorhergehenden Herbst war er von Urbana, Illinois, dorthin gezogen, um in der Nähe einer verheirateten Tochter zu leben.

Professor Goebel, welcher die Jahrbücher der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois seit dem Jahre 1912 redigiert hatte, war als einer der bedeutendsten Autoritäten der germanistischen Sprachen in diesem Lande bekannt und als Professor teutonischer Philologie und Litteratur von Tausenden seiner ehemaligen Schüler im ganzen Lande verehrt. Ueber vierzig Jahre war er als Lehrer tätig, an der Harvard, der Johns Hopkins, der Leland Stanford und zuletzt an der Universität von Illinois in Urbana, von welcher letzterer er im Jahre 1926 als Professor Emeritus pensioniert wurde.

Im Jahre 1857 in Frankfurt am Main geboren, kam er kurz nach dem Kriege von 1870 nach Amerika. Er dozierte zuerst an der Johns Hopkins Universität vom Jahre 1885 bis 1888. Vom Jahre 1892 bis 1905 war er Professor der germanistischen Sprachen an der Leland Stanford Universität, welche Stellung er im letztgenannten Jahre nach einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit mit dem Präsidenten der Universität — David Starr Jordan — aufgab. Er erhielt kurz darauf eine Anstellung an der Harvard Universität, welche Stelle ihm von Präsident Eliot auf Empfehlung des Präsidenten Theodore Roosevelt angeboten worden war. Drei Jahre später ging er nach Urbana, Illinois, wo er auch nach seiner Pensionierung bis zum Jahre 1930 sein Heim beibehielt.

Professor Goebel war der Verfasser vieler Bücher, auch als Dichter bekannt, und lieferte zahllose Beiträge für Zeitschriften und Magazine. Unter seinen Kollegen, wie auch in Deutschland, wurde er als einer der besten Goethekenner gewürdigt. Er war ebenfalls Mitbegründer der Modern Language Association und

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

ein eifriger Kämpfer für die Aufrechterhaltung deutscher Kultur in den Vereinigten Staaten.

Auß seinem reichen Leben ist zu erwähnen, daß er vor einer Reihe von Jahren den Rote-Kreuz-Orden seitens der deutschen Regierung für seine Mitarbeit für die Unterstützung seiner notleidenden Stammesgenossen in Europa erhielt. Nach Gründung der Deutschen Akademie in München, Bayern, wurde er als einer der Senatoren dieses Instituts erwählt. Als eine seiner hervorragenden Arbeiten ist die Redaktion des Belletristischen Journals zu nennen, in welchem er Bismarck nach seiner Entlassung als Reichskanzler gegen Kaiser Wilhelm unterstützte. Bismarck's Briefverkehr mit Professor Goebel befindet sich im Besitze seiner Familie. Es sei hier noch erwähnt, daß Präsident Hoover einer der Schüler Professor Goebels an der Stanford Universität war.

An seinem Sterbelager war seine Familie, seine Witwe Kathryn, und sieben Kinder versammelt. Die letzteren sind — Frau Fiske Kimball, Kurator des Museums in Philadelphia, Pa., Frau Jean Beck, Frau des Professors Beck an Bryn Mawr, Pa., Julius Goebel, jr., Professor der Rechtslehre an der Columbia Universität, Frau Rogers Brooks, Washington, D. C., Frau Ferdinand Meyer-Labastille, Buenos Aires, Dr. Walter Goebel von der chemischen Abteilung des Rockefeller Instituts, und Frau Paul Greeley, Gemahlin des Dr. Paul Greeley in Winnetka, Illinois.

Seine sterblichen Reste wurden in Sleepy Hollow, N. Y., beigesetzt.

Im nächsten Jahrbuch wird eine eingehende Würdigung dieses verdienstvollen Mannes von berufener Hand erscheinen.

### Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Im verfloffenen Januar waren es dreißig Jahre seitdem die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois erstmalig mit ihren Bekanntmachungen, den „Geschichtsblättern“, wie die vierteljährlich erscheinenden Vereinspublikationen benannt waren, an die große Öffentlichkeit trat.

Nach Ablauf eines Dezenniums trat mit dem Jahre 1912 ein Jahrbuch an die Stelle der Vierteljahrsschriften, welches als „Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois“ betitelt ward und das leztthin unter dem Namen „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter — German-American Historical Review“ zur Herausgabe gelangt ist. Die Gründung des Jahrbuches wurde in einer Zeitperiode in Angriff genommen, in welcher das amerikanische Deutschtum schwere Kämpfe zu bestehen hatte; doch hat es die Gesellschaft vermocht, allen Mißheiligkeiten und offenen Anfeindungen zum Trotz ihre Fahne hochzuhalten, und sie kann daher mit um so größerem Stolz auf ihr Wirken zurücksehen. Der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois gebührt der Ruhm vor allen anderen, daß sie als Einzige ihre segensreiche Kulturtätigkeit seit der Gründung hat ohne Unterbrechung fortführen können.

Mit dem Strom der Jahre ist die Erinnerung an die bedeutendsten Gründer der Gesellschaft und ihre großen Leistungen in Manchem verblaßt und Vieles droht in Vergessenheit zu geraten, daher muß es doppelt angebracht erscheinen, die Entstehung der Gesellschaft sowie ihre Fortentwicklung in übersichtlicher Fassung darzulegen und damit zugleich einen Aufruf zum Zwecke der Neubelebung des Interesses und zu einer Wiedererweckung des Beteiligungseifers zu verbinden, namentlich mit Hinblick auf die jüngere Generation, der es vorbehalten ist, die Lücken in den Reihen der aussterbenden Alten Garde anzufüllen, damit ihr dies Werk zu Ehren des deutschen Gedankens und deutscher Kultur in seiner ganzen Bedeutung vor Augen treten möge und sie sich williger entschließt, Mitarbeit zur Förderung des idealen Unternehmens zu leisten.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Im Jahre 1900, als der Gedanke zur Begründung einer Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois sich aus den ersten Keimen entwickelt hatte, fanden eingehendere Besprechungen statt im Kreise der Herren Wilhelm Boede, einem hochangesehenen Rechtsanwalt und geistvollem Führer des Deutschtums von Chicago, Herrn Richter Max Eberhardt, der lange Jahre hindurch Friedensrichter im Chicagoer Bezirk und ein äußerst beliebter Dichter und Schriftsteller war, Herrn Dr. G. B. Zimmermann, der sich als hochverdienter Philologe und Volkserzieher einen Namen gemacht hatte, sowie auch Herrn Emil Mannhardt, einem ernstem Forscher und Journalisten, der vordem zu der Illinois Staatszeitung in engster Beziehung gestanden war.

Diese Herren erließen ein Aufruf, in dem auf die Notwendigkeit der Begründung einer historischen Gesellschaft eindringlichst hingewiesen wurde. Der Vorschlag fand einen solchen Anklang, daß bereits am 2. März des gleichen Jahres eine größere Versammlung im Germania Klub-Hause stattfinden konnte, an welcher sich die Herren Wm. Boede, Max Eberhardt, Dr. Zimmermann, Hermann Petersen, Emil Mannhardt, F. B. Kenkel, Levy Meyer, Dr. Philip G. Mathei, Dr. Otto L. Schmidt und Prof. Louis Schutt beteiligten; alles in allem ein glänzendes Aufgebot von Männern, die sich sämtlich einen hervorragenden Namen im städtischen und deutsch-amerikanischen Leben erworben haben. Von ihnen Allen ist nur noch Dr. Otto L. Schmidt in den Geschäften der Gesellschaft aktiv tätig, während der zweite noch überlebende, Herr F. B. Kenkel, der nun in St. Louis ansässig ist, sich dort ebenfalls eines ausgezeichneten Rufes erfreut.

Während dieser Versammlung stellte Herr Dr. Schmidt den Antrag, eine permanente Organisation unter dem Namen "German-American Historical Society of Illinois" zu gründen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und die Herren Boede, Eberhardt, Mathei, Schmidt und Zimmermann beauftragt, die staatliche Incorporation zu veranlassen. Am 21. März desselben Jahres wurde der Gründungsbrief für die Gesellschaft in Springfield, Illinois, vom Staats-Sekretär James A. Roje unterzeichnet, nach welchem die Herren John G. Weiß, Frederic B. Kenkel, F. S.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Dewes, Max Eberhardt, Dr. Phil. S. Matthei, Julius Rosenthal, Dr. Otto L. Schmidt, Wm. Boede, Henry Raab (Belleville) und Lorenz Mattern als erwählte Direktoren der Gesellschaft für das erste Jahr ihres Bestehens angegeben waren.

Am 6. April 1900 fand dann die Organisationsversammlung statt, in welcher die vorgenannten Herren zusammen mit den Herren Lorenz Mattern und Dr. Zimmermann als Mitglieder des Verwaltungsrates, Herr William Boede als Präsident, Max Eberhardt als 1. Vize-Präsident, Dr. Zimmermann als 2. Vize-Präsident, Max Klappenbach als Finanzsekretär, C. S. Plauß als Schatzmeister und Herr Emil Mannhardt als Schriftführer erwählt wurden.

Nun begann eine rastlose Tätigkeit. Am 23. Mai desselben Jahres fand die erste öffentliche Versammlung statt, in welcher Herr Boede den Wert, die Zwecke und Ziele deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung in vollendeter Form zum Vortrag brachte. Die Rede fand großen Beifall und es war damals verhältnismäßig leicht, Mitglieder zu gewinnen, weil die Bewegung großes Interesse in den religiösen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Kreisen erweckt hatte und sich allenthalben Hilfskomitees bildeten, um die Arbeit zu unterstützen. Gegen Ende September des Jahres konnte die Gesellschaft bereits 196 Mitglieder allein in Chicago aufweisen.

Die erste Nummer der „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“, wie sie Januar 1901, als Ausgabe der zuerst geplanten Vierteljahrsschrift erschien, wurde überall mit Freuden begrüßt und gingen Glückwunschschreiben aus allen Kreisen des Landes und von Deutschland ein. Diese Nummer zeigte 310 Mitglieder in Chicago, 58 in Quincy, 31 in Belleville, 29 in Peoria, 12 in Freeport, 10 in Lincoln und 28 in anderen Orten des Staates und 12 in anderen Teilen der Ver. Staaten, im Ganzen 490 zahlende Mitglieder.

Von diesen sind heute nur noch Herr Dr. Schmidt und die Herren Henry Bartholomay, Albert F. Madlener, August Blum, F. S. Brammer, Emil Eitel, Karl Eitel, Chas. S. Fleischer, Herman Sachmeister, Dr. Jacques Solinger, Wilhelm Mannhardt, Richard C. Schmidt, Max L. Reich und W. F. Zimmermann unter den Lebenden.



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Um das gewünschte Forschungsmaterial zu erhalten und zu vervollständigen, wurden Fragebogen an alle Kirchengemeinden, Gesang- und Turnvereine und andere deutsche Vereinigungen in Illinois, Wisconsin, Iowa, Missouri und Indiana ausgesandt, wie auch Verbindungen mit anderen Gesellschaften geschaffen, die sich mit geschichtlicher Forschung befaßten. Herr Mannhardt, der unermüdlche Forscher, bearbeitete das so einkommende Material für seine Artikel, welche in der Vierteljahrschrift veröffentlicht wurden, wie auch in seinem Hauptwerk: „Deutsche und Deutsche Nachkommen in Illinois“, eine Arbeit, die er wohl vollendete, deren letzter Teil jedoch durch ein unaufgeklärtes Ereignis, nach seinem Tode, als die Gesellschaft mit der Herausgabe eines Jahrbuches begann und den Drucker wechselte, nicht veröffentlicht wurde.

Das deutsche Judentum Chicago's nahm großes Interesse an den Arbeiten der Gesellschaft und hielt Herr Rabbi Dr. Schreiber einen interessanten Vortrag über das deutsche Judentum der Stadt Chicago, und hatte auch verschiedene seiner Arbeiten über dasselbe Objekt zur Veröffentlichung in der Vierteljahrschrift geliefert, welche eine Fundgrube für weitere Forschung auf diesem Felde schaffte und welches dann im Jahre 1914 durch einen längeren Artikel von Herrn Herrn. Eliajoff vervollständigt wurde. Der sehr vollständige Artikel über das deutsche Judentum der Ver. Staaten mit besonderer Berücksichtigung der Chicagoer Judentums wurde in unserem Jahrbuch veröffentlicht.

Die Vierteljahrschrift hatte in der Zwischenzeit solch einen Auf erworben, daß Herren, wie Prof. Benjamin Terry von der Chicago Universität bereitwilligst ihre Mitarbeit zusagten, und so hielt derselbe in der Jahresversammlung vom 12. Februar 1902 einen Vortrag vor der Gesellschaft über „The Clayton Amendment to the Homestead Bill and the German Vote“, welcher Vortrag, wie späterhin noch einige weitere in den Vierteljahrschriften veröffentlicht wurde. Im selben Jahre hielt auch Herr G. A. Rattermann von Cincinnati, der Nestor der deutsch-amerikanischen Geschichtsforscher, einen Vortrag über die politischen und gesellschaftlichen Zustände, besonders diejenigen in Illinois von 1840 bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges. Im Anschluß hieran sei bemerkt,

daß auf Anregung des Herrn Rattermann eine Vereinbarung betreffs einer Veröffentlichung der Biographie Gustave Körner's getroffen wurde.

Am 12. Februar 1904 hielt Herr Professor J. Hanno Deiler von der Tulane Universität über das deutsche Element in Louisiana vor der Gesellschaft einen Vortrag, als dieselbe in den Räumen der Chicago Historical Society zu diesem Zweck versammelt war. Den größten Erfolg hatte die Gesellschaft durch ihre Versammlung vom 12. Februar 1906, in welcher Herr Professor Hermann Onden einen eingehenden Vortrag über die Rolle der Deutschen als Wandervolk in der Weltgeschichte hielt, die, wie auch eine bei derselben Gelegenheit gehaltenen Ansprache des 1. Vize-Präsidenten Max Eberhardt in der Vierteljahrschrift veröffentlicht wurde.

Im Jahre 1905 hielt Herr Professor J. Franklin Jameson von der Chicago Universität einen Vortrag über die Entwicklung der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten. Am 12. Februar 1907 sprach Prof. Everts B. Greene von der Staats-Universität in Urbana über Gustave Körner als den Typ deutsch-amerikanischer Staatsmänner, daran schloß sich ein Vortrag des Herrn Otto C. Schneider über „Lincoln und die Deutschen“. Der letzte öffentliche Vortrag in dieser Beziehung wurde im Jahre 1908 von Herrn Professor Paul E. Clemen von der Universität in Bonn, Deutschland, gehalten.

Im Jahre 1907 erlitt die Gesellschaft einen schweren Verlust durch den plötzlichen Tod ihres Präsidenten, Wilhelm Boede, welcher am 7. Mai nach langjährigem Leiden aus dem Leben schied. Herr Boede war einer der Ersten, die die Gründung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois veranlaßten und während all dieser Jahre ihres Bestehens war er einer der Eifrigsten, die sich an der Arbeit beteiligten. Er hatte schon im vorhergehenden Jahre eine Wiedererwählung als Präsident abgelehnt und war als sein Nachfolger Herr Richter Max Eberhardt erwählt worden.

Es würde zu weit führen, auf alle Versammlungen und Einzelvorträge weiter einzugehen, doch sei hier bemerkt, daß durch die Veröffentlichung der „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“,

deren Spalten auch die gehaltenen Vorträge und weitere Berichte und eingefandte Artikel brachten, die Gesellschaft weit und breit bekannt wurde. Wie dieselbe anerkannt wurde, geht aus einigen der Zuschriften hervor, welche nachfolgend angeführt sind.

So schrieb zum Beispiel Herr Rattermann zur Gründung der Gesellschaft, wie folgt:

„Es giebt doch noch Ueberraschungen in dieser eintönig hastigen Zeit. Eine der schönsten und für mich erfreulichsten Ueberraschungen ist die Mitteilung, die Sie mir machten, daß in Ihrer Stadt eine Deutscher Historischer Verein für Illinois und den Westen in's Leben gerufen wurde, dessen Aufgabe es sein soll, die Quellen für eine künftige Geschichte des deutschen Elements in Ihrem Staate und darüber hinaus, so weit wie dessen Wirkungskreis sich erstrecken wird, zu öffnen und das Material für eine Kulturgeschichte desselben zu sammeln.

Seit länger als einem Vierteljahrhundert auf diesem Felde tätig, mußte ich es mit Bedauern sehen, daß unter den Deutschen unseres Adoptiv-Vaterlandes eine betäubende Erschlaffung für die Erhaltung der Kenntnis ihrer Geschichte, ihres eigenen Selbsts, eingerissen ist, welche droht, sie in gänzliche Vergessenheit zu begraben. Ist denn das Leben des individuellen Menschen nur wert, daß es für den Tag dauert, den er auf Erden wandelt? Sind wir Deutschen wirklich nur der Dünger, mit dem das anglo-amerikanische und kelto-amerikanische Element sich zum üppigen Wachstum nährt?

Zählen wir die Blutstropfen, welche im amerikanischen Volke rinnen, so wissen wir mathematisch genau, daß das deutsche Element, dem des Angelsachsen und Kelten bereits weit überlegen ist, aber in Bezug auf sein geistiges Leben, da sinkt es, in Folge seiner eigenen Lässigkeit, tief unter beide hinab. Hat denn nur der physische Mensch und nicht auch die Seele dieser dereinstig großen KulturNation ihren Werth? Und wer soll die Volksseele in der Geschichte zukünftig wägen und messen, wenn wir nicht selbst bestrebt sind, unseren Anteil daran für die Zukunft festzustellen?

Man verlasse sich nicht darauf, daß andere das für uns tun werden, was wir selbst unterlassen. Die übrigen Elemente sind

hegemon und eifrig tätig, alles für sich zu beanspruchen, und das deutsche Aschenbrödel wird mit den weggeworfenen Krumen gespeist, die sie von ihrem Tische fallen lassen. Nicht nur das, sondern sie rauben in der Geschichte ihnen frech ihr Eigentum und geben es als das ihrige aus. Da wird z. B. aus der Deutschen Maria Ludwig (berühmt in der Revolutionsgeschichte als Moll Pitcher in der Schlacht von Monmouth) flugs eine Irländerin, aus dem Helden von Fort Moultrie, Sergeant Jasper, dessen Eltern aus Cleve eingewandert waren, ein Schottländer, und aus Franz Hüger, welcher Dr. Justus Erich Bollmann behilflich war, Lafayette aus der Festung Olmütz zu befreien, ein angelsächsischer Francis Hüger, etc. Diese Beispiele sind zu Hunderten nachzuweisen. O, daß die Deutschen so selbstvergessen sind, ihren wahren Anteil zu fordern! Wenn sie sich nur selber helfen wollten, würde ihnen sicher geholfen sein.

Die Aufgabe, welche Sie sich stellen, wird keine leichte sein, wie ich aus Erfahrung weiß. Aber lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen und ein stolzer Erfolg wird Ihr Werk krönen. Diese Arbeit könnte ganz bedeutend erleichtert werden, wenn in jedem Ort nur ein Mann sich der Mühe unterziehen wollte, bei den intelligenteren unter den älteren Nachbarn um deren Erlebnisse sich zu kümmern und dann die so gesammelten Mitteilungen einzusenden. Es ist nicht nötig, daß diese Mitteilungen in hochtönenden Phrasen gefaßt werden die schlichte, einfache Erzählung ist immer vorzuziehen. Was aber berichtet wird, muß streng wahr, und mit so genauen Daten versehen sein, wie möglich. Dokumentarische Belege sind stets willkommen.

Wo immer eine größere Anzahl Deutscher beisammen wohnt, da giebt es auch deutsche Gemeinden, Schulen und Vereine, da sind deutsche Pfarrer und Priester und Lehrer, Ärzte und sonstige Berufspersonen, u. s. w. Diesen müßte es schon ihres Amtes halber eine selbstverständliche Aufgabe sein, wöchentlich oder monatlich ein kleines Stündchen diesem Zwecke zu opfern. Welch' eine reiche Quelle der Geschichte würde da fließen! Ich sehe dabei von einer konfessionellen oder politischen Richtung ab. Diese kann dadurch keineswegs beeinträchtigt oder geschädigt werden, daß man das

Leben und Streben innerhalb und außerhalb der Gemeinden und Gesellschaften berichtet. Das subjektive Wirken derselben braucht dabei nicht berührt zu werden, das bleibt den einzelnen Konfessionen und Gemeinden u. s. w. vorbehalten. Aber die Menschen sind doch auch etwas, und was diese im gesellschaftlichen Leben betrifft, da berühren sich alle mehr oder minder, neben der Religion, ohne Proselytenmacherei.

Man hat mich früher des öfteren aufgefordert, die Geschichte des deutschen Elementes in den Vereinigten Staaten zu schreiben. Ich habe diese Aufforderung stets mit den Worten abgelehnt, daß die Quellen einer solchen Geschichte noch nicht bloßgelegt seien und daß jeder Versuch in dieser Richtung nur ein Stückwerk abgeben würde. Man kann keinen stolzen Tempel bauen, wenn nicht vorher alle nötigen Bausteine beschaffen und vorbereitet sind.

Da tritt nun Ihr Verein in die Schranken, um mindestens einen Teil dieses Materials zu liefern, um ein Lücke zu füllen, soweit das Ziel Ihrer Gesellschaft reichen wird. Für Ihren Staat und den Westen ist heute die Säezeit, indem überall noch die Körner gesammelt werden können, die in wenigen Jahren, wenn das Gras die Gräber der Pioniere deckt, auf immer für die Ernte verloren sind. Aus diesem Grunde heiße ich Ihren Verein und sein Unternehmen freudig willkommen.

Ihr G. A. Rattermann."

Der in Davenport in Iowa erscheinende „Davenport Democrat“, dessen Redakteur, Herr Dr. Richter, selbst ein eifriger Geschichtsforscher war, schrieb bei Besprechung des Januarheftes der „Geschichtsblätter“ vom Januar 1907, wie folgt:

„Die Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“, welche vierteljährlich von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft herausgegeben werden, haben mit der vorliegenden Januar-Nummer bereits ihren siebenten Jahrgang begonnen. Daß eine derartige Zeitschrift so lange bestehen konnte und dabei auch alle Anzeichen besitzt, die auf eine weitere gute Zukunft schließen lassen, ist nicht nur ein redender Beweis für den Eifer und die Opferwilligkeit der Mitglieder seiner Gesellschaft, sondern scheint auch zu beweisen, daß für sie ein wirkliches Bedürfnis vorhanden ist.

Schon jetzt enthalten die Bände der Historischen Gesellschaft eine große Fülle von Material über die Pionierzeit dieses Landes und namentlich des Westens, welches dadurch vor dem Verlorengehen und Vergessenwerden bewahrt wurde, und für eine von kundiger Hand zu bearbeitende Geschichte der Deutschen im amerikanischen Westen von unschätzbarem Werte ist."

Herr Wilhelm Kaufmann, welcher seiner Zeit der Haupteigentümer und Redakteur des „Cleveland Wächter und Anzeiger“ und Mitbegründer der Chicagoer „Abendpost“ war, schrieb damals an den Sekretär der Gesellschaft, wie folgt:

„Ich habe mich recht gefreut über ihre „Geschichtsblätter“. Sie bilden eine würdige Fortsetzung des „Pionier“ und übertreffen denselben in mancher Beziehung.“

Aber trotz aller Erfolge in dieser Beziehung und aller Anerkennung von berufener Seite, litt die Gesellschaft, wie das ja in den meisten Fällen bei deutsch-amerikanischen Gesellschaften der Fall ist, an einer beständigen Finanznot. Es kostete immer größere Anstrengungen, die nötigen Mittel für die Veröffentlichung der Vierteljahrsschrift und andere nötigen Ausgaben für die Fortsetzung der Arbeit aufzutreiben, was nur durch die Großzügigkeit einiger Mitglieder möglich wurde, worunter unter anderen Herr Otto E. Schneider nicht vergessen werden darf, der im Jahre 1908 zum Präsidenten der Gesellschaft erwählt wurde, nachdem Herr Eberhardt eine Wiederwahl abgelehnt hatte. Herr Schneider war damals Präsident der Chicagoer Schulbehörde, welchem Amte er viel seiner wertvollen Zeit widmen mußte, und daher für die Gesellschaft nicht in dem Maße tätig sein konnte, wie es Herr Boede gewesen war.

Herr Mannhardt, der ewig emsige und aufopfernde Schriftleiter, setzte jedoch seine Arbeit unermüdet fort, bis ihm am 9. April 1911 der Tod die Feder aus der Hand nahm. Mit ihm schied der wirklich aktive Geist aus dem Kreise der Freunde deutscher Geschichtsforschung in Illinois. Tief wurde sein Verlust von den Mitgliedern der Gesellschaft empfunden; doch Dr. Schmidt, welcher im Jahre 1910 zum Präsidenten der Gesellschaft erwählt worden war, war nicht bereit die Arbeit aufzugeben, und auf Ein-

ladung des Präsidenten nahm der Schreiber dieses die Arbeit dort auf, wo sie von dem verstorbenen Schriftführer aufgegeben werden mußte.

Herr C. W. Kalb, ein Mitglied des Direktorenrates, nahm das Amt des Schriftführers pro tem an. Mit Hilfe des Herrn S. A. Kattermann und einigen andere Freunden wurde die Vierteljahrsschrift für April, Juli und Oktober wie gewohnt herausgegeben. In der Zwischenzeit wurde in einer Sonderversammlung beschlossen, von der Veröffentlichung einer Vierteljahrsschrift fernhin abzusehen und an deren Stelle ein Jahrbuch herauszugeben, dessen Schriftleitung Herr Prof. Julius Goebel von der Germanistischen Abteilung der Universität von Illinois sich zu übernehmen erbot.

Damit trat die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois in eine neue Arbeitsperiode ein, durch die der Ruf der Gesellschaft sich bald in alle Universitätskreise verbreitete. Das erste Jahrbuch, welches im Jahre 1912 herauskam, wurde als ein Prachtwerk aufgenommen, es ist überaus reich an historischem Inhalt und geziemt es sich daher wohl, näher auf diese Ausgabe einzugehen. Der Titel des Buches, welches 600 Seiten zählt, lautet: „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Julius Goebel, Professor an der Staatsuniversität von Illinois. Jahrgang 1912 (Vol. XII)“. Das Jahrbuch ist mit einer Vorrede versehen, welche hiermit im Wortlaut wiedergegeben ist:

„Indem die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ hiermit zum ersten Male als Jahrbuch erscheinen, ist es vielleicht am Platze einige Worte über die vollzogene Umwandlung zu sagen.

So verdienstvoll und fördernd die Zeitschriften wie „Der Deutsche Pionier“, das „Deutsch-Amerikanische Magazin“, die „Americana-Germanica“ und ihre Fortsetzung, die „German-American Annals“, sowie andere Publikationen auch gewesen sind, so hat es der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung bisher doch an einem Organe gefehlt, in dem auch größere Arbeiten, Quellen und Urkunden als abgeschlossenes Ganze hätten gebracht werden

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

können. Der Wunsch diesem Mangel abzuhelpfen und den Forschern einen Sammelpunkt für ihre Arbeiten zu schaffen, hat die Veränderung in der Form der Geschichtsblätter veranlaßt.

Amerikanische Historiker haben der deutsch-amerikanischen Geschichtsforschung häufig und vielleicht mit gewissem Rechte den Vorwurf des Dillettantismus gemacht, der, anstatt neue Erkenntnisse zu bringen, immer wieder Altbekanntes wiederhole. Wir können ihnen darauf entgegenhalten, daß sie das völkische Problem, das wichtigste der Amerikanischen Geschichtsschreibung, bisher überhaupt nicht gesehen haben.

Die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ setzen es sich zur Aufgabe, den Beitrag des deutschen Volksteils zur amerikanischen Geschichte und zur werdenden Kultur dieses Landes auf Grund wissenschaftlicher Forschung nach allen Seiten hin festzustellen. Und an alle Geschichtsforscher, deutsche wie amerikanische, richten wir hiermit die freundliche Einladung, unser neues Jahrbuch als die Stätte zu betrachten, wo ihre Arbeiten willkommene Aufnahme finden.“

Der erste Artikel dieses Jahrbuches: Christoph von Graffenried and the Founding of New Bern, N. C., von Vincent S. Todd, Ph. D., Professor in Greenbille College, Illinois, war in Inhalt und Durcharbeitung eine Offenbarung und wurde dieser Artikel in mannigfacher Bearbeitung von vielen Seiten aufgegriffen und zur Grundlage weiterer Forschungen gemacht. Die von Graffenried Familie, die heute noch vielverzweigt im Osten und Süden des Landes lebt, sah sich dadurch veranlaßt, eine ausführliche Geschichte der von Graffenried-Familie zu veröffentlichen.

Der zweite Artikel: „Briefe deutscher Auswanderer aus dem Jahre 1709“, bearbeitet von Herrn Professor Goebel selbst, war ebenfalls eine hervorragende Arbeit von größter Wichtigkeit, die großen Wiederhall in allen Kreisen deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung fand.

Der dritte Artikel: „Die erste Deutsche Einwanderung in das Mississippital. Eine kritische Würdigung“, von Prof. Dr. Alexander Franz — Frankfurt a. M., war eine wirkliche Forscherarbeit,



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

die in dieser Beziehung neue Aufschlüsse brachte und Bahnen anregte, die von späteren Forschern verfolgt werden konnten.

„Der Deutsch-Amerikanische Journalismus und seine Verbreitung von 1800 bis zur Einwanderung der sogenannten Dreißiger“, „Anfänge der Musik und des Gesanges in den Ver. Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“, „Christian Effelen“, „Pastorius und die Gründung von Germantown, Pa.“ und „Deutschland's Franklin gegen puritanische Kopfhängerei“ — alle aus der Feder von G. A. Rattermann, rührten wie ein Märchen aus alter Zeit an die Herzen aller Deutsch-Amerikaner.

„The Germans of Chicago and Stephen A. Douglas in 1854“, von F. J. Herriott von der Drake Universität, Des Moines, Iowa, einem Manne kanadisch-französischer Abstammung, war äußerst wertvoll in jeder Beziehung und verdiente die höchste Anerkennung aller klar denkenden Geschichtsforscher, indem mit der Schrift eine neue Phase deutsch-amerikanischen Einflusses auf das soziale und politische Leben Amerikas dargelegt wurde. In weiteren Artikeln dieses höchst verdienstvollen Mannes auf dem Gebiete deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung, wird der große Einfluß betont, durch den sich deutsche Geistesauffassung hier in Amerika auf allen Gebieten bemerkbar gemacht hat.

„Der holländisch-deutsche Zweig der Familie Washington und einige Washington-Dokumente“ von Curt Joseph Kirch, „A Political Prophecy of the Forty-Eighters in America“ by Julius Goebel Junior, „Die Anfänge deutscher Einwanderung in Nordamerika“ von Otto Lohr, „Lincoln and German Patriotism“ von Paul Selby, „Quincy's Gründung und das deutsche Element in der Entwicklung der Stadt“ von Heinrich Bornmann, „Neu-Östfriesland, jetzt Golden, Illinois“ von G. S. Emminga, „Neueste historische Erscheinungen in der deutsch-amerikanischen Literatur“ von Wilhelm A. Fritsch, und „Art and National Culture“ von Professor Goebel sind die anderen ausgezeichneten Artikel, welche in diesem ersten Jahrbuch enthalten waren, welches wie ein Sturmfeuer allen Widerspruch gegen diese Form der Veröffentlichung unserer Geschichtsblätter wegfegte.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Das zweite Jahrbuch, veröffentlicht im Jahre 1913, brachte als Einführungsartikel "The Life and Works of Therese Robinson (Talvi)" von Irma E. Voigt. Dieser Artikel hatte den gleichen durchschlagenden Erfolg, wie der Hauptartikel des ersten Jahrbuchs.

Herr Professor Goebel konnte in seinem Vorwort zu diesem zweiten Jahrbuch anführen, daß unser Bemühen dem deutschen Anteil an der Geschichte Amerikas die gebührende Anerkennung zu verschaffen, nicht ohne Wirkung geblieben sei. Die Verfasser wie die Verleger der Schulbücher für amerikanische Geschichte haben sich seitdem immer williger gezeigt, den deutsch-amerikanischen Verdiensten um die Entwicklung dieses Landes gerecht zu werden, und es steht daher zu hoffen, daß in nicht allzuferner Zukunft unsere Kinder nicht nur von „Puritanern“ und „Kavalieren“, sondern endlich auch von Deutschen in den Schulen hören werden.

„Jakob Leisler“ von Albert J. W. Kern, „Neue Dokumente zur Geschichte der Massenauswanderung im Jahre 1709“ von Professor Goebel, "The Germans of Iowa and the 'Two Year' Amendment of Massachusetts" von Prof. F. J. Harriott, und „Aus dem Tagebuch eines Achtundvierzigers“ (Dr. Enna Sander) von Otto Selter, waren die weiteren gründlichen Arbeiten, welche das Jahrbuch brachte.

Das Jahrbuch 1914 war wiederum ein erfolgreiches Aufbauwerk. Es enthielt die folgenden Artikel: „Follenbriefe“ von Herman Haupt, „Deutschamerikanische Dichter und Dichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts“ von H. A. Rattermann, "German-American Jews" von Herman Eliassof, „Das Deutschamerikanertum vor hundert Jahren und der Krieg von 1812“ von Otto Lohr, "The Germans in the Gubernatorial Campaign of Iowa in 1859" von F. J. Harriott, "The Influence of Richard Wagner in America" von Viola E. Knoche, alles Titel die genügen sollten, den Wert des Inhaltes klar hervorzuheben.

In den Jahrbüchern für 1915 und 1916 erschienen Artikel, wie „Francis Lieber“ von Ernest Brunden, „Karl Heinzen, Reformers, Poet und Literary Critic“ von Paul Otto Schimerer, „Die Deutschen und die Amerikaner“ von Karl Heinzen, "The

Premises and Significance of Abraham Lincoln's Letter to Theodor Canisius" von J. J. Gerriott, „Ein unveröffentlichter Brief von Paul Follen“, „Karl Follen, A Biographical Study" von G. W. Spindler, „The Cause of Freedom in our Country" von Karl Follen, zwei Artikel zur Geschichte der frühesten deutschen Ansiedlungen in Illinois von G. E. Engelmann, und „The German-Element in the State of Colorado" von Mildred S. McArthur.

Nach dem Jahrbuch für 1917, in welchem „Amerikanische Feldzüge 1777—1783. Tagebuch von Johann Conrad Döhla" und „An Important European Commission to Investigate American Emigration Conditions (1917-1818)" von Max J. Kohler als Hauptartikel erschienen, mußte infolge der durch den Kriegsausbruch verursachten Verhältnisse, besonders aber aus finanziellen Gründen eine Minderung in der Veröffentlichung der Jahrbücher eintreten und die Bände 1918—1919, 1920—1921, 1922—1923, 1924—1925, 1926—1927 als Doppelbände erscheinen, doch wurde auch in ihnen das Prinzip festgehalten, den Wert des deutschen Einflusses auf das amerikanische Volksleben nach Kräften zu verbreiten. So erschien in diesen Bänden eine Art von Selbstbiographie von G. A. Rattermann (Nus G. A. Rattermann's Leben), „A Neglected Factor in the Anti-Slavery Triumph in Iowa in 1854" von Gerriott, „Auszüge aus Tagebüchern hessischer Offiziere“, „Protokoll des hessischen Feldpredigers G. E. Cöster“, „Peter Hasenclever, ein deutscher Kaufmann des 18. Jahrhunderts" von Prof. Dr. Adolf Hasenclever, „Texanisches Tagebuch" von Gustav Dresel, „Zum Gedächtnis Karl Follen's" von Prof. Dr. Herm. Haupt, „Die Gründung einer Deutsch-Amerikanischen Universität. Eine Denkschrift von Karl Follen“, „German-American Poetry—A Contribution to Colonial Literature" von W. A. Uhlenborn, „Amerika in der Phantasie deutscher Dichter" von Dr. Gerhard Desczyl, „German-American Political Thought" von Julius Goebel, „Lessons of a Century" von Karl Feigen.

Der Band 1926—1927 war Bernhard Ziehn gewidmet, einem Musiktheoretiker, dessen Ruf über die ganze Welt verbreitet war.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Der folgende Band, Jahrgang 1927—1928, brachte „Tagebuch des hessischen Offiziers Heinrich von Bardeleben“, „Aus meinem Leben während der Gefangenschaft unter den Conföderierten in Texas“ von Otto Rein, „Friedrich List in Amerika“ von William Noz, „A Letter from a German Jew to the President of America“ von Edwin S. Zehdel, „Ein ungedruckter Brief von Friedrich Gerstäcker“ von A. E. Luffh, „Zur Geschichte des Deutschtums von New Haven“ von Chas. F. Bollmann, „Some Practical Influences of German Thought upon the United States“ von Andrew D. White, „Franz Daniel Pastorius“ von Emil Doerenburg.

Das Jahrbuch 1929 war Karl Schurz gewidmet, während das Jahrbuch 1930 zu einer Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Geburtstags von Baron Friedrich Wilhelm von Steuben gestaltet war, wiewohl es daneben auch eine Berücksichtigung von Conrad Weise von der Feder Professor Goebel's brachte.

Aus dem hier angeführten Inhalt der verschiedenen Jahrbücher und den angegebenen Titeln geht zur Genüge hervor, welche reiche Fülle deutsch-amerikanischer Geschichte und Kultur hierin geboten wurde, eine Wertleistung, welche nicht hoch genug eingeschlagen werden kann.

Wie die Jahrbücher und unsere Geschichtsblätter hier und in Europa aufgenommen wurden, geht aus den nachfolgenden Kritiken hervor:

Herr Professor Hermann Duden, der berühmte und weltbekannte deutsche Historiker, veröffentlichte im Jahre 1923 seine Anerkennung über die Jahrbücher 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917 und 1918—19, welche er erst damals, lange nach Abschluß des Krieges erhalten hatte, in markantester Weise. Er begann seinen Gruß an die Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter mit den folgenden Erklärungen:

Wie fast alle Dinge der Welt, werden auch die Bände dieser historischen Zeitschrift der Deutschamerikaner, die zumeist erst nach dem Kriege über den Ozean zu uns herübergekommen sind, unter dem Gesichtspunkte der Kriegswirkungen in die Hand genommen,

die unser nationales Leben auch in seinen entferntesten und von uns längst abgelösten Ausläufern tiefgreifend beeinflusst haben.

Die Deutschamerikaner haben immer das richtige Gefühl gehabt, daß ihre Existenz an die sorgsame Pflege der historischen Grundlagen und Zusammenhänge gebunden ist, aus denen sie hervorgegangen sind. Und wenn sich dieses historische Interesse naturgemäß zuerst um das Lokale, das Provinzielle, das Persönliche sammelte, und dabei allerhand Sünden des Dilettantismus, mehr guten Willen als schöpferische Kraft mit sich schleppte, so gelang es doch mit der Zeit, ein höheres Niveau zu ersteigen und sich der eigentlichen Aufgabe bewußt zu werden, den deutschen Anteil an dem geistigen, wirtschaftlichen und politischen Aufbau der Vereinigten Staaten in seinem großen geschichtlichen Zusammenhänge zu erforschen und sowohl den alten wie den neuen Landsleuten gegenüber die Bedeutung dieser Leistung zur Geltung zu bringen. Diese Bestrebungen sind zuerst in dem vortrefflichen zweibändigen Werke von Professor M. B. Faust, "The German Element in the United States" zu einem gewissen Abschluß gekommen. Ihr Erfolg ist immer begrenzt geblieben. Man kann nicht sagen, daß die historische Wissenschaft bei uns sich viel um sie bekümmert oder daß das historische Empfinden der Nation diese Dinge etwa besonders gepflegt hätte; die deutsche Saat stand hier im Mittelpunkte und überschattete das deutsche Volk und seine Zweige, die im Ablauf der Zeiten aus diesem Staate herausgewachsen waren; der Begriff der Volksgeschichte als solcher hat ja eine große historiographische Leistung, in der es sich hätte durchsetzen können, überhaupt noch nicht bei uns zu erzeugen vermocht. Auf der anderen Seite hat die amerikanische Geschichtsschreibung ganz überwiegend einen anscheinend natürlichen Instinkt, die einzelnen nichtenglischen Einflüsse im Aufbau des Staates und Geistes zugunsten derjenigen Kräfte zurückzuschieben, die der jungen Nation in Sprache und Kultur den entscheidenden Stempel aufgeprägt haben. Selbst ein Buch wie die empfehlenswerte „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“ von Friedrich Ludwaldt wird, bei allen ihren Verdiensten, dem Gesichtspunkt des deutschen Anteils viel weniger gerecht, als man es gerade von einem Deutschen, der für Deutsche

schreibt, erwarten sollte — wie sie denn überhaupt die politischen Vorgänge und Persönlichkeiten des Vordergrundes auf Kosten einer Analyse auch der geistigen Triebkräfte und der sozialen Struktur der Amerikaner bevorzugt und dabei die amerikanische Atmosphäre als das geheimnisvolle Fluidum, das drüben Menschen und Dinge gestaltet, nicht eigentlich zur lebendigen Anschaulichkeit bringt.

So erscheint es mir berechtigt, auf die einzige historische Zeitschrift von Bedeutung, die die Deutschamerikaner besitzen, aufmerksam zu machen. Das Jahrbuch unter der opferwilligen Leitung von Dr. Otto L. Schmidt in Chicago stehenden Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois hat in dem letzten Jahrzehnt, seit der Uebernahme der Redaktion durch Professor Julius Goebel in Urbana, das Beste getan, um das historische Verständnis der Deutschamerikaner in einem höheren Sinne zu fördern und damit beiden Völkern zu dienen. Die Gesellschaft und ihr Unternehmen haben es während des Krieges nicht leicht gehabt, aber ihre letzten Bände zeigen, daß sie nicht kapituliert hat, sondern tapfer und beharrlich an ihrer Aufgabe festhält, ganz aus eigener Kraft und ohne irgend einen Rückhalt, wie er sich bei uns darbietet. Das Gefühl, das überhaupt in Amerika viel lebendiger ist als man in der alten Welt annimmt: wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, verbindet sich mit der richtigen Erkenntnis, ohne die Pflege der historischen Verbindungslinien widerstandslos von Tendenzen anderen Ursprungs überwältigt zu werden. Allen diesen Arbeiten ist das gemeinsam, daß sie zugleich der deutschen und der amerikanischen Geschichte angehören, und wer sich bei uns unter dem letzten Gesichtspunkt als fernabstehend betrachtet, sollte sich klar machen, daß es sich zugleich um ein Stück deutscher Volksgeschichte handelt. Man glaube nur nicht, daß es sich allein um amerikanische Lokalhistorie einer kleinen, doch schließlich zusammenschmelzenden Schicht handle, sondern die Dinge haben im Rahmen unseres ganzen nationalen Schicksals ihre tiefere Bedeutung: sie sind zum mindesten auch „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Spiegelbilder unseres eigenen Daseins, dessen was wir als Nation vermochten und nicht vermochten; die Tragödie unserer politischen

Existenz im 17. und 18. Jahrhundert wird in ihnen so gut sichtbar wie die geistigen Möglichkeiten, die in uns schlummerten."

Den ganzen Gruß des Herrn Professors Danken hier wiederzugeben, würde aus vielen Gründen zu weit führen, weshalb wir uns mit dem oben Gesagten bescheiden müssen.

Professor Rudolf Eucken, der hoch angesehene deutsche Philosoph, mit einem Herzen das ebenso stark für die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft schlug, wie das vieler jüngerer Männer, veröffentlichte im Juli 1921 einen Aufruf in der "European Press", die in Hamburg erschien, und in englischer Sprache veröffentlicht wurde. In demselben verweist er nachdrücklich auf die Jahrbücher und macht besonders auf das Jahrbuch 1917 aufmerksam, welches in der Hauptsache Betrachtungen wie "The Life of Karl Follen" gewidmet war. Es lohnt sich einen Teil seines Aufrufes hier wiederzugeben. Er schrieb wie folgt:

"At last we may consider ourselves at peace with America. Undoubtedly we shall now witness a vigorous resumption of material and economic intercourse. But two countries should also pay attention to the exchange of intellectual and spiritual values, for on it depends a real progress toward a friendly understanding. German-American relations are founded on long historical tradition initiated by emigration. We know that during the 17th and 18th centuries, especially during the latter, many Germans left their old country in order to devote their energies to the new. The first important literary link was supplied by Mme de Stael's book "De L'Allemagne", the first English translation of which was published in New York in 1814. For America, more especially for New England, it meant the opening up of a new world. Inspired by this book, talented young students came to Goettingen, and all of them rose to fame: George Ticknor, Edward Everett, and George Bancroft. Their work was supplemented by that of young Germans who, driven out of Germany by the reactionary "Holy Alliance", transferred their ardent love of freedom to America. Among them were Karl Beck, Franz Lieber

## Deutsches-Amerikanische Geschichtsblätter

and Karl Follen. A life-like picture of that period we find in Dr. George Sprindler's book, "The Life of Karl Follen." It owes its origin to the stimulating suggestions of Professor Julius Goebel. Unfortunately the war has interfered with the widespread publicity it deserves.

Among Americans, Channing, the prominent-unitarian, must be counted among those who strenuously endeavored to enlarge the intellectual horizon of the nation. The following passage is taken from his celebrated work, "Remarks on National Literature."

"Our reading is confined too much to English books. We ought to know the different modes of viewing and discussing great subjects in different nations. The intellect of that nation is turned now to what is called practical and useful subjects . . . . We find little profound or fervid thinking expressed in the higher forms of its literature."

Follen's life clearly outlines the intellectual domain in which liberation and extension was expected from the influence of the German mind. Follen was originally a lawyer, but he devoted himself to the task of introducing and spreading in America the treasures of German classical literature. To him was due a better understanding of modern German philosophy, and of the ideals of German education. He did much for the diffusion of gymnastic training as taught by Jahn, and which in his opinion was indispensable for the harmonious development of the individual. His profound mystical piety, coupled with a true love of liberty, prompted him to fight for a higher and more liberal form of religion. Owing to this activity he acquired many friends among unitarians. Finally he was one of the leaders of the anti-slavery movement although thereby many avenues became closed to him. He was a typical representative of that German idealism which expects the salvation of the world from the teachings of Fichte and Schleiermacher.



Of Follen Dr. Spindler says: "With an unswerving devotion to his ideals of social, political and religious freedom he identified himself with the chief reform movement of the times. He was convinced that the highest of American and German ideals tended toward the same end: a freer and more perfect humanity. While in character and aspirations he remained a true German, he was at the same time a loyal and devoted citizen of this country (America)." Already before his emigration to America Follen wrote the following words: "If it be the ultimate purpose of the American Commonwealth to realize in their purest form the ideals of liberty and equality, then Germany as the centre of modern culture, must supply to America those deeper spiritual values without which she cannot exist."

Follen died in 1840 just when he was about to obtain a permanent post. He was drowned at sea in a steamboat which had caught on fire. But his life-work has not been in vain, for after him many others have contributed their share towards a closer intellectual union between America and Germany. We have only to mention the men of 1848 and 1849, who came over and fought for the sake of freedom. Men like General Koerner and Karl Schurz were the leaders of those German-Americans whose courage and loyalty saved the Republic.

Such was the origin of an influence which has contributed much toward the inspiration and elevation of the world. Let us hope that the collaboration of America and Germany will bear fruit, and that a period of mutual advancement will bring forth new life from the ruins of the past. Our age is teeming with great problems which can only be solved by working hand in hand."

Es ist nicht nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß "The Life of Karl Follen" und weitere Artikel über diesen einflußreichen Deutschamerikaner und durch die Veröffentlichung in unseren Jahrbüchern ihre Verbreitung fanden und ihren Einfluß geltend machten.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

H. Brandl, der weltbekannte Lyriker, gibt seiner Anerkennung für die Jahrbücher in einer Besprechung, die im Jahre 1925 veröffentlicht wurde, in tief empfundenen Worten Ausdruck. So schreibt er, besonders mit Bezug auf den Band XXII-XXIII (1922—1923):

„Unsere Literaturhistoriker sind es noch nicht gewöhnt, die deutsch-amerikanische Lyrik mit zu berücksichtigen; auf die Dauer wird diese Lücke nicht bleiben können, so viel Edelgut ist auf diesem Gebiete gewachsen, und mit so viel Herzweh, Manneskraft und Weitblick ist sie erfüllt. Durch 250 Jahre hat deutsche Verksunft drüben geblüht, und sind auch die Originalausgaben bei uns selten, so gibt es doch eine Reihe Blütenlesen: Marxhausen, Deutsch-amerikanischer Dichterwald, Detroit, 1856; Melchers, Musenflänge aus dem Süden, Charleston, S. C., 1858; Steiger, Dornrosen, Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika, 3. Aufl., Neuyork, 1872; Warns, Blüten und Perlen, Milwaukee, 1886; Zimmermann, Deutsch in Amerika, 2. Aufl., Chicago, 1894; Reeff, Vom Lande des Sternenbanners, Seidelberg, 1905; Rattermann, Deutsch-amerikanisches Biographikon und Dichteralbum, Cincinnati, 1911; Sanders, Aus ruhmreicher Zeit, deutsch-amerikanische Dichtungen aus dem ersten Jahre des Weltkrieges, Neuyork, 1915. Mögen unsere Bibliothekare schleunigst zugreifen, bevor diese Sammlungen vergriffen sind. Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft hat bereits im 14. Bande ihres Jahrbuches eine Reihe Proben aus dem 17. und 18. Jahrhundert geboten und verwendet jetzt den größten Teil ihres neuen Bandes zur Wiedergabe von „German-American Poetry, a contribution to colonial literature by Uhlendorf“, wobei die meisten Proben aus dem 19. Jahrhundert geschöpft sind.

Was diesen Rhythmen aus der Ferne besonderen Reiz verleiht, das ist das Erleben unserer Auswanderer, die sich durch solche Verse Lust und Stärke schafften. Es ist nicht Buchdichtung, die dabei entstand; gepreßtes Empfinden und heißes Wollen drängt zum Ausdruck, rührend sind die Töne der Heimatsehnsucht, eine ganze andere Landschaft als bei unseren Dichtern wird hervorgezaubert, der Konflikt zwischen geliebter Mutterkultur und geschätz-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

tem, fest ergriffenen Weisstaat spielt in allen Tonarten, und immer von neuem finden wir die Ueberzeugung: Deutsche Gemüthschätze sind auch im Gold- und Freiheitslande unerseßlich. Empörung spricht aus den Versen der vertriebenen Republikaner, die an die Machthaber in ihren meist süddeutschen Geburtsländern mit geballter Faust sich erinnern; aber mit ebenso viel Empörung schildern sie den Verkauf und die Peitschung von Sklaven in den Südstaaten vor dem Bürgerkriege.“

Brandl kommt dann auf einzelne der Dichter zu reden und macht auf Märklin besonders aufmerksam, dessen „Deutscher Kavallerist“ folgende Strophe enthält:

Wie ist es mir wohl im Sattel und im Bug!  
Denn sonst im ganzen Lande  
Erleid ich nichts als Lug und Trug,  
Als Jagen und Schimpf und Schande.  
Dum, wer noch ein Kerl, ein tüchtiger ist,  
Der wird, wie ich, ein Kavallerist,  
Macht Bahn mit gewaltigen Streichen  
Für sich und Seinesgleichen.

Dann spricht er über die Dichtung während des Weltkrieges, in welcher der entstandene Zwiespalt in den Herzen mancher Deutsch-Amerikaner zum Ausdruck komme, während alle diese Deutsch-Amerikaner rückhaltlos und einheitlich in der Poesie den Geistesgrößen, wie z. B. denen, welche von Castellan in seinen Strophen „An Meine Kinder“ bringt, Lob zollen.

Was ein Lessing lehrte,  
Was ein Goethe sang,  
Ewig wird's behalten  
Seinen guten Klang.  
Und gedenk' ich Schillers,  
Wird das Herz mir warm;  
Schiller zu ersetzen,  
Ist die Welt zu arm.

Schon wegen solcher gewaltigen Geistesausstrahlung von unseren Klassikern über das Weltmeer hin muß und wird der Deutschphilologe künftig die deutschen Poeten am Hudson nicht mehr übersehen. In vieler Hinsicht stehen sie unseren Jungdeutschen am

nächsten; Freiligrath hat begreiflicherweise besonders stark auf sie gewirkt; aber auch Eigentöne haben sie entdeckt und im Bewußtsein, nicht bloß Skribenten zu sein, mit berechtigtem Stolz auf manche unserer europäischen Veretändler heruntergeblidt. Aber auch dem englischen Gerede von der geistigen Minderwertigkeit des deutschen Auswanderers ist hiermit die Grundlage entzogen; er zeigt sich vielmehr als besonders bildungstüchtig; brachte er sich politisch nicht recht zur Geltung, so geschah das wegen seiner politischen Geltungs- und Erziehungslosigkeit im alten Vaterlande.

An der Spitze des Bandes steht ein Artikel vom Gießener Historiker S. Haupt über Karl Follen, der zuerst deutschen Universitätsunterricht in den Vereinigten Staaten, und zwar in Harvard, einführte. Eine Denkschrift, in der er gerade vor einem Jahrhundert die Gründung einer deutschen Universität in den Vereinigten Staaten anregte, weil er an Freiheit und Geistesfortschritt unter den reaktionären Regierungen an Elbe, Rhein und Donau verzweifelte, ist vollständig abgedruckt; sie hat bisher in einem hessischen Geheimarchiv geschlafen. Ein kleinerer Artikel von Wadepuhl handelt über Goethe in Amerika. Der große Frankfurter hatte, wie damals die meisten seiner Landsleute, von amerikanischen Schriftstellern am meisten Franklin gelesen, noch mehr aber die wirtschaftlichen Möglichkeiten der westlichen Republik klar eingeschätzt. Ein Anhang berichtet über die Verhältnisse der Deutsch-Amerikanischen Hist. Gesellschaft, die wenigstens mehrere öffentliche Bibliotheken Deutschlands zu ihren Mitgliedern zählt, und glücklicherweise einen Präsidenten besitzt, der ihr das Jahrbuchdefizit großmütig schenkte."

Während die Gesellschaft nie über eigene Mittel verfügte und immer nur auf die kleinen Mitgliederbeiträge und die freiwilligen Zuweisungen einiger ihrer ernst gesinnten Freunde angewiesen war, worunter der Schwaben-Verein von Chicago nicht vergessen werden darf, da derselbe von der Gründung der Gesellschaft an jährlich einen Beitrag von \$100.00 an diese überwies, der allerdings später auf \$50.00 reduziert werden mußte, und trotzdem der veränderten ökonomischen Verhältnisse insbesondere durch den Ausbruch des Weltkrieges die Druckerkosten sich immer mehr er-

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

höhten, gelang es der Gesellschaft doch ihre Veröffentlichungen regelmäßig fortzusetzen. Hier sei bemerkt, daß nur einmal während ihres Bestehens die Gesellschaft mit einem Vermächtnis von \$100.00 bedacht wurde, welches Herr Eduard Neder, seiner Zeit einer der hervorragendsten Zeitungsherausgeber in Dayton, Ohio, in seinem Testament vorgesehen hatte. Herr Neder starb im Jahre 1917 und wurde ihm zur Zeit ein passender Nachruf in unseren Geschichtsblättern gewidmet.

Während der Kriegsjahre spitzten sich die finanziellen Verhältnisse in bedrohlicher Weise zu, so daß immer weitere und weitere Ansprüche an unsere besser gestellten Freunde und Gönner gemacht werden mußten und ist dem Präsidenten, Herrn Dr. Otto L. Schmidt, ganz besonderer Dank dafür abzustatten, daß er fortwährend weitere große Zuschüsse der Gesellschaft überwies und in den letzten zehn Jahren sogar alle Ausgaben für Porto und die nötigen Büreaufkosten aus eigener Tasche bestritt.

Die Gesellschaft kam in eine etwas bessere finanzielle Lage, nachdem die Jahresbeiträge von \$3.00 auf \$5.00 erhöht worden waren, besonders aber, nachdem es dem Herrn Professor Goebel gelang die Germanistic Society of America zu bestimmen, unsere Veröffentlichungen durch einen jährlichen Beitrag von \$300.00 zu unterstützen, was die Gesellschaft mit innigstem Dank anerkennt. Auch Herr Ferdinand Thun aus Reading, Pa., hat der Gesellschaft in den letzten zwei Jahren je \$100.00 zukommen lassen, was ebenfalls auf Veranlassung der Herrn Professor Goebel geschah, so daß die Gesellschaft sich heute auf einer gesunderen Basis wie je befindet, trotzdem die Mitgliederzahl mehr und mehr durch das Ableben der älteren Mitglieder sich verringert und neue Mitglieder nur selten zu gewinnen sind.

Während der Kriegs- und Nachkriegsperiode hatte die Gesellschaft ihr Möglichstes versucht, teilweise in Gemeinschaft mit dem damaligen bestehenden „Deutschen Verband von Chicago“, durch öffentliche Vorträge eine Mitgliederkampagne durchzuführen, aus welcher wohl vermehrte Unkosten, aber sonst nur geringer Erfolg erwuchs.

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

In den letzten zwanzig Jahren haben sich nun solche einschneidenden Veränderungen im deutsch-amerikanischen Leben vollzogen, zu deren Aufklärung und besserem allgemeinen Verständnis neue Forschungen benötigt sind und aus diesem Grunde sollte der Versuch gemacht werden, das jüngere Element der deutsch-amerikanischen Bevölkerung auf die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung aufmerksam zu machen und dasselbe zu unseren Arbeiten heranzuziehen, so daß die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois auch späterhin bestehen und ihren Einfluß auf das politische Leben in passender Weise ausüben kann. Wie groß der Einfluß historischer Kenntnis auf den Fortschritt in politischer Hinsicht ist, sieht wohl jeder ein, der mit klarem Auge die Entwicklung anderer Nationalgruppen hier in Amerika beobachtet.

Besonderen Dank schuldet die Gesellschaft Professor Goebel, durch dessen Mitwirkung es der Gesellschaft möglich wurde, die Jahrbücher von solch' hervorragendem Inhalt veröffentlichen zu können. Leider setzte der unerbittliche Tod seiner mühseligen Kulturtätigkeit ein zu frühes Ende. Er starb am 28. März dieses Jahres im Alter von 73 Jahren in Wilmette, einer Vorstadt von Chicago, wohin er sich erst vor einigen Monaten ins Privatleben zurückgezogen hatte, nachdem er bereits vor mehreren Jahren von der Staats-Universität in Urbana wegen vorgerücktem Alter pensioniert worden war.

Für die Gesellschaft ist es nun um so notwendiger geworden, neue Verbindungen und neue Wege zu schaffen, erstens, um die wissenschaftliche Forschung und Bearbeitung der deutsch-amerikanischen Gesichte in passender und anerkannter Weise fortzusetzen, und zweitens, durch praktische Verbindungen und Einstellung auf die neueren Verhältnisse die größere Masse des Deutschamerikanertums für die Arbeiten der Gesellschaft zu gewinnen.

### Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Auf Antrag des Präsidenten Herrn Dr. Schmidt wurde eine Generalversammlung auf Dienstag Nachmittag 5 Uhr, den 23. Juni 1931, in Zimmer 1616 Mallers Gebäude, Chicago, Ill., einberufen.

Herr Dr. Schmidt eröffnete die Versammlung, welche infolge des ungünstigen Wetters nicht zu zahlreich besucht war. Der nachstehende Bericht des Schriftführers und der Finanzbericht, welcher nach kleinen Änderungen vom Schatzmeister, Herrn Papke, als richtig befunden wurde, wurden verlesen, worauf sich die Versammlung wegen Mangels eines Quorums vertagte.

In den Besprechungen wurde hervorgehoben, daß wir für das kommende Jahrbuch sehr wahrscheinlich eine Geschichte des Deutschtums Chicagos, bearbeitet von einem Professor der Geschichte für seine Doktorarbeit, zur Verfügung haben werden, eine tief wissenschaftliche und eingehende Arbeit, wie sie bisher noch nie über das Deutschtum Chicagos geliefert worden ist.

Es sei auch hier des Weiteren bemerkt, daß Herr Dr. Schmidt, wie auch in den vergangenen Jahren die Porto- und Unkosten für die Geschäftsführung der Gesellschaft aus seiner eigenen Tasche getragen hatte.

#### Bericht des Schriftführers.

Da bereits seit dem Jahre 1927 keine öffentliche Generalversammlung stattgefunden hat, ist es angebracht einen allgemeinen Ueberblick über die Mitgliederzahl der Gesellschaft vorzulegen. Während die Gesellschaft im Jahre 1927 noch 3 Ehrenmitglieder, 90 zahlende Mitglieder in Chicago und 52 außerhalb Chicagos in den Ver. Staaten hatte und nur 11 korrespondierende Mitglieder zählte, zeigt unsere Mitgliederliste heute ein anderes Bild, trotzdem in den letzten Jahren regelmäßige Versuche gemacht wurden, unsere Mitgliederzahl zu vergrößern. Heute zeigt unsere Liste noch die alten 3 Ehrenmitglieder, 63 zahlende Mitglieder in Chicago und 42 außerhalb Chicagos in den Ver. Staaten, während die Gesellschaften und Institute, welche unsere Veröffentlichungen frei erhalten auf 28 gestiegen sind. Die Vermehrung der letzteren Gruppe ist darauf zurückzuführen, daß auswärtige Institute unsere Bücher mit großem Interesse aufgenommen haben und wir einen Austausch mit den Veröffentlichungen

dieser Institute als ein praktische Propaganda für die Verbreitung deutsch-amerikanischer Geschichte betrachteten.

Der Rückgang der zahlenden Mitglieder ist auf das Ableben vieler unserer Freunde zurückzuführen, wie auch darauf, daß die gegenwärtigen finanziellen Verhältnisse es manchem unmöglich machten, seine Mitgliedsbeiträge aufrecht erhalten zu können.

Von unseren Verwaltungsratsmitgliedern sind im verfloffenen Jahre zwei — Professor Julius Goebel und Herr Henry von Waderbarth gestorben, während die Namen von Carl Spindler, San Francisco, Nathan Straus, New York, Hans von Meinsperg, Chicago, nicht vergessen werden sollten. Denselben wird in passender Weise eine Würdigung gewidmet werden.

Hier in Chicago haben zwei Herren ihre Resignation eingesandt, während weitere acht keine Anfrage beantworteten, was auch von weiteren sieben Personen außerhalb Chicagos in den Ver. Staaten geschah. In dieser Beziehung sind die Verhältnisse nicht die günstigsten, wogegen indes die Nachfrage nach unseren Jahrbüchern stetig anwächst, meistens natürlich für Frei-Exemplare, die nicht immer befriedigt werden kann. Die seit dem Jahre 1927 veröffentlichten Jahrbücher haben sicherlich die Anerkennung verdient, die ihnen zuteil wurde. Die Jahrbücher 1929 und 1930, das erstere dem Andenken Carl Schurz' gewidmet, das letztere eine besondere Erinnerungsschrift zum zweihundertjährigem Geburtstag Baron Steubens scheinen ganz besonderes Interesse angeregt zu haben.

Wie in früheren Berichten regelmäßig anerkannt, hatte die **Germanistic Society of America** uns ursprünglich eine Unterstützung von \$500.00 überwiesen, wofür unser Jahrbuch unentgeltlich an alle Mitglieder dieser Gesellschaft geliefert wurde. In den Jahren 1928 bis 1930 hat diese Gesellschaft uns aber nur je \$300.00 zugewiesen, während wir von Herrn Ferdinand Thun in Reading, Pa., zweimal je \$100.00 erhielten, wofür wir recht dankbar waren, weil es uns dadurch ermöglicht wurde, unsere Jahrbücher zu veröffentlichen, ohne gesungen zu sein, uns an unsere Mitglieder für besondere Zuweisungen wenden zu müssen.

Durch den Tod des Herrn Professors Goebel wurde die Gesellschaft vor die Alternative gestellt, unser Jahrbuch ohne direkt anerkannten Schriftleiter veröffentlichen zu müssen. Vorbereitungen waren jedoch schon getroffen und lag uns das Manuscript des Herrn Sallett aus New Ulm vor, welcher eingehende Abhandlung über die Wanderung der Rußland-Deutschen in den Ver. Staaten als eine Doktorarbeit fertiggestellt hatte. Mit dieser Abhandlung als leitenden Artikel fanden wir es angebracht, einen kurzen aber umfassenden Ueberblick über die Gründung und die Arbeiten unserer Gesellschaft selbst bis zur Gegenwart vorzubereiten, wie ebenfalls eine kurze Geschichte des Schwaben-Vereins und des gegenseitigen Unterstützungs-Vereins von Chicago fertig zu stellen, wodurch



## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Inhaltspunkte für die Geschichte des hiesigen Deutschtums gegeben werden und wodurch wir in dem bald erscheinenden Jahrbuch vieles von Interesse bringen, was dem allgemeinen Publikum bisher nur in geringerem Maße bekannt war und die Augen der Welt auf das deutsche Leben in Chicago besonders aufmerksam machen wird.

Es liegt nun die Frage vor, wie die Gesellschaft sich ihre Zukunft sichern kann. In der Vergangenheit sind viele Versuche gemacht worden, neue Mitglieder zu gewinnen, um die Reihen der aussterbenden Veteranen wieder aufzufüllen. Eine Agitation durch öffentliche Versammlungen und Vorträge hat sich in vergangenen Jahren als zu kostspielig und auch als nicht erfolgreich erwiesen. Zirkularschreiben an gelieferte Listen haben auch nur geringen Erfolg gebracht. Es sollten aber Mittel und Wege gefunden werden können, um unter dem noch immer zahlreichen hiesigen Deutschtum neue Freunde zu gewinnen. Ohne einen bedeutenden Zuwachs an Mitgliedern ist die Gesellschaft derselben Gefahr ausgesetzt, wie so viele andere deutsch-amerikanische Organisationen — langsam einzuschlafen, wodurch die gewaltige Arbeit, welche die Gesellschaft in den vergangenen dreißig Jahren geleistet hat, einfach verloren gehen würde. So weit hat die Gesellschaft aber selbst die schlimmsten Stürme, besonders der Kriegs- und Nachkriegsperiode überstanden und solch eine gesunde Lebenskraft gezeigt, daß man sich wohl der Hoffnung hingeben darf, daß mit passender Anregung das intelligente Deutschtum gerne die Arbeit übernehmen wird, ein Unternehmen aufrecht zu erhalten, welches die deutsch-amerikanische Kulturarbeit im besten Sinne und in ihrer ganzen Großzügigkeit vertritt.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Finanz-Bericht.

1930

Juni 21. Bestand in der Kassa.....\$ 644.12

Einnahmen:

1930

Juni 25.	The A. C. Wilde Co., Cincinnati.....	\$ 10.00
Sept. 19.	University of Chicago Press.....	9.00
	M. Pagenstecher, New York.....	5.00
	Ferd. Hansen, New York.....	5.00
	Max V. Reich, St. Louis.....	20.00
	Wm. A. Reichmann, Chicago.....	10.00
	Herm. F. Lieber, Indianapolis.....	5.00
	Arthur Woltersdorf, Chicago.....	5.00
	Michael F. Girtten, Chicago.....	5.00
	A. F. W. Siebel, Chicago.....	5.00
30.	Dr. J. Holinger, Chicago.....	5.00
	Carl Fried, Chicago.....	10.00
	Alfred R. Rippert, Cincinnati.....	5.00
Okt. 6.	August Ruedy, Chicago.....	5.00
	Heinrich Heine, Highland Park, Ill.....	5.00
	M. C. Dick, Milwaukee, Wis.....	5.00
	Hugo A. Koehler, St. Louis.....	5.00
	Germanistic Society of America, New York	300.00
Nov. 12.	Schwaben-Verein, Chicago.....	50.00
	Chas. Nagel, St. Louis, Mo.....	13.00
	Germanistic Society of America.....	5.00
Dec. 10.	Ferdinand Thun, Reading, Pa.....	100.00
		<hr/>
		587.00
		<hr/>
		\$1,231.12

Ausgaben:

1930

Okt. 16.	Fred Klein Company.....	\$809.60
Nov. 1.	University of Chicago Press....	26.77
	Kassenbestand .....	394.75
		<hr/>
		1,231.12

1931

Jan. 1. Kassenbestand .....

\$ 394.75

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Einnahmen:

Jan. 14.	Herm. Horn, New York.....	\$ 5.00
	Hugo A. Koehler, St. Louis.....	5.00
	John E. Traeger, Chicago.....	5.00
	Arthur Woltersdorf, Chicago.....	5.00
	Edgar J. Mihlein, Chicago.....	5.00
	H. A. Homeyer, St. Louis.....	5.00
	Wm. Schulze, Chicago.....	5.00
	N. E. J. Pape, Chicago.....	5.00
	Ferdinand Schewill, Chicago.....	5.00
	Otto L. Schmidt, Chicago.....	5.00
	Hon. C. A. Fide, Davenport, Iowa.....	5.00
	Hon. Richard Bartoldt, St. Louis.....	5.00
	Christian Dod, Hinsdale, Ill.....	5.00
	Ernst Ebel, Chicago.....	5.00
	A. C. Dick, Milwaukee, Wis.....	5.00
	Jacob Ruehl, Chicago.....	5.00
	W. A. Wieboldt, Chicago.....	5.00
	Ferd. S. Brammer, Chicago.....	5.00
	A. F. Walter, St. Louis.....	5.00
	M. G. Scheunemann, Chicago.....	5.00
15.	F. Diehl, Chicago.....	5.00
16.	Carl F. Lomb, Rochester, N. Y.....	5.00
	Alfred R. Ripvert, Cincinnati.....	5.00
	Chicago Turn-Gemeinde.....	5.00
	F. C. Gaertner, Chicago.....	10.00
	Horace L. Brand, Chicago.....	5.00
	A. F. Madlener, Chicago.....	5.00
	Richard Wassermann, Chicago.....	5.00
	Wm. Bartholomah, Chicago.....	5.00
17.	S. Wollenberger, Chicago.....	5.00
	Richard C. Schmidt, Chicago.....	5.00
	Julius Schmidt, Chicago.....	10.00
	Ludwig Vogelstein, New York.....	5.00
	Max F. Kohler, New York.....	5.00
	E. M. Shroock, New York.....	5.00
	John Großgebauer, Paterson, N. J.....	5.00
	Carl C. Schmidt, Escado, Mich.....	5.00
	C. Benninghofen, Hamilton, O.....	5.00
	M. Fagenstecher, N. Y.....	5.00
19.	Dr. Hugo Franz, Chicago.....	5.00
	Carl Boschwitz, New York.....	5.00
	Ad. Kroch, Chicago.....	5.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	Fred Mees, Chicago.....	5.00
	Aug. Mum, Pasadena, Cal.....	5.00
	Felix von Wusow, Chicago.....	5.00
	Herm. J. Dirts, Chicago.....	5.00
20.	Frl. Minna Heuermann, Oak Park, Ill...	5.00
	E. S. Schults, St. Louis.....	5.00
21.	Albert Breitung, Chicago.....	5.00
	Emil Baensch, Manitowoc, Wis.....	5.00
	Emil Eitel, Chicago.....	5.00
23.	J. S. A. Lacher, Waukegan, Wis.....	5.00
	Dr. Wm. F. Petersen, Chicago.....	10.00
24.	Ernst J. Krueger, Chicago.....	5.00
	Frl. Louise Lewes, Chicago.....	5.00
	Ed. Gill, Chicago.....	5.00
28.	Herm. Bachmeister, Chicago.....	5.00
	A. C. E. Schmidt, Chicago.....	5.00
	Dench Bartholoman, Chicago.....	5.00
29.	Dr. J. Polinger, Chicago.....	5.00
30.	Louis Guenzel, Chicago.....	5.00
31.	Albert Roehling, Chicago.....	5.00
Febr. 2.	German Society of Pennsylvania, Phila- delphia.....	5.00
4.	Society of the Divine Word, Tschug, Ill...	5.00
	Henry W. Brendel, Buffalo, N. Y.....	10.00
6.	Charles Nagel, St. Louis.....	5.00
7.	University of Texas, Austin, Texas.....	49.00
9.	Irving Lehman, New York.....	5.00
10.	Newberry Library, Chicago.....	5.00
	Michael F. Girten, Chicago.....	5.00
12.	F. C. Habicht, Lindhurst, N. Y.....	10.00
	Carl Stein, Chicago.....	5.00
13.	Phil. S. Dilg, Evanston, Ill.....	5.00
	Rick Schmitt, Chicago.....	5.00
14.	Carl Eitel, Chicago.....	5.00
16.	Public Library, Milwaukee, Wis.....	5.00
16.	Davenport Turngemeinde.....	5.00
	Julius F. Wuensch, St. Louis.....	5.00
18.	University of Texas.....	3.00
24.	A. F. W. Siebel, Chicago.....	5.00
März 2.	Carl Gallauer, Chicago.....	10.00
5.	Frau Walther Malthenius, Chicago.....	3.06
April 7.	Max L. Teich, St. Louis.....	5.00
10.	Paul Schulze, Chicago.....	5.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Mai 7.	Leopold Grand, Chicago . . . . .	10.00	
	John Eifelmeier, Milwaukee . . . . .	5.00	
			501.06
			\$ 895.81

Ausgaben:

1931			
Febr. 7.	Für Bücher — Max Baum . . . . .	\$ 39.00	
April 1.	Julius Goebel, editorial work . . . . .	200.00	
Mai 7.	Hans Dose, proof reading . . . . .	30.00	
	Scheckaustausch-Kosten bei der Bank . . . . .	.90	
			269.90
			\$ 625.91
Juni 25.	Kroch Book Store . . . . .	4.00	
1931			
Juli 1.	Lassenbestand . . . . .	\$ 629.91	

Verwaltungsrat.

Dr. Otto L. Schmidt                      Hon. Michael F. Girten  
 M. E. J. Pappe

Beamte.

Dr. Otto L. Schmidt . . . . . Präsident  
 Max Baum . . . . . Schriftführer  
 M. E. J. Pappe . . . . . Schatzmeister

Mitgliederliste.

Ehrenmitglieder:

Prof. Everts B. Greene, Columbia Universität.  
 Prof. F. J. Herriott, Drake Universität.  
 Prof. Hermann Enden, Berlin.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Mitglieder:

Austin, Tex.	Arnetgen, E. J.
University of Texas	Kuhlmen, Albert
Berlin	Madlener, Albert J.
Universitäts-Bibliothek	Mannhardt, Wm.
Ministerium des Innern	Nees, Fred
Bismarck, N. D.	Newberry Library
State Historical Society	Papfe, Max E. J.
Brooklyn, N. Y.	Peterfen, Dr. Wm. J.
Reumerkel, Waldemar	Public Library
Russalo, N. Y.	Recher, D.
Brendel, Henry W.	Rhode, M. E.
Chicago, Ill.	Röhling, Albert
Bartholomay, Henry	Rosenfield, S. W.
Bartholomay, Wm.	Ruedy, Aug.
Baum, Max	Mühl, Jacob
Brammer, J. J.	Schevill, Prof. Ferdinand
Brand, Horace L.	Schlachter, J. W.
Breitung, Albert	Scheunemann, R. G.
Chicago Historical Society	Schmidt, A. C. E.
Chicago Turn-Gemeinde	Schmidt, Julius
Diehl, Fred	Schmidt, Dr. D. L.
Dicks, Herm. J.	Schmide, Richard C.
Ebel, Ernst	Schmitt, Sid.
Eitel, Emil	Schulze, Paul
Fleischer, Chas. J.	Schulze, Wm.
Franz, Dr. Hugo	Schwaben-Verein
Gallauer, Carl	Seifert, Rudolf
Gärtner, J. C.	Siebel, A. J. W.
Gill, Adolph	Stein, Carl
Girten, Hon. Michael J.	Teichmann, W. C.
Grand, Leopold	Tewes, Fr. Louise
Günzel, Louis	Trick, Carl
Hadmeister, Herm.	Träger, Hon. John W.
Heinen, Dr. Aloys	Wiblein, Edgar J.
Hollinger, Dr. J.	Wieboldt, Wm. A.
Käuffel, Ludwig W.	Wassermann, Richard
Klein, Fred	Waltersdorf, Arthur
Köpke, Chas. A.	Wollenberger, Herm.
Kroch, Ad.	Wriow, Felix J. W. von
	Columbia, Mo.
	State Historical Society
	of Missouri

Deutscli-Amerikanische Geschichtsblätter

Cincinnati, C. Kippert, Hon. Alfred	Madison, Wis. State Historical Society of Wisconsin
Culver, Ind. Caum, C. B.	Manitowoc, Wis. Baenich, Hon. Emil
Davenport, Iowa Hilde, Hon. C. A. Zurngemeinde	Milwaukee, Wis. Dick, Ad. C. Eißelmeier, J. Public Library
Des Moines, Iowa Historical State Department	New York City, N. Y. Altheimer, Ben. Boichwitz, Carl Frank, Julius J. Habicht, F. C. Danien, Ferdinand Dorn, Herm. Kobler, Max Lehman, Irving Mauhoff, Paul Fagenieder, Rud. Public Library Shrood, S. W. Vogelstein, Ludwig
East Orange, N. J. Prochaska, John	Newark, N. J. Görb, August
Evansion, Ill. Dilg, Phil. H.	Oak Park, Ill. Deuermann, Magda
Frankfurt a. M. Städtische Bibliothek	Oscoda, Mich. Schmidt, Dr. Carl C.
Freeport, L. I., N. Y. Kenter, Chas.	Pasadena, Cal. Blum, August
Saint Thomas, My. Forst, Walter	Passaic, N. J. Kolle, A. J.
Glendale, Cal. Lange, H. C.	Paterfson, N. J. Großgebauer, John
Heidelberg Universitäts-Bibliothek	Philadelphia, Pa. Zeitz, Anthony J. German Society of Pennsylvania
Hamilton, C. Benninghofen, C.	
Hinsdale, Ill. Dod, Christian	
Highland Park Leine, Heinrich	
Indianapolis, Ind. Stempel, Theo.	
Iowa City, Iowa State Historical Society	
Mingus, Ill. Janssen, Rev. W. L.	
Los Angeles, Cal. Nitzger, August	

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

- |                                      |                                           |
|--------------------------------------|-------------------------------------------|
| Rochester, N. Y.                     | Waukegan, Wis.                            |
| Lomb, Carl F.                        | Lacher, J. G. A.                          |
| Springfield, Ill.                    | Ronn, Deutschland                         |
| Illinois State Historical<br>Library | Universitäts-Bibliothek                   |
| St. Louis, Mo.                       | Stöln am Rhein                            |
| Barthold, Hon. Richard               | Städtische Bibliothek                     |
| Homeyer, H. Aug.                     | München                                   |
| Möhler, Hugo A.                      | Deutsche Akademie                         |
| Nagel, Chas.                         | Leipzig                                   |
| Schulz, E. G.                        | Deutsche Bucherei                         |
| Teich, Max L.                        | Göttingen                                 |
| Walter, A. J.                        | Universitäts-Bibliothek                   |
| St. Paul, Minn.                      | Gießen                                    |
| Matt, Jos.                           | Die Hessische Universitäts-<br>Bibliothek |
| University of Minnesota              | Stuttgart                                 |
| Teich, J. I.                         | Das Auslands-Deutschtum                   |
| Society of the Divine Word           |                                           |
| Washington, D. C.                    |                                           |
| Library of Congress                  |                                           |
| Palmer, Gen. John McA.               |                                           |



# The German-American Historical Society of Illinois

*Organized in 1900*

PUBLISHES EACH YEAR THE

## Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

*Since 1926*

— CALLED —

### The German-American Historical Review

---

These Yearbooks (Jahrbücher), whose contributors are of high literary attainments, preserve for future generations little-known and well-known events and personalities of importance to history, and facts of importance to science.

Where no description is given for the "Yearbook", it covers a miscellany of subjects; in a few instances, as indicated, an entire *Jahrbuch* is devoted to the life and works of a distinguished German-American.

Vol. I—(1901)—out of print.

Vols. II-XXV (1902-25), each volume.....\$3.00

Vols. XVIII-XIX (1918-19), bound in one volume..... 3.00

Vols. XX-XXI (1920-21), bound in one volume..... 3.00

Vols. XXII-XXIII (1922-23), bound in one volume..... 3.00

Vols. XXIV-XXV (1924-25), bound in one volume..... 3.00

Vols. XXVI-XXVII (1926-27), BERNARD ZIEHN, bound in one volume ..... 3.00

Vols. XXVII-XXVIII (1927-28), THE GERMAN-AMERICAN HISTORICAL REVIEW..... 3.00

Vol. XXIX (1929), (The German-American Historical Review), CARL SCHURZ ..... 3.00

Vol. XXX (1930), (The German-American Historical Review), BARON VON STEUBEN..... 3.00

Vols. XXXI (1931), (The German-American Historical Review) 3.00

THE LIFE OF CARL FOLLEN. By George W. Spindler. (Historical Monograph No. 1) 234 pages, royal 8vo., paper or cloth ..... 1.50

---

Published by

The University of Chicago Press













89072936347



b89072936347a

